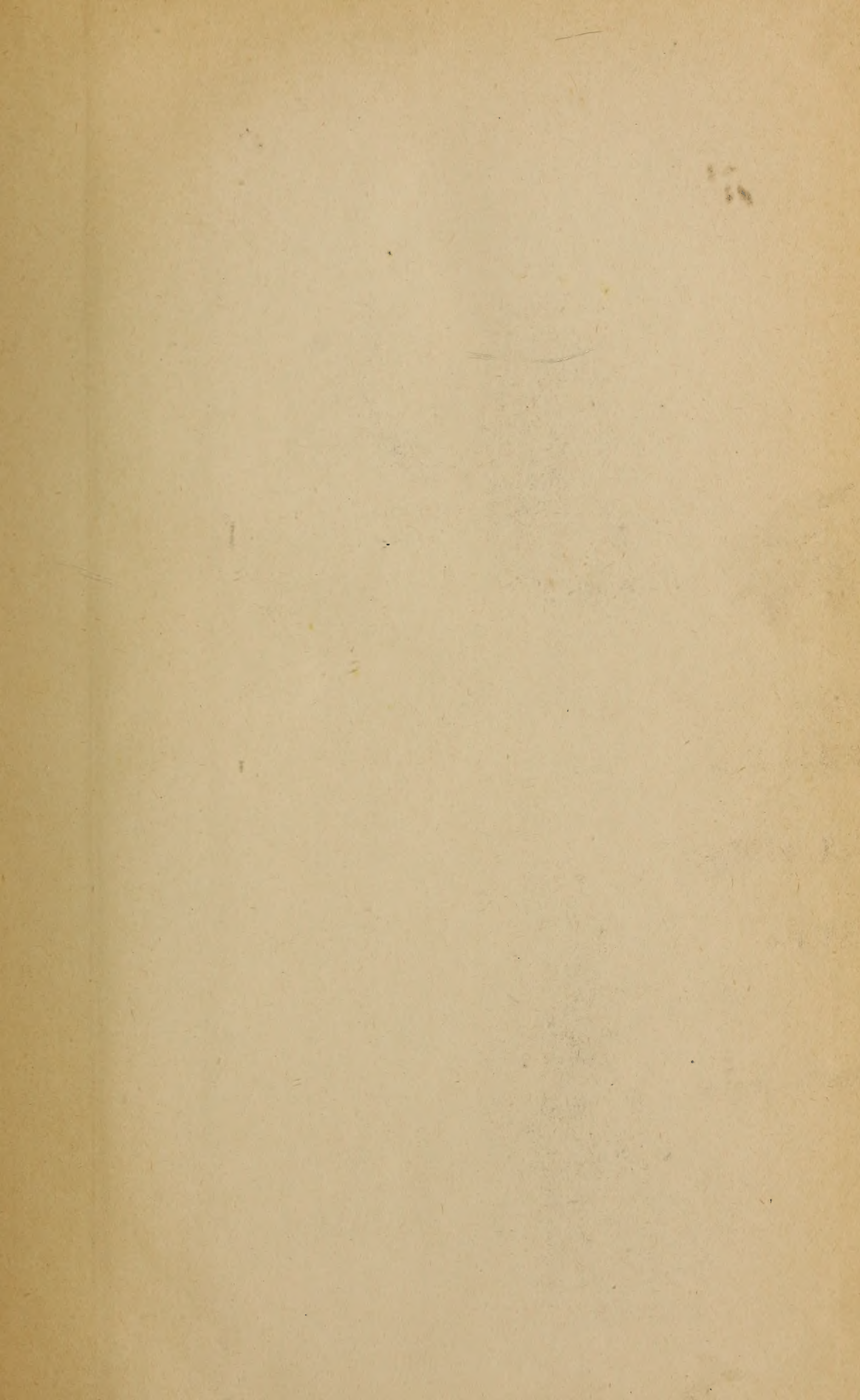
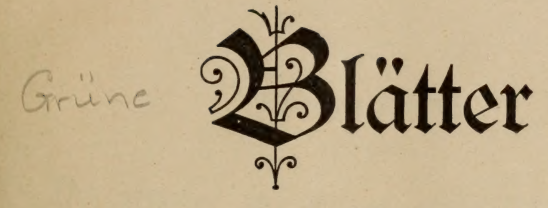

3 1761 09701991 3

Ameisenfleiß bringt's mit den Jahren weit
Der rege, stündliche;
Doch nie entdeckt die bloße Gründlichkeit
Das Unergründliche.

Ludwig Fulda







zur

Pflege persönlichen Lebens

herausgegeben

von

Dr. Johannes Müller

Sechster Band



als Manuskript gedruckt

1903



Vorbemerkung.

Die Blätter zur Pflege persönlichen Lebens erscheinen nicht öffentlich. Sie sind deshalb nicht durch den Buchhandel, sondern nur direkt von dem

Verlag der Grünen Blätter (Johannes Müller) in Leipzig

zu beziehen, wohin alle Bestellungen und Zahlungen erbeten werden. Der Nachdruck und die Übersetzung ihres Inhalts bedarf der ausdrücklichen Erlaubnis des Herausgebers: Dr. Johannes Müller in Mainberg bei Schonungen (Unterfranken).

Der Preis für einen Jahrgang beträgt für Deutschland (incl. Porto) 3,40 Mk., Österreich-Ungarn 4 Kr., Niederland 2,50 G., Rußland 2 R., Schweiz, Frankreich u. s. w. 4½ Fr., England 4 sh., Amerika 1 Dollar, Dänemark, Norwegen und Schweden 3½ Kr. Einzelne Hefte stehen zum Preise von 1 Mark zur Verfügung (außer I. Band Heft 1, II. Band Heft 3, III. Band Heft 1, IV. Band Heft 1, die nicht mehr einzeln abgegeben werden können). Einbanddecken für einen vollständigen Jahrgang sind für 1 Mk., gebundene Exemplare für 4,30 (Ausland 5) Mk., Prospekte gratis zu haben. Die bisher erschienenen Bände können jederzeit noch gebunden und ungebunden bezogen werden.

Inhalt.

Seite

Die Menschheit als Einheit von Heinrich Lhotzky
1. Einige schmerzliche Geschichten von der Einheit 2
2. Eine freundliche Ausnahme 5
3. Jesus und die Einheit 9
4. Der Zeuge der Einheit 13
5. Die Gerechtigkeit Gottes 17
Eine Frage an die Natur von Heinrich Lhotzky 20
Das Ziel von Johannes Müller
1. Der Kampf um die Weltanschauung 37
2. Die Einheit des Ziels 40
3. Der Fluch der Einseitigkeit 48
Ein Weihnachtsgeschenk für unsere Leser von Johannes Müller . . 53
Zum Nachdenken 60
Der Mensch Jesus Christus von Heinrich Lhotzky
1. Die Lehre von der Person Christi 61
2. Das Geheimnis des Menschen 64
3. Jesus Christus und die Lehre von seiner Person 71
4. Das Werk Christi 78
5. Das Opfer 86
6. Das Leiden 92
7. Die Gerechtigkeit der Menschen 101
Ein Zug der Liebe von Heinrich Lhotzky 110
Zum Nachdenken 122
Das Ziel von Johannes Müller
4. Die Undeutlichkeit des Ziels 125
5. Die Tragweite des Ziels 133
6. Der Rückgang auf den Menschen 137
7. Die neue Zeit 145
Die Versöhnung im Christus von Heinrich Lhotzky
1. Die Verlorenheit der Menschen 151
2. Die Bibel und der Ursprung der Verlorenheit 155
3. Das Recht der Erlösung 159
4. Die Naturgeschichte der Sünde 164
5. Das Wesen und die Gerechtigkeit der Sünde 168
6. Die Erlösung als Naturgeschichte 174
7. Die Gerechtigkeit Christi 178
Ein Erbteil von Heinrich Lhotzky 183
Tragische Heldinnen von Johannes Müller 187
Die Erlösung der Menschen von Heinrich Lhotzky
1. Eine Geschichte vom Menschen 189
2. Sünde und Gnade 191
3. Das Mittel der Erlösung 195
4. Das Wesen der Wiedergeburt 198
5. Die Chemie der Wiedergeburt 201
6. Die zweite Menschheit 204
7. Die Folgen und Aufgaben der zweiten Geburt 208
8. Bist du wiedergeboren? 212
9. Die Verpflichtung gegen die Umgeburt 215
10. Die Wirkung des Kreuzes 219
11. Der Weg zum Vater 222
Das Ziel von Johannes Müller
8. Das Unternehmen Jesu 225
9. Der Abweg 235
10. Woran uns liegt 238
11. Jesus und die Suchenden von heute 242
12. Ist das Ziel erreichbar? 255



Die Menschheit als Einheit.

Einheit — heiliges großes Rätsel! Sie ist unsere tiefste Ahnung, das innerste Bedürfnis unseres Denkens, doch niemand vermag sie zu beweisen. Aber unser ganzes Sehnen drängt mit seltsamer Einmütigkeit auf den Erweis der Einheit.

Die Wissenschaft hat die Einheit als Vermutung klar ausgesprochen. Wir ahnen die Einheit des Stoffs — der Beweis steht weit aus! — die Einheit der Kraft — sie ist noch nicht dargetan! — die Einheit der Welt, des Seins, des Lebens, schließlich auch der Menschheit, aber endgültig wissenschaftlich bewiesen ist keine der von dem Denken geforderten Einheiten. Es erscheint als schönstes Ziel, als glänzendster Sieg der Wissenschaft, der Einheit unwiderruflich klar inne zu werden.

Der Einheit der Menschheit könnte man vom wissenschaftlichen Standpunkte aus nahetreten. Bedeutende Männer haben die Frage behandelt. Wenn ich aber den Leserkreis dieser Blätter und seine Äußerungen überblicke, scheint mir dieser Weg nicht ganz der erwünschte zu sein. Ich glaube nicht fehlzugreifen, wenn ich einmal der Sache biblisch nähertrete. Biblische Fragen beginnen in unserer Zeit die Geister wieder mehr und tief zu beschäftigen. Man wünscht nur keine Behandlung in ausgefahrenen Geleisen.

Die Einheit der Menschheit aus einem Blute ist wissenschaft-

lich noch nicht erwiesen, biblisch dagegen Voraussetzung. Vielleicht gelingt es noch einmal der Wissenschaft, die Abstammung aller Menschen von einem Elternpaare zu beweisen, vielleicht werden, wenigstens vorübergehend, gegenteilige Anschauungen zur Herrschaft gelangen. Sämtliche biblische Schriftsteller sind jedenfalls darin einig, die Einheit der Menschheit als unerschütterliche Voraussetzung ihres Denkens anzusehen.

Wenn wir die Frage also biblisch behandeln, so können wir uns nicht mit dem einen Elternpaare beschäftigen, sondern lediglich mit den Folgerungen, die sich aus der vorausgesetzten Einheit ergeben.

Diese Folgerungen aber beanspruchen menschheitlich ganz hervorragende Anteilnahme. Die Frage der Fragen und ihre geschichtliche und persönliche Lösung ruht auf dieser Voraussetzung. Sie gewährt unermeßliche Folgerungen, die jeden auf's Tiefste und Nachdrücklichste zu beschäftigen berufen sind. Sollte ich aussprechen, wie man wohl mit einem Worte den Inhalt der ganzen Bibel am klarsten zusammenfassen könne, so würde ich sagen: die Einheit der Menschheit.

1. Einige schmerzliche Geschichten von der Einheit.

Siegesmutig und hoffnungsfreudig zogen sie eines Morgens aus, die Stadt als leichte Beute zu gewinnen. Der Sieg war ganz gewiß, denn ihre Schlachten schlug Jehovah, der lebendige Gott. Ja, Israel hatte Großes erlebt von der Kraft Gottes, die mit ihm ging und sich an seinen Feinden als unbezwingliche Siegeskraft bewährte. Die Leute selbst waren niemals mutig und streitbar, aber der für sie stritt, war der rechte Kriegsmann. An jenem Morgen waren sie gläubig gewiß, daß das Städtchen den 3000 Streitern zur leichten Beute werde.

Da geschah das Unerhörte und schlechthin Unverständliche. Die Hülfe Jehovahs versagte. Die Städter schlugen die Angreifer in die Flucht, und im Kampfe waren 36 Mann gefallen. Ge-

liebte Söhne vielleicht, vielleicht auch Familienväter, durch deren Tod zarte Kinder zu Waisen wurden, mit den verwitweten Müttern aller Unbill des Herumziehens preisgegeben. Nie würden die 36 des Friedens im gelobten Lande froh werden. Aber noch schlimmer war die geistige Wirkung der Niederlage. Die zahlreichen Feinde ringsum jubelten auf. Das unbesiegliche Volk war vor einem Städtchen schimpflich geflohen.

Die Völker verlassen sich ja meistens auf ihre guten Waffen, Reichtum und Kriegsstärke, unbeschadet deren sie ja noch ihre gottesdienstlichen Gebete um Schlachtensieg anordnen gleichsam als Ergebenheitsbezeugung gegen den Himmel, die auf keinen Fall schaden kann. Wenn aber ein Volk, wie jene Bauern und Hirten, seine ganze Zuversicht auf Gott setzt und nichts anderes und dann geschlagen wird, obgleich es seine Sache als göttlich gefestet und gewollt weiß, dann ist die Verzweiflung unermeßlich.

So wars in Israel damals. Der Feldherr mit seinem Stabe warf sich auf die Erde und blieb im Staube liegen bis an den Abend, innerlich zerbrochen durch die Niederlage, die eine Niederlage Gottes selbst war. Warum durfte das geschehen? —

Da kam eine Antwort, eine fürchterliche. Irgendwo unter den Hunderttausenden des Volkes hatte ein einziger Unbekannter gestohlen — Kleinigkeiten, einen Mantel, etwas Silber und ein Stänglein Gold. In einer eroberten Stadt hatte es offen dagelegen. Es war Kriegsbeute. Es gefiel ihm. Er nahms und verbargs daheim. Möchten alle Diebe so harmlos sein!

Um dieses einen Unbekannten willen konnte das ganze Israel nicht mehr siegen, und mußten 36 Häuser in Todestrauer versetzt werden! Er wurde ermittelt, das Loos wies auf ihn, er war geständig, zeigte das Versteck. Nun traf ihn die entsetzliche Strafe. Er wurde gesteinigt, aber seine ganze Familie mit. Seine Söhne und Töchter, die vielleicht gar nichts davon wußten, vielleicht waren zarte Kinder drunter, standen neben ihm auf dem Richtplatze. Dann wurde alles, der Raub und die gesamte lebende und tote Habe des Unglückseligen samt den Leibern der Gesteinigten verbrannt. —

Als wir Kinder waren, hat man uns die Geschichte Achans*) bei Gelegenheit des siebenten Gebotes erzählt. Hätten wir drüber nachgedacht, die Haut hätte uns geschaudert. Und auch die blutigste Rache an dem Diebe hat keinen der unschuldig gefallenen 36 Männer wieder lebendig gemacht!

Solcher Geschichten könnte man eine ganze Reihe erzählen z. B. die entsetzliche Geschichte aus dem 21. Kapitel des zweiten Samuelbuches, nach der noch lange nach Sauls Tode sieben seiner Nachkommen gehenkt wurden um einer Blutthat Sauls willen.

Sie alle bedürfen zu ihrem inneren Verständnis nur ein Wort: Einheit. Dort hatte Saul gefehlt, und Saul wurde gestraft. Der Unterschied der Zeit und der Personen kam nicht in Betracht. Das sind Zufälligkeiten, die nur geringe Bedeutung haben, beinah möchte man sagen Anschauungsformen der großen Einheit Saul, die wiederum ein kleiner Teil der Einheit Mensch ist.

Im Wesen der Einheit liegt der Begriff der Verantwortlichkeit. Wie wir dem Blute nach zusammengehören, so auch dem Geiste nach. Also sind wir alle füreinander mit verantwortlich. Wir können durchaus nicht die Einheit, die ein göttliches Naturgesetz ist, auseinanderschneiden und etwa sagen: die und die Leute gehen mich nichts an. Vielmehr ob wir wollen oder nicht wollen, sind wir mit an sie gebunden und mit für sie verantwortlich. In ihnen sündigen wir mit, und mit ihnen werden wir unter Umständen gestraft.

Das ist freilich sehr gegen vieler Menschen Denken. Wir denken wohl alle unbewußt unser Ich als gesonderte Einheit und Mittelpunkt der Menschheit, so wie eine veraltete Weltanschauung die Erde als Mittelpunkt des Alls dachte, um den sich alles drehen müsse. Aber die Bibel übersieht den Einzelnen, durchdrungen von dem Bewußtsein der Einheit, bei der Zeit, Ort und Persönlichkeit nur eine mehr zufällige Art der Darstellung, Erscheinung oder Vorstellung ist. Darum dehnt sie die Verantwortlichkeit auf die Ge-

*) Josua 7.

samtheit aus. Vom Standpunkte des Einzel-Ich sind viele ihrer Geschichten schlechthin unverständlich. Vielleicht ist das auch mit eine Ursache, daß sie in unserer Zeit, in der das Einzelbewußtsein wieder stärker und nicht immer richtig zur Geltung kommt, oft so wenig verstanden wird. Sie werden aber verständlich, wenn man sie von dem großen Gesichtspunkte der Einheit aus überdenkt.

Da wir noch im weitesten Sinne von der Einheit zu reden haben, möge noch eine Erzählung hier Platz finden.

Ein ägyptischer Bauer erhob sich eines Morgens früh, um an die Arbeit zu gehen. Der Sohn schlief noch. Als der Vater verwundert und verdrossen zugleich an den Langschläfer herantrat, siehe, da war er tot. Er ruft die Mutter, entsetzt umstehen die Eltern die Leiche. Aber während sie sprachlos vor Schreck dastehen, stürzt der Knecht herein. Im Stalle seien etliche Rinder und Rosse tot, immer die ersten. Und ehe man sich noch besinnen kann, hört man Geschrei vom Nachbarhause. Dort ist auch eine Leiche. Und weiterhin auch. In jedem Hause, auf allen Dörfern, in den Städten, landauf, landab in jedem Hause Begräbnis und Viehsterben. Man kann sich dieses Entsetzliche gar nicht vorstellen. Und warum? Weil Pharao und das Häuflein um ihn, die Hofsippe, den Auszug Israels aus Ägypten geweigert hatte, darum mußte der arme Bauer und Bürger, der sich um das politische Treiben vielleicht nie gekümmert hatte, der jedenfalls auf die Entschließungen Seiner Majestät schlechthin nie einen Einfluß haben konnte, seinen ersten Sohn und die Erstlinge seiner Herde begraben! Schauerliche Einheit des Seins!

2. Eine freundliche Ausnahme.

Wenn wir einzelne Geschichten von der Einheit erzählen, so sind das ja nur kleine Beispiele, die nichts beweisen. Aber das Gesetz gilt im größten Maßstabe. Es soll hier des Gleichlauts wegen auch biblisch dargetan werden. Der Leser kann sichs dann leicht in alle Verhältnisse übertragen.

Es wird erzählt, Noah habe seinen dritten Sohn Ham wegen unehrerbietig schamlosen Verhaltens verflucht, für alle Zeiten Knecht seiner Brüder zu sein. Die Geschichte bestätigt das bis auf diese Stunde. Der Fluch des Sklaventums liegt auf dem unglückseligen Ham bis heute. Die Weltgeschichte hat den Fluch nicht aufgehoben. Ich glaube sogar, nicht einmal dem bewährten Mittel eines gemeinnützigen Vereins mit Vorstand, Satzungen und Sitzungen würde es gelingen, zu vollbringen, was die Weltgeschichte bisher nicht vermochte. Die Vielheit der Zeiten und Geschlechter leidet in der Einheit Ham.

So ist's überall. Die Geschichte aller Völker ist eine Sterbegeschichte. Auch den heutigen Bildungsvölkern grinst der Tod entgegen trotz aller Fortschritte der Gesundheitspflege. Merkwürdig, daß aller Völker ein großes Grab harrt, in dem alle ihre Errungenschaften mitsamt ihrem Fleisch und Blut begraben werden. Die Erstgeburtsgeschichte in Ägypten, die Ausrottung Kanaans und dergleichen, Kriege, Krankheiten, Erdbeben sind ja nur die ganz kleinen Spuren, das Wetterleuchten des ungeheuren Gesamtverderbens. Wer die Einheit sieht, wird sich darüber so wenig aufregen wie die Bibel, die solche Geschichten kaltblütig erzählt, als könne es gar nicht anders sein. Es kann auch nicht anders sein. Wir stehen hier vor einem Naturgesetz, das sich mit unerbittlicher Folgerichtigkeit auswirkt, dem Gesetze der Einheit der Menschheit.

Um so verwunderlicher und erfreulicher ist, daß es hier eine augenfällige Ausnahme, oder sagen wir richtiger mildere Handhabung des allgemeinen Gesetzes giebt. Sie soll angeknüpft werden an ein Wort, das meistens gar nicht oder nur als schreiende Ungerechtigkeit in der Weltordnung verstanden wird.

Es ist das bekannte Wort, das wir alle auswendig lernen mußten, von den Sünden der Väter, die heimgesucht werden sollen an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied, sagen wir also rund ein Jahrhundert. Die meisten Menschen dürften also gar nicht einmal mehr die Namen derer wissen, an die sie durch einen Strafzusammenhang geknüpft sind. Daß ein solches Gesetz zu Recht

besteht, behaupten heute beinah alle Ärzte. Sie nehmens ja nur körperlich und nennen es „Belastung". Dasselbe müßte natürlich auch in jeder anderen Beziehung nachweisbar sein.

Ich weiß freilich nicht, wie weit sich dieses Gesetz für die Allgemeinheit nachweisen läßt. Ein Jahrhundert im Geschicke eines Geschlechts ist außerordentlich schwer zu übersehen, und es scheint nicht die Regel zu sein, daß ein heruntergekommenes Geschlecht sich in späteren Gliedern zu neuer Blüte emporarbeitet. Viele sterben ganz aus.

Aber sicher nachweisbar ist das Gesetz vom dritten und vierten Gliede unter den Israeliten, denen ja zuerst angekündigt wurde, daß die Strafe nur 100 Jahre lang, die Gnade aber bis ins tausendste Glied, also unendlich lang, währen sollte. Daraus folgt auch für die Gesamtheit die Möglichkeit, daß ein Geschlecht sich trotz aller Dunkelheiten immer wieder lebensfrisch durchzuringen vermag. Wie gesagt ist es im jüdischen Volke am deutlichsten. Es giebt kein lebensfrischeres Volk als das jüdische. Es glauben sich ja alle Völker durch Ausnahmegesetze vor diesem Volke schützen zu müssen, weil sie mit seiner Lebensfrische und geistigen Regsamkeit einfach nicht den Wettbewerb auszuhalten vermögen. Sie altern alle dem Rassentode zu, und dieses verjüngt sich immer wieder nach dem Gesetze vom dritten und vierten Gliede.

Schon von diesem einen Gesichtspunkte aus begreifen wir einigermaßen die Wertschätzung, die in Israel das Gesetz hatte und die Freude, mit der man auf dieses Geschenk blickte. Es sei nur an den 119. Psalm erinnert, ein Jubellied, das in 176 Strophen, deren jede einzelne vom Gesetz redet, die Gnade dieses Geschenkes preist. Das Gesetz Israels war die frohe Botschaft vom Leben und seiner Erhaltung. Hier muß auch eine ganze Summe von Lebenskraft gelegen haben, sodaß im Worte ein Erleben Jehovahs gegeben war, das unter Umständen große Herrlichkeit offenbaren konnte.

Es soll damit übrigens nicht gesagt sein, daß das Gesetz, also das Zehngebot, eine ausschließlich israelitische Gnade gewesen sei.

Man wird namentlich geltend machen, daß seine Verbindlichkeit doch allen Menschen zukomme. Gewiß, wenn man das Sterben der Völker verstehen will, kann man's nur aus diesem allgemeinen Sittengesetz begreifen. Aber bei den Völkern erklärt es leider nur das Sterben, bei Israel das Leben.

Vielleicht wird's deutlicher an einer allgemeinen Erfahrung, die wir alle gemacht haben. Wir alle leben unter dem schmerzlichen Eindruck: Dieses Gesetz haben wir nicht erfüllt und können es gar nicht erfüllen. Kein Mensch kann's erfüllen. Es ist also eitel Tod drin. Es hat auch weder ein Kind, das unterrichtet wird, noch ein Großes Freude am Gesetz.

Woher kommt das? Ein äußerlicher Grund fällt zunächst ins Auge und macht's deutlich. Man hat in die Gebote soviel hineinerklärt, daß jede natürliche Gedankenregung, die wir haben, dadurch schon schwarz gemalt ist. Kein Tag beinah, an dem wir nicht einige Gebote übertreten. Da muß ja auch der Geduldigste den Mut verlieren und abgestumpft werden. Allenfalls zittern kann man, aber nimmermehr sich freuen — Todwesen.

Ursprünglich wars ganz einfach. Gott lieben, die Eltern ehren, nicht totschlagen, nicht ehebrechen, nicht stehlen, lügen, begehren. Das ist nicht so arg schwer zu halten. Aber nun die Erklärungen. Und merkwürdig! Sie haben alle ein biblisches Recht. Alle gehen zurück auf die Aussprüche Jesu zu den Geboten. Nach ihm ist schon der feindliche Gedanke ein Totschlag, der heimliche, böse Blick ein Ehebruch, ja sogar die zu starke Behauptung ein Übel. Wenn solch ein Gewährsmann dasteht, haben doch gewiß alle uns gegebenen Erklärungen ein Recht!

Und sie haben doch Unrecht. Sie haben nur seine Worte und nicht seinen Geist. Jesus ist gekommen, der Menschen Seelen zu erhalten, aber nicht zu verderben. Als er seine Erklärungen zu den Geboten im engen Kreise der Seinen gab, da wars eine Offenbarung des neuen Lebens, das von ihm aus heiligend und beseligend sogar die Gedanken der Seinen reinigte und sie ganz lauter darstellte. Bei ihm war's also Leben und wirkte auch belebend.

Wo aber bloß befohlen und schwarz gemalt wird, da ist's Tod und wirkt ertötend. Auch mit Jesu Christi Worten kann man töten. Aber sein Geist wirkt Leben.

Derselbe Geist Gottes redete im Worte zu den Alten und wirkte unter ihnen Leben, und dieses Leben erfreute und beseligte, so lange sie unter der Zucht des Geistes standen. Später wurden freilich aus dem Worte Buchstaben, da verlor es seine beglückende Kraft, aber das Lebensgesetz vom tausendsten Gliede schwebte doch immer über dem Volke und überbot das Todesgesetz vom dritten und vierten Gliede weit und offenkundig.

Wir sehen also im Gesetze der Einheit der Menschheit, dem schmerzlichen, hier zum ersten Male einen Lichtschimmer der Hoffnung. Einen geringen freilich. Denn das kleine Licht leuchtete nur in einem kleinen Teile der Menschheit. Aber das schadet ja nichts. Nach dem Gesetz der Einheit muß auch die Hoffnung der Gesamtheit gelten. Es wird doch hoffentlich aus dem vorher Ausgeführten niemand den Schluß ziehen wollen, als sei in den Juden ein erstes Volk da, das alle weit überrage an Gnaden und Fähigkeiten? Nein, kein erstes Volk giebt's, aber einen ersten Lichtstrahl, der bezüglich aller aufhellend wirkt.

An den denkenden Leser zum Schluß noch eine Frage: Wozu mag wohl das Gesetz gegeben sein, wenn es tatsächlich niemand gehalten hat und in seiner äußersten Strenge wohl auch nicht halten konnte? Wozu in der Welt eine Einrichtung, die zwar Leben wirken kann, aber tatsächlich soviel Tod verbreitet hat? —

3. Jesus und die Einheit.

Es gehört mit zum eisernen Bestande gewisser Religionsanschauungen, daß man sagt, im alten Testamente herrsche ein finsterer Geist des jüdischen Rachegottes, während im neuen der freundliche Geist Jesu Christi walte.

Aber Jesus dachte ganz biblisch. Seine Bibel war nur das alte Testament. Wo er der Bibel augenscheinlich widersprach,

geschah es nur, um sie zu vertiefen und ein neues Verständnis aus dem Geiste heraus für alles anzubahnen. Den Grundgedanken der Bibel hielt er unbedingt fest, das war der Grundgedanke seines Lebens, dessen er sich von Schritt zu Schritt immer bewußter wurde, der Gedanke der Einheit.

Man könnte verschiedene Aussprüche von ihm erwähnen, in denen er diesem Gedanken Ausdruck verliehen. Es war z. B. einmal ein Turm in Siloah eingestürzt und hatte 18 Menschen erschlagen. Jesus hört davon und sieht in dem Vorkommnis die Auswirkung von Schuld, aber nicht der Schuld der Erschlagenen, sondern der Anwesenden oder sagen wir einer allgemeinen Israelsschuld. Dieser Schuld fielen die Achtzehn zum Opfer. Dieser Tod war aber nicht die Sühne der Schuld, sondern lediglich ihre unwillkürliche Darstellung und Folge. Irgendwo fehlt's an der rechten Haltung des Geistes, und das prägt sich mit unmißverständlicher Deutlichkeit auch leiblich irgendwo im Volke aus. Statt unter der bewahrenden Gegenwart Gottes, stehen sie unter irgendwelchen Zufällen, und ein solcher unglücklicher Zufall raffte 18 Menschen hin. Diese waren möglicherweise wenig an der Schuld beteiligt, aber vermöge der Einheit des Blutes konnte sich die Schuld an ihnen zum Ausdruck bringen.

Am auffallendsten und lange Zeit am unverständlichsten ist mir die Geschichte eines blinden Bettlers gewesen, den Jesus heilte. Der Arme war blind geboren, ein Unglück, dessen Größe wohl nur der ermessen kann, der ähnliches erlebt hat. Arme, unglückliche Eltern, die ein blindes Kind aufziehen müssen und das Elend täglich vor Augen haben; armes Kind, das von Geburt an verurteilt ist, das schwerste Brot im Leben zu essen — Bettelbrot! Die Freunde des Meisters sahen den Unglücklichen, und das Mitleid überwältigte sie: Meister, wer hat gesündigt, dieser oder seine Eltern? Ohne Schuld ist solches Elend gar nicht verständlich. —

Bekanntlich antwortete Jesus: Weder dieser noch seine Eltern haben gesündigt, sondern das ist geschehen, daß die Werke Gottes an ihm offenbar würden.

Welche Werke Gottes? Das Werk, daß er durch Jesum geheilt wurde? Deshalb sollte der Unglückliche von Geburt an zum Elend zubereitet worden sein, um einmal im Leben mit Jesus zusammenzutreffen und an ihm die Heilung Gottes zu finden? — Unmöglich. Dann wären alle Aussätzige, Lahme, Besessene, Elende aller Art in jener Zeit auch nur so zubereitet gewesen, um als dunkler Hintergrund zu dienen, auf dem sich Jesu Wirken der Werke Gottes entfalten konnte. Entsetzlicher, törichter Gedanke!

Aber welche Werke Gottes? Daß Gott, der sehende und gesunde Menschen werden läßt, auch einmal blinde, taube, lahme, elende aller Art zur Welt kommen läßt, wie ein Töpfer etwa Macht hat, aus demselben Thon Gefäße zu bereiten zu Ehren oder zu Unehren? Daß das Blindgeborenwerden nur eine der ungezählten Lebensformen darstellt, in denen sich der unerschöpfliche Reichtum der Natur Gottes kundgiebt, eine Spielart der Gattung Mensch? Aber wenn man so denkt, bedarf man gar keines persönlichen, mitfühlenden, barmherzigen, lebendigen Gottes. Da kommt man mit der blind waltenden Natur bequem durch.

Nein, es müssen andere Werke Gottes sein, die hier aus ihrer Verborgenheit ans Licht treten, die sich das eine Mal kund geben im Blindgeborenwerden, das andre Mal im Wirken Jesu der Werke dessen, der ihn gesandt hatte. Wir sehen an dem Blindgeborenen die Wahrheit Gottes dargestellt. So müßte die Welt aussehen, wenn sie ihre richtige Gestalt hätte. Die Gesundheit und Vollkommenheit ist an sich die wahre Natur des Menschen, aber das Elend die gewordene. Der Grund des Menschen ruht ja in Gott, aber so wie er sich entwickelt hat, lebt er ohne Gott und sieht Gott nicht. Das ist die wahre Blindheit, die Gott nicht sieht. Sie wird nicht bemerkt, weil eine Zeit lang wenigstens die leiblichen Augen um sich sehen können. Da schafft Gott der Welt Zeugen der Wahrheit, Denkmäler ihrer Blindheit, ob sie an ihnen denken und sehen lernen möchten!

Solche Leute offenbaren also Werke der Wahrheit Gottes. Damit ist aber das Gesetz der Einheit im größten Umfange aus-

gesprochen. Um des ungöttlichen Wesens willen, das in der Menschheit lebt, werden einzelne herausgegriffen, die blind, taub, lahm geboren oder geworden sein müssen, ohne daß bei ihnen oder ihren Eltern irgend eine besondere Schuld oder Belastung vorläge. Das ganze Leben dieser Unglücklichen ist von dem Werke Gottes ausgefüllt. Jener blinde Bettler z. B. konnte weiter gar nichts tun im Leben als dieses Werk Gottes zur Schau stellen. Sie sind die Träger der allgemeinen Menschheitsstrafe, die Glieder, an denen unser Zustand sichtbar und greifbar herauskommt.

Es ist damit natürlich nicht gesagt, daß alles Elend unmittelbar gewirkte Gottestat sei. In sehr vielen Fällen können wir ja seine natürliche Vermittelung nachweisen. Nicht einmal von jenem Blinden wollte Jesus sagen, daß Gott ihn blind gemacht habe. Es mag das Elend unmittelbar seine Entstehung dem Zufall oder einer Entwickelungskette, die ohne Gott verläuft, verdanken. Aber die Zustände, in denen solche Zufälle und Entwickelungsreihen bestehen, das sind Werke Gottes, Offenbarungen seiner Gedanken bezüglich der Welt.

Dazu sind solche Leute hingestellt, daß jeder, der sie sieht, sich sagt: So müßte eigentlich ich aussehen. Die Not hat zufällig diesen Menschen getroffen und ohne irgendwelche Würdigkeit bin ich von seinem Joche frei. Da will ich ihm wenigstens tragen helfen. Wenn wir die Einheit recht verstünden, so müßte an diesen Leuten alles irgend Erdenkliche geschehen, womit Menschen einander helfen können. Sie sind die wahren Propheten Gottes, die Spiegel, die das Weltwesen in seiner wahren Gestalt wiedergeben, die einzig Wahrhaftigen in allem Lügenwesen.

Das Mitleiden des Vaters ruht jedenfalls in erster Linie auf ihnen. An der Masse der Glücklichen sind solche unmittelbare Taten nicht geschehen. Darum sind auch ihrer viele der Wahrheit nicht so zugänglich. Aber wir verstehen nun, warum Jesus seine Verkündigung vom Himmelreich zuerst diesen Unglücklichen zugänglich machte. Wenn er an sie anknüpfte, suchte er in ihnen die Werke des Vaters, den Ort, wo der Vater am nächsten sein mußte, und bei ihnen wurde er auch am ersten verstanden.

In Jesus wurden die Beziehungen zwischen Gott und Menschheit andere, hoffnungsvolle. Das mußte darum zuerst empfunden werden unter dem Elend, dem Träger der Werke Gottes. Ja, nicht nur empfunden wurde es. Das Wirken Jesu, das neue, belebende überkam die Werke Gottes der alten Zeit, und gerade in ihnen stellte er die Wendung der Zeiten als neue Werke Gottes dar. Blind geboren sein heißt hoffnungslos in schwarze Nacht getaucht sein, aber der Blindgeborene wurde an Jesu sehend, übergossen mit ungeahnter Gotteskraft wiederum als sichtbarer Ausdruck der Werke Gottes. In Jesus endete also auch die hoffnungsloseste Nacht und Finsternis, und es ist schlechthin kein Grund einzusehen, warum fortan nicht in Jesus alles Elend in Heilung und Genesung umgesetzt werden sollte.

Schade, daß bis heute der Anblick der Elenden, wenn sie nicht ganz übersehen werden, bei vielen keinen andern Gedanken hervorruft als den: Ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie dieser einer, statt daß es heißen sollte: Das hätte ich geradesogut verdient. Gott sei mir Sünder gnädig! Oder noch besser sollte einem das Wort Jesu in den Sinn kommen: Siehe, ich mache alles neu!

In der Einheit der Strafe sieht also auch Jesus die Einheit der Menschheit dargestellt.

4. Der Zeuge der Einheit.

Vielleicht wendet jemand ein, die Auffassung Jesu vom Elend sei mehr ein zeitgeschichtlicher Zufall gewesen. Er habe etwa im Sinne seiner Zeitgenossen geredet. Dabei ist aber immerhin auffallend, daß die Schlußfolgerungen und Entschließungen, die er an seine Auffassung knüpfte, sich immer als richtig erwiesen. Wenn das Werke Gottes sind, was ich im Elend vor mir habe, dann muß ich, wenn ich die Werke des Vaters wirken will, das Elend heilen können. Und er heilte es. Wo der Vater gegenwärtig ist, da kann ja nichts elend bleiben müssen.

Aber das Verständnis Jesu finden wir in der Folgezeit eher

weiter entwickelt als von anderen Anschauungen verdrängt, und zwar am klarsten in dem Manne, durch den wir gewohnt sind, Jesu Gedanken am deutlichsten vermittelt zu erhalten, in Paulus.

Es ist eigentlich ein Stück Lebensgeschichte dieses Mannes, die man da erzählen muß. Er war bekanntlich Pharisäer der strengsten Richtung, orthodox bis zur Unmöglichkeit, dabei jüdischer Patriot, von einer Glut, wie wenige sie verstehen, geschweige nachempfinden können. Solche brennende Eiferer liebt man im Himmel. So wie ihr Eifer wird einmal ihre Liebe brennen.

Darum verstehen wir, daß der auferstandene Jesus gerade diesen grimmigen Gegner als Werkzeug für seine welterobernden Pläne auswählte und nicht irgend einen mattherzigen Vertreter vermittelnder Richtungen.

Als er nun durch die Begegnung mit Jesus überwältigt umschlug und ohne weiteres anfing, mit stürmischer Glut Jesum unter seinem Volke zu verkündigen, fand er überall verschlossene Türen, ja, der Eifer, mit dem er selbst einmal Jesum bekämpft, kehrte sich gegen ihn, und von niemandem wurde er mit so überlegter Bosheit verfolgt, wie von seinen Volksgenossen. Das war der tiefe Schmerz im Leben des großen Mannes, daß sein Glaube und seine Verkündigung ihn aus seinem Volke auswurzelte, ja mehr noch, daß sein ganzes Volk von dem neuen Heil, das Leben und Gutes spendend erschienen, ausgeschlossen sein sollte.

Da kam seiner glühenden Liebe ein übermenschlicher Gedanke. Leidenschaftlich warf er sich vor seinem Herrn nieder und bot ihm ein Opfer an für sein Volk. Er selbst wolle verdammt sein in Zeit und Ewigkeit, aber dafür sollten seinem Volke die Lebenswege geöffnet sein. Ein kühner Handel. Der Jünger war seines Meisters wert. Sein Opfer wurde auch angenommen, soweit es möglich war. Sein Leben war fortan nicht mehr sein eigen, sondern an die große Sache dahingegeben. Aber was sein Volk anlangte, für das er sich einsetzte, so wurde ihm der großartigste Einblick in die Pläne und Gedanken Gottes, den jemals ein Mensch hatte. Es hat auch nur ein einziger je soviel aufs Spiel gesetzt wie Paulus.

Bezüglich seines Volkes erfuhr er, daß es „geschlossen sei unter den Unglauben" für eine vorläufig nicht absehbare aber doch begrenzte Zeit. Das ist ein Einblick in das Gesetz der Einheit, wie er alttestamentliche Vorstellungen, ja auch die Aussprüche, die Jesus darüber getan hat, weit überholt. Geschlossen sein unter den Unglauben kann nichts anderes bedeuten als die Unfähigkeit, des Heiles Christi, der Herrlichkeit Gottes inne zu werden. Es ist also, um es mit klaren Worten zu sagen, für die Nachkommen Israels unmöglich, gläubig zu werden. Diese Unmöglichkeit braucht keine schlechthin ausschließliche zu sein. Es könnten, wie überall im Reiche Gottes, einzelne Ausnahmen vorkommen, etwa so wie Jesus seine Hülfe der Kananiterin schließlich doch angedeihen ließ, obgleich er sie als außer seinem Plane liegend zunächst verweigert hatte. Aber für das Volk als Volk — unmöglich, und zwar nicht für das lebende allein, sondern für eine unabsehbare Reihe von Geschlechtern, denen also Jahrhunderte vor ihrer Geburt die Möglichkeit des Glaubens abgeschnitten war. Die Strafe des Unglaubens werden sie deshalb doch tragen, aber die Fähigkeit des Glaubens dennoch nicht haben.

Die ganze Sache ist so erschütternd weit angelegt und für unser Verstehen so unbegreiflich, daß man's wohl versteht, wie diese Darlegungen des Paulus in verlegenes Schweigen gehüllt worden sind.

Ehe wir der Sache versuchen näher zu treten noch ein kurzes Wort über ihre Wirklichkeit. Es könnte jemand sagen, ein Mensch von so überschwänglichen Empfindungen wie der große Tarse hat am Ende auch die Zukunft nicht klar erschauen können. Aber nun sind schon viele Jahrhunderte verflossen, seit er seine Offenbarungen niederschrieb und siehe! sie sind wirklich in ganz ungeahnter Weise bestätigt worden.

Über diesem Volke und seiner Entwickelung walten zwei Gesetze. Wir sahen oben das Gesetz vom dritten und vierten Gliede, das freundliche und milde, und hier das Gesetz vom geschlossenen Unglauben, das strenge und unerbittliche. Aus diesen beiden kann

man, ohne sie zu kennen, die Geschichte der Juden mit beinahe mathematischer Sicherheit bestimmen.

Sie müssen ein unausrottbares, lebenskräftiges und immerdar sich aus sich selbst erneuerndes Volk sein, voll Fähigkeiten des Verstandes, voll Einfluß, Macht und Reichtum, aber geistlich unzugänglich wie kein Volk der Erde. Daß es so ist, weiß jeder, der je mit ihnen zu tun gehabt hat.

Man kann z. B. der christlichen Kirche nicht vorwerfen, daß sie ihre Wahrheit etwa den Juden verschwiegen hätte. Sie hat zwar nicht immer missioniert, hat auch gelegentlich im Mittelalter schonungslos gegen sie gewütet, aber in Unkenntnis über ihren Glauben hat sie den Juden nie gehalten; sobald der Jude in sie übertrat, hat sie es stets ungeheuer wichtig genommen. Das neunzehnte Jahrhundert hat ihnen zudem das neue Testament in ihrer eigenen heiligen Sprache in so trefflichen Übersetzungen zugänglich gemacht, wie wenigen Völkern. Aber wer je mit Juden über diese Fragen geredet hat, weiß, daß man überall vor einer Unfähigkeit des Verstehens steht, die bei geistig so ungewöhnlich regsamen Menschen einfach unverständlich ist ohne Pauli Aufklärungen.

Ausnahmen hat es je und je gegeben. Um dieser willen mag man immerhin predigen, aber Erfolge werden niemals im Großen erzielt werden, so lange das von Paulus ausgesprochene Gesetz waltet.

Was beweisen diese Tatsachen, denen sich kein Kenner der Geschichte entziehen wird? Wir mögen biblischen Schlußfolgerungen und Beweisführungen meinetwegen unzugänglich gegenüberstehen, gegen die Geschichte und die Erfahrung wird sich niemand auflehnen.

Die Geschichte beweist die Einheit der Menschheit. Die Schöpfungsgeschichte kann man ganz ruhig aus der Bibel herausschneiden. Wir können einmal annehmen, sie sei vor Urzeiten verloren gegangen, aber unser heutiges Erleben bestätigt uns das Gesetz der Einheit. Der physiologische Beweis steht, wie gesagt, aus, aber die Geschichte beweist von Jahrhundert zu Jahrhundert deutlicher, was die Bibel voraussetzt.

Dem freundlichen Leser kann ich hier zum Troste mitteilen, daß auf dem Gesetz der Einheit die Versöhnung und Erlösung der ganzen Menschheit, das unbeschränkte Heil aller, tief und unerschütterlich begründet ist.

5. Die Gerechtigkeit Gottes.

Viele, viele hat's gegeben, die zu allen Zeiten über den Auswirkungen des Gesetzes der Einheit in äußerste Zweifel geraten sind. Weil sie an der Gerechtigkeit irre wurden, zweifelten sie schließlich an dem Sein Gottes überhaupt, und mit welcher Kunst Welterklärungen zusammengezimmert worden sind, aus denen der Begriff Gott ausgeschaltet ist, braucht man heute niemandem zu sagen. Die Klippe, an der alles scheitert, ist das Gesetz der Einheit.

Aber zugleich ist dieses Gesetz die Achse des Seins und die wahre Gerechtigkeit Gottes.

Wir wollen der Sache wieder zunächst biblisch nahe treten. Wir dürfen voraussetzen, daß dort, wo das Gesetz der Einheit am klarsten erkannt wurde, auch das Verstehen des Wesens Gottes am deutlichsten offenbar werden wird. Da begegnet uns nun etwas ganz Merkwürdiges, ein Verstehen des Begriffes Gerechtigkeit, das unserem heute üblichen beinah geradezu widerspricht.

Wenn wir heute von der Gerechtigkeit Gottes reden, so tun wir es nie ohne Regung unseres bösen Gewissens, d. h. wir denken bei Gerechtigkeit immer nur an Strafe und sehen lediglich im Leid des Lebens Offenbarungen der Gerechtigkeit Gottes. Nach der Gerechtigkeit Gottes haben wir uns gewöhnt, uns als verlorene und verdammte Sünder zu betrachten und das einzige, wonach wir etwa lechzen, ist Gnade, die gleichsam wider die Gerechtigkeit ins Feld geführt wird und irgendwie schließlich doch den Sieg über sie davonträgt. Der Lehransichten über diesen Punkt giebt's bekanntlich nicht wenige.

Die Bibel denkt ungefähr das Gegenteil aller dieser Vorstellungen. Schon das muß uns auffallen, daß das alte Testament

zu allen Zeiten eine Menge Leute kennt, die „Gerechte" sind. Wir können uns gar nicht vorstellen, daß es in vorchristlicher Zeit sollte Menschen gegeben haben, die Gerechte sind vor Gott. Das neue Testament setzt dafür das Wort „Heilige" und nennt Heilige ohne weiteres alle Gemeindeglieder, eine Kühnheit, deren sich heute auch die Fortgeschrittensten nicht zu unterfangen wagen. Diese ist um so befremdlicher, als gelegentlich an den „Heiligen" Dinge gerügt werden, die recht einfachen Vorstellungen von Heiligkeit widerstreiten.

Wir verstehen die Worte aber gut, wenn wir sagen: Gerechte und Heilige sind Menschen, die überkleidet und eingehüllt sind von der Gerechtigkeit und dem Heil Gottes. Aus dieser Gleichsetzung kann man schon erkennen, daß Gerechtigkeit nicht Strafe, sondern Heil ist.

Wir können sagen, Gerechtigkeit Gottes ist das Ursein, das allem Sein zu Grunde liegt, die Treue in Gott, die sich selbst und ihrem Wesen treu ist. Und das Wesen Gottes ist Barmherzigkeit, ist Liebe. Darum schreien die Psalmen nach Gerechtigkeit, wo wir nach Gnade rufen würden. David betet: Errette mich von den Blutschulden, damit meine Zunge deine „Gerechtigkeit" rühme. Wenn Gott „gerecht" ist, wird David los von seinem Ehebruch. Er denkt sich, die Wollust ist nicht mein eigentliches Wesen. Mein wahres Sein ruht in Gott, und wenn diese Gerechtsame aufwacht und zur Geltung kommt, dann muß ich los von Schuld, möglicherweise auch von Strafe werden.

Mit gleicher Gedankenfolge findet sich auch der böse Wunsch bezüglich der Feinde: Laß sie in eine Sünde über die andere fallen, damit sie nicht kommen zu deiner Gerechtigkeit (Ps. 69, 28). Das ist allerdings die Summe des Bösen, das man einem Menschen anwünschen kann. Wir würden, wenn wir Böses wünschen, genau das Gegenteil sagen, aber der alte Dichter folgert: Je mehr der Feind in Sünde fällt, um so belasteter wird sein Gewissen, um so dunkler seine Erkenntnis Gottes, und in solcher Dunkelheit erscheint die Gerechtigkeit Gottes nur als schauerliche Last, und die befreiende

Gerechtigkeit, die dem wahren Wesen des Menschen zu Hülfe eilt, kann kaum zur Geltung kommen. Man muß tief hassen, um solche Wünsche betend vor Gott laut werden zu lassen!

Bleiben wir einmal hier stehen, so müssen wir mit einigem Nachdenken inne werden, daß die Gerechtigkeit Gottes etwas ungeheuer Tiefes ist, die letzte Wurzel alles Seins. Wenn wir in Versuchung kommen, infolge irgendwelcher Vorkommnisse des Lebens oder der Geschichte zu fragen: ist das auch gerecht? so urteilen wir lediglich nach dem Augenschein, nicht nach dem Wesen.

Alles was wir sehen, ist etwas Vorläufiges, zeitlich Eingeschränktes. Erst wenn wir hineinsehen könnten in das Wesentliche, Überzeitliche, Ewige, könnte die Frage nach der Gerechtigkeit in ihrem vollen Umfange beantwortet werden. Sodann sehen wir niemals die Menschheit und ihr Sein, sondern nur den Einzelnen oder eine Summe von selbständigen Einzelheiten. Wir halten das Ich für die Welt, es ist aber nur der Spiegel der Welt, und weil wir über das Ich nicht hinaussehen, darum kommen wir ins Gedränge mit unseren Anschauungen betreffs der Grundfragen des Seins, also auch betreffs der Gerechtigkeit Gottes.

Demnach können wir nicht aus den Tatsachen des Geschehens einen Begriff von der Gerechtigkeit ableiten. Aber vielleicht führt uns der umgekehrte Weg zum Ziele.

In uns allen lebt unauslöschlich das Bewußtsein einer ewigen Gerechtigkeit. Ist Gott, so ist sein Wesen Wahrheit und Gerechtigkeit. Das ist eine Voraussetzung, die jeder stillschweigend macht. Wenn wir von da ausgehen, so müßten wir alles Geschehen der Geschichte sowohl wie unseres eigenen Lebens so lange betrachten, bis wir durch die Erscheinung hindurchsehen auf den letzten Grund und nicht ruhen, bis wir wieder finden, wovon wir ausgegangen sind, die Bestätigung der Gerechtigkeit. Dann muß aber das heutige Sein gewußt werden als unvollendet. Die Gerechtigkeit wird erst ans Licht kommen, wenn es wirklich abgeschlossen ist.

Es muß hier gehen wie in der Werkstatt eines Künstlers. Ein schöner Marmorblock kommt unter den Meisel des Künstlers.

Unbarmherzig wird an ihm herumgeschlagen und gehämmert, sein Aussehen zunächst verdorben. Aber am Schluß wird offenbar die Schönheit des Kunstwerks, die Gerechtigkeit des Künstlers und die Gerechtigkeit des Marmors.

So ist die Menschheit. Eine ungeheure Einheit vieler Zeiten, Geschlechter, Personen. Sie ist in ihrem ganzen Sein und Geschehen ein einziger großer Gedanke Gottes aus der Ewigkeit für die Ewigkeit. Ihre Geschichte in der Zeit ist die Werkstatt, in der der große Gedanke zum Ausdruck ringt. Die letzte Vollendung, die unabhängig ist von Zeiten, Geschlechtern und Personen ist die Erlösung der Menschheit, die Offenbarung der wahren Gerechtigkeit Gottes, das jeweilige Geschehen ist ein Durchgangspunkt, durch den die große Entwickelung hindurchläuft.

Betrachten wir alles, z. B. auch die oben erzählten Geschichten vom Ich als abgeschlossenem Ganzen, womöglich gar noch als in die Spanne Lebenszeit eingezwängten Ganzen, so ergeben sich schreiende Ungerechtigkeiten. Betrachten wir sie aber vom letzten Grund und Ziel aus, wer weiß, ob dann nicht die scheinbare Ungerechtigkeit als höchste Gerechtigkeit offenbar wird. Die Einheit der Menschheit wird erst dann in ihrem vollen Glanze deutlich werden, wenn wir über die Versöhnung und Erlösung uns klar sind. Lh.

Eine Frage an die Natur.

Sage mir ein Einziges, du ewig Schweigsame, unermüdlich Tätige! Wenn du mir das Eine sagst, ist am Ende mein heißes Sehnen gestillt. Ich wollte dafür mein ganzes Vermögen mit Freuden opfern, und wenn dir das zu wenig erscheint, mein Leben obenein dazu geben. Mehr habe ich nicht. Aber ich weiß ja, du wirst nicht antworten, du bist ja die grenzenlos Schweigsame.

Wenn ich nur wüßte, warum du schweigst. Oder schweigst du am Ende doch nicht? Ein alter Freund pflegte zu sagen: Die Natur ist ein aufgeschlagenes Buch, es kann nur nicht jeder drin lesen. Ich glaube, er hätte sagen müssen: Niemand kann drin lesen. Manche können vielleicht ein wenig drin buchstabieren, aber lesen? Inhalt und Form verstehen und übersehen und sich zum Bewußtsein bringen und aus sich heraus setzen als klare, erquickende Wahrheit? Ach, das kann wohl niemand.

Ich kann nicht lesen, so werde ich wohl auch umsonst fragen nach dem Einen, das mir die Seele verbrennen möchte. Ich glaube, ein unartiges Sprüchwort sagt: Am Fragen erkenne man den Narren. Vielleicht erkennt man am Fragen auch den Weisen. Vielleicht ist der Unterschied zwischen beiden gar nicht so groß. Gleichviel, ob Narr, ob Weiser, will ich doch wenigstens fragen, will mir die drückende Last herunter fragen. Sie wird manchmal leichter, wenn man sie in Worte faßt und ausspricht, seine Unwissenheit in einem ehrlichen Bekenntnis niederlegt. Unwissenheit ist eine Art Schuld. Durch ehrliches Fragen findet man Mitschuldige. Dann wird's ein wenig leichter.

Sage mir also das Eine. Mehr begehre nicht. Sage mir: Was ist der Stoff? —

Eine uralte Frage. Die alten Griechen bewegten sie schon leidenschaftlich. Ihre Weisen befehdeten, belächelten, verspotteten einander um dieser Frage und ihrer verschiedenen Antworten willen. Aber schwerlich haben sie die Frage aufgeworfen. Gewiß haben sie sie selbst aus dem grauen Altertum geerbt, aus Indien, aus Ägypten, oder am Ende gar aus China.

Aber seit die Griechen sie bewegten und zu beantworten suchten, ist sie nicht mehr verstummt. Wenn wir daran denken, was wir heute zur Antwort zu sagen vermögen, so ist ja erstaunlich, was wir gerade auf diesem Gebiete mehr wissen, als die alten Griechen. Und was wir wissen, das ist sicheres Wissen, das ist keine geistreiche Philosophie, sondern klares, kaltes, beweisbares Wissen, das auf Zahl und Formel sicher steht. Aber mich dünkt,

gerade jetzt merken wir, daß uns von der wahren Antwort eine größere Kluft trennt, als die Alten nur ahnen konnten.

Das vorige Jahrhundert, das neunzehnte, hat ungeheuer reiches und sicheres Wissen aufgestapelt, das der Frage näher kommt, aber das zwanzigste wird die Frage selbst nicht beantworten. Darum wende ich mich mit meiner Frage nicht an die Zeit, etwa an irgend ein fortgeschrittenes Jahrhundert, sondern nur an dich selbst, du Harte, du Kalte, du Lebensvolle, du unerbittlich Schweigsame.

Mancher, der mich fragen hört, wird lächeln: Ein Narr, der sich als Weiser vorkommt. Viele kennen eben die Nöte des Fragens und der Unsicherheit nicht. Soll ich sie ihnen wünschen? Es sind die quälendsten, aber auch die gesündesten Nöte, es sind Werdenöte, ohne die der Staubgeborene nicht zum Menschen wird. Aber um allen verständlicher zu werden, möchte ich mir ein kurzes Wort erbitten, wie man die Frage zu beantworten gesucht hat, welchen Umfang sie hat, und warum gerade an ihr meine brennende Anteilnahme hängt.

1.

Was ist der Stoff? Alles was du fühlst, siehst, schmeckst, riechst, hörst. Alles was zu den fünf Thoren deines Erkennens unabläßig hereindrängt und sich dir zum Bewußtsein bringen möchte in der nimmer rastenden, anstürmenden Flut der Sinneseindrücke, alles das ist Stoff.

Viele denken, wenn sie das Wort Stoff vernehmen, an Steine, Erde, Schmutz und dergleichen. Andern steht vor der Seele etwa ein kalkbespritzter Maurer, der langsam Stein auf Stein klebt, und der, weil sein Fleiß bekanntlich keinen Schweiß erzeugt, die Geduld des Arbeitgebers auf härteste Proben stellt. Ja, das ist auch Stoff. Aber nicht jeder Stoff ist so träge und so klebrig.

Ich saß einmal seufzend vor meinem Ofen. Er wollte wieder einmal nicht brennen, und es schreibt sich so schlecht mit kalten Fingern. Nicht jedes Mädchen versteht Öfen zu heizen. Während

ich sehnsüchtig nach der bekannten blauen Kohlenflamme ausschaute, der die rote, wärmende Glut folgen sollte, kam mir die Frage: Was ist eine Flamme? Ich wußte es nicht. Später fragte ich alle Leute im Hause, ob sie's wüßten. Niemand wußte es, aber die Dienstboten dachten bei sich: ein Narr. Da fragte ich die Wissenschaft. Die antwortete kalt und ruhig: $C + CO + CO_2 + \ldots\ldots$ Also Stoff, und sie kann den Stoff, den ich Flamme nenne, klar und sicher formulieren, berechnen und — wägen!

Ein Kranker wand sich voll Schmerzen auf seinem Lager. Der Schlaf floh ihn. Müde und schlaflos seufzte er nach dem Morgen. Die bange, schwarze Nacht quälte ihn mit nimmer enden wollender Finsternis. Da endlich löste sich von dem Gewölk des Nachthimmels ein erster roter Strahl der aufgehenden Sonne. Er drang wie ein freundlicher Himmelsbote geradeswegs zu dem Lager des Gequälten und belebte ihn mit neuer Hoffnung. Man sollte es nicht glauben, aber ein Lächeln der Freude und der Hoffnung verklärte seine matten Züge: O du Himmelsgabe, du köstliches Licht, du Trost der Gequälten und Geängsteten: Woher kommst du, wer bist du, du holder Tröster der Schwachen? —

Der Strahl war nicht allein von dem Kranken bemerkt worden. Man hatte ihn auch nebenan auf der großen grauen Sternwarte gesehen. Der alte Professor hatte die ganze Nacht beobachtet und geforscht. Nun packte er seine Instrumente zusammen. Der rote Strahl war dort als Störenfried eingetreten, und während des Ordnens murmelte der alte Herr: 0,687. Damit meinte er den lichten Himmelsboten. Er ist also Stoff und gehorcht der Formel 0,687 .....!

Du hörst die süßesten Harmonien, die die ersten Künstler hervorbringen, du hörst die rohe Menge schreien und johlen, deine Seele möchte zerschmelzen in Wonne oder dein Herz sich vor Entsetzen zusammenkrampfen; aber jeder Ton, den du hörst, ob in Wonne oder Schreck, gleichviel, hat seine Formel und Ziffer. Alles eine Familie mit dem gemeinsamen Familiennamen Nullkomma — alles Stoff wie der Kiesel, den achtlos dein Fuß wegschleudert.

Der Stoff ist keineswegs beschränkt auf die Sichtbarkeit. Auf den ersten Blick denkt man vielleicht, daß die Hälfte etwa sichtbar, die andere unsichtbar ist. Die Erdkugel, die kleine, siehst du, aber die Kugel des Luftmeeres um sie her nicht. Sieht man aber noch näher zu, so bemerkt man staunend, daß nur ein Weniges vom Stoffe sichtbar ist. Das weitaus Meiste liegt in der Unsichtbarkeit.

So ist also Wärme und Kälte, Feuer und Rauch, Licht und Glanz, Sang und Klang alles Stoff, alles Nullkomma. Du schwimmst vom ersten Atemzuge an in einem unendlichen Meere, dessen Fluten dich umspülen und durchspülen. Und dieses Meer ist der Stoff, der Träger deines Lebens, Fühlens und Empfindens: Was ist der Stoff?

2.

Was ist der Stoff? Allgemein gestellte Fragen verwirren und beunruhigen. Sie erregen die Phantasie und fördern geistreiche unfruchtbare Gedankengänge. Da kam ein alter Weiser — Demokrit hieß der kluge Mann — auf den Einfall, dem Stoffe zu folgen nicht in seinem unendlichen Wogen und Fluten, sondern seine kleinsten Teile zu beobachten, so wie zuweilen Geschichtsschreiber sich nicht durch das große Auswirken bedeutender Männer blenden lassen, sondern ihre kleinen und kleinsten Lebensgewohnheiten beobachten und sie von da aus zergliedern. Sie nennen das charakterisieren. So charakterisierte Demokrit den Stoff, indem er ihn zerschnitt, immer kleiner, immer feiner, immer dünner, bis er nicht mehr schneiden konnte. Dann nannte er das Unzerschneidbare ein Atom und gab nun die kühne Antwort: Der Stoff ist die Summe der Atome.

Das ist natürlich keine Antwort. Der Satz ist ebenso geistreich wie töricht. Die Antwort fördert nicht ein Tausendstel Schrittchen. Demokrit hieß bald allgemein ein Narr, und seine naturforschenden Gegner fingen an lächelnd Riechfläschchen zu schwenken und fragten, wo die Atome seien. Die Fläschchen waren leer, aber

die Räume dufteten nach ihnen. Duft ist aber fein verteilter Stoff. Es giebt keine Atome. Will man den Stoff teilen, so ist er unendlich teilbar, auch der, den man nicht als Duft oder Geruch empfinden kann. Darum blieb der alte Weise verlacht bis in die Neuzeit hinein, und die Frage: Was ist der Stoff? blieb offen, ein beängstigendes unlösbares, furchtbares Rätsel.

Da kam die Neuzeit und fragte: Was ist der Stoff? Da ergab sich eine merkwürdige Antwort. Nach unendlich mühsamen Beobachtungen und Untersuchungen stellte sich heraus, daß der Stoff eine Zusammensetzung aus wenigen Grundstoffen sei, daß alles, alles was man sinnlich wahrnehmen kann, so verschiedenartig es auf uns wirken mag, Lebendiges und Totes, aus etwa 80 Grundstoffen bestehe, die nur unendlich verschieden gruppiert sind und dadurch das Kaleidoskop, das man Welt nennt, hervorrufen. Vielleicht giebt's mehr Grundstoffe als 80. Man mag vielleicht 100 finden. Aber mehr gewiß nicht. Von diesen 100, die wir einmal annehmen wollen, sind die weitaus meisten völlig belanglos und überaus selten, so daß wirklich die Zusammensetzung der Welt ganz unglaublich einfach ist.

Damit weiß man aber immer noch nicht, was nun der Stoff eigentlich ist. Das Rätsel bleibt. Da kam man wieder an die Alten, an Demokrit und seine Lacher. Nun aber stellte sich heraus, daß der verlachte Philosoph tiefsinnigere Wahrheit ausgesprochen hatte, als viele Jahrhunderte verstanden. Die Neuzeit fand wirklich das Atom. Sie fand, daß die Grundstoffe aus Atomen bestehen. Sehen kann man sie nicht, aber man höre und staune, man kann sie wägen, man kann ganz genau bestimmen, in welchen Verhältnissen sie sich zusammensetzen. Man weiß ganz genau, daß immer nur zwei Atome Wasserstoff sich mit einem Atom Sauerstoff verbinden, um Wasser zu ergeben, aber nie in Bruchteilen zusammentreten, und die Wissenschaft kann von jedem Dinge eine Zahl nennen, in der seine Atome vereinigt sind.

Ja, noch viel mehr. Man kennt fast genau die Zusammensetzung der Sonne, des Mondes und der Sterne. Einen Grund-

stoff hat man sogar zuerst auf der Sonne gefunden, in Massen auftretend, und dann nach langem Suchen fand man ihn auf der Erde, als äußerst seltnen Stoff.

So sagte man also: der Stoff ist die Zusammensetzung von bestimmten Grundstoffen, die aus Atomen bestehen.

Es scheint aber, daß die Antwort doch nicht richtig ist. Die Elektrizität kam, die Röntgenstrahlen wurden entdeckt. Die Elektrizität fuhr wie der Blitz in die Atome. Sie ist ja auch der Blitz. Die Alten ließen den Zeus ihn schwingen, heute handhabt ihn jeder Kutscher der Straßenbahn.

Die Elektrizität spaltete das Atom. Das Unteilbare scheint heute wieder einmal unendlich teilbar zu sein. Demokrit wird wieder einmal ausgelacht. Was sind Röntgenstrahlen? Gewiß Stoff. Aber so unendlich fein geteilter, daß die unsichtbaren, unteilbaren Atome sich dagegen wie Erbsen ausnehmen.

Dieses Feinste immer noch Stoff! Wo kommen wir an deine Grenze, du Unendlicher? Wer bist du, du rätselvolles, ewig wandelbares Geheimnis? Wenn man dich zu halten glaubt, wenn man dich schon sicher auf der Waage zu haben wähnt, entschlüpfst du den Händen und lachst aus einer andern Ecke uns aus: Ich bin nicht der, der ihr glaubt! Aber wer denn, was denn? — furchtbares Rätsel!

3.

Was ist der Stoff? Himmel und Erde. Wir wollen einmal nach der Sonne reisen. Wir kennen sie ganz genau. Wir wissen, wie groß sie ist, wie weit entfernt sie ist, wie schwer sie ist, wir kennen ihre Zusammensetzung, ihre Grundstoffe, wir wissen, wie schwer ein irdisches Pfund Eisen auf der Sonne wiegt, kurz soviel wie von der Erde wissen wir beinah auch von der Sonne. Von der Erde haben wir auch vieles noch nicht gesehen trotz Nansen.

Also wir reisen. Was treffen wir unterwegs? Lauter Stoff. Es käme kein Lichtstrahl von der Sonne zu uns, wenn der Stoff

ihn nicht trüge, und es kommen Millionen täglich von dort zu uns, die sich durch den Stoff hindurchtasten. Die Luft hört bald auf. Sie ist eine ziemlich grobe Stoffhülle, die unsern Planeten wie eine Decke umhüllt, daß er nicht erfriert im kalten Raume. Sie ist ein Gemenge ziemlich vieler Stoffe. Nach oben hin wird's immer dünner und dünner, schließlich hört's ganz auf, aber der Stoff bleibt. Er ist die Verbindungsbrücke zwischen den Weltkörpern. Und eine viel beschrittene. Alle Strahlen des Sternenhimmels finden ihren Weg durch ihn hindurch bis zu uns. Man kennt den feinen Verbindungsstoff nicht, man kennt seine Atome und Zusammensetzung nicht. Jedenfalls hat er welche. Aber wir haben das Unbekannte mit dem Sammelnamen Äther belegt, was in der Naturwissenschaft soviel bedeuten mag wie X in der Mathematik. Aber das X ist bekanntlich überall die Hauptsache, das quälende und erwünschte Unbekannte.

Wenn wir von der Sonne weiter reisen, immer weiter, wenn wir Jahrtausende mit der Schnelligkeit des Lichtstrahls vorwärts schnellen und Stern um Stern durchmustern: was finden wir? Überall Stoff. Und noch was für welchen! Auf jedem Stern lachen uns alte Bekannte an. Unsere 80 und 100 Grundstoffe haben sich auf jedem Stern angesiedelt, alles eng verwandte Stoffkolonien. Man findet überall Gold — nicht nur im Transvaal. Wenn nur der Äther nicht wäre. Da gäb's Raub- und Beutezüge, daß kein Stern mehr Frieden hätte. Nicht die Erde, nein die Welt ist zusammengesetzt aus wenig, wenig Grundstoffen, immer den gleichen. Mit den einfachsten Mitteln ist die größte Mannigfaltigkeit erzielt. Überall zeigt die Magnetnadel nach Norden, überall wirkt die Schwere, die Wärme, der Blitz. Wer bist du, unendlicher Stoff?

Himmel und Erde! Das klingt geradeso wie das Meer und der Tropfen, die Menschheit und ich! Was ist Himmel und Erde? Eine große Einheit, eine Einheit des Stoffes, keine Zweiheit. Die Erde ist mitten im Himmel gelegen und kann nirgend anders gesucht werden. Sie hat dieselbe Form wie jeder Himmelskörper, dieselbe Zusammensetzung. Sie schwebt nicht frei im Raume, wie man

der Anschaulichkeit wegen zuweilen sagt. Sie ist eng eingebettet in denselben Stoff, in dem alle Sonnen und alle Planeten und Monde verpackt und verwahrt sind wie die Weintrauben in Sägespänen. Nirgends ein Nichts, es giebt kein Nichts, es giebt keine Null. Es giebt überhaupt nur sehr wenig. Aber das Wenig erfüllt das All. Und das Wenig heißt Stoff. Wer bist du? Was bist du?

Man glaubt, wenn man's auch nicht beweisen kann, aber die Vernunft verlangt's eigentlich, es gäbe im Grunde nicht 80 Grundstoffe, sondern nur einen einzigen. Die 80 seien nur Zusammensetzungsformen, die wir mit unsern Mitteln nur nicht auf die Einheit zurückführen können. Es mag sein, daß dieser sinnige Glaube im letzten Grunde auf Wahrheit ruht. Aber wer ist dann der Einzige, der große Unbekannte, der Vielgestaltige, der Unendliche?

Als die Menschen merkten, welche schöpferische Bedeutung die Sonne für die irdische Natur habe, sagten sie, die Sonne muß Gott sein und beteten sie an. Ist's ein Wunder, daß sie den Stoff als ihren Gott ansahen, nachdem sie seine Bedeutung und Eigenschaften erkannt? Die meisten kennen ihn ja nicht und verlachen die Stoffanbeter als Narren. Aber es sind ernste, suchende Leute, die mehr wissen von den Geheimnissen des All, als die Welt ahnt, und ihr Gott, der Stoff, hat ihnen die Erde zum Himmel gemacht. Himmel und Erde ist kein Unterschied des Orts und der Art, nur der Masse und der Zahl. Ist er Gott? —

4.

Was ist der Stoff? Ein glühendes Leben. Er hat Eigenschaften, die ihn immer rätselhafter erscheinen lassen. Sein tiefstes Geheimnis, um einmal recht oberflächlich zu reden, ist die Bewegung. Teile ihn auf in Atome — es gelingt zuweilen in gewissem Maße — dann zeigt sich, daß die Atome in beständig schwingender Bewegung sind, an einander anstoßen und weit von einander abprallen wie winzige Gummibälle. Als stecke in jedem eine unruhige, rastlose Atomseele, die nicht ruht bis sie die gewünschte Vereinigung eingegangen ist.

Auf dieser Beobachtung ruht bekanntlich die Homöopathie. Sie trachtet nach den Atomen und sagt sich, die Massen sind träge und starr, aber die Atome sind beweglich und rege, die Atome werden die kranken Säfte zum Leben anregen, während die Massen sie lähmen.

Der Gedanke ist nicht übel, ist chemisch kaum anfechtbar. Wenn nur die Chemie die letzten Geheimnisse des Stoffes ergründen könnte! Aber die Massen sind gar nicht träge und starr. Wie sollten sie auch, wenn sie aus den rastlosen Atomen bestehen?

Die Stoffmassen sind in einer unendlichen Jagd begriffen, in Bewegungen, so schnell, daß kein Auge ihnen zu folgen vermag.

Fassen wir einmal die größten Stoffmassen, die Gestirne, in's Auge. Der Sternenhimmel mit den „ewig unwandelbaren" Sternen ist in ununterbrochener rasender Bewegung. Kein Meer ist so stürmisch wie das große Sternenmeer, in dem wir in rasender Eile dahin jagen. Wir rasen um die Sonne herum, und die Sonne rast mit uns irgendwohin. Vorläufig in den Herkules hinein und dann? — Die Gestirne sind beweglich wie die Atome. Die ganze Welt eine Riesenflasche, die man luftleer gemacht hat und in deren Raume die Atome des Stoffes schwingen.

Aber freilich ist das schwer einzusehen. Die Entfernungen zwischen den Weltatomen, den Sternen, sind so über alle Vorstellung groß, daß wir von der Beweglichkeit des Stoffes nicht viel merken. Aber man nehme den nächstbesten Gegenstand zur Hand. Er ist voller Bewegung. An manchen sieht man die Bewegung freilich nur daran, daß sie alt werden und verfallen. Unglaublich schnell wird alles alt und unansehnlich. Das ist die Bewegung des Stoffes. Nichts, nichts wird wirklich erhalten. Alles ist in Fluß. Das Menschenwerk zerbricht, der Fels verwittert, das Leben versinkt. Es giebt nur eines, das wirklich bleibt, das ist der Stoff selbst.

In ihm liegt ein Rätselhaftes, Ewiges. Es hat sich nämlich herausgestellt, daß alle Formen des Stoffes, wir nennen sie Dinge, also alle Erscheinungsformen des Stoffes, von den größten angefangen, sich jeden Augenblick verändern. Er selbst nie. Nimm

den Tisch, an dem du sitzest, zerhacke ihn in Stücke und verbrenne ihn, bis du ein winziges Aschenhäufchen zurückbehältst — nicht ein Atom ist verloren gegangen. Ein Teil von ihm wurde Flamme, d. h. Gas, ein Teil wurde Rauch, ein Teil wurde Asche. Die Gase verbanden sich mit der Luft, der Rauch setzte sich in der Nähe nieder, die Asche liegt vor dir, aber verschwunden ist von deinem Tische nicht ein Stäubchen. Auch sein Gewicht ist nicht verloren gegangen. Wollte man seine Atome in der neuen Form nachwägen, nicht ein einziges Milligramm wäre verloren. Seine Form hat sich verändert, seine Atome sind alle, alle da. Seit Anfang der Welt ist nicht das leiseste Stäubchen verloren gegangen, alles, alles ist da, nur jeden Augenblick anders da.

Nimm einen eisernen Nagel und lege ihn in deinen Garten an einem geschützten Orte nieder. Er rostet, sein Gewicht vermindert sich, nach 2 Jahren wird er wohl verschwunden sein. Nimm einen gleichen Nagel und setze ihn einer geeigneten Flamme aus. Er wird in fünf Minuten unter schönen Feuererscheinungen verbrennen. In beiden Fällen ist dasselbe geschehen. Das Rosten war ein langsames Verbrennen, aber vom Eisen ist selbst kein einziges Atom verloren. In etlichen Tausend Jahren werden vielleicht Naturforscher dort, wo heute große Kulturmittelpunkte sind, große Lager von Eisenerzen entdecken. Das sind die Reste unserer Straßenbahnen, Dampfkessel, Eisenerzeugnisse irgendwelcher Art, die in die natürliche Form zurückgekehrt sind. Aber der Stoff selbst ist unzerstört und unzerstörbar und ewig beweglich.

Aber das sind ja alles nur kleine Bewegungen. Das eigentliche Regen im Stoffe, das unbegreifliche, unerklärte und geheimnisvolle ist das Leben selbst. Was ist das Leben? Ein eigenartiges Bewegen. Mehr können wir nicht darüber sagen. Und wir kennen kein Leben, können uns wenigstens keines vorstellen, ohne Stoff. Da liegt es nahe zu vermuten, daß das Leben selbst mit dem Stoffe in einem eigentümlichen Werdezusammenhang steht. Leben ist Bewegung, der Stoff ist voll Bewegung, ohne Stoff kein Leben. Es ist keine allzufern liegende Erwartung, daß beides zusammengehört.

Freilich ist die Bewegung, die wir Leben nennen, eine ganz eigenartige. Sie steht aber nicht ohne verwandte Erscheinungen da. Man kann das Leben am besten darstellen als eine langsame Verbrennung. Alles Lebendige brennt, ohne Flamme zwar, aber unter deutlichen Wärmeerscheinungen und genauen Verbrennungsvorgängen. Die Nahrung ist die Heizung, die Lungen blasen immer neue Verbrennungsluft, Sauerstoff, zu, ein nimmer versagendes Ventil. Aus der Kohle entsteht durch Verbrennung als Lichtleib die Flamme. Unsere Nahrungsmittel verbrennen zu dem schönen Menschenleib, der aus ihnen aufgebaut wird. Übersteigt die Wärme den gewissen Höhengrad von 40°, so ist der Siedepunkt des Lebens erreicht, in dem die Lebensstoffe in Zersetzung geraten und stille stehen, aber die Asche glimmt weiter, bis jedes Atom des Menschenleibes in den Schooß des Stoffes zurückgekehrt ist.

So können wir allenfalls das Leben beschreiben und beobachten, aber erklären können wir's nicht. Aber was können wir denn erklären? Können wir den Steinwurf erklären, die Bewegung der Gestirne erklären? Beschreiben, berechnen können wir sie, aber erklären, ergründen? Das ist das Geheimnis des Stoffs. So auch das Leben selbst. Daß du lebst, ist unaufhörliche Bewegung, und daß du stirbst auch. Das Leben hat auch alle Eigentümlichkeiten des Stoffes an sich. Es erscheint in den mannigfachsten Formen und ist doch wieder in allen Formen außerordentlich einfach und übereinstimmend. Es ist überall, wo der Stoff in seiner Mannigfaltigkeit ist. Es ist eine Bewegung, von der wir ahnen, daß sie auch unzerstörbar, ewig ist, wie der Stoff selbst.

Auch die Bibel schreibt dem Stoffe das Leben zu. Sie lehrt ausdrücklich: „Gott sprach: die Erde bringe hervor" und wiederholt diesen Satz bei dem Werden alles Lebendigen. Sie läßt kein Leben vom Himmel fallen, sondern läßt es werden durch den Stoff durch. Sogar das unmittelbare Gottesleben, das sie dem Menschen zuspricht, kam nicht, ohne daß vorher der Stoff zubereitet war.

Wer uns sagt, was der Stoff ist, der sagt uns, was das Leben ist, und wer das erklärt, der kennt den letzten Grund aller Geheimnisse.

5.

Was ist der Stoff? Man sagt, ein Grundgesetz des Stoffes sei die Trägheit, das Streben, seine Lage nicht zu verändern. Der Begriff, den man damit verbindet, ist richtig, aber man könnte ebensogut das Gegenteil sagen. Stoff und Trägheit, Stoff und Unveränderlichkeit sind auch die schneidendsten Gegensätze.

Der Stoff ist die Verkörperung der Kraft. Riesenkräfte offenbart der Stoff. Was man Trägheit nennt, ist ungeheure Kraft, was Beharrung heißt, ist tatsächlich Bewegung. Das sind Worte, dem Augenschein angepaßt, ersonnen, um sich in gewissen Begriffen zu verständigen, keine Erklärungen des Stoffes.

Man hat dem Stoffe noch ein eigentümliches Gesetz zugesprochen, das aber ebenfalls nur ein Auskunftsmittel ist in der ratlosen Verlegenheit gegenüber dem großen Unbekannten, das uns umgiebt. Man sagt, es können nicht gleichzeitig zwei Stoffteile denselben Raumteil füllen.

Das ist jedenfalls nicht dem Augenschein nach geurteilt. Derselbe Eisenwürfel kann plötzlich magnetisch, elektrisch sein, ohne mehr Raum zu verdrängen. Zum Stoffe ist neuer Stoff hinzugetreten, genau meßbarer Stoff, ja der Eisendraht ist erst die vollkommene Brücke für den feinen Stoff der Elektricität, dem die umgebende Luft zu grob und undurchlässig war. Er sammelte, flüchtete sich in den leitenden Draht, der für ihn leerer Raum war und willkommene Unterkunft bot. Der Lichtstrahl wählte die Luft, der elektrische das Eisen. Beide Stoffe Träger der Kraft, derselben einen Kraft, die sich nur verschieden kundgiebt, gleichsam verschiedene Färbung angenommen. Verschiedene Schwingungsziffer bedingt verschiedene Kraftfarbe. Man kann sagen, verschiedener Stoff stellt nur verschiedene Eigenschaften der Kraft dar, der Stoff ist eine Eigenschaft der Kraft.

Man kann wirklich fragen, und große Leute haben es getan, ob man überhaupt von Stoff reden soll. Vielleicht sollte man dafür das Wort und den Begriff Kraft setzen. Alles, was

du Stoff nennst, das Sichtbare und das Unsichtbare, ist eigentlich Kraft, und was uns als Stoff erscheint, ist nur zufälliger Träger, zufälliges Bild und Verkörperung der Kraft. Und die Kraft ist eine einzige ungeheure, die das All erfüllt, aber jedes Atom ist ein Kraftteilchen, ein Ton im Riesenakkord der Kraft, ein Tröpfchen im Ocean der Kraft.

Das eigentlich bewegte Bild würde erst die Kraft geben. Stellen wir uns einmal alles vor als Wiederschein von Kraft. Da werden wir sofort unterscheiden zwischen Einzelkraft und Massenkraft. Das bisherige Stoffatom etwa wäre das einzelne Kraftatom, der Körper etwa die Kräftesammlung. Die Massenkraft hält die einzelnen Teilchen wie ein beherrschendes Gesetz zusammen, gleichsam ein Oberwille, der die Einzelwillen monarchisch regiert. Jede kleinere Massenkraft gehorcht wieder einer noch höheren, immer aufsteigend, immer weiter sich spannend, bis das oberste Kraftgesetz in der Herrscherkraft des All gefunden ist. Sobald irgendwo ein kleineres Kraftgefäß zerreißt und seine innere Spannung verliert, werden Kraftteilchen frei, die sich dann neuen Verbindungen beweglich anschließen.

So gäbe das Leben selbst über sich einen interessanten Aufschluß. Jede Körperzelle, jedes Zellatom eine winzige Kraftseele geleitet von der allgemeinen Körperkraft, die die Millionen unter ihr Gesetz zwingt bis zu dem Augenblicke, wo ihre Kraftspannung zerreißt. Dann zerfällt ihr Herrschaftsgebiet sofort, und die Kraftseelchen schließen sich neuen Gebieten an und werden neuen Kraftorganen gehorsam, ein ewig wogendes Kräftemeer.

Stoff oder Kraft? Beides unlösliche Geheimnisse.

6.

Was ist der Stoff? Es ist der Raum selbst, der unendliche unbegrenzte Raum. Neben dem Stoff ist kein Raum und ohne Raum kein Stoff. Raum und Stoff sind zwei Wörter für eine große unbekannte Sache, die uns umgiebt. Raum und Stoff sind

zwei Darstellungsformen des großen Unbekannten, aber freundliche. Es sind eigentlich Offenbarungen, voll von Ideen, voll so vieler, daß jeder etwas davon verstehen und sich selbst damit füllen kann, ohne sie auszuschöpfen. Er mag auch schöpfen, soviel er will, es bleibt alles drin im Raum und im Stoff.

Weißt du, was der Stoff ist? Du selbst und ich und Alles. Du kannst nicht einen Gedanken denken ohne Stoff, deine kühnsten Ideen werden vermittelt durch Bewegungen deiner grauen Gehirnrinde, Bewegungen des Stoffes, Bewegungen der Kraft. Wir sind alle eine große, ungeheure Einheit. Schon die alte Bibel erzählt uns, daß wir mit jedem Tier blutsverwandt, mit jedem Steine und Erdenkloße stammverwandt sind. Wir sind Stoff, wir sind Kraft und waren's und werden's immer sein.

Darum können wir auch den Stoff nicht erklären. Auch Kraft ist nur ein neues Wort, aber keine Erklärung. Wir können nicht über uns selbst hinaus, und wer erklären will, muß über das zu Erklärende hinaussehen können. Aber wozu denn erklären? Welchen Nutzen haben wir davon, wenn wir etwas erklären können? Für die Sache ist's furchtbar gleichgültig und für uns selbst auch. Warum soll ich das Leben erklären? Leben muß ich's, dann hab ich's. Warum den Stoff? Beherrschen muß ich ihn, in der Hand halten muß ich ihn, aber außer ihn stellen kann ich mich nicht.

Wir können allenfalls sagen: Wie ist der Stoff? Wir sahen, er ist unbegrenzt und doch sehr einfach, er ist unzerstörbar, also ohne Ende. Ein Nichts, eine Leere neben ihm giebt's nicht. Er ist voller Bewegung und enthält alle Bewegung. Neben ihm giebt's kein Regen. Er ist der Sitz des Lebens.

Du Allumfassender, Allgegenwärtiger, Unendlicher, Unbegrenzter, Lebensvoller, jetzt erkenne ich dich. Ich weiß, wer du bist. Aber indem ich dich erkenne, sehe ich, daß ich dich nie begreifen kann. Ich beuge mich in Furcht und Zittern vor dir, in dir, denn ich sehe, du bist ewig und heilig. Ich sehe, du bist das Leibliche, das uns Gott zeigt. Gott ist das große ewige, unwandelbare lebensvolle Ich, und der Stoff ist seine sichtbare kraftvolle Darstellung

und Offenbarung, der göttliche Anschauungsunterricht, den wir erhalten.

Darum ist auch der Stoff unendlich, weil sein Urbild unendlich ist. Je tiefer wir in die Erkenntnis des Stoffes hineindringen, um so gewaltigere Tiefen des großen Gottes öffnen sich vor dem erstaunten Blicke, und wir werden zitternd und jauchzend zugleich inne, daß es auch für unser Erkennen keine Grenze giebt und niemals geben wird. Denn nie wird es Gott ausschöpfen. So ist nun der Stoff der Raum, die Kraft, das Leben nur eine Form, in der wir den unendlichen Geist anschauen. Raum, Stoff, Zeit sind die Anschauungsformen, in denen unser kleines Ich sich bewegt, um von ferne etwas zu erschauen und zu ahnen von dem großen Ich, das Alles ist, das Geist, das Gott ist. Im Raum, in der Zeit, im Stoff offenbart sich uns, als in Formen, die für uns geeignet sind, das große Ich Gottes, und in uns selbst sagt das große Ich in unendlicher Wiederholung und Mannigfaltigkeit auch ich und hüllt dieses kleine Ich sorgsam in seinen Mantel, in den Stoff, in den die Welten und die Atome auch eingebettet sind.

So ist nun der Stoff an sich nichts, aber der Geist ist alles. Der Geist ist die Kraft, und der Stoff gehorcht der Kraft. Der Geist ist das Ich, und die Kräfte des Ich sind unausschöpflich. Im Stoffe liegt Leben und entsteht Leben, aber der Geist ist das Leben, und das Leben ist ewig und ist das Eigentum des Ich.

Wer ich sagt, ist ein Bekenner des großen Ich, des lebendigen Gottes, ob er's weiß oder nicht, ob er's will oder nicht.

Ich und Stoff und Kraft sind untrennbar. Sie sind einander auch sehr ähnlich. Sie wandeln ihre Form, aber sie sind nicht zerstörbar. Ich sagt das Kind und der Greis, ich sagt das ganze Leben, aber immer anders und doch immer ich, und immer klarer, immer bewußter. Die Stoffform, in der das Ich ich sagt, ist auch immer anders, sie ist eben Stoff. Aber eine Form wird das Ich immer haben, sei sie sichtbar, sei sie unsichtbar. Ein Ich ohne Stoff giebt's so wenig wie ein Nichts, denn Ich ist Kraft. Stofflich wird das Ich sich immer offenbaren.

Im Stoffe wird das Ich jauchzend seiner selbst bewußt. Im Stoffe hat es den unlöschlichen Trieb, sich immer auf's Neue wiederzuspiegeln und seine Ichheit auszubreiten in unerschöpflichem Lebens- und Werdetrieb, in unerschöpflichen Kraftformen. Der Stoff steht nie stille, weil das Ich nie stille steht und seine Kraft. Es ist ein ewiges Werden im Ich, ein ewiges Leben, und das prägt es aus in seinem beweglichen Lebenselement, dem Stoff. Sieh den Stoff an und sieh das Ich an und werde dir jubelnd deiner selbst bewußt und deines Gottes.

Das Verhältnis zwischen Ich und Stoff wird so wenig erklärt werden können, wie die Beziehungen zwischen dem Ich und dem Leibe. Aber Erklärungen sind ja Possen. Die Harmonie muß gesucht werden, die kraftvolle, selbstbewußte. Der Stoff offenbart die Gedanken des großen Gottesichs, ein weiches, biegsames Element. Alle Dinge sind Gedanken Gottes. Sie äußern sich stofflich wie deine eigenen Gedanken. In jedem Dinge kannst du deine Verwandtschaft mit dem Schöpfer sehen, und jedes Ding und jedes Leben ist eine Ausstrahlung aus dem geheimen Innern des großen Ichs. Wie im Großen aus dem Geiste immer neue Offenbarungen fließen, geradeso müssen aber auch um dich her Dinge werden, stoffliche Erscheinungen deiner Selbst und deiner Gedanken, die dein Ich, dein wahres Sein offenbaren. Der Stoff wird auch dir gehorchen und dich zurückstrahlen, wenn dein Ich das große Ich wiederspiegelt in Reinheit und Klarheit, wenn dein Ich Gottes wird. In dem Augenblicke ist der Stoff dein eigen, wenn du selbst dein eigen bist; wenn dein wahres Sein in deinem Ich zum Ausdruck kommt, dann ist der Stoff dein und dient deinem Bedürfnis, wie er Gotte dient, dann ist die Kraft des Stoffes deine Kraft. Der Preis ist köstlich, ist der höchste und einzige, was schadet's, wenn er nicht im Augenblicke erreicht wird?

So lange das Ich dem Stoffe dient, so lange fehlt die Harmonie. Wenn aber alles Ich vereint wird in wahrer Wesensgemeinschaft, dann ist auch der Stoff in seiner Wahrheit.

Was ist der Stoff? Der Ausdruck, die Offenbarung des Ich. Sie müssen auch verwandt sein, können nicht wesentlich unterschieden

sein. Es kann keine wesentliche Zweiheit geben. Mag sein, daß sie nicht eins sind, aber sie haben ja grenzenlos Zeit; sie müssen eins werden. Lh.

Das Ziel.

1. Der Kampf um die Weltanschauung.

Wir gehen zweifellos einer Neuordnung aller Dinge entgegen. Wer sich mit der Not der Menschen nicht durch bloßes Mitleiden abfinden kann und den Werdedrang spürt, der durch ihre Geschichte zittert, wer sein eignes Dasein als ein Problem empfindet, das, koste was es wolle, gelöst werden muß, und ein sinnloses Leben einfach nicht ertragen kann, der ringt darnach und kann es nicht lassen. Leben heißt ihm darnach trachten. Nichts ergreift und erhebt mehr, als diesen Drang in unsrer Zeit zu verfolgen, denn niemals trat er so lebendig zu Tage und gewann so breite Ausdehnung. Freilich muß man Blick dafür gewonnen haben, um mehr zu sehen als dunkle Strudel von Irrtum und Leidenschaft, und sich über die Gesinnungstüchtigkeit einer Partei oder Richtung erheben können, um ihn verstehen und ihm gerecht werden zu können, wie er auch erscheint.

Auf den verschiedensten Wegen drängen die Menschen nach dem Ziele, das sie ahnen und ersehnen, und sind in den mannigfachsten Vorstellungen und Programmen befangen. Kein Wunder, daß sie alles verschieden sehen, aber seltsame Torheit, daß sie sich darüber befehden. Wie ich die Dinge sehe, wie ich die Spannung, die ihr Eindruck in mir hervorruft, begreife, und in welcher Richtung sie sich entlädt, das hängt von meinem inneren Auge ab, das mir geworden ist, und von den mir eigenen Empfindungen des Lebens, in denen alles ausschwingt und seine Gegenwirkung findet, was auf mich eindringt. Meine Weltanschauung ist also nicht das Ergebnis meiner Wahl, sondern meiner Geschichte. Unter aufrich-

tigen Menschen wenigstens. Sie wandelt sich nur auf Grund von Erfahrungen und ist von ihrem Resonanzboden in unserm Empfindungsleben abhängig. Das Nachdenken bildet sie in ihrem jeweiligen Bestande bloß durch und aus. Darum kann man nur durch Lebensfortschritte in der Wahrheit wachsen und einen andern von Irrtümern nur durch Erlösung überzeugen. Alle Folgewidrigkeiten und Widersprüche, die wir jemandem in seiner Weltanschauung nachweisen können, sind nur Zeugnisse ihrer inneren Schwäche oder verborgener Werdenot, die damit nicht gehoben wird, wenn wir ihre Symptome bloß stellen. Wer lebt, empfindet sie selbst am tiefsten. Deshalb sollte man nur die darauf aufmerksam machen, die in Gefahr stehen, in ihrer Weltanschauung zu entschlafen.

Der Kampf um die Weltanschauung ist also ein Zeichen merkwürdiger Verblendung. Wer ihn führt, weiß nicht, worum es sich handelt und worauf es ankommt, und hemmt dadurch, daß er ihn führt, sein eignes Werden ebenso wie den allgemeinen Fortschritt. Ich rede und bekenne das aus Erfahrung. Denn wer seine Anschauung verteidigt oder verbreitet, vergißt das Sein über dem Augenschein, den er sich bildete, und fährt auf dem Standpunkte fest, den er eingenommen hat. Wer sich aber dem Kultus der Anschauungen ergiebt, verliert den Boden des Lebens unter den Füßen, auf dem allein Wahrheit werden und wachsen kann, und wer auf einem Punkte beharrt, kann keine Linie der Entwicklung ziehen.

Dasselbe Verhängnis besteht für die Gesamtheit. Der Kampf um die Weltanschauung klärt nicht auf und fördert nicht, sondern verstockt Angreifer und Angegriffene in ihren Anschauungen, sodaß jedes natürliche Wachsen und unbefangene Austauschen gelähmt wird, und läßt die persönliche Kultur unter dem Meinungstumulte verkümmern. Das vergangene Jahrhundert hat den geschichtlichen Beweis dafür erbracht, und die Gegenwart führt es uns noch fortwährend anschaulich vor Augen.

Scheiden wir die unfreiwilligen Heuchler aus, denen es sich gar nicht um die Wahrheit handelt, sondern um ihre Meinung,

nicht um das allgemeine Heil, sondern um ihre Person oder Partei, nicht um die Zukunft der Menschheit, sondern um die Herrschaft über Anhänger, so giebt es eigentlich keine Gegner, sondern nur Genossen. Denn ob sie sich auch in aller Ehrlichkeit bekämpfen, unterdrücken und verdammen, sie schlagen nur aus, weil sie Scheuklappen tragen: im letzten Grunde wollen sie alle dasselbe, auch wenn sie noch nicht wissen sollten, was sie wollen. Und mögen die Wege, die man einschlägt, auch noch so sehr auseinander gehen, sie sind sich niemals entgegengesetzt und führen über kurz oder lang zusammen, weil auf allen ein dunkler Wahrheitsdrang treibt. Gewiß giebt es Irrwege genug, und Unzählige suchen auf verkehrter Spur. Aber das schadet nichts. Es ist besser als nicht zu suchen. Denn die verkehrten Wege müssen begangen werden, um als aussichtslos offenbar zu werden, und es ist unmöglich, daß ein Suchender nicht durch Schaden klug würde. Für die aber, die rechte Wege gefunden haben, giebt es nur ein Mittel, andern sie zu offenbaren: Fortschritte auf ihnen zu machen.

Wo Menschen suchen, ist man also im letzten Grunde einig, denn eine Verständigung ist nur noch eine Frage der Zeit, und man kommt dem Ziele näher, wenn auch vielfach zunächst dadurch, daß man scheitert. Nur die zu haben meinen und sich auf einen Standpunkt versteifen, die gesättigten Seelen, die sich in ihrem Gedinge befriedigt fühlen und in ihren Anschauungen bespiegeln, die Besitzer wissenschaftlich oder religiös patentierter Wahrheiten gehen der Neuordnung der Dinge nicht entgegen, sondern halten sie auf. Solche giebt es aber in allen Parteien. Sie bilden die zähe Masse des Widerstands und sind am hinderlichsten für die Suchenden, die ihrer Richtung angehören, weil sie von ihnen umschlossen in der Bewegung gehemmt werden.

Das ist der einzige wirkliche Gegensatz, der eigentlich möglich und innerlich berechtigt, ja notwendig ist: zwischen den behäbigen Zeitgenossen, die davon geschwollen sind, wie wir es so herrlich weit gebracht haben, und den glühenden Geistern, die die gegenwärtigen Zustände einfach nicht ertragen können, zwischen den

Selbstzufriedenen und den Selbstsuchenden, den Fertigen und den Werdenden, denen, die abgeschlossen haben, und denen, die allem Neuen aufgeschlossen sind. Zwischen diesen beiden Arten Menschen herrscht Reibung und Kampf. Denn sie schließen sich gegenseitig aus und können sich nicht vertragen. Dadurch, daß sie sind, wie sie sind, bestreiten die Vertreter des Standpunkts den Abenteurern der lebendigen Linie das Recht zu werden, und diese jenen das Recht zu sein. Wie Eis und Feuer stehen sie sich gegenüber. Entweder muß das Eis das Feuer verlöschen oder das Feuer das Eis zerschmelzen und verdampfen lassen.

Dieser Gegensatz zieht sich als die einzige grundsätzliche Scheidung, die es giebt, quer durch alle Parteien. Oder vielmehr alle Parteien stehen auf der einen Seite und die Schar der werdenden Persönlichkeiten und freien Geister auf der andern. Denn wer anfängt zu fragen und zu suchen, für den giebt es in keinem Heerlager, wo Anhänger sich zusammenscharen, mehr Raum. Er muß als Meuterer über Bord. Denn es giebt keine Partei, die dem Werden Spielraum ließe. Sie müssen auf einem Standpunkt festgefahren sein, um Partei werden zu können, und Systeme gesponnen haben, um Anhänger fangen und festhalten zu können, und wenn sie den Fortschritt auch auf ihr Panier geschrieben und sich als Freigeister proklamiert hätten. Wer das nicht glaubt, der sehe sie sich nur genau an. Darum hält es keiner, der sucht und werden will, in irgend einer Partei aus, mag sie eingeschworen sein, auf was sie will.

2. Die Einheit des Ziels.

Es giebt nur ein Ziel am letzten Ende, und alles wird von ihm beherrscht, was vorwärts strebt. Alle Richtungen, in denen Menschen sich bewegen und nicht stille stehen, einigen sich in ihm, und alle Ziele, die man auf einzelnen Gebieten aufstellt, ordnen sich ihm unter. Aber es wird zunächst immer nur einseitig erfaßt, weil es von den verschiedensten Seiten erfaßt wird, und weil jedem

die Seite, die ihm zugewandt ist, als das Ziel selbst erscheint. Daraus ergeben sich die Gegensätze, die, je einseitiger der Blick fixiert ist, um so unerträglicher erscheinen. Aber sie existieren nur in unserer Vorstellung. Natürlich hat das Ziel selbst auch verschiedene Seiten, ja so viele wie das menschliche Leben, aber es ist eins wie das Menschsein. Welche mir ins Auge fällt, hängt davon ab, wofür ich ein Auge habe. Das ist Empfindungssache, die auf Erfahrung beruht. Je mannigfaltiger ich das Problem des menschlichen Daseins mit zuckendem Herzen erlebe, um so mehr Seiten werden mir an dem einen Ziele aufleuchten, um so mehr werde ich dahinter kommen, wie es dasselbe ist, das man nur von verschiedenen Seiten erblickt. Auf jeden Fall aber ist ein Streit töricht und müßig, wer recht hat, als ob es sich um verschiedene Ziele handelte, auch wenn wir noch einseitig oder mehrseitig beschränkt sind. Wer von dem Ziele nach irgend einer Seite in seines Lebens Drange beherrscht wird, sollte vielmehr höchste Achtung vor jeder seiner Seiten: haben, die in Wirklichkeit und Menschen möglich ist, auch wenn sie ihm noch so fern läge.

„Die einzige Volksschicht, die heute noch ein höchstes Ziel für die Menschheit mit aller Energie verfolgt, ist die Arbeiterschaft“, sagte mir vor einiger Zeit ein bedeutender Mann. „Hier allein haben wir Menschen, die sich gänzlich für eine Zukunft einsetzen, die allen gilt, und mit persönlicher Hingabe darnach ringen, so wahrscheinlich es ist, daß sie selbst sie nicht erleben werden. Deshalb ist heute auch nur mit den Kreisen der Sozialdemokratie etwas anzufangen. Der Grund dieser Bewegung, das energische Wollen und geistige Schaffen auf das Ziel muß jeden sich ihnen als Verbündeten fühlen lassen, der noch etwas von einem Ziele der Menschheit weiß.“

Daran ist zweifellos das eine richtig, daß die Sozialdemokratie, wenn wir die kleine Schar der zielbewußten Genossen von der großen Masse der bloß aufruhrlüsternen Arbeitsklaven, die sich von ihnen ungeniert führen lassen, unterscheiden, die stärkste ideale Strömung ist, die gegenwärtig existiert. An Wucht und persönlicher Leidenschaft für die große Sache ist sie allen anderen überlegen.

Darum ist es jammerschade, daß sie durch die Verlogenheit, Ungerechtigkeit und Gemeinheit, zu der sie ihre Sucht die Massen zu beherrschen verführt, ein Wachstum der Wahrheit in sich und damit einen persönlichen Fortschritt durch sich unmöglich macht. Denn aus diesem verseuchten Moraste kann sich kein gesundes Neuland erheben. Aber indirekt dient sie zweifellos der Zukunft, so wenig sich auch ihre Vorstellung von der Neuordnung der Dinge verwirklichen wird. Denn sie ist durch ihr Dasein ein lebendiger Protest gegen die gegenwärtigen unerträglichen Zustände und ein energischer Antrieb für alle zukunftskräftigen Elemente, das Banner, das sie durch den Kot schleift, in der Kraft und Reinheit der Wahrheit zu erheben und dem trägen Widerstande der Masse zum Trotz dem Ziele nach vorwärts zu tragen.

Der Sozialismus sieht das Ziel als einen Zukunftsstaat, in dem für alle Menschen eine menschenwürdige Existenz und ein befriedigender Lebensinhalt möglich ist. Wer wollte leugnen, daß diese Lage, auf die jeder von Natur Anspruch hat, eine Grundbedingung der neuen Zeit sein muß, nach der alle Suchenden streben! Solange es noch menschliche Wesen giebt, die durch die Verhältnisse ohne ihre Schuld unterdrückt und zertreten werden, die aus Mangel an Lebensmitteln zu Grunde gehen oder aus Erschöpfung nicht wahrhaft leben können, ist der Zustand der Menschheit für alle, die empfinden, einfach unerträglich. Solange wird die Möglichkeit Mensch zu sein die allgemeine Grundforderung für die Zukunft bleiben. Alle, denen dafür die Empfindung abgeht und die Augen gehalten sind, mögen sich nur einen Augenblick auf die verzweifelte Lebensnot vieler Tausender besinnen, die sich namentlich in den Städten furchtbar zusammendrängt, um dessen inne zu werden, daß es ohne eine Änderung hier kein Vorwärts giebt.

Die Neuordnung der Gesellschaft nach dem Gleichheitsgrundsatz und die gleichmäßige Verteilung der Einkünfte ist dem Sozialismus nur Mittel zu diesem Zweck, so sehr es vielen seiner Anhänger, programmbesessen wie sie sind, Selbstzweck geworden zu sein scheint, und zwar das einzige grundlegende und ausreichende Mittel, das

er kennt. Alles andere ergiebt sich dann von selbst. Aus den neuen Verhältnissen werden neue Menschen geboren. Der Kollektivismus ist die Quelle menschlicher Herrlichkeit. Darin irrt er natürlich so gründlich wie möglich. Aber das ändert nichts daran, daß er im letzten Grunde nach dem einen Ziele der Menschheit strebt, das er nur einseitig erfaßt hat und das er selbst über der Vorbedingung die es ihm verdeckt, nicht einmal annähernd erkennen kann. Meines Erachtens überschätzt er aber nicht bloß die soziale Umwälzung in seiner Wirkung, sondern hat sich auch in seinem Programm theoretisch in praktischen Unmöglichkeiten festgefahren, so daß sich der Zukunftsstaat als das heilloseste Verhängnis für die Menschheit entpuppen würde, das man sich denken kann, wenn er überhaupt möglich wäre.

Diesem Kunstgebilde volkswirtschaftlicher Theorie, das wir in dem Zukunftsstaate sehen, steht scheinbar im schärfsten Gegensatze die Bewegung gegenüber, die zurück zur Natur aus den Verkehrtheiten unserer Scheinkultur strebt. Sie tritt heute in den verschiedensten Gestalten hervor, je nach der Seite des menschlichen Daseins, die sie ins Auge faßt. Denn sie ist im Gegensatz zu Rousseaus Tagen und ihrer sentimentalen Schwärmerei durchaus praktisch gerichtet. Die einen wollen vor allem den Menschen wieder auf die elementaren Bedingungen seines Lebens zurückführen und erschließen der Erfahrung die ungeheure Bedeutung von Licht, Luft, Wasser und Erde für unser körperliches und geistiges Gedeihen, andere verfolgen eine grundsätzliche Reform der Ernährung und Gesundung des Stoffwechsels auf verschiedenen Wegen, andere trachten die Kleidung den Forderungen der Natur und der Gestalt unsers Körpers zu unterwerfen, andere kämpfen gegen die Selbstvergiftung der Menschen durch Alkohol oder gegen die Selbstverrohung durch Mißhandlung der Tiere oder gegen die Selbstverwüstung durch geschlechtliche Zuchtlosigkeit, andere werben für ein naturgemäßes Leben im Gleichgewicht von Ruhe und Bewegung, Muße und Arbeit, Familienleben und beruflichem, gesellschaftlichem, öffentlichem Leben, für eine Umwandlung unsrer ganzen unver-

nünftigen Lebensweise, die unsere Kräfte vergeudet und unser Leben zerrüttet.

Aber alle diese Strömungen stehen nur zur sozialistischen Fassung des Ziels im Widerspruch, nicht zum Ziele selbst, sondern sie wollen grade auf ihren Wegen zu einer wahrhaft menschenwürdigen Existenz und zu einer Lebensweise führen, die durch ihre Eintracht mit der Natur die besten Garantien für die Möglichkeit innerer Befriedigung in sich birgt. Sie ergänzen es in notwendigster Weise und bedingen seine Verwirklichung. Es ist nur eine andere Seite, die hier ins Auge gefaßt wird. Alles Unnatürliche ist zweifellos menschenwidrig. Deshalb muß alles Gekünstelte, Übertriebene, Entartete und Widernatürliche weg. Nur das Gewachsene und Naturgemäße ist menschenrecht. Alles was uns fremd ist, muß dem weichen, was uns eigentümlich ist. Die Abhängigkeit des Menschen von Moden, Gewohnheiten, Lebensformen, Einrichtungen muß gebrochen und alles seinem Wohle unterworfen werden. Der Prüfstein aber, an dem es sich in seinem Lebenswerte ausweisen muß, ist zweifellos unsere Natur mit ihren unerbittlichen Forderungen. In ihr liegt der Keim unsrer Wahrheit, also zu ihr zurück, wenn wir ihn finden wollen! Ihr nähern wir uns aber zweifellos, wenn wir alles aufgeben, was wir als unnatürlich erkennen und empfinden.

Nicht wenige Fäden innerer Beziehungen ziehen sich von hier zu den drei Strömungen der ästhetischen, ethischen und nationalen Kultur hinüber. Jede von ihnen hat sich ein besonderes Flußbett gebrochen und sucht die Interessen seiner Anhänger ausschließlich für sich in Anspruch zu nehmen. Trotzdem ist es aber auch nur das allgemeine gleiche Ziel, das alle diese Bestrebungen lediglich von verschiedenen Seiten, die es in sich vereinigt, geweckt hat und anzieht. Die ästhetische Kultur sucht Zugänge für den bildenden Einfluß der tönenden und gestaltenden, der reinen und angewandten Kunst in alle Schichten unsers Volks zu gewinnen. Man will die Empfindung dafür wecken und den guten Geschmack erziehen, zur Hygiene des Genießens und Verarbeitens führen und hofft so

zu einer künstlerischen Kultur zu gelangen, in der die schöpferische Genialität der großen Meister die Empfänglichkeit aller lebendigen Menschen befruchtet und unmittelbar durch ihre plastische Kraft alle ihre Lebensäußerungen zu dem großen Zug entbundner Unmittelbarkeit, zu schönem Ebenmaß und zu monumentalem Stile führt. Ich nehme wenigstens an, daß das der tiefe Kern ihrer Bestrebungen ist. Dann ist sie aber direkt auf das eine Ziel gerichtet und geht positiv darauf los, und es ist nur die Frage, ob ihre Mittel und Wege genügen, um es zu erreichen. Aber zweifellos ist das die tiefste Bedeutung der Kunst im Haushalte der Menschheit, daß die Offenbarungen des Genialen im Menschen, die sich in der Welt der Sinne Ausdruck schaffen, das künstlerische Schaffen auf dem Gebiete des menschlichen Wesens und persönlichen Lebens, zu dem jeder bestimmt und irgendwie begabt ist, anregen.

Die ethische Kultur sucht im letzten Grunde nur mittelbar heranzuziehen, was die Kunst unmittelbar hervorgehen lassen will. Sie will dem Menschen die Grundverhältnisse, die in ihm herrschen müssen, die rechte Haltung, die er seinen Mitmenschen gegenüber einzunehmen hat, und die Lehren der Steuerkunst, die er für sein Leben braucht, zum Bewußtsein führen und ihn bewegen, sich darnach zu richten. Sie nimmt den Menschen in Zucht, und ohne Zucht keine Erziehung, ohne Selbstzucht kein persönlicher Fortschritt. So ergänzt sie durchaus die ästhetische Kultur und giebt ihrem blühenden Leben das rechte Rückgrat. Das Ziel aber, das sie verfolgt, ist dasselbe, so gewiß das Vollkommene gut (im Gegensatz zu schlecht) und schön zugleich ist.

Wenn nun die nationale Kultur, die sich gegenwärtig vor allem in dem wachsenden Verständnis für die Bedeutung der Rasse, für unverdorbenes völkisches Empfinden und für die reiche Entfaltung aller eigentümlichen Stammesanlagen zeigt, die Gesundheit und Stärke, das Heil und die Zukunft einer Nation zu schaffen sucht, die Politik allein davon bestimmt und alle anderen Interessen diesem Ziele unterworfen wissen will, so tritt sie damit zu keiner der Bestrebungen, die wir bisher an uns vorüberziehen ließen, in

Gegensatz, sondern ergänzt sie alle und braucht sie alle. Das Volkstum ist einerseits der Grund, in dem die Wurzeln der Kraft für die sittliche wie für die künstlerische Kultur liegen. Andrerseits führt der nationale Drang, der in reiner Politik aufgeht, zu maßloser Machtgier und hohlem, unfruchtbarem Chauvinismus.

Es ist ja klar: Wie ist es möglich, den Einzelnen in seiner Eigenart zu bilden, ohne die Volksindividualität zu pflegen, rein zu erhalten und zu stärken, deren besonders gearteter Ausdruck er ist, und wie soll ein einheitlicher Stil in allen Lebensäußerungen eines Volks, der nur bei jedem Individuum seine besondere Form gewinnt, zu Tage treten, wenn nicht die Einheit der Art, des Lebens, des Schicksals und des Ziels alle Volksgenossen trägt, durchdringt und in Spannung versetzt! Ebensowenig darf die Ethik den Menschen vereinzeln. Nur als Glied eines Ganzen kann er sich sittlich verstehen. Nun mag wohl die graue Theorie summarischer Imperative mit Massenteilchen auskommen, die sittliche Erziehung aber, die im Leben steht, muß ihn als lebendige Zelle im Organismus seines Volks fassen, um den Gegensatz zwischen Individuum und Gemeinschaft aufzuheben. Und ihre Grundsätze gewinnen nur dann elementare Gewalt, wenn sie Lebensgesetze des Ganzen werden und die persönliche Sittlichkeit von der Volkssitte getragen wird. Die Liebe zu seinem Volk und das Leben für sein Heil wird wiederum jeden ehrlichen Menschen sittlich verpflichten. Es ist doch unmöglich, daß jemand z. B. in geschlechtlichen Ausschweifungen seine Körper- und Geisteskraft zerrüttet, seine Zeit verschlemmt, persönlicher Eitelkeit fröhnt, sein Leben vom Ehrgeiz bestimmen läßt oder von der Ausbeutung seiner Volksgenossen lebt, wenn er wirklich sein Volk liebt. Ein Patriotismus, der das kann, ist eine widerliche und unfruchtbare Heuchelei. Auf der andern Seite wird die nationale Kultur das größte Interesse an der sittlichen und künstlerischen Erziehung aller Volksglieder haben müssen, wenn wirklich jedes Kind, das geboren wird, eine Bereicherung des nationalen Wohlstands ist. Denn darin beruht die Kraft und der Reichtum der Nation, und ihre geistige, wirtschaftliche und politische Macht wächst in dem

Maße, als die Menschenkultur in ihr Boden gewinnt und das barbarische Geschiebe der Schichten urbar macht.

Damit ist schon gesagt, daß alle diese Bemühungen sozial und naturgemäß gestimmt sein müssen, denn die Kraft zu unmittelbarer Entfaltung der verborgenen Herrlichkeit liegt ebenso wie der Geschmack an sittlicher Wahrheit und Ordnung in der Gesundheit begründet und hat den stärksten Bundesgenossen in der Urkraft der Natur, die dem Kümmerlichen wie dem Widernatürlichen in gleicher Weise widerstrebt. Daß aber die Möglichkeit menschenwürdiger und gedeihlicher sozialer Existenz die unerläßliche Vorbedingung aller Art von Kultur ist, bedarf eigentlich keines Wortes, denn die ausgebeutete, in bitterster Not verkommende und zur Sklaverei entwürdigte Masse ist ein zäher widerspenstiger Rohstoff, der für jede Kultur unfähig ist. Aber es muß gesagt werden, weil es immer noch Menschen giebt, die der Meinung sind, daß sich das feine Gebäude höherer Kultur auf dem rohen Untergrunde eines dienstbaren Pöbels erheben könne. Das mag früher möglich gewesen sein, heute ist es das nicht mehr. Dazu ist das Licht des Ziels, wenn auch noch so gebrochen, schon zu tief eingedrungen. Und es ist auch nicht zu wünschen. Denn wenn die Kulturgebilde der Vergangenheit, auf die man sich beruft, so außerordentlich vergänglich waren, so lag es gerade an der Exklusivität, die sie des verjüngenden Kreislaufs des Blutes und des unbeschränkten Wettkampfs der Kräfte beraubte. Gewiß ist jede Kultur aristokratisch, aber nur insofern sie auf der geistigen Führerschaft der wirklich Besten ruht. Deshalb wird jede Kultur der Zukunft sozial sein, oder alle Bemühungen werden in Liebhabereien einzelner Kreise aufgehen.

Die Einheit des Ziels, auf die wir so von allen Seiten hingedrängt werden, sobald wir Ernst mit den Bestrebungen machen, zeigt sich heute darin, daß sie uns alle zusammengefaßt schon in der Parole einer neuen Kultur entgegentreten. Auf allen Seiten wächst die Erkenntnis, daß wir mit unsern Bemühungen in der Vergangenheit wohl eine Zivilisation erreicht und eine ungeheure

Fülle Lebensmittel gewonnen haben, aber keine Kultur, denn wir merken allenthalben, in welch tiefer Barbarei wir noch leben, und daß wir sie auch niemals erreichen werden, wenn wir unsre Anstrengungen nur steigern und nicht ändern. Diese Forderung einer wahrhaftigen Kultur ist den Lesern der „Blätter" nichts Neues, denn sie gehört zu ihrem Programm. Um so mehr lag es mir daran zu zeigen, daß wir in gar keinem Widerspruch zu einer der Bestrebungen stehen, die irgendwie das Ziel verfolgen, sondern alle einheitlich in der Richtung persönliches Leben zusammenzufassen suchen. Im Widerspruch stehen wir nur zu jeder Einseitigkeit.

3. Der Fluch der Einseitigkeit.

So begreiflich es ist, daß uns das Ziel zunächst nur einseitig erscheint, so verhängnisvoll ist es, wenn sich unser Blick ganz ausschließlich auf die Seite fixiert, die uns das Auge für das Ziel überhaupt öffnen sollte, und die Empfindung für das Ganze lähmt. Denn einseitig befangen kommen wir dem Ziele selbst nicht näher, sondern verfolgen ein Phantom. In Wirklichkeit existiert ja das Einzelne, dem wir nachgehen, niemals für sich und kann es nicht, sondern nur als Erscheinung und Äußerung des Ganzen. Fassen wir es darum als etwas Selbständiges oder gar als das Ziel schlechthin, so verlieren wir den Boden der Wirklichkeit unter den Füßen und werden Schwärmer in unserm Streben und Arbeiten.

Wenn wir für diese Einsicht nicht aufgeklärt genug sind, müßten uns unsre praktischen Versuche eigentlich dazu führen. Denn alles, was existiert, also auch die ganze Welt unerträglicher Zustände und schlimmer Erscheinungen, steht im Zusammenhang miteinander und bedingt sich gegenseitig. Aber ebenso alles, was werden soll. Wir können deshalb keine Lebensnöte und Lebensaufgaben aus dem festen Gefüge des Seins und des Werdens ausschalten und gesondert lösen. Jede Pflanze, hat ihre Wurzeln, und ohne daß die Wurzeln gedeihen, wird sie nicht heranwachsen. Die Wurzeln aber wiederum verlangen einen bestimmten Boden, und

seine richtige Beschaffenheit ist unerläßliche Vorbedingung des Werdens. Genau so verhält es sich mit allen Erscheinungen des menschlichen Lebens. Eine ästhetische Kultur wird nichts ausrichten, wenn ihr nicht im Volke ein ursprüngliches Empfinden für das Geniale entgegenkommt, durch das alle künstlerischen Einwirkungen bildende Kraft für den Einzelnen gewinnen. Und ursprüngliche Empfindung giebt es nicht ohne Unmittelbarkeit und Einfachheit des Wesens. So steht alles in näherem oder fernerem, aber in einheitlichem organischen Zusammenhange. Der Einheit des Ziels entspricht die einheitliche Verfassung des Lebens.

Deshalb ist die Einseitigkeit außer Stande, etwas Rechtes, Gesundes, Fruchtbares zu leisten, weil sie isoliert und in Gegensatz stellt, was zusammengehört. Sie verkennt und vernachlässigt sowohl die grundlegenden Vorbedingungen, die imstande sind, etwas organisch hervorzubringen, wie die natürlichen Beziehungen, ohne deren belebenden und befruchtenden Einfluß auf die Dauer nichts gedeihen kann. Ja oft genug glaubt sie herausreißen zu müssen, was sie hoch bringen will, und die natürliche Umgebung zerstören zu müssen, wenn etwas gefördert werden soll. Man denke z. B. an die nationale Bewegung, die von der inneren Kultur der Menschen nichts wissen will, oder an die Ästheten, die sich über ethische Interessen erhaben dünken, oder an die Wissensfanatiker, die ursprüngliche Empfindung mit gelehrtem Material verschütten, oder an die Naturmenschen, die befangen im bloß Körperlichen Menschentiere werden, oder an die Sozialisten, die alles Vornehme und Eigentümliche, alles Hervorragende und Unverstandene zum Wohl der „Allgemeinheit“ einstampfen zu müssen glauben.

Aber alles bedingt sich gegenseitig und steht im Zusammenhang. Es kommt grade darauf an, daß alles ins rechte Gleichgewicht zu einander kommt, und die Lebensbeziehungen fruchtbar gemacht werden, wenn man etwas erreichen will. Denn nur in seiner natürlichen Geschlossenheit und Verbindung kann etwas leben und Bestand haben, werden und wachsen. Deshalb bringt die Einseitigkeit nur Künsteleien und Gemächte zu tage, die nicht be-

stehen können, sondern mühselig erhalten werden müssen, die nichts Natürliches erzeugen, sondern nur gewaltsam etwas einrichten können, die nicht wachstümlich werden, sondern theoretisch konstruiert werden müssen. Was die Einseitigkeit hervorbringt, ist also niemals lebensfähig und kann es nicht sein.

Heute kennt man aber offenbar nur den Weg der Einseitigkeit. Alles wird zur Spezialität, die für ihre Vertreter ausschließlich existiert. Daher die speziellen Vereine, Organisationen, Agitationen, Organe, Agenten für jede besondere Bestrebung. Ohne sie glaubt man überhaupt nicht auskommen zu können, und doch sind sie es grade, die infolge ihrer Einseitigkeit nichts Naturgemäßes werden lassen. Man wird gewiß hier wieder das zu Tode mißbrauchte Wort: „In der Beschränkung zeigt sich der Meister" einwerfen, obgleich es gar nichts damit zu tun hat. Eins sollen wir immer bemeistern und uns nicht zersplittern, aber wie können wir einer Sache, einer Fähigkeit, eines Gebietes Meister werden in der Beschränktheit des Verständnisses für die Zusammenhänge und Bedingtheiten, für das organische Gefüge, in dem es lebt und allein leben kann, und wie können wir Etwas, Eins irgendwo schaffen, ohne es daraus werden zu lassen!

Infolgedessen steht alles, was man heute treibt, unter dem Fluche der Einseitigkeit, der einem als unerbittliches Naturgesetz erscheint, sobald die Einheit, der Zusammenhang und die gegenseitige Bedingtheit der Dinge klar geworden ist: es ist nicht lebensfähig, so gewaltig es auch erscheint. Die Einseitigkeit schreibt natürlich immer der Sache, die sie erkoren hat, eine übertriebene Bedeutung zu und überspannt sie bis zur Lächerlichkeit. An dieser Unwahrheit müßte ihr Werk schon allein sterben, auch wenn es nicht aus dem Lebenszusammenhange gerissen wäre. Damit ist das Verhängnis vollkommen. Sobald die agitierende und organisierende Hand davon läßt, fällt alles zusammen. Es scheint heute ganz unmöglich, etwas zu pflanzen, das dann aus sich selbst wüchse und auch der pflegenden Sorgfalt bald entbehren könnte. Darum stellen fast alle unsre Bestrebungen das, was sie schaffen, durch ihre ein-

seitige Behandlung in Verfall und führen zum Bankrott, auch wenn sie ihn dadurch zu verbergen wissen, daß sie ihre Einrichtungen konservieren und sorgen, daß das nicht stirbt, was nicht leben kann. Unsere ganze bisherige Kulturarbeit ist deshalb, soweit sie das letzte Ziel irgendwie verfolgt, eine Kette von Zusammenbrüchen und Erstarrungen.

Und so lebensunfähig die Werke der Einseitigkeit sind, so wirkungslos müssen sie sein. Das hängt ja innerlich zusammen. Wenn wir eine Not niemals von Grund aus und im Zusammenhang erfassen und zur Heilung führen, kann unsre Behandlung nur äußerlich sein und wirken. Wir tilgen Symptome und mildern Mißstände, aber sind außer Stande zur Gesundheit zu führen und die rechte Verfassung herzustellen, die das Übel unmöglich macht. Man denke nur einmal an unsere sozial-sittlichen Bestrebungen. Die Einseitigkeit kann also niemals die Not heben, sondern sie nur durch ihre Arbeit daran zur Empfindung bringen und Notbehelfe schaffen.

Oder wenn es sich um eine Stärkung und Entwicklung kümmerlicher Lebenskeime handelt, wie z. B. beim Nationalgefühl, bei der religiösen und ästhetischen Empfindung, führt das äußerliche Isolieren durch treiberische Stimmungsmache zu Schwärmerei und Einbildungen, weil das Gefühl aus dem Boden des Lebens herausgerissen und von der persönlichen Lebensentwicklung emanzipiert wird, zu der unbewußten Heuchelei und Spiegelwirtschaft, die eine Eigentümlichkeit unsrer heutigen nationalen, religiösen und anderweitigen Enthusiasten ist. Deshalb ist unsre gegenwärtige Kultur nur eine temperierte Barbarei, an deren Gebrechen man vergeblich herumkuriert. Durch Notschutz suchen wir ihre Verheerungen einzuschränken und durch Kulturillusionen über ihren hoffnungslosen Zustand hinwegzutäuschen.

Schließlich zeigt sich noch eine Schwäche und Beschränktheit des einseitigen Verfahrens. Dadurch, daß die Einseitigkeit ihre Aufgaben aus dem lebendigen Zusammenhange isoliert, in den sie von Natur gehören, werden sie zu einer Spezialität geistiger In-

teressen und zu einem Sport individuellen Vergnügens herabgedrückt, entnervt und entartet, so sehr auch ihre Anhänger ganz in ihrer Liebhaberei aufgehen mögen. Denn die Stärke der Beschäftigung macht keine Erscheinung lebensfähig und werdekräftig, wenn die Vorbedingungen des Lebenszusammenhanges verkannt und vernachlässigt werden, und wirkt grade deshalb nicht wesentlich förderند, sondern ungesund, weil hier dann jeder nur das einseitig, maßlos und unverhältnismäßig verfolgt, was er grade schon besitzt und garnicht noch vor allem andern zum Leben nötig hat, aber in seiner Liebhaberei blind für das bleibt, was bei ihm grade die Voraussetzung gedeihlichen Fortschritts wäre: Der Kunstenthusiast treibt ästhetische Bildung, obgleich ihre Faktoren schon in seinem Leben eine übermäßige Rolle spielen, und wird infolgedessen nicht Mensch daran, sondern Schwärmer, der Liebhaber ethischer Bestrebungen geht im Kultus sittlicher Grundsätze auf und wächst sich infolgedessen zu einem Fanatiker oder Pedanten aus, und der national Gesinnte, der in Rasseschwärmerei und Politik aufgeht, wird zum hohlen Chauvinisten, aber keiner von ihnen sucht grade das, was ihm fehlt, sondern schließt sich durch die Intensität seines Treibens nur immer mehr davon ab und bringt sich so selbst um sein Vorwärts. Er schadet aber auch der Sache, die er vertritt. Niemand glaube, daß dieses Opfer seiner selbst für die Bestrebungen nötig und dienlich sei. Denn grade die Einseitigkeit, die maßlos übertreibt und verzerrt, stößt alle zurück, die nicht dem gleichen Sport huldigen, die also grade das bedürften, was ihnen hier abstoßend entgegentritt. Sie kann keine Bedeutung für das Ganze gewinnen, sondern nur Proselyten einfangen, die sie ebenso ruiniert wie ihre Anhänger. Sie kann wohl durch Agitation Menschen aufpeitschen, die sich ja nur zu gern in der Oede ihres Daseins leidenschaftlich für etwas erregen lassen, was sie dann als Leben empfinden, aber in ihnen nichts schaffen, nichts wachsen und werden lassen, das sich von selbst mit unwiderstehlicher Lebensmacht immer umfassender entfaltet und ausbreitet.

Deshalb wollen wir den Bann der Einseitigkeit, der uns be-

fangen macht und unsre Lebensarbeit lähmt, zersprengen und nach der Einheitlichkeit ringen, die der Einheit alles Seins und dem gleichen Ziel alles Werdens entspricht. Einheitlich wollen wir alles im Zusammenhange seines Bestandes erfassen und begreifen, einheitlich in seiner organischen Stellung im Ganzen behandeln und einheitlich durch die Richtung auf das eine Ziel zur Lösung führen.

M.

Ein Weihnachtsgeschenk für unsere Leser.

Wir freuen uns allen unsern Lesern als Weihnachtsgeschenk eine Mitteilung machen zu können, die gewiß viele von ihnen aufs Lebhafteste interessieren wird. Ich beabsichtige nämlich in Gemeinschaft mit Dr. Chotzky, der ja schon seit Anfang dieses Jahres nach Deutschland übergesiedelt ist, für die Sommermonate in Mainberg eine Freistatt für persönliches Leben zu schaffen. Ein Freund von mir hat zu diesem Zweck das altersgraue Schloß Mainberg erworben, das hoch über meinem eignen Hause aus Wald und Weinbergen ragt, um es uns dafür zu verpachten. Seit Monaten ist schon eine Fülle von Arbeit getan, um es wohnlich einzurichten, und wir hoffen, das Haus Mitte nächsten Sommers eröffnen zu können. Eine hervorragende Künstlerfamilie arbeitet mit lebhaftem Verständnis und großer Begeisterung daran, das Schloß nach innen und außen unsrer Idee entsprechend zu gestalten.

Es ist ein Lieblingsgedanke von mir, der damit seiner Verwirklichung entgegengeht. Meine Hörer in Berlin erinnern sich vielleicht, daß ich vor 3 oder 4 Jahren meinen Vortragscyklus mit dem Geständnis eröffnete, ich sei oft schwankend, ob es nicht besser wäre, statt durch Vorträge zu persönlichem Leben anzuregen, in einem kleinen Kreise Lebensversuche zu machen, eine Kolonie zu gründen, wo durch gemeinschaftliches Leben Menschen befähigt würden, wirklich das zu werden, was uns als Ziel vor Augen

steht. In diesem Gedanken lag ein Wahrheitskern, der nicht verloren gegangen ist, sondern nun aufgehen will, wenn auch in ganz andrer Weise, als ich es damals wünschte.

Ich kann natürlich nicht schildern, wie sich das ganze Unternehmen gestalten wird. Das wissen wir selbst nicht und hüten uns auch, es uns auszudenken, um darnach es einzurichten und durchzuführen. Das muß werden. Deshalb warten wir ruhig ab, was wird, und sind uns bloß darüber klar, daß es etwas sehr Schönes werden wird. Ich kann also nur sagen, was wir beabsichtigen, die Idee mitteilen, die sich selbst ihre Wirklichkeit schaffen wird.

Unsere Ausgangspunkte sind folgende:

1. Ich habe auf meinen Reisen oft die Erfahrung gemacht, daß viele Menschen nicht so sehr geistige Anregung brauchen, sondern persönliche Beratung mit jemand, der im inneren und äußeren Leben Bescheid weiß und sich in die eigenartige Lage, in der man sich befindet, hineinversetzen, der besondern Persönlichkeit, die man ist, gerecht werden kann. Dann war ihnen oft sehr schnell und leicht geholfen, obwohl sie sich allein durchaus nicht zu helfen wußten. Der Unbeteiligte erkennt eben oft den Ausweg oder die Mittel, die nötig sind, leichter als der von der Not Befangene, und wer vielen in dieser Weise zur Seite gestanden ist, gewinnt die Erfahrung und Menschenkenntnis, die ihn zur Hilfe befähigt. Je mehr ich nun die Wichtigkeit solch persönlicher Nothilfe einsah, um so mehr bedrückte es mich, daß ich unterwegs je länger je weniger Zeit für Hilfsbedürftige erübrigen konnte. Briefe sind aber durchaus kein Ersatz dafür, ja es ist kaum zu verantworten, auf Briefe hin jemand zu raten, weil man nach brieflichen Darlegungen den konkreten Fall weder beurteilen noch untersuchen kann. Deshalb wünschte ich schon längst, mich für den Sommer allen zur Verfügung zu stellen, die meine Hilfe brauchen. Dazu mußte ihnen aber in geeigneter Weise der Aufenthalt in Mainberg ermöglicht werden. Machen davon alle die Gebrauch, denen ihre Mittel Reise und Aufenthalt erlauben, so bin ich unterwegs für die frei, die dazu nicht in der Lage sind. Dazu kommt noch eins: Sehr viele

hält eine begreifliche Scheu ab, sich an mich zu wenden. Sie fühlen sich nicht berechtigt, mich in Anspruch nehmen zu dürfen. Diese Bedenken werden zweifellos verschwinden, wenn ein Aufenthalt ganz besonders dafür geschaffen wird, und ich mich mit Chotzky allen Gästen ausdrücklich zu Beratungen zur Verfügung stelle.

2. Es giebt viele Menschen, denen es unmöglich ist, im Getriebe ihres Berufs und Lebens unter dem Druck ihrer Umgebung und Verhältnisse zu sich selbst zu kommen, ihre Natürlichkeit zu finden und Lebensschritte zu tun. Sie müssen einmal gründlich heraus, aber nun nicht in einen neuen Strudel anderer Art, sondern in die Stille, in der sie für sich sein und leben können, und in eine Umgebung, die ihren ersten schüchternen Lebensversuchen verständnisvoll und ermutigend entgegenkommt. Solch ein heimlicher Zufluchtsort für werdende Menschen möchte Schloß Mainberg werden.

3. Viele Leser der Blätter haben den dringenden Wunsch, einmal mit ihren beiden Verfassern Fühlung zu gewinnen. Mir ist so oft gesagt worden, wie sehr schon das Hören der Vorträge und nun gar erst die persönliche Bekanntschaft das Verständnis der Aufsätze erleichtert. Das ist zweifellos der Fall. Darum ist es mir eine ganz besondere Freude, daß unsre Leser in ganz zwangloser Weise nicht nur mich, der ich ja vielen bekannt bin, sondern vor allem Chotzky kennen lernen können.

4. Persönlich feinfühlige Menschen, die einmal aus ihrem Gedinge heraus und sich in der Natur und ländlicher Zurückgezogenheit erholen wollen, sind heutzutage vielfach ratlos, wohin sie gehen sollen. Meeresstrand und Gebirge ist nachgrade so verpöbelt und mit dem Lärm, Widerwärtigkeiten und Zudringlichkeiten der Fremdenindustrie so peinlich erfüllt, daß man weder zu einem ungestörten Genuß der Natur noch zu harmlosem Behagen im Verkehr mit den Menschen kommt, denen man begegnet. Für solche dürfte Schloß Mainberg ein gesuchter Ruheplatz werden. Denn es ist in seinem ganzen Bau und seiner Einrichtung etwas Einzigartiges: so groß und weitläufig, daß sich jeder leicht darin verlieren und, wenn er will, ganz für sich leben kann, so eigentümlich

in seiner Anlage, daß niemand sich wie in einem „Hotel" fühlen wird, so abgelegen, daß nur die im Mainthale dahinjagenden Züge daran erinnern, daß man sich nicht im Paradies befindet. Die Gegend ist keine Modeschönheit, aber herrlich in ihren malerischen Reizen. Der Blick schweift in unendliche Fernen. Wiesen und Wasser, Weinberge und Wälder, Felder und Wege sind noch von keinem Verschönerungsverein verunstaltet. Sommerfrischler und Touristen giebt es nicht.

Sind das unsere Absichten, so müssen wir von vornherein von unseren Gästen erwarten, daß sie sich in ihrem Verhalten durchaus von den Interessen und Rücksichten bestimmen lassen, ohne die ihre Verwirklichung unmöglich ist. Denn es liegt auf der Hand, daß es zum größten Teil von den Menschen abhängen wird, die hier zusammen kommen, ob jeder das findet, was er sucht. Deshalb werden wir auf keinen Fall dulden, daß unsre hilfreichen Absichten durch störende Elemente vereitelt werden. Das wird schon dadurch erreicht werden, daß Schloß Mainberg durchaus Privathaus bleibt und keineswegs jeder, der den Pensionspreis zahlt, damit den Anspruch erhält aufgenommen und behalten zu werden, sondern nur wer auf Anfrage hin eingeladen wird, erwirbt das Recht auf die Gastfreundschaft in unsrer Freistatt und nur so lange, als er sich ihrer würdig zeigt. Damit ist von vornherein jedes rücksichtslose, egoistische Auftreten, herrisches und willkürliches sich Gebärden ausgeschlossen. Es wird sich jeder als unser Gast und Glied in der Hausgemeinschaft fühlen, wenn er bleiben will.

Ebenso weit und energisch weisen wir aber den Gedanken zurück, als ob in dieser Freistatt Menschen sich in Abhängigkeit begeben, beeinflußt und irgendwie behandelt werden sollten: uns ein gradezu gräßlicher Gedanke. Wir werden glücklich sein, wenn das ganze gemeinschaftliche Leben der Menschen unter einander und mit uns einen anregenden und belebenden, bildenden und erziehenden Einfluß von selbst entfaltet. Aber es darf nur ein unwillkürlicher, unmittelbarer sein. Chotzky und ich wollen, auch wenn wir uns geistige Anregung für die, so es wünschen, angelegen sein lassen

werden, durchaus nicht Menschen von uns abhängig machen und irgendwie nach uns bestimmen. Deshalb finde ich es als ganz besondern glücklichen Umstand, daß wir zwei so ganz verschiedene Menschen uns zu diesem Unternehmen vereinigt haben, weil wir einer dem andern durch unsere Verschiedenheit keinen beherrschenden Einfluß gewinnen lassen werden, selbst wenn er trotz unsrer gegenteiligen Absicht aufkommen sollte.

Die persönliche Freiheit soll also jedem gewährleistet sein. Das ist das erste Hausgesetz auf Schloß Mainberg und wird unsre vornehmste Sorge sein. Wir wollen jeden in seiner besonderen Art gelten lassen, weil es grade unser ernster Wunsch ist, daß hier jeder in seinem eigentlichen Sein zur Geltung kommt, und so eines jeden Wahrheit sich regen möchte. Darum ist uns jeder recht, so wie er ist, und jeder, der nichts vorgiebt zu sein, als was er ist, hat auf Schloß Mainberg Heimatrecht. Wir fragen weder nach Weltanschauung noch nach Lebensgrundsätzen, wir wollen jeden meinen und leben lassen, wie es ihm entspricht. Wir verlangen nicht, daß jemand schon etwas an sich sei, wenn er zu uns kommt, sondern erwarten nur, daß er ebenso wie wir etwas werden will. Wir möchten, daß sich in dem Leben, das sich auf der uralten Burg entfalten wird, jeder für sich in seiner Art, auf seinen Wegen in Werdelust entfalten möge. Nur die Fertigen, Abgeschlossenen, Gesättigten, die eifernden Pächter religiös und wissenschaftlich kanonisierter Wahrheiten, die bekehrungswütigen Proselytenmacher aller Lager bitten wir dringend, unsern Burgfrieden nicht zu stören. Sie würden sich ja nur ärgern und andern ein Ärgernis sein. Sie würden ja nur — schleunigst wieder an die Luft gesetzt werden.

Daraus ergiebt sich auch ohne weiteres, was wir allein von unsern Gästen erwarten und verlangen: die gleiche Gesinnung und Stellung, die wir ihnen gegenüber einnehmen. Wir verlangen Duldung, Rücksicht und Takt gegenüber jedem, der unter unserm Dache weilt. Leider darf das nicht stillschweigend vorausgesetzt, sondern muß ausgesprochen werden. Die Grundlage jedes gemeinschaftlichen Lebens, jeder persönlichen Beziehung unter Menschen ist

der Respekt vor dem andern. Wir haben ihn in seiner Eigenart und Entwicklungsstufe, in seinen Gebrechen und in seiner Werdenot zu achten und anzuerkennen und uns vor der Anmaßung zu hüten, ihm irgend etwas von uns aufdrängen zu wollen, mögen wir auch noch so sehr von seinem Werte überzeugt sein. Wir erwarten also taktvolle Zurückhaltung, die eine gedeihliche Beziehung aus der ursprünglichen Empfindung für einander werden läßt, und werden unsre Gäste vor jeder Zudringlichkeit, auch wenn sie sich als Liebe gebärdet, zu schützen wissen. Dem andern gerecht werden, das Gute in ihm suchen und das Schlechte übersehen, an seiner verborgenen Schönheit sich freuen und ihm in dem entgegenkommen, wo er nach uns fragt, ihm harmlos begegnen und nichts übel nehmen: das wünschte ich von unsern Gästen untereinander geübt zu sehen. Dann werden sie sich alle wohl fühlen und etwas von einander haben. Nur wer so wirklich vornehm ist in Gesinnung und Haltung, der ist auf Schloß Mainberg willkommen.

Das ganze Leben soll ein möglichst einfaches, natürliches, gesundes Gepräge tragen. Der ganze Kulturunfug übertriebenen Gepränges und aufgedrehten Wesens soll draußen bleiben. Hier soll ja nicht zur Geltung kommen, was einer besitzt und kann, sondern was jeder ist. Der Zuschnitt der Einrichtung und des Lebens im Schloß ist deshalb absichtlich einfach und bequem, gut und schön, und wir hoffen, daß grade die klare und starke Eigenart des Ganzen, die so anders ist als ihr gewohntes Gehäuse anregend auf die Gäste wirken wird, und sie von selbst dazu führen wird, einmal auf Toilettenkultus, Geistreichigkeiten und die Schauspielerei des Parketts zu verzichten. Ein Klavier wird es nicht im Burgfrieden geben, womit wir gerade den musikalisch Veranlagten und Begabten eine besondere Freude zu machen glauben. Dafür giebt es einen herrlichen Park, weit ausgedehnte Wälder und wunderschöne Wiesen im Tale hin, den Main zum Baden und Rudern, schöne Straßen zum Radeln, Gelegenheit zu Tennis und andern Spielen, Gartenarbeit und Holzhacken für Liebhaber körperlicher Tätigkeit.

Mainberg liegt eine Stunde Wegs von Schweinfurt, einem bekannten Eisenbahnknotenpunkt Mitteldeutschlands entfernt. So sehr es also von der Heerstraße der Touristen abliegt, so bequem ist es zu erreichen. Natürlich bietet das Schloß trotz seiner Größe wegen seiner alten Bauart nur für eine beschränkte Zahl Menschen Raum. Ich bitte deshalb alle, die etwa im nächsten Sommer (in der zweiten Hälfte vom 1. Juli an) zu uns kommen wollen, sich bei Zeiten anmelden zu wollen. Ihnen wird dann sobald als möglich eine genauere Mitteilung über die äußeren Fragen und Bedingungen zugehen, die jetzt noch nicht möglich ist.

Noch aus einem andern Grunde drängte es mich, so früh von diesem Plane Kenntnis zu geben. Es ist ein Lieblingsgedanke von mir, auch die dienenden Kräfte aus dem Kreise der Leser zu gewinnen, und ich würde mich außerordentlich freuen, wenn sich genügend arbeitsfähige und arbeitsfreudige Leserinnen finden würden, die unter Frau Chotzkys Schutz und geeigneter Führung die bewegenden Elemente des Haushalts stellten. Drei — in kommenden Jahren hoffentlich fünf — Monate energischer Thätigkeit fern von der Heimat würde gewiß vielen eine wahre Erquickung und große Anregung sein, und die Congenialität zwischen Gästen und Helferinnen müßte dem ganzen Leben etwas außerordentlich Beglückendes geben. Ich bin gespannt, was mächtiger sein wird: dieser anziehende Gedanke oder die Vorurteile.

Möchte die Freistatt persönlichen Lebens, deren Werden viel Liebe, Mühe, Arbeit und Opfer gewidmet sind, gedeihen und vielen Menschen Freude, Hilfe und Wachstum bringen. Möge mir niemand verargen, daß ich ganz grade heraus gesagt habe, was ich von unsern Gästen erwarte. Die Vorsicht ist es, die mich dazu gedrängt hat, und sie ist wirklich geboten. Das wird mir jeder Menschenkenner bestätigen. Sollte es aber jemand übel nehmen, so muß ich mich damit trösten, daß der erste Verdruß besser ist als das völlige Mißlingen unsrer menschenfreundlichen Absichten.

Johannes Müller.

Zum Nachdenken.

Krankheit ist das Bewußtsein des Stoffs, Gesundheit das Bewußtsein der Persönlichkeit.

* * *

Ein Wegweiser steht immer still und immer neben dem Wege. Wenn du einen triffst, halte dich nicht bei ihm auf, sondern sieh, daß du weiter kommst.

* * *

Viele Menschen habe ich kennen gelernt von allerlei Geistesrichtungen, aber ich besinne mich nicht auf einen, der sich gehässig oder unehrerbietig über die Person Jesu ausgesprochen hätte. Vom Christentum wollen viele nichts wissen, aber Jesus ist allen Menschen mindestens ehrwürdig. Lh.



Der Mensch Jesus Christus.

1. Die Lehre von der Person Christi.

Es wäre nicht unmöglich, daß sie der freundliche Leser nicht kennt. Es sind wenig Leute, die sie wirklich kennen. Um sie im vollen Umfange entwickeln zu können und andern klarzumachen, dazu gehört schon ein professorenmäßiges Wissen. Wenige geschulte Theologen würden das vermögen.

Was wir Laien davon wissen, sind gewisse Schlagwörter, die das Gemeingut der religiösen Richtung sind, der wir nach Herkommen, Brauch oder Überzeugung anzugehören für richtig finden. Einige von uns halten bei solcher Zugehörigkeit einen Irrtum für möglich, weitaus die meisten aber wohl für ausgeschlossen — etwa im Sinne von Karl Moor: Ich befehle es, es darf nicht wahr sein!

Aber ist das nicht ganz wunderbar, daß in solchen Hauptfragen derartige Unkenntnis herrscht? Gilt denn nicht die Lehre von der Person Jesu Christi als der Mittelpunkt des ganzen Christentums? Müßte nicht jeder Christ darüber auf's Genaueste unterrichtet sein?

Bekanntlich liegt nach herkömmlicher Auffassung in dem Doppelnamen Jesus Christus eine tiefe Glaubenslehre eingehüllt. Jesus ist der in Bethlehem geborene Sohn der Maria, Christus der verheißene Erlöser der Menschen, der Vollender des Reiches Gottes.

Die beiden Namen bezeichnen Person und Beruf oder im vorliegenden Falle menschliche und göttliche Natur.

In welchem Verhältnisse stehen nun diese beiden Naturen zu einander? Das ist die Frage, die die denkende Christenheit seit vielen Jahrhunderten bewegt, an deren Lösung auch die fähigsten Köpfe aller Zeiten mitgearbeitet haben.

Die Frage hat eine eigentümliche Geschichte. Sie wachte etwa im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung auf. Erst ganz leise, halb unbewußt, und jeder beantwortete sie nach seiner Weise. Aber sie wurde lauter und drängte nach maßgebender, endgültiger Entscheidung. Um die einzelnen mehr oder minder geistreichen Beantworter sammelten sich Anhänger. Immer mehr kam die Bedeutung der Frage in den Mittelpunkt. Immer erregter wurde sie behandelt, und schließlich war es ein schreiendes Bedürfnis, sie endgültig und klar gelöst zu sehen. So kam es bekanntlich zur ersten allgemeinen Kirchenversammlung in Nicäa im vierten Jahrhundert, zu der die Väter der ganzen Christenheit zusammenströmten, denn man meinte, wenn so viele fähige, geistlich gerichtete Köpfe vereinigt wären, müsse doch die Wahrheit unbedingt an's Licht kommen.

Nun das Ergebnis war, daß wenigstens die Meinungen der Lehrer in voller Deutlichkeit an's Licht kamen. Es zeigten sich zwei scharf abgegrenzte Richtungen und Lehrströmungen, die man die theologische Rechte und Linke nennen könnte. Die Rechte trug damals den Sieg davon. Es war wirklich ein Sieg, das Ergebnis eines langen, ungemein leidenschaftlichen Streitens. Dieser Sieg wurde niedergelegt in einer sehr langen Formel, dem nicänischen Glaubensbekenntnis, das vielleicht manche Leser kennen. Jedenfalls ist es allen zugänglich, und seine kürzeste Fassung ist etwa: Wahrer Mensch und wahrer Gott in Einer unzertrennten Person. Die Linke dagegen bestand auf der wahren Menschheit.

Die Linke ward besiegt, d. h. überstimmt, nicht im Geiste überwunden und zog sich grollend zurück. Sie blieb bei ihrer Lehrmeinung, von deren Richtigkeit sie fest überzeugt war, und verstand es auch stets, sich als mehr oder weniger zahlreiche Richtung in

der Kirche zu behaupten. Sie war zu Zeiten so stark, daß man sogar Kriege geführt hat zwischen den beiden Parteien, denn es wollte keine nachgeben. Aber anerkannte Kirchenlehre blieb immer das Glaubensbekenntnis von Nicäa bis heute. Aber auch bis heute hat sich die Linke nicht für besiegt erklärt, sondern immer wieder ist die Frage aufgetaucht und zu allen Zeiten behandelt worden, da jede Richtung jeder Zeit ihre Vertreter hatte. Zuweilen schien sie ganz einzuschlafen, aber das waren Zeiten, in denen geistliche Interessen überhaupt einschliefen. Wo geistliches Leben erwachte, wachte auch die Frage immer wieder auf.

Bekanntlich hat die nachreformatorische Zeit sie am eingehendsten und gründlichsten behandelt. Zu feinstem Ausbau gelangte sie bei den lutherischen Theologen und kam dort zu den heute nicht mehr allgemein bekannten tiefen Erörterungen. Aber auch da scheint sie nicht völlig befriedigend gelöst zu sein. Der verstorbene Professor Luthardt in Leipzig, der für einen großen Dogmatiker galt, sagte, daß in den tiefsten Tiefen der Lehre noch einige Dinge nicht voll befriedigend erörtert und erklärt seien, die noch des Schlußwortes der reinen Lehräußerung harrten. Wir glauben das gern.

Daneben hat aber die Linke auch niemals geschwiegen. In allerlei Formen und Formeln tauchte auch sie in jeder Zeit auf und ist auch heute eine große Geistesmacht. Es scheint sogar, als fürchte man von der andern Seite, sie könne auch einmal die äußerliche Gewalt bekommen, die sie schon vorübergehend gehabt und mit großer Machtentfaltung gehandhabt hat, wie z. B. in den Zeiten des Rationalismus.

Wenn wir nun die scharfen Gegensätze auch in unserer Zeit mit einander ringen sehen, so bekunden sie für den ruhigen Zuschauer, daß heute starkes Leben pulsiert. Aber dürfte es denn ruhige Zuschauer geben? Ist es nicht quälend, daß die Hauptfrage des Christentums, das Erkennungszeichen von Rechts oder Links, von Schafen oder Böcken, eine Frage ist? Daß es überhaupt eine lebensfähige Rechte und Linke noch immer geben kann? Steht denn hier nicht der ganze Glaube auf dem Spiel und damit noch

vielmehr — das Menschenschicksal in Zeit und Ewigkeit? Hier muß es sich doch handeln um klare Scheidung von Ja oder Nein. Vermittelung, leidenschaftsloses Zuschauen darf's ja nicht geben, wäre Lauheit, des Ausspeiens wert, wie die Schrift sagt.

Es giebt unendlich viele Menschen, deren ganzes Glaubensleben zerwühlt wird von dem Gegensatze Rechts oder Links, und die um so leidenschaftlicher werden, je weniger sie in sich die natürlichen Vorbedingungen zu einer befriedigenden Lösung dieser schwierigen Frage finden. Wer hat nun Recht, die Rechte oder die Linke? —

Wollen wir doch einmal die Frage näher besehen. Ist sie denn wirklich ein so völlig ungelöstes Rätsel? Wenn es so ist, ist sie vielleicht überhaupt unlösbar? In diesem Falle brauchte man sich wirklich nicht zu ereifern. An Unmöglichem seine Kräfte zu zersplittern, wäre doch wahrhaftig schade, ja sogar ungöttlich. Es wäre ein Überschreitenwollen von Schranken, die Gott offenbar gesetzt hat. Schon der Versuch dazu wäre Unrecht.

Aber die Frage ist wirklich nicht schwer zu beantworten. Sie könnte auf diesem Blatte befriedigend für alle Menschen beantwortet werden. Welches ist das Verhältnis der beiden Naturen in Jesus Christus? Das kann endgültig gesagt werden, sobald eine Bedingung erfüllt ist. Es soll nämlich jemand kommen und die Vorfrage beantworten: Was ist überhaupt göttliche und was menschliche Natur, dann wollen wir sagen, welches in Jesus Christus das Verhältnis beider ist. So lange aber diese Vorfrage nicht beantwortet ist, so lange wird man die vermeintliche christliche Kernfrage nicht zu beantworten vermögen. Es wäre ein Streit um Worte mit Wörtern.

2. Das Geheimnis des Menschen.

Der Mensch ist ein Geheimnis in der Welt, das niemand ergründen kann. Die alten Griechen stellten es tiefsinnig dar in der Sage von der Sphinx. Das Rätsel, das die Sphinx allen

Vorübergehenden aufgab, war das Rätsel vom Menschen, und wer es nicht lösen konnte, den stürzte sie in den Abgrund. Die Sphinx giebt es heute noch, und da niemand ihr Rätsel richtig raten kann, stürzen sie alle in den Abgrund. Auch der alte Oedipus ist hinabgestürzt und nicht wieder herausgekommen.

Der Mensch ist ebenso ein Geheimnis wie der Stoff, aus dem er besteht, das Leben, das er trägt, der Gott, der ihn schuf. Eines am Menschen ist aber ganz deutlich, wenn es auch nicht gerade eine wissenschaftliche Erkenntnis, auch keine schon allgemein angenommene Wahrheit ist. Es ist deutlich, daß der Mensch Gottes ist. Jesus hat dafür den Erfahrungsbeweis erbracht, freilich nur für die, die seinen Weg nachgehen. Aber heimliches Bewußtsein ist's bei jedem, wie eine Urerinnerung, die er mit auf die Welt bringt.

Es ist sehr bemerkenswert, daß Jesus keinen dogmatischen Beweis dafür zu liefern suchte. Er berief sich nicht auf biblische Worte oder die Schöpfungsgeschichte, noch verlangte er Kenntnis davon oder Glauben daran. Er sagte überhaupt nicht viel, aber er stellte sich und alle, die ihm nahe traten, hinein in die Gegenwart und Kraftentfaltung des Vaters und zeigte jedermann den Vater, indem er seine Wirkungen am Geiste und Leibe aller Begegnenden zur Geltung brachte. Damit war das Rätsel Mensch für alle, die Jesu nahekamen, befriedigend gelöst, und er konnte ihnen auch die tröstliche Versicherung geben, daß sie nun nicht mehr in den Abgrund stürzen würden.

Freilich die volle Lösung war's noch nicht. Die steht auch heute noch aus. Es war nur der Anfang, von dem Jesus selbst stets betonte, daß ihm ein endliches Ziel folgen müsse. Die volle Lösung ist erst da, wenn nicht einzelne Menschen, sondern der Mensch als solcher offenbar wird als Gottes, in ungetrübter Einheit, Kraft und Klarheit mit dem Vater.

Aber was ist nun menschliche Natur, und was ist göttliche Natur? Die Bibel kennt keinen Unterschied. Das tiefste, eigentliche Sein des Menschen ist göttliche Natur. Ungöttliches Wesen ist zugleich unmenschliches Wesen. Das ist der grundlegende Ge-

danke, den alle Bibelzeiten einstimmig aussprechen oder voraussetzen. Damit fängt sie schon auf dem ersten Blatte in ihrer tiefsinnigen Weise an. Das Geschöpf wurde Mensch, als es in unmittelbare Beziehung zu Gott zu treten gewürdigt wurde, als der Lebenshauch aus Gott sein Leben wurde. Vorher war's ein Erdenklos. Der kann natürlich auch lebendig und beseelt gedacht werden. Aber ein Mensch war's nicht. Zoologisch betrachtet wurde ein Wesen zum Menschen erhoben, das der höchstentwickelten Tierform leiblich am nächsten stand. Aber Mensch wurde das Wesen durch eine Neuschöpfung.

Alles hatte die Erde hervorgebracht in Schöpferauftrag und Schöpferkraft, auch das Leben selbst und alle Lebensformen. Als nun alles für gut befunden wurde und vollendet war, trat Gott durch Geist mit diesen Stoffformen in Verbindung und schloß den Ring des Seins. Von Gott ging es aus, und Gott begegnete ihm wieder im Menschen.

Die biblische Auffassung, wenigstens des ersten Schöpfungsberichtes, und die heute herrschende naturwissenschaftliche sind einander unglaublich ähnlich und unterscheiden sich wesentlich nur dadurch, daß die Bibel von Geist redet als von Bekanntem, während die Wissenschaft darüber schweigt, weil ihr Gebiet durch freiwillige Begrenzung bei dem Meß- und Wägbaren aufhört. Wo die Wissenschaft von Geist redet, bejahend oder leugnend, da hört sie auf, Wissenschaft zu sein und wird Phantasterei.

Wer aber an Gott und in Gott denkt, der redet von Geist und im Geist, der sieht auch den Geist als eigentliches Wesen und Quelle des Seins. Ein solcher kann auch persönlich in der Wissenschaft Tüchtiges leisten. Aber mit dem Worte und Begriff Geist stellt er sich außerhalb der wissenschaftlichen Forschung und begiebt sich auf ein Gebiet, wohin die Wissenschaft ihm weder folgen kann noch will.

Den Geist kann man so wenig erklären, wie die Wissenschaft den Stoff. Das sind beides unerklärte und unerklärbare Voraussetzungen, dem Menschen nur deutlich durch Anschauen, sei es nun inneres oder äußeres Wahrnehmen. Beide Voraussetzungen sind

die Ausgangspunkte zweier großer menschlicher Geistestätigkeiten, der Wissenschaft und des Glaubens, die beide ihr Recht, ihre Wirklichkeit und Geschichte unter uns haben, aber in einander nicht überfließen dürfen und können.

Der Mensch unterscheidet sich von jedem Wesen durch den Hauch Gottes, der ihn beseelt. Demnach ist es unmöglich von einem menschlichen Geiste oder menschlicher Natur zu reden als etwas anderem als dem göttlichen Lebensgeiste oder der göttlichen Natur. Womit sind wir denn ausgerüstet, was nicht göttliche Natur wäre? Es giebt keinen besonderen menschlichen Geist. Ohne göttlichen Geist ist der Mensch Erdenklos oder Tier. Ist er aber Mensch, so ist er Gottes. Ja sogar, wenn man den Menschen am härtesten Worte mißt, das in der Bibel steht: „Du bist Erde und Erde sollst du werden", so hört er auch damit nicht auf göttliche Natur zu haben, denn außer Gott giebt es nichts, auch keine Erde. Es würde nur bedeuten, daß er aus einem engeren Lebenskreise in einen weiteren getreten sei. Das ist ja auch der Fall. Aber göttliche Natur ist sein Eigentum hier wie dort.

Wer noch Freude an „Stellen" und „Wörtern" hat, dem könnte man sagen, daß in der Bibel die Menschen gelegentlich mit einem Namen genannt werden, der sonst von Gott gebraucht wird. Luther übersetzt: „Götter". Einmal wird sogar, noch dazu von Jesus selbst, Gott „Mensch" genannt (Joh. 8, 17 f.). Aber das sind Zufälligkeiten, auf die kein Wert gelegt werden kann, nur unterstrichen sollen sie sein um derer willen, die ohne Wörter nicht auskommen können.

Wollte nun jemand fragen, wie wohl diese göttlich-menschliche Natur zu Stande gekommen sei durch den Lebenshauch Gottes, dem müßte man die Antwort schuldig bleiben. Aber eine Gegenfrage könnte man tun: Was ist denn ein Sohn? In welchem Verhältnis steht der Geist, das Ich eines Sohnes, zum Geiste und Ich von Vater oder Mutter? —

Der Mensch wurde Ich aus Gott und gibt, wie wir sehen, das Ich weiter in unendlicher Mannigfaltigkeit. Er verliert auch wie Gott nichts von seinem eigenen Ich durch Weitergeben und

wird nicht stärker, wenn er sich mit seinem Ich auf sich selbst beschränkt und nicht schwächer, wenn viele andere Ich ihm ihr Leben und Sein verdanken. Vielleicht wird er in diesem Falle sogar reicher, aber er bezeugt sich als göttlicher Natur, als göttlichen Geistes dadurch, daß er Ich sagt und Ich werden läßt.

Wie das geschieht, weiß Niemand, aber daß es geschieht, ist unsere vieltausendjährige Erfahrung. Das Geheimnis der Schöpfung und des Menschen wird uns immer auf's neue gezeigt und zu jauchzendem Bewußtsein gebracht. Aber nie erklärt.

Wie es nun dem erdrückenden Ansehen der Bibel gegenüber Theologen fertig gebracht haben, beinah zwei Jahrtausende hindurch erklären zu wollen, welches die Natur Christi sei, das Verhältnis einer göttlichen Natur und einer menschlichen Natur in ihm bestimmen zu wollen, Jesum Christum zu erklären, wo sie weder die Begriffe Mensch noch Gott noch Vater noch Sohn erklären können, die Formel für den Gottessohn bestimmen zu wollen: das ist einfach ein Rätsel.

Es wäre Zeit einzusehen, daß solches Unterfangen unrecht ist. Gott hat mit großer Geduld dieses Tappen in Finsternis und Todesschatten getragen, aber er will nun, daß es Licht werde. Und es wird Licht werden.

Es ist höchst bezeichnend, daß diese Untersuchungen über die Natur Jesu Christi in ihren ersten Anfängen im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung begannen, also in jener Zeit, wo das Verständnis für Jesum und seine Sache merklich nachließ. Seine Jünger begnügten sich „aus seiner Fülle zu nehmen Gnade um Gnade", seine Apostel breiteten seine Herrlichkeit aus und suchten die Welt zu gewinnen für das Reich Gottes, die Spätlinge zerbrachen sich die Köpfe über die Natur des Menschensohnes, und als sie keine gemeinsame Formel fanden, zerbrachen sie sich gegenseitig die Hälse.

Wer aber Jesum versteht, kann überhaupt nicht streiten. Er steht tatsächlich in einem großen Vorwärts, einer beglückenden Geschichte. Wenn ihm Menschen begegnen, die davon nichts ver-

stehen, und die seine Formel, seinen Buchstaben suchen, so läßt er sie ganz ruhig allein streiten, denn er weiß genau, daß die große Geschichte auch an sie kommt, auch sie erfassen wird, auch sie in alle Wahrheit leiten wird.

Freilich Eines ist dabei zu bedauern, wenn man einmal menschlich reden soll, daß soviel edle, köstliche Kraft anscheinend ohne Nutzen verloren gegangen ist, die im Dienste des Reiches Gottes Ungeheures hätte leisten können. Unter den Vätern sind prächtige Gestalten auf der Rechten ebenso wie auf der Linken, die Großes für Gott erreicht hätten, wenn sie die Kräfte nicht im Lehrwahn gegeneinander gekehrt und damit wirkungslos gemacht hätten.

Lukas erzählt in einer seiner köstlichen Geschichten, es hätten einmal die jüdischen Religionsbehörden in das Tun des Petrus eingegriffen, aber die ganze Gemeinde sei zusammengekommen und habe den lebendigen Gott angerufen, seine Kräfte immer deutlicher zu offenbaren durch die Verkündigung des Namens Jesu. Da habe sich „bewegt die Stätte, da sie saßen", und seien alle des heiligen Geistes voll geworden und hätten Gott hoch gepriesen. Man denke sich einmal diese kleine Begebenheit auf irgend eine andere Zeit übertragen, meinetwegen auf die große Kirchenversammlung in Nicäa, den Eckstein der Dogmatik. Da waren die gewichtigsten Männer von Ost und West zusammengekommen, die geistlichen Vertreter und Berater von Millionen. Was hätten durch sie für Kraftströme Gottes fließen können in die Welt, in die Zeiten, wenn sie sich so in Einem Geiste für die Kraftentfaltung Gottes eingesetzt hätten! Es ist gar nicht auszudenken, welche Wendung die ganze Geschichte genommen hätte, wenn auch sie alle des heiligen Geistes voll geworden wären. Tatsächlich gingen sie wutentbrannt auseinander, und ihr Streiten ist bis zur Stunde noch nicht geschlichtet. Dafür fehlt aber auch in der ganzen Kirchengeschichte der schlichte Zusatz des Lukas: „Sie wurden aber alle des heiligen Geistes voll." Und ist doch gar nicht einzusehen, warum das nicht jedem Geschlechte wieder werden könnte, was in der Apostelzeit so und so viele Male geschehen ist. Denn der

Mensch ist Gottes. Gottes Geist ist „sein Eigenes", wie Jesus einmal sagt.

Woher kennen wir aber den Ursprung des Menschen? Aus der biblischen Schöpfungsgeschichte etwa? Die ist uns gewiß lieb und ehrwürdig, aber unsere Quelle darf sie nicht ausschließlich sein. Es wäre ja ganz gut möglich gewesen, daß diese kleine Geschichte verloren gegangen wäre. Unmöglich kann eine so wichtige Wahrheit auf so wenigen Buchstaben stehen. Es könnte das ganze Alte Testament heute noch verloren gehen, aber der Wahrheit und Erkenntnis Gottes dürfte das nicht den leisesten Schaden bringen. Augenblicklich erhebt bekanntlich die Keilschriftforschung in breitester Öffentlichkeit ihre gewichtige Stimme namentlich wider die Urgeschichten und wird ihnen sicher für weite Kreise ihre Beweiskraft rauben, wenn sie überhaupt eine solche hätten.

Wir brauchen die Urgeschichte gar nicht. Wir haben einen andern Erweis für das Geheimnis des Menschen, der nicht auf vergilbten Schriften und Beweistümern fußt. Dieser ist noch dazu der einzige, der wirklich Überzeugungskraft hat, der Erfahrungsbeweis. Er lehnt sich an Jesus Christus an. Er nannte Gott den Vater, und zum Zeichen der innern Wahrheit tat er die Werke des Vaters, daß wer ihn sah, den Vater sah. Aber, setzte er hinzu, das ist nicht „mein" ausschließliches Recht. Gott ist euer Vater, und wenn ihr ihn recht ehren und seine Kraft recht erfahren und eure tiefste Wahrheit recht beweisen wollt, so macht keine religiösen Maskeraden, weder in Jerusalem noch in Samaria, sondern tretet einfach hin und sprecht: Lieber Vater im Himmel! Dann werdet ihr's merken, daß ihr Gottes seid.

Das ist ein Schöpfungsbeweis ohne Bibel. Jesus hat ihn zuerst geliefert, und alle, die seinen Weg wirklich gegangen sind, sind seiner Wahrheit inne geworden. Er schob den Erweis in des Menschen eigene Lebensgeschichte und stützte sich nicht auf altes Papier, sondern auf jederzeit neues Erleben. Hier bedarf's weder Bildung noch Gelehrsamkeit, weder Formen noch Formeln, sondern die Wahrheit fließt aus dem schlichtesten menschlichen Erleben, das

jedermann ohne weiteres zugänglich ist, sodaß die Schöpfungsgeschichte schließlich nicht die entlehnte assyrische Weisheit ist, sondern der schlichteste Ausdruck urmenschlichster Erfahrung, die sich heute jedem bestätigt: der Wahrheit, daß der Mensch Gottes ist.

Das ist das Geheimnis des Menschen. Schade, daß es für viele heute noch ein Geheimnis ist! Aber offenbar ist, daß es Geheimnis nicht bleiben darf, daß die Erkenntnis einmal Gemeingut aller Menschen sein wird: Wir sind alle zusammen nicht eine Vielheit von Personen, Zeiten und Geschlechtern, sondern eine lebensvolle Einheit. Diese Einheit ist göttlichen Ursprungs, Wesens und Zieles. Es ist kein wesentlicher Unterschied zwischen göttlicher und menschlicher Natur.

Das soll aber keine Erkenntnislehre sein, sondern frohe Botschaft und beglückendes Erleben. Niemand soll's nachsprechen und niemand soll's glauben, bis er's erlebt. Glauben ist Erleben.

3. Jesus Christus und die Lehre von seiner Person.

Es ist höchst bemerkenswert, daß die Lehre von der Person Christi sich schon in der Bibel selbst findet und zwar im Munde keines geringeren als Jesu selbst. Wollen wir einen Augenblick bei der Stellung verweilen, die der Meister selbst zur Lehre von seiner Person einnahm. —

Das große Lebenswerk harrte seines letzten Abschlusses. Die Lage war allseitig völlig geklärt, und nur wenige Tage trennten den Offenbarten von seinem gewaltsamen Abschiede aus der Sichtbarkeit. Der von Häschern Verfolgte und überall Gesuchte war an einem Sonntage feierlich, öffentlich in Jerusalem eingezogen und stellte sich seinen Feinden täglich im Tempel, wo er unter dem Schutze der Öffentlichkeit frei lehrte, und niemand wagte, ihn anzutasten.

Er war der Angreifer geworden, und wer seinen Geschichten zuhörte, konnte keinen Augenblick im Zweifel sein, gegen wen sie gerichtet waren. Matthäus namentlich schildert die bemerkenswerten

Zusammenstöße zwischen Jesus und den Religionsparteien. Die ganze Darstellung ist meisterhaft, spannend, voll packender Anschaulichkeit. Die von Jesus angegriffenen Gegner sammeln sich zu drei feindurchdachten Vorstößen, so geschickt, wie nur Juden es vermögen.

Der erste Vorstoß war der geschickteste und ging von der Predigerpartei aus. Man suchte Jesum politisch und religiös zu verwickeln in der bekannten Frage vom Zinsgroschen. Das war die schwierigste Lage, in die, menschlich gedacht, Jesus je gebracht worden ist, und wie glänzend er hier siegte, ist zu bekannt, um wiederholt zu werden.*)

Der zweite weniger geschickte Angriff ging von der Priesterpartei aus und behandelte die Auferstehungsfrage, in der Jesus eine geradezu verblüffende Antwort gab, daß sich das zuhörende Volk „entsetzte". Der Erzähler sagt davon kräftig, die zuerst geschlagene Partei habe — gewiß nicht ohne Behagen — gesehen, daß er den Priestern „das Maul gestopft habe".

Der dritte Angriff war nur noch sehr mattherzig und ging aus von den Schriftgelehrten, jener sonderbaren theologisch gebildeten Pharisäergruppe, und betraf eine innertheologische Frage jener Zeit, von der heute nur noch Jesu Antwort Anteilnahme zu erwecken vermag.

Aber dann ging er selbst auf das Fragespiel seiner Gegner ein und bekämpfte sie mit ihren eigenen Waffen und dazu wählte er, ordentlich als habe er die theologische Entwickelung der folgenden zwei Jahrtausende vorausgesehen — die Lehre von der Person Christi.

Da hatten sie keine Antwort und verstummten vor ihm. Offenbar sollten sie auch keine haben. Der Meister aber wandte sich an das umstehende Volk und hielt seine berühmte zornige Rede wider die Heuchelei und die Heuchler und riß mit schonungsloser Unerbittlichkeit alle die Deckmäntel des Pharisäertums herunter.

---

*) Wer einen Eindruck der Entwickelung bekommen will, möge Matthäus Kap. 21—23 nachlesen. Wegen der Einzelheiten erlaube ich mir auf meine Darstellung im „Wege zum Vater" S. 526 ff. hinzuweisen.

Damit bezeugte er sich als den Herrn über alles, der jeden Widerstand zu zerbrechen vermag. Einzig von seinem Wollen und Gewährenlassen hängt alles ab, was ein Dasein führt im Guten oder im Bösen. Eine einzige Rede von Ihm war genügend, das ganze Gewebe zu zerreißen, das Jahrhunderte in seinem Banne gehalten hatte. Der Pharisäismus hat sich nie von diesem Schlage wieder erholt.

Also mit der Lehre von der Person Christi leitete er seinen entscheidenden Schlag ein. Das verdient doch auch heute noch die eingehendste Beachtung. Er fing ganz biblisch an.

„Wessen Sohn mag wohl der Christus sein?"

„„Davids.""

„Ausgezeichnet. Aber ihr kennt doch alle den 110. Psalm. Dort sagt David: Der Herr hat gesagt zu meinem Herrn: Setze dich zu meiner Rechten u. s. f. Dieser „Herr" Davids ist offenbar der Christus. Wie kann er dann sein „Sohn" sein?"

Wenn man erklären könnte, was überhaupt ein Sohn ist, könnte man vielleicht eine Antwort geben. Hier waren die Gegner ganz in ihrer Art angegriffen, mußten aber doch verstummen. Sie standen vor der berühmten Frage, das Verhältnis der menschlichen Natur und der göttlichen Natur im Christus zu *erklären*. Das konnten sie nicht. Es liegt auch auf der Hand, daß Jesus die Frage schon in der Absicht gestellt hatte, daß sie nicht drauf antworten *könnten*. Es hat ja auch im Laufe von zwei Jahrtausenden trotz aller aufgewandten Gelehrsamkeit noch kein Theolog die Frage befriedigend gelöst.

Man kann also sagen: Wenn Jesus will, daß die theologische Weisheit verstummen soll, so läßt er sie das Verhältnis der beiden Naturen im Christus erklären. „Du setzest sie auf's Schlüpfrige und stürzest sie zu Boden" — sagt ein altes Lied. Untereinander können Menschen darüber ja streiten und viele Worte machen. Die Geschichte beweist es. Aber vor Jesu werden sie verstummen ewiglich.

Das bleibt als Wahrheit unumstößlich bestehen: Niemand

kennt den Sohn, denn nur der Vater; und niemand kennet den Vater, denn nur der Sohn, und wem es der Sohn will offenbaren.

Also Geheimnis soll's gar nicht ausschließlich bleiben. Nur erklärt soll's nicht werden können. Was man erklären und beweisen kann, darüber kann jeder Unheilige herfahren und es durch seinen Gebrauch entweihen. Aber alle göttlichen Wahrheiten müssen unantastbar sein und jedem unter den Händen zerrinnen, den der Sohn nicht will. Dieses Nichtwollen bezüglich eines Menschen wird so lange währen, bis sein unheiliger Zustand sich geändert hat. Ewig verschlossen soll diese Wahrheit niemandem sein, aber unerbittlich für dreistes Zugreifen.

Auch über das Bejahende der Sache müssen wir Jesum hören. Darüber giebt's auch eine Geschichte. Alle biblischen Wahrheiten vermitteln sich nicht durch Auseinandersetzungen, sondern durch — Geschichten.

Kurz vorher nahm der Meister Gelegenheit, seinen Jüngern im engsten Kreise ein kleines Beisammensein zu gewähren, daß sie in abgeschlossener Stille und Ruhe einmal auch aneinander froh würden. Wir dürfen uns die Lage der Umgebung Jesu keineswegs sehr angenehm vorstellen. Daß sie es äußerlich oft schwer und immer unbequem hatten, ist selbstverständlich und bekannt. Aber innerlich mag's auch oft schwer genug gewesen sein.

Abgesehen davon, daß jeder der Jünger sich selbst von Grund aus umdenken mußte, kam er unter zwölf und mehr Leuten gewiß nicht so zu seinem Anteile am Meister, als es jedenfalls oft Bedürfnis war. Dazu kam das Andrängen der Massen, der Ratlosen, der Hülfsbedürftigen und der Widersprecher, die auf den engeren Verkehr überaus bemühend wirkten. Von Jesu selbst und nicht minder von seiner Umgebung mußten also schwere Lasten übernommen werden. Das ist eine köstliche Arbeit für willige Menschen, aber oft keineswegs leicht. Geistliche Arbeiter bedürfen ganz dringend, vielleicht mehr noch als andere, der Ruhepausen und der Stärkung.

Das wußte Jesus und gewährte Jesus. Wahrscheinlich bedurfte er dessen auch selbst. So zog er sich mit den Seinen ganz

einfach in die Stille zurück und ließ das Elend warten. Der Unentbehrlichste hielt sich selbst nicht für unentbehrlich und unabkömmlich!

In der Stille kamen die eigenen Werdebedürfnisse der Seinen natürlich zu vollem und ausschließlichem Rechte. Wir können uns schwerlich eine Vorstellung solcher wahrhaft sabbathlichen Ruhe machen, die weit entfernt ist von Untätigkeit, vielmehr in vollster, reinster Entfaltung des eigenen Seins eine Ahnung und Anfang seiner ewigen Werdefähigkeit bekommt.

Dort, in diesem Aufquellen von ewigem Leben fragte er auch die Seinen, was sie über seine Person zu sagen wüßten. Es soll also auch nach des Meisters Meinung nicht schlechthin über diese Frage geschwiegen werden. Das Schweigen mag wohl die Regel sein. Es wurde auch in jenem Kreise nur ein einziges Mal durchbrochen im Laufe von Jahren. Aber hier trat offenbar ein Umstand ein, wo das Schweigen aufhören mußte. Es kann überall einmal durchbrochen werden, aber freilich nie ohne ernsteste Nötigung. Und das gelöste Schweigen darf nie wortreich sein.

Bekanntlich kam damals ohne weiteres die Antwort, die Petrus im Namen der Zwölfe gab: Du bist der Christus, der Sohn des lebendigen Gottes. Dem Sprecher waren alle drei unerklärbaren Begriffe des Bekenntnisses hell und klar. Aber der Meister sah darin nicht eine Leistung seines Denkens, überhaupt gar keine Leistung, sondern ein Erlebnis. Er hatte ja gar nicht gefragt, um ein tadelloses Bekenntnis zu hören, eine Nicänische Formel, ein Stück apostolischen Glaubensbekenntnisses, sondern um zu sehen, ob auch die Jünger in sein eigenes Erleben hineingestellt seien.

Überall, wo's in einem höheren als dem alltäglichen Tone geht, sammeln sich Menschen an mit Gefühlswucherungen, die geistig Gebotenes psychisch verarbeiten und damit herunterziehen. Kommen aber solche Menschen in unmittelbares Erleben Gottes, so gelangt ihr ganzes Sein, auch ihr Geist auf die rechte Höhe, und ihr Innewerden des Neuen ist ein unverlierbarer Besitz auch in Zeiten, wo seelische Erregungen nachlassen, und das gefühlsmäßig

Erfaßte in Frage gestellt zu werden pflegt. Jesu Anteilnahme lag also lediglich in der Frage: Wie habt ihr mich? Habt ihr mich gefühlsmäßig wie eine Anhängerschaft, oder habt ihr mich im Geiste, klar, frei, selbständig, unverlierbar deutlich?

Die Antwort Jesu dem Jünger gegenüber war daher nicht: Du bist der klarste und schärfste Denker, der Theolog unter den Zwölfen, sondern: Du bist „selig", du mußt der Grundstock meiner Gemeinde sein. Seligkeit ist weder ein neuer Verstand noch eine Summe von Gefühlen, sondern ein neues Sein, das Erleben Gottes. Die darauf gegründete Gemeinde hat nicht neue Erkenntnisse oder Empfindungen, sondern befindet sich in einem neuen Wesenszustande.

In diesem Zustande, den Jesus als das Walten des Vaters im Kreise der Seinen erkannte und bezeichnete, kann man vom Christus reden, außer ihm muß man verstummen, wenigstens wenn Jesus zugegen ist. Ohne ihn mögen sie ja reden. Aber niemandem wird's nützen, ihnen selbst auch nicht.

Aber stammt nicht gerade aus Jesu eigenem Munde das wunderbare Wort: „Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende?" Kann man da reden, ohne daß er dabei ist?

Gewiß besteht die Möglichkeit. Wenn wir's nicht schon aus der Bibel wüßten, wissen wir's wenigstens aus der Erfahrung vieler Jahrhunderte, daß das „euch" einen sehr beschränkten Umfang hat. Es waren immer nur die Wenigen, die seine Gegenwart hatten. Diese merkten das auch ganz deutlich im Geiste, keineswegs bloß in seelischen Erregungen. Sie hätten es auch nie fertig gebracht, über seine Person und Natur zu streiten oder nur viel zu reden.

Man pflegt doch schon einen gewöhnlichen Menschen soweit zu achten, daß man ihn in seiner Gegenwart nicht belästigt mit Erörterungen über sein Wesen. Wieviel weniger würde man es fertig bringen, den anwesenden Menschensohn auf den dogmatischen Seciertisch zu bringen und die geheimsten Fäden seines Seins in Lehrsälen planmäßig auseinanderzulegen, daß Schüler und Lehrer ihren Verstand dran wetzen können! Ich glaube, man kann ganz

getrost sagen: Überall, wo sie um den Christus gestritten haben, da ist Jesus Christus gar nicht dabei gewesen.

Wo er zugegen ist, kann seine Anwesenheit auf das Benehmen der Leute gar nicht ohne Einfluß sein. Sie werden überwältigt sein von der Herrlichkeit Gottes und alles andre darüber vergessen. Unendliche Liebe und Freundlichkeit zu allen anders Denkenden, die offenbar noch nicht ihr Großes erlebt haben, wird sie erfüllen. „Bei Euch" heißt ganz augenfällig: bei denen, deren ich ganz sicher bin, an denen ich in der Sichtbarkeit gesehen und erkannt werde: „Wer euch siehet, der siehet mich." Das waren und werden wohl auch immer nur sehr enge Kreise Weniger sein, die weit über den seelischen Gefühlen ihr eigentliches Sein und Leben im Geiste haben. Die Vielen sind deshalb nicht ewig davon ausgeschlossen. Die Wenigen haben's ja nur, damit es die Vielen bekommen, als Anbruch der Masse. Aber vorläufig haben es die Massen immer nicht gehabt, auch die Massen der Gelehrten und Gebildeten nicht. Je mehr es auch den Wenigen fehlt, desto schwieriger wird es in die Massen gelangen. Gelangen wird's aber sicher bis in die letzten Ecken hinein.

Soviel ist ganz gewiß. Noch nie hat eine Verkleinerung Jesu Christi vermocht, ihm etwas zu rauben; noch nie hat seine Verherrlichung ihm nur das Leiseste hinzugefügt. So wird's auch bleiben.

Von diesem Standpunkte aus sind auch Schriften wie die neuerdings viel genannten Harnackschen verhältnismäßig mehr wert, als die seiner zahlreichen Gegner. Veralten werden sie ja bald genug wie alles, was man heute schreibt. Das liegt in der Eigenart unserer Zeit. Aber ob ein Mann wie Harnack mehr weiß und hat, als er sagt, geht niemanden etwas an als ihn selbst. Daß er nicht mehr sagt, als er sagt, ist dankenswert. Es entspricht ganz dem geistlichen Zustande der heutigen Leser. Ist eher zuviel als zu wenig.

Darum überschreiben auch wir „der Mensch Jesus Christus", und legen allen Nachdruck auf das erste Wort. Ist er wahrer Mensch, so ist er auch göttlichen Ursprungs, göttlichen Wesens,

göttlicher Natur. Einer Unterschiedenheit zu anderen Menschen nachzuspüren, haben wir doch wahrhaftig kein Interesse. Er hätte es ja tun können, aber er betonte immer nur die Einheit mit der Menschheit. Wollen wir uns doch gerade diese nicht entgehen oder rauben lassen und froh werden, daß Jesus Christus Mensch war und ist und bleibt!

Wer ist Jesus Christus? Wer so fragt, wird ihn nie verstehen; wer ihn aber sucht, der wird ihn finden. Ihm sei jedenfalls ewig gedankt, daß er durchaus Mensch sein wollte und sich fast nie anders genannt hat als Menschensohn. Wir werden noch sehen, wie notwendig das war und für immer bleibt. Wir werden ihm dafür dankbar sein, auch wenn sich herausstellen sollte, daß seine Herrlichkeit alle unsere Theologie überstrahlt.

4. Das Werk Christi.

Auch das Werk Jesu Christi kann man nicht erklären, wiewohl es hier eher angeht, sich Gedanken über seine innere Natur und Zusammenhang zu machen. Es ist eine Tatenkette, und über die Beweggründe und innere Notwendigkeit von Taten eines Menschen kann man nachdenken. Man wird aber dabei zu sehr verschiedenen Ergebnissen kommen. Das schadet gar nichts. Ob jemand sich ein Geschehen so oder anders erklärt, ist ganz gleichgültig. Hauptsache ist immer, daß er in dem Erleben und Genuß des Geschehens steht. Wie es dann zu Stande gekommen, mag sich jeder nach Fähigkeit und Verstehen zurecht legen. Aber entscheidende Klarheit wird erst da sein, wenn der Urheber selbst alle seine Beweggründe offenbart. Unser Meister aber schwieg gerade auf diesem Gebiete mehr als auf jedem andern. Gewiß hatte er seine Gründe dazu und hat sie bis heute.

Er sagte etwa: „Christus mußte leiden", aber die Gründe gab er nicht an. Er erklärte seinen Feinden: „Des Menschen Sohn ist gekommen zu suchen und selig zu machen, was verloren ist", aber er erklärte weder die Verlorenheit noch den eigentlichen Zu-

sammenhang der Erlösung. Ist auch ganz unnötig. Wenn die Verlorenen nur erlöst und selig werden! Das Nähere wird ihnen später schon klar werden. Die Hauptsache ist, daß es geschieht. Es geht dabei so, wie es mit dem Regen geht, um ein kleines Beispiel zu brauchen. Der Bauer sagt: Den Regen schickt Gott. Der Professor: Der Regen hängt ab vom Ausgleich der barometrischen Maxima und Minima, dem hygrometrischen Zustande der Aerostatik u. s. f. Ist alles recht: wenn's nur regnet auf das durstige Land!

Wenn nun Jesus allen Wert darauf legte, daß die Tatsachen als solche erfaßt würden, und ganz unbekümmert war, ob die Menschen sie auch richtig erklären könnten, so muß es bis heute herzlich gleichgültig sein, wie man sie sich im Einzelnen zurecht legt, wenn man nur im Erleben ihrer Wirkungen steht.

Wäre es anders, so liefe es schon hinaus auf verstandesmäßige Erörterungen. Die begreift keineswegs jedermann. Das Heil aber muß für alle unterschiedslos da sein. Also darf es nur kommen als Erlebnis und nie als Schlußfolgerung. Die darf man machen; namentlich wenn man im Genusse des Heils steht, wird sich geradezu ein Bedürfnis danach geltend machen, aber einen Wert hat sie höchstens für das Denken des Einzelnen, vor Gott oder für die Menge sind solche Wege völlig belanglos.

Hier stehen sich wieder sittliche und begriffliche Wahrheiten gegenüber. Wäre alles bloß begrifflich, so sollte man doch meinen, man müßte jeden, wenigstens jeden klar denkenden Menschen auf eine und dieselbe Gedankenfolge zwingen können. Aber bekanntlich gehen die klarsten Köpfe hier weit auseinander.

Man sollte doch meinen, in 400 Jahren müßte z. B. der Ausgleich zwischen dem göttlichen Recht des Protestantismus und Katholizismus gelungen sein, namentlich da ganz andere, ruhiger denkende Geschlechter aufgekommen sind. Aber die Gegensätze stehen sich heute schroffer als je gegenüber. Gerade weil man sie nicht auf Verstandesbahnen lösen kann, sondern weil hier sittliche Mächte des Wollens und Nichtwollens einander gegenüber stehen.

Ebenso gelang nicht der Ausgleich zwischen Jesus und den Juden. Jene wollten nicht. Darum machte auch Jesus gar nicht den Versuch, ihr Denken umzustimmen und aufzuklären, sondern wandte sich an ihren Willen und handelte einfach. Damit waren sie vor die Entscheidung für oder wider ihn gestellt. Gedankenbahnen und Lehrentwickelungen kamen gar nicht in Frage, wohl aber Geistesmächte sittlicher Art.

Auch heute ist's ganz vergeblich, einen anders denkenden Menschen überzeugen zu wollen, wenn er sich als Fertigen und Gewordenen nimmt. Gedankengänge sollte man solchen überhaupt nicht aussprechen, weil sie dann Gelegenheit nehmen, gescheiter zu sein, und das Gute, was ihnen allenfalls nahe trat, verstandesgemäß wegzustreiten. Mit Darlegungen kann man höchstens werdenden Menschen nützen. Aber auch diesen nur so, daß sie aufmerken und erleben lernen. Wer Auseinandersetzungen als fertiges Lehrgerüst hinnimmt, in das er sich nun einkapselt, dem schaden sie auch. Ächten Nutzen schafft nur das Innewerden eines Geschehens. Darum war Jesus ein Handelnder, kein Lehrender.

Welches waren seine Taten? Das ist mit einem Worte gesagt. Sein ganzes Leben war die große, immer mehr bewußte und gewollte Tat des Menschseins. Mensch — nicht mehr, nicht weniger zu sein, wahrer Mensch in jeder denkbaren Richtung, das wurde ihm immer deutlicher und voller bewußt als seine Lebensaufgabe.

Mancher wird denken, das sei mindestens recht klein ausgedrückt. Das sind Leute, die den Wert des Menschen überhaupt noch nicht erfaßt haben. Die meisten sind ja, wie mein Freund sagt, nachgemachte Menschen, Leute, die irgend etwas vorstellen, Masken, aus denen fremde Laute schnarren. Sie sprechen ja nicht mit ihrer eigenen Stimme, sie hören nicht mit ihren eigenen Ohren, sie denken keine eigenen Gedanken, sie erlauben sich nicht, sich nach ihrem Geschmack ihren Verkehr zu wählen, zu heiraten, sich zu benehmen, sie sehen mit den Augen andrer Leute, sie gehen nicht ihren eigenen Gang, nicht einmal ihren eigenen Bart tragen sie. Ist ja alles

nachgemacht und deshalb belastend. Andere sind wohl natürlicher, aber alle sind noch lange nicht sie selbst. Alle denken daher vom Menschen als solchem gering, weil sie ihn gar nicht kennen. Menschlich bedeutet ihnen schwach, fehlerhaft. Man kennt nur den geschichtlichen Menschen, aber nicht den wesentlichen.

In Jesus aber war der wesentliche Mensch da und wurde in ihm Geschichte. An ihm sah man, was von Anfang war und Gott war. So, wie der Mensch vor Gott gedacht ist, so stand er in Jesus da und wandelte unter uns. Die menschliche Gottesbildlichkeit war kein sagenhafter Adam mehr, den die Keilschriftforschung als ihre Legende beansprucht, sondern geschichtliche Wirklichkeit in Fleisch und Blut. Sie war auch bleibend. Keine Schlange und keine Eva bereitete ihr ein Ende. Sie nahm zu von Kraft zu Kraft in immer gesteigerter Werdefreudigkeit, in immer herrlicherer Entfaltung des ewigen Lebens, des menschlichen Lebens.

Das ist der wahre Mensch. Das ist kein Traum, kein Ideal, keine Vorstellungssumme oder Gedankenreihe, es war ein Lebensbild. Es war, wie ein Augenzeuge berichtet, das, was wir gehört haben, was wir gesehen haben mit unsern Augen, was wir beschauet haben, und unsere Hände betastet haben, eine lebensvolle Gestalt und Persönlichkeit, deren Geschichte unzweifelhaft bezeugt ist, und die als Mensch auch nie abgeleugnet werden kann. Man kann seine Bedeutung verkleinern, man kann ihn zum Mittelpunkt aller möglichen und unmöglichen Gedankengefüge und Religionstümer machen, man kann die wirresten und wunderlichsten Gedankenspiele an ihn anknüpfen, aber eines kann man nicht. Man kann seine Menschlichkeit nicht leugnen. Vernachlässigen und vermindern kann man sie, aber nicht leugnen und wegnehmen. Ja könnte man sie leugnen, so würde sie darum doch bleiben und unerwartet hervorbrechen, wo man längst mit ihr glaubte aufgeräumt zu haben.

Es kann auch nicht fehlen, daß dieser Mensch die Aufmerksamkeit jedes Menschen erregen muß. Wer ihn sieht, der sieht einen Menschen, wie er wirklich ist, und wie alle sein möchten.

Jeder sieht in Jesu etwas Verwandtes. Trotz aller seiner Hoheit hatte er etwas Ermutigendes, daß jeder denken konnte: So möchte ich auch sein, so ist's das eigentlich Menschliche, das wirklich Wahre. Ihm zu Liebe konnten viele sogar ihre Lebensgewohnheiten hergeben, ihren Geiz opfern, ihren Lüsten entsagen. Es überkam jeden das Glücksgefühl, es geht wirklich! und am wahren Menschen erwachte in jedem Begegnenden der Mensch.

Der Mensch liegt bei den meisten tief begraben unter allerlei Schutt der Gewohnheiten oder des Denkens oder der Leidenschaften, aber an Jesu erwachte er und muß in jedem erwachen.

Sogar das gelang einzelnen, was am schwersten ist. Sie brachten es fertig, ihm ihre Gedankengebäude und religiösen Anschauungen zum Opfer zu bringen. Der Mensch glaubt nämlich, das, was er über Gott denkt und an Gott hin denkt, das sei er selbst, das sei sein eigentliches Wesen. Aber das ist nicht wahr. Das sind nur Gedanken, oft genug fremde Gedanken. Das ist kein Sein. An Jesus wurde das deutlich. Da fiel von Vielen dieses Fremde herunter, und der eigentliche Mensch, der unbewußt darunter schlummerte, strebte dem Menschen Jesus zu. Das gelang, wie gesagt, nicht ohne weiteres bei allen, aber es kann kein Zweifel sein, daß alle dafür in Aussicht genommen sind, und daß auch hier große Siege Jesu noch außen stehen. Große hat er bereits gewonnen.

Viele werden es nicht ganz verstehen, wie schwer gerade hier der Mensch auf den Menschen wirken kann. Wenn jemand etwas Schlechtes getan hat, oder in tiefen Lastern verstrickt ist, so erfaßt ihn oft ein tiefer Ekel vor solchem Tun. Im Ekel empört sich der eigentliche Mensch gegen die Ketten der Gebundenheit. Der Zorn des Menschen über seine Machtlosigkeit kann tobend erwachen, daß er solchen Dingen wehrlos preisgegeben ist. Da ist's nicht schwer, einem Menschen klar zu machen, daß das Ekel erregende nicht seine eigentliche Natur ist, sondern etwas seinem wahren Wesen Fremdes. Mag es einen Ursprung haben, welchen es will, dem Ich entspringt es nicht. Es kommt vielleicht aus dem eigenen Fleisch

und Blut, aber nicht aus dem Ich, dem wahren Wesen. Es könnte ja sonst keinen Ekel erregen, sondern müßte jauchzend als Entfaltung des Seins empfunden werden. Aber es giebt keinen einzigen Menschen, der beglückt würde durch seine Schlechtigkeit. Das ist bekannt und leicht zu begreifen.

Schwer aber ist's, wenn wir aus dem Sinnlichen in's Geistige gelangen. Sich selbst mit seinen Gebrechen nicht zu verwechseln, ist nicht so schwer, aber einen Unterschied zu machen zwischen dem Ich und den Gedanken und noch dazu den guten, den Gottesgedanken, das ist furchtbar schwer. Wir sind nicht, was wir denken. Unsere Weltanschauung ist nicht unser Sein. Das ist nur ein Gehäuse des Seins. Das ist z. B. der Mode unterworfen, aber das Ich ist eine Wesenheit, die weit drüber steht. Es war einmal religiöse Mode, polytheistisch zu denken, später kam der Monotheismus in die Mode. Dann hieß es einmal pantheistisch, theistisch, deistisch, positivistisch rationalistisch, materialistisch und vieles mehr. Das sind Moden, aber keine Menschen. Die werden in irgend einer geistigen Bekleidungsakademie entworfen und hergestellt und dann in den Kramläden an die Massen verkauft. Wer sich dann nicht zeitgemäß umkleiden läßt, der fällt auf und kommt — aus der Mode.

Aber das ist doch nicht der Mensch. Schon deshalb nicht, weil das ganze Zeug fremdes Denken ist, das wir herübergenommen haben, weil die Krämer es uns aufschwatzten. Nein unter allen diesen Bekleidungsstücken drunter, deren wir keines bekanntlich mit auf die Welt gebracht haben, ruht das arme Ich, das sich nicht getraut, Ich zu sein, das seine eigenen Gedanken, seine eigene Vernunft und Schöne der herrschenden Mode zum Opfer gebracht hat. Sogar das hat das Ich sich einreden lassen, daß das fremde Zeug sein wahres Sein und Wesen sei und in alle Ewigkeit sein werde. Bei Vielen ist's auch nicht fremdes Denken, sondern eigenes. Geht mancher ganz lustig dran und zimmert sich frohgemut seine eigene Weltanschauung zurecht. Aber das ist doch seine Arbeit, nicht er selbst.

Aber diese Verwechselung ist das Verhängnisvolle. Das kommt auch nicht weg durch Belehrung oder Aufklärung. Hier handelt es sich um sehr verborgene, sehr feste Geistesketten, die sich mit Worten nicht lösen lassen, Ketten, die so fest geschmiedet sind, daß die Menschen meinen, mit ihrer Wegnahme gingen sie selbst zu Grunde in Zeit und Ewigkeit.

Darum brachte Jesus namentlich hier keine Worte, sondern den Menschen. Den Menschen ohne Ansichten, ohne geistige und geistliche Bekleidungskünste, in eigener freier Schönheit und Gottgewißheit. Das hatte die Welt aller Schattierungen und Bekleidungsformen noch nie gesehen. Das entsetzte die Leute naturgemäß. Aber dann fing's an, seinen wohltätigen Einfluß auszuüben. Es wirkte wie die Sonnenstrahlen im Frühjahr, die zwar ermüden und anstrengen, aber das schlummernde Leben zu wonniger Auferstehung wecken. Das ist der Mensch — wurden die Leute jauchzend inne. So bin ja ich im tiefsten Grunde, so will ich von nun an sein.

Das schafft das Menschsein Christi. Das Menschsein ohne alle Zutaten, das nach keiner Richtung etwas vorstellt als nur sich. Wir begreifen, daß es leichter durchbrach bei den Sündern als bei den Frommen. Bei den Sündern half der eigene Ekel vor dem Fremden, das offenkundig schlecht war; aber das Gewand der Überzeugungen ist anscheinend gut und göttlich. Da dauerte es länger, den Menschen herauszuschälen, wo er sich selbst für gesund hielt. Aber er kam doch schließlich. Die Sonne der Menschheit schmolz auch hier alle Krusten, und wer hier einmal gerettet und befreit ist, der merkt erst nachträglich, wie schwer er gebunden war. Wenn es dazu auch längerer Einwirkung und größerer Kraftentfaltung bedarf — was tut's? Zeit steht unbeschränkt zu Gebote und Kraft erst recht. Sein ist der Sieg.

Jesus, der Mensch, wie er Gottes ist! Der Mensch ohne Fremdes, ohne Kunst, in reiner Natur! Man erbebt vor diesem Urbilde. Sein Werk war, daß er dies Urbild darstellte und zu geschichtlicher Wirklichkeit brachte. Und in welcher Fülle! Das wußte ja noch niemand, und weiß auch heute noch niemand, daß

dem Menschen alle Dinge möglich sind. Wenn Gott sich im Stoffe offenbart und alle seine Gedanken im Stoff ausdrückt wie ein Künstler, warum denn nicht der Mensch? Göttliche und menschliche Natur ist ja schöpfungsmäßig nicht wesentlich unterschieden. Der wahre Mensch muß alles tun können, und Jesus tat's. Ihm war nichts unmöglich, nichts zu schwer, nichts zuviel.

Aber dafür ließ er sich nie anstaunen. Bewundern lassen sich nur die nachgemachten Menschen. Wenn sie ihn bewundern wollten, sagte er ohne weiteres: Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt! Nicht ich tue es, der Mensch, wie er Gottes ist, der wirkt. Ihr könnt's alle auch, ihr seid ja Menschen. Ihr braucht nur geboren zu sein, nur Kinder zu sein, so gehört euch schon das Himmelreich. Ihr könnt auch vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist. Ihr seid ja das Licht der Welt, das Salz der Erde!

So redete er die Menschen an, die an ihm Menschen wurden und durch ihn aus ihrem Gehäuse herauskamen. Wäre Jesus ein Philosoph oder Theolog gewesen, so würde man von ihm sagen: Er hatte einen völlig andern Begriff „Mensch". Aber das hieße ja ihn lästern. Er brachte keine Begriffe, sondern Geschichte. Er erfand den Menschen. Der Mensch war verloren gegangen, aber Jesus erfand ihn neu, schuf ihn neu und gab ihm eine neue Wirklichkeit, eine uralte zwar, aber seine eigene, unzerstörbare. Er bewies, daß der Mensch in Gott, in seiner Natur, ein Herr ist aller Dinge. Seine Taten waren nur der Ausfluß seines großen Werks, Mensch zu sein.

In Jesu Leben liegt nur eine einzige Unbegreiflichkeit, ein „Wunder," wie die nachgemachten Menschen sagen. Merkwürdigerweise gerade das, über das sie sich alle zusammen nicht wundern, das die Meisten als unwiderrufliche Selbstverständlichkeit hinnehmen. Das Unbegreifliche war, daß er — sterben konnte. Wer in dieses Leben einmal tief hineingesehen, der kann das schwer begreifen. Das Menschsein, wie es Jesus darstellte, kann eigentlich gar nie aufhören. Wodurch denn? Durch Zeit, durch Alter, durch Gefahr

durch Haß? Das sind ja alles keine Mächte, die stärker wären als der Mensch Gottes. Darum müssen wir davon noch besonders reden.

5. Das Opfer.

Das Werk Christi wird gewöhnlich als Opfer bezeichnet, wozu auch manche Bibelworte veranlassen. Das ist ein Bild, gewählt, um namentlich dem Menschen des Altertums verständlich zu werden. Heute könnte man dieser bildlichen Ausdrucksweise entraten. Doch haben Bilder und Vergleiche immer viel zum Verständnis weiterer Kreise beigetragen. Sie dürfen nur nicht überschätzt werden. Einen ganz entsprechenden Ausdruck für den eigentlichen Vorgang und seine innere Wahrheit wird man überhaupt nicht finden. So wie Christus nicht erklärt werden kann, wird man auch sein Werk mit Worten nicht umschreiben können. Immerhin muß vom Opfer ein Weniges gesagt werden, weil der Vergleich mit dem Opfer häufig, und der Gebrauch des Opfers gegenwärtig selten ist.

Das Opfer ist die älteste und verbreitetste Form des Gottesdienstes bei allen Völkern und Quelle und Mittelpunkt aller Religionsformen. Es wird nicht mehr von allen geübt, aber alle haben das Bewußtsein davon und mancherlei zurückbehaltene Gebräuche. Im Judentum z. B. ist's gefallen, ebenso in den protestantischen Schattierungen der christlichen Religion, während die katholischen Religionsgestaltungen das Opfer bekanntlich als Mittelpunkt des Gottesdienstes haben. Bei vielen Religionen z. B. den katholischen, auch manchen asiatischen, ist es wenigstens unblutig geworden.

Im Opfer muß, so wunderlich es auch bei einzelnen Religionen ausgestaltet worden ist, ein richtiger, ursprünglicher Gottesgedanke liegen. So wie die Menschheit eine Urerinnerung Gottes hat, die Ausgangspunkt für alle ihre Religionsgebilde geworden ist, so kennt sie eine ursprüngliche göttliche Handlung, das ist das Opfer. Das Bewußtsein Gottes, das kein Tier hat, ist wie eine Erinnerung an

unmittelbare Beziehungen, die zwischen Gott und Mensch stattgefunden haben müssen. Diese werden immer auf's Neue lebendig durch den göttlichen Kern jedes Menschen.

Das Opfer in seiner Allgemeinheit ist der natürliche Ausdruck der Folgen, die der Mensch seinem Gottes-Bewußtsein giebt. Die Religionen dagegen stellen den priesterlichen Ausbau des geistlichen Urbesitzes dar. In ihnen werden die Strahlen der ursprünglichen Wahrheit nach Zeit, Geschmack und Eigenart der Völker und der sie beherrschenden Klassen gebrochen. Daher die Buntheit des Anblicks, den sie gewähren. Wollen wir Gott erkennen, müssen wir, wie Jesus tat, von allen Religionsgestaltungen absehen, wollen wir das Opfer verstehen, so dürfen wir uns nicht beirren lassen durch seine geschichtliche Entwickelung.

Das Opfer kann ursprünglich nichts anderes gewesen sein als die Tatensprache des Bekenntnisses: Wir sind Gottes. Alles was uns lieb und notwendig ist, gehört daher ebenso wie unsere Person Gott an, dem Urquell alles Seins. Das Wesen des Opfers liegt nicht in irgend einer Gabe, sondern im Bekenntnis als solchem. Es ist die Feier, in der sich das innere Bewußtsein der Zusammengehörigkeit mit Gott äußerlich zum Ausdruck bringt.

Noch ergreifender als das allgemeine Opfer ist das Schuldopfer. Der Mensch hat irgendwie das Bewußtsein einer bestimmten Schuld, die seine göttliche Unmittelbarkeit bindet. Gerade dann kommt er im Opfer mit seinem Bekenntnis der Schuld und dem Ausdruck des unerschütterlichen Glaubens: Ich bin dennoch Gottes. Der Schuldige möchte ja nach seinem ersten Empfinden vor dem Beleidigten fliehen und sich verkriechen, aber der Mensch überwindet im Opfer die falsche Scham und kommt mit seinem Bekenntnis: Schuld bin ich, aber dein bin ich auch. Schuld bin ich durch irgend eine Handlung, die zeitlich geschehen ist unter zeitlichen Umständen, aber göttlich ist meine ewige Natur, die hoch über allen Verhältnissen steht.

Wer Gott versteht und sich versteht, der muß gerade in der Schuld sich immerdar vor ihm stellen, nicht etwa mit einem frommen

Gesicht, sondern gerade mit der Schuld, aber zugleich mit dem festen Glauben: Dennoch bin ich Gottes. Auch keine Schuld vermag mich von Gott zu scheiden. Hier sucht der Sohn den Vater. Der Sohn hat zwei Möglichkeiten. Entweder er läuft dem Vater davon und richtet sich auf eigene Hand ein, oder er hält die Gemeinschaft des Vaters fest. Aber nie ist eine Schuld im Stande, ihm seine Sohnschaft zu rauben. Je offener die Schuld herauskommt, desto weniger kann sie trennen, ja im Offenbarwerden als solchem wird sie schon verziehen.

Dieses Bekenntnis der Zugehörigkeit ist der ursprüngliche Sinn des Opfers und macht es damit zur Glaubenstat. Es ist der einfachste Ausdruck des Gottesbewußtseins.

Man könnte das Bewußtsein der göttlichen Natur seines Menschentums ja auch durch Worte zum Ausdruck bringen. Aber das ist zu wenig. Worte sind etwas rein Geistiges. Gott gehört in die Dinge hinein. Unser ganzes Sein und Leben ruht in Gott. Also muß auch das Äußerlichste bei uns für Gott da sein. Daher der enge Zusammenhang zwischen Opfer einerseits und Speise und Trank andererseits. Das ursprünglich Menschliche hat denselben Zug, der auch bei Jesus wieder aufwachte, und dem er bekanntlich Ausdruck lieh durch seine eigenartige Stellung zum Essen. Er erhob Essen und Trinken zur feierlichsten Form des Gottesdienstes. Das ist das Wiedererwachen des wahren Opfers, das Bekenntnis, daß Alles durch Gott und alles für Gott ist und nichts, auch das Äußerlichste an uns ohne Gott sein kann und darf.

Wir dürfen aber nicht vergessen, daß der Gedanke des Opfers nur ursprünglich so einfach ist. In seiner religiösen Wirklichkeit und Geschichte klingen viele, sehr fremde Obertöne durch. Es verband sich namentlich mit dem Opfer der Gedanke an den Wert des Dings, das geopfert wurde, und man sah es an als eine Art Bezahlung oder eine Leistung, für die auch Gegenleistungen erwartet wurden. Das Ernteopfer etwa konnte neben dem Bekenntnis noch den Gedanken der Bezahlung für das treue Behüten der Ernte enthalten, oder es wurde etwa geopfert, damit der Zorn

der Gottheit nicht entbrenne und bei nächster Gelegenheit fürchterliche Rache komme. Das sind aber religiöse Nebengedanken, die nur da aufkommen konnten, wo die göttliche Unmittelbarkeit bereits verloren gegangen war, und das kindliche Vertrauen dem Mißtrauen Platz gemacht hatte.

Ebenso gelangte in das Schuldopfer der Gedanke der Versöhnung und Besänftigung der erzürnten Gottheit, und das Opfer wurde eine Art Loskauf von der Schuld. Auch das ist fremd, aber sehr begreiflich. Noch bis heute ist ja wenig Menschen klar, daß man gerade in dem Schuldbewußtsein, je drückender es ist um so eher, die Gemeinschaft mit Gott suchen soll, wie ein Kind in seinen Fehlern gar nicht früh genug vor das Angesicht der Eltern treten kann mit seinem Bekenntnis der Schuld und zugleich dem unendlich viel tieferen Bewußtsein der unabänderlichen Zugehörigkeit. Wo diese Erkenntnis aber verloren ist, da bekommt natürlich das Opfer auch die falsche Stellung des Loskaufs.

Oder der Stellvertretung. Ein Tier sollte die Schuld des Menschen durch seinen Tod sühnen, damit der Mensch straffrei sei. Der Gedanke liegt ja nahe. Man denke sich selbst einmal neben ein Opfer gestellt, mit dem Bewußtsein irgend einer Schuld beladen, und nun ein Lamm dazu, das so rührend und wehrlos mit einem stillen Seufzer sein Herzblut herausrinnen sieht und damit stirbt. Daß da der Gedanke der Stellvertretung vor einem erzürnten Rachegott aufkam, ist begreiflich.

Als Bild und Zeichen konnte eine Art Stellvertretung auch ganz berechtigt ausgesprochen werden. Aber sobald das Bild Anspruch erhebt, entsprechender Ausdruck der dabei waltenden Wahrheit zu sein, muß die Stellvertretung abgelehnt werden. Man stelle sich doch die eigentliche Natur des Menschen vor: aus Gott und in Gott — da sollte ein Tier mit seinem Blute etwaige Störungen der Beziehungen stellvertretend ausgleichen können? — Das vermag nur das Bekenntnis: Vater, schuld bin ich, aber durch keine Schuld lasse ich mich von dir abbringen. Trotz der Schuld — dein. Solch ein Bekenntnis könnte ein Lammesopfer recht wohl

begleiten, aber nimmermehr unter dem Gesichtspunkte der Stellvertretung.

Dieser Gedanke konnte als beherrschender nur aufkommen in Zeiten, in denen Gott gründlich mißverstanden wurde, und wenn zwischen ihm und den Menschen religiöse Vorstellungsreihen trennend lagerten. Man sieht das auch aus der Bibel klar und deutlich. Es gab einmal eine Zeit, in der der Weg einer einfach kindlichen und natürlichen Gottesverehrung dargeboten wurde. Dieser Weg des wahren Gottesdienstes ist mit den wenigen Worten des Zehngebots völlig erschöpfend beschrieben. Gott lieben von ganzem Herzen und den Nächsten als sich selbst, das ist der schlichteste Ausdruck der Natur des Menschen. Das Opfer als solches gab's vorher schon, ehe dieser Satz klar ausgesprochen wurde, und es verträgt sich auch sehr gut mit ihm.

In dem Augenblicke aber, als der einfachste Weg des Gottesdienstes abgelehnt wurde, zog die Ceremonie ein mit dem ganzen Wust von Opferformen und Opferbedeutungen und Opfererklärungen. Da tauchte auch der Gedanke der Stellvertretung auf. Natürlich. In der Gottesferne ist ja alles möglich. Da kann man sich Gedanken machen und Weltanschauungen zimmern, so viele man will, man kann sie an den Gedanken Gottes selbst nicht nachprüfen.

Daher entstand auch bei den Israeliten das religiöse Opferwesen in dem Augenblicke, als sie den einfachen Weg der zehn Gebote verließen. Der Abfall war in sich schon Strafe. Das Opferwesen war ein Geistesgefängnis, in das Gott die Abtrünnigen verschließen hieß. Aber ihre Propheten haben stets gegen den Opferlärm und seine religiöse Ausgestaltung geeifert und die Sache der Freiheit und göttlichen Unmittelbarkeit vertreten. Freilich auch sie verstummten schließlich, und das Volk lag Jahrhunderte im Banne der geistlichen Erstarrung, ein Zustand, der ja bei den Weltvölkern immer vorhanden war und ist. Bei diesen war nicht einmal die Predigt von der Freiheit da, sondern hoffnungslos liegen sie im Banne der Formen, der Unbeweglichkeit, der Gottesferne. Ein altes Lied sagt: „Sie liegen alle in der Hölle wie Schafe.“

Dieser Zustand muß überall eintreten, wo das Opfer zur Leistung herabsinkt. Das Opfer ist, um es kurz zusammenzufassen, der unwillkürliche Ausfluß des Einheitsbewußtseins mit Gott nach Geist und Leib, man könnte sagen ein körperliches Gebet. Wo dieser Zustand verloren geht, ist natürlich keine Leistung im Stande ihn wieder herzustellen. Erkaufen kann man sich doch unmöglich die Gemeinschaft mit Gott. Geltend machen kann man sie im Glauben, weil sie unsere unveräußerliche Urnatur ist, wo aber Leistungen aufkommen, da sind sie als solche schon das deutlichste Kennzeichen der Gottesferne. Nur da, wo das Opfer Leistung wurde, kamen auch die Opfererklärungen, die Opfertheologie auf. Da wurde es je nach der Geisteshöhe der opfernden Priesterschaft Besänftigungsmittel für die erzürnte Gottheit oder die Bezahlung und Steuer für erwiesene Wohltaten oder das vorsichtige Geschenk, das bei Zeiten einem etwaigen Stimmungsumschlage vorbaut, oder das Mittel der Bürgschaft und Stellvertretung. Alles Erklärungen und Geistesformen, die vor dem wahren Gotte und dem wahren Sein des Menschen unmöglich, unerträglich sind, Zeichen der Nacht und der Gebundenheit.

Darum ist überall, wo die Erkenntniß vorschritt, das Opfer selbst gefallen. Besser keine körperliche Leistung als die Verkehrung der Wahrheit. Das Judentum z. B. kennt es nicht mehr, das protestantische Christentum auch nicht, wenigstens nicht als religiöse Einrichtung und Leistung. Beide haben daher nur Prediger und keine Priester. Der Priester ist der Vertreter des Opfers. Ohne Opfer kein Priester. Freilich sind mit dem Opfer noch nicht ohne weiteres die Opfergedanken gefallen, die Geistesmächte, die dahinter standen, und die mit der Zerstörung stofflicher Formen noch nicht ohne weiteres gebrochen sind. Doch werden auch sie ohne Zweifel noch fallen.

Betrachten wir nun das Werk Jesu Christi unter dem Gesichtspunkte des wahren Opfers, so ist sein ganzes Tun nur der entsprechende Ausdruck seines inneren Seins, sein ganzes Leben das unerschütterliche *Bekenntnis*: Der wahre Mensch ist unter allen

Umständen Gottes, und folglich gehört das Reich, die Kraft und die Gegenwart Gottes überall dahin, wo der Mensch ist, und muß durch den Menschen auch jedes Ding in den Bereich und den Gebrauch der Herrlichkeit des lebendigen Gottes gelangen. Nur so wollen wir vom Werke Jesu Christi als einem Opfer reden, im Sinne des Bekenntnisses.

6. Das Leiden.

Man sagt oft, im Begriffe des Opfers liege zugleich der des Verzichts, und also auch etwas Schweres, Schmerzliches. Daher wird auch das Leiden Christi unter dem Gesichtspunkte des Opfers dargestellt.

Das ist nur teilweise richtig. Kommt bei dem Opfer der Gedanke des Verzichts auf Dinge in Betracht, so sinkt das Opfer zur Leistung herab und hört auf, freier, natürlicher Ausdruck der Zusammengehörigkeit mit Gott zu sein. Wohl aber liegt im Opfer ein Verzicht auf eigenes Wollen und Begehren, ein persönlicher Verzicht. Der Mensch stellt seine Person hintenan zu Gunsten des Hervortretens Gottes. Das können natürlich nur solche, die Gott als ihren Lebensquell erkannt haben, und die auch genau wissen, daß ihr wahres Leben erst in voller Ursprünglichkeit zur Entfaltung kommen kann, wenn sie auf ihr Begehren verzichten. Solcher Verzicht ist natürlich frei von allem Schmerzlichen und hat etwa den Schein des Leidens, ist aber tatsächlich Glück und Seligkeit. Jesus sagt darüber: Wer sein Leben verliert, der wird's finden.

Die Sache wird deutlicher werden, wenn wir sie an der Geschichte Jesu selbst verfolgen. Wir sind heute gewohnt, wenn vom Werke Christi gesprochen wird, an sein Leiden zu denken, und auf Grund des äußeren Verlaufs seiner Leidensgeschichte nennen wir sein Leiden auch sein Kreuz und bezeichnen auch unsere Leiden mit dem Namen Kreuz, auch wenn sie oft verhältnismäßig geringfügig sind. Das Wort Kreuz stammt schon aus Apostelmund, wenn nicht aus dem Munde des Herrn selbst.

Gleichwohl giebt es kaum größere Gegensätze als die Begriffe Leiden und Kreuz. Warum nahm denn das Leben Jesu einen anscheinend so dunkeln Verlauf? Ich habe an anderem Orte ausführlich dargelegt, daß sein ganzer Gang mehr und mehr klar bewußte Willenstat war, daß er auch das letzte Zusammentreffen mit seinen Feinden vor den Augen der Öffentlichkeit selbst herbeiführte zu einem Zeitpunkte, den er bestimmte. Der Handelnde an jenem Passahfeste war nur Jesus, seine Feinde waren völlig seine Werkzeuge. Er sagte ja seinen ganzen Ausgang klar voraus. Das war nicht nur Seherblick, sondern das Ergebnis bewußter Überlegung. Sein Leiden entsprang ausschließlich seinem Willen.

Wir wunderten uns schon oben über sein Sterben. Daß ein solcher, daß der wahre Mensch begraben werden kann, sterben kann. Das wäre auch unmöglich, wann es nicht in seinem Willen begründet wäre. Er wollte diesen Weg gehen. Darum konnte er. Dem Willen des Menschen ist keine Machtgrenze gesetzt.

Seine Geschichte bestätigt das handgreiflich. Schwer war für ihn nur, diesen Entschluß klar zu fassen. Da durchzitterte allerdings seinen Geist das ganze Weh des Schmerzes. Bis in den Körper hinein drangen die Werdenöte. Aber von dem Augenblick an, als sein Entschluß fest stand, und die eigentliche Handlung begann, war er der Sieger. Er ist der Held von Jerusalem und Golgatha, der klar und freudig auch die äußersten Folgen seines Entschlusses auf sich nahm.

Das ist doch kein Leiden? — Leiden ist Willenlosigkeit, Erdrücktwerden von Schwere und Schmerzen, allenfalls ein hiobsmäßiges, dumpfes Geschehenlassen. Was Jesus trug, war ein Kreuz. Das ist vollendete Selbsttätigkeit, jauchzende Willensentfaltung, siegesgewisses Ausleben seiner ganzen Kraftfülle.

Ein Leidender ist kein Kreuzträger, und ein Kreuzträger kein Leidender. Schmerzen sind im Kreuz wohl da. Dem Kämpfer von Golgatha schenkte kein Nerv seine Empfindlichkeit, aber als Mitleidige seine Nerven betäuben wollten, lehnte er fest entschlossen ab. Christus mußte leiden, weil er leiden wollte. Da aber die

Schmerzen freiem Willensentschluß ihr Werden verdankten, kamen sie dem Kreuzträger als Schmerzen nicht zum Bewußtsein. Sie wurden in ihm umgeboren in Kraft, und jeden Augenblick ward er freudig inne, daß die Kraft den Schmerz weit überragte. Ein machtloser Schmerz erzeugt Lust und Freude. Er ist Erquickung, aber nicht Leiden.

Opfer ist das Bekenntnis, daß der Mensch Gottes ist, Kreuz der Erweis seiner Wahrheit. Daher auch die Verwandtschaft von Kreuz und Glaube. Glaube ist unbezwingliche Kraft im Geiste, Kreuz ihre körperliche Darstellung. Wem Glaube ein unselbständiges Unterschreiben von Glaubenssätzen und Ansichten ist, dem ist natürlich Kreuz das wehleidige Erleben von Leiden und Unbehagen. Solch armer Tropf möge sich aber in seiner Armseligkeit nicht auf die Person Jesu Christi berufen.

Vielleicht wird der Unterschied von Kreuz und Leiden manchem an einem wissenschaftlichen Beispiel klarer. Man nennt wissenschaftlich Energie eine gewisse Kraftentfaltung, die irgendwo im All stattfindet, und die bekanntlich nie verloren gehen kann, so wenig wie Stoff verloren geht. Die Energie ist aber verwandlungsfähig. Die Energie des niederfallenden Schlages setzt sich etwa um in Wärme, oder wir können künstlich die Energie eines Wasserfalles umsetzen in elektrische Kraft und diese in leuchtende u. s. f. So kann man das Leid in der Welt auffassen als frei waltende Energie, das Kreuz aber ist ihre Umsetzung in gewollte und geregelte. Käme etwa ein Kreuzträger an Glauben irgendwo zu kurz, so würde etwas wie Kurzschluß eintreten, und das Leid würde ihn zermalmen. So lange er aber im Glauben und im Kreuz bleibt, ist er Sieger und Herr über alle Umstände des Lebens.

So wie in der Welt jedes tobende Meer, jede Stromschnelle, jeder Wasserfall u. s. f. die tatsächliche Aufforderung an den Menschen enthält, sie zu überwinden und gerade ihrer Eigenart Nutzen und Lebensförderung abzugewinnen und die wilde Kraft umzusetzen in nutzbare, so enthält jedes Leid eine Aufgabe, und das Kreuz ist ihre Lösung. Jedes Leid ist das Vertrauenszeugnis

an den Menschen: Du kannst! Das Kreuz ist seine Rechtfertigung: Ich will auch. Wer bloß leidet, den muß man bedauern, um ein Kreuz kann man die Menschen beneiden. Darum war auf Golgatha Jesus der Mitleidige: „Vater vergieb ihnen. Sie wissen nicht, was sie tun.“ Er kam sich so beneidenswert vor, daß er seine Widersacher bedauerte.

Darum soll niemand das Wort Kreuz in den Mund nehmen, der nicht himmelhoch über dem Leiden steht. Die beständige Verwechselung von Kreuz und Leiden ist für das Verständnis der Bibel geradezu verhängnisvoll geworden. Sie ist übrigens alt. Feindschaft wider das Kreuz Christi rügt schon ein Apostel. Diese Feindschaft hat ihre Wurzel in dem Mißverständnis des Kreuzes. Die Leute hielten das Kreuz für ein Leiden, und sie verwarfen es, weil sie nicht leiden wollten. Das Bild Christi war schon so weit in ihnen erblaßt, daß sie den Kreuzträger nicht verstanden.

Ich glaube, wenn heute jemand acht haben könnte auf das Kreuz Christi, dessen Leben würde von Stund' an eine andere Wendung nehmen. Vielleicht sähe er sich zunächst außerhalb des üblichen Christentums gestellt. Das wäre möglich, denkbar und nicht bedauerlich, wenn auch nicht notwendig. Aber er käme unmittelbar in ein solches neues Werden hinein, in eine so ungeahnt neue und große Betrachtungsweise aller Verhältnisse, daß in ihm auch Kräfte erwachen müßten, ihrer Herr zu werden. Aus Leid in Kreuz, aus Unterliegen in Obsiegen.

Für Jesus wäre es doch ein Leichtes gewesen, das Leiden zu vermeiden. Er konnte der Held seines Volkes werden, der Liebling aller Völker, dem der Erdkreis zugejauchzt hätte. Daß er nach dem Kreuze griff statt nach der Krone oder Tiara, das ist das, was ihm die Welt, auch die christliche, bis heute nicht verzeiht. Daß er's auf sich nahm, von der ganzen Welt, auch seinen nächsten Freunden mißverstanden zu werden, das war für ihn gewiß härter und saurer als alle Schrecken Golgathas. Jeder weiß, wie bitter schwer es ist, nur in kleinen Dingen und auf kurze Zeit mißverstanden zu werden. Aber Jesu Schicksal erst!

Es müssen unermeßlich weitreichende Gründe gewesen sein, die ihn zu diesem Wege bestimmten. Es ist auch unmöglich, sie annähernd zu erdenken oder gar auszusprechen. Aber um derer willen, die es wissen, daß sie auch noch nicht alles verstehen, soll hier ein Weniges gesagt sein, das nach keiner Richtung hin irgendwelche Ansprüche erhebt.

Im ganzen äußeren Leben Jesu ist das Bezeichnendste der Zug nach unten. So wie sein ganzes Inneres nach oben, nach dem Vater drängte, so strebte das Äußere nach unten in die Tiefen der Armut, in Verbrechertiefen und schließlich in die Tiefen von Tod und Hölle. Kein anderer hat das getan, wenige nur haben's ihm nachgetan. Auch hier ist Jesus eine ganz eigenartige Persönlichkeit. Alle anderen Größen haben nach oben gestrebt und manche Menschheitshöhen auch erreicht, die meisten haben sich vorher die Hälse gebrochen, und befriedigt ist keiner geworden. Aber Jesus, der nach unten strebte, und auch wirklich in die letzten Tiefen gelangte, ja bis heute noch in den Tiefen des Mißverständnisses steckt, war zugleich Quell des Friedens und der Glückseligkeit.

Doch das waren Nebenwirkungen, auf die wir nicht eingehen wollen. Warum tat er's aber, warum wollte er der Allerverachtetste und Unwerteste sein, voller Schmerzen und Krankheit? Sagen kann man's mit Einem Worte, freilich mit einem, das bisher noch niemand voll verstanden hat, aber an Jesu und seinem Tun mag sich das Verständnis wenigstens vertiefen. Er tat es, um Mensch zu sein. Er war sich wohl bewußt, was er sagte, wenn er sich „den" Menschensohn nannte. Er wollte es auch *sein*. Darum durfte es kein Menschenlos geben, was etwa unter ihm gelegen hätte. Über dem seinen konnten ungezählte liegen, aber unter dem seinen keines. Sonst hätten die noch tiefer liegenden Schichten ihn für einen „da oben" gehalten, dem's eben doch viel leichter sei. Erlöser wäre er dann nie geworden.

Wer der Allgemeinmensch, der Mensch schlechthin ist, der muß jegliches Menschenlos in sich aufnehmen können, also das schwerste

Schicksal tragen, also der Allerunterste sein. In dem schwersten Geschick liegen die leichteren mitbeschlossen.

Goethe, der große Goethe hat ein Gefühl dafür gehabt und dieses Gefühl ausgesprochen in dem merkwürdigen Worte:

Was der ganzen Menschheit zugeteilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst genießen,
Mit meinem Geist das Höchst' und Tiefste greifen.
Ihr Wohl und Weh auf meinen Busen häufen,
Und so mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern.

Nun Goethe war bekanntlich auf den Höhen der Menschheit, Dichter, Geisterfürst u. s. f., aber was Goethe fühlte, ist Jesus gewesen, Goethe nahm das alles in seinen „Geist", Jesus in Fleisch und Blut. Goethe wollte es „genießen", Jesus es erleiden. Darum endet Goethe sein Wort: „Und wie sie selbst am End' auch ich zerscheitern" — Jesus faßte sein Ziel in das Wort: „Daß sie das Leben und volles Genüge haben sollen."

Darum ist auch Goethe nur da für den Geist weniger Gebildeter, aber Jesus für die Lebensgeschichte aller Menschen. Jesum kann jede Menschenklasse für sich beanspruchen, und doch gehört er keiner ganz, außer höchstens der untersten. Damit ist aber eine Änderung vor sich gegangen, deren Folgen gar nicht abzusehen sind. Es muß eine wahre Lust und Wonne sein, von oben her der Entwickelung der Menschheitsgeschichte zuzusehen, wie die Wahrheit Jesu drin arbeitet und zweifellos zum endlichen Siege gelangen wird. Solche Mächte können nicht wirkungslos oder unfähig zu dem umfassendsten Siege bleiben.

Das Große ist nämlich, daß in Jesu für die Menschheit die Begriffe Oben und Unten ausgeschaltet sind. Es giebt kein Unten mehr, wo er nicht dabei wäre, und kein Oben, das er nicht in der Hand hielte.

Damit sind gewaltige Gegensätze einfach beseitigt. Es mag ja sein, daß augenblicklich wenig davon zu sehen ist, aber der Keim des Neuen liegt da, unzerstörbar, voll unaufhaltsamer Entwickelungsfähigkeit. Man meint z. B. um einmal auf landläufige religiöse

Vorstellungsreihen einzugehen, der größte Gegensatz von Oben und Unten liege etwa ausgedrückt in den Begriffen Gott und Hölle. Seit Jesus ist das kein Oben und Unten mehr, es ist der Durchmesser eines Kreises. In Jesu ist er geschlossen. Er gehört beiden an. Ein uralter Sänger hat's einmal geahnt und betend gerufen: „Bettete ich mir in die Hölle, siehe, so bist du da". Das war eine Weissagung, aber in Jesu ist sie tatsächlich erfüllt.

Aber das beschäftigt uns heute wenig. Bei uns sitzt das Oben und Unten im Fleisch und Blut, und ist vorhanden als gesellschaftlicher, erbitterter Gegensatz. Aber Jesus ist hier wie da. In ihm liegt ein Ausgleich nicht als Idee, sondern als Wirklichkeit, und dieser Ausgleich ist interessant genug. Wer heute von Oben und Unten redet, meint meistens Haben oder nicht Haben. Wer hat, ist oben, wer nicht hat, unten. Diese Gegensätze könnten anscheinend nur gehoben werden durch Ausgleich des Besitzes. Den Besitz ausgleichen wollen, heißt aber das Meer, die ewig schwankende Masse, glätten wollen.

Der wirkliche Ausgleich muß auf einem Gebiete geschehen, das unverändert bleibt und fest ist. Das ist einzig die Persönlichkeit. Wo das Gottesbewußtsein erwacht, und das Menschentum zu Tage tritt, ist sofort jeglicher Ausgleich da. Das erwacht aber am Menschensohne ohne weiteres. In Jesu wird jeder Mensch als Person genommen, und damit fällt der Gegensatz Arm und Reich. Mit einem Schlage sind lauter gleichberechtigte, eigenartige Persönlichkeiten geworden, was vorher volle oder leere Taschen waren.

Wo der Mensch erwacht, ist die Armut nicht mehr drückend und der Reichtum nicht mehr belastend. Aber wohlgemerkt! Die Gegensätze kämen nicht etwa weg durch Suppenanstalten und Wohltätigkeitsklingel, sondern durch neues Sein, das des Habens vergißt über der Wonne des Neuwerdens. Er schafft einfach neue Zustände, in denen ein gesellschaftlicher Ausgleich ohne weiteres gegeben ist. Dadurch läßt er jegliches soziale Programm um Sternweiten hinter sich.

Staatsbesitz oder Einzelbesitz, Schlagwörter wie „Eigentum ist

Diebstahl" u. s. f., das alles ist mit einemmale gegenstandslos geworden. Es wird einmal eine Zeit kommen, da werden sich unsere Kinder solcher Begriffe erinnern wie wir der Perücken und Zöpfe unserer Urgroßeltern; da werden soziale Fragen in Museen gesammelt werden, wie die mittelalterlichen Marterwerkzeuge in den Folterkammern zu Nürnberg oder Venedig. Wo wahre Menschen werden, giebts keine sozialen Fragen mehr. Was in Jesu Leiblichkeit im kleinsten Kreise wurde, das wird einmal der Gesamtheit in Fleisch und Blut übergehen.

Dabei fiel ihm nicht ein, etwa Ideen in die Welt zu setzen. Bei ihm waren's Wirklichkeiten, die sich noch in fühlbarster Weise zur Geltung bringen werden. Es ist sogar heute schon etwas davon da. Heute muß z. B. jede Menschenklasse angehört werden. Man kann an keiner einzigen vorbeikommen, weil sie etwa eine „untere" ist, wie die „gute alte Zeit" tat, vielmehr müssen sich die höchsten Stellen mit den untersten beschäftigen, ob sie wollen oder nicht, ein Zeichen, daß unsichtbar der Menschensohn tätig ist, und den Menschenkindern in die Würde ihres Seins hineinhilft.

Ob jemand das verstand oder heute versteht, ob er sich „in Jesu Namen" oder ohne Jesum daran beteiligt, darum ist niemand so unbekümmert, wie Jesus selbst. Er fand es nicht einmal für notwendig, nur einen einzigen Satz niederzuschreiben und überließ alles, was je über ihn geschrieben wurde, mit einem geradezu köstlichen Humor der Sichtungsarbeit und dem Forscherfleiße der Schriftgelehrten oder irgendwelcher Erklärungsbedürftiger. Jesu kommt's gar nicht drauf an, Jahrtausende lang der Mißverstandene zu sein, aber er schafft das neue Werden und setzt sich durch als Menschensohn. Über kurz oder lang wird einmal eine höchst moderne Zeit kommen, der es wie Schuppen von den Augen fallen wird: Ach, das ist ja Jesus! — Ob die Leute glauben, daß er seiner Zeit aus dem Grabe auferstanden und seinen Jüngern erschienen ist, oder sich drüber streiten, das ist ihm furchtbar gleichgiltig, aber ich glaube, daß er sogar aus dem Christentume auferstehen wird und den Massen erscheinen.

In Jesu hören überhaupt alle Gegensätze auf. Auch der von Gut und Böse. Vor ihm giebts keine guten oder bösen Menschen. In ihm ist ja der Ausgleich da. Paulus, der ihn hier klar verstand, sagt von ihm: „Gott hat ihn zur Sünde gemacht.“ Wenn das Wort nicht in der Bibel stünde, würden viele es für eine Lästerung halten. Es ist aber ein sehr tiefes Wort. Uns interessiert hier nur eine Seite davon. Ein gut Teil von dem, was Leid heißt, ist Sünde. Sünde ist in sich selbst Leid oder Strafe. Das Schlechte braucht nicht gestraft werden. Es ist in sich menschliche Unnatur und also schon fertige Strafe. Jesus nahm nun alles, was irgend von Schlechtigkeit ihm nahetrat, in sich selbst auf, indem er alle ihre Wirkungen an sich austoben ließ, den Haß, die Feindschaft, die Heuchelei, sogar die Krankheit. Mir ist's kein Zweifel, daß er die Krankheiten, die er heilte, körperlich empfand. Geradeso wie er seine Hasser sich leiblich an ihm selbst auswirken ließ. So strebte er überall in die Tiefen der Sünde hinein, nicht etwa als Bekehrer, sondern als Dulder und Träger, und unter Verbrechern ließ er sich henken. Und merkwürdig. Zur Sünde ließ er sich machen, aber als einmal jemand in wirklich inbrünstiger Ergriffenheit ihn anredete: „Guter“ Meister, da lehnte er das „gut“ weit ab.

„Jenseit von Gut und Böse“ hat einmal ein heutiger Philosoph gesagt. Dafür ist viel Zorn und Spott auf ihn ausgegossen worden. Aber in Jesu ist's da. Ohne daß der Urheber es ahnte, hat er eine Rückwärtsweissagung auf Jesus ausgesprochen. Es giebt einfach nicht mehr Gut und Böse unter den Menschen, seitdem Jesus unter die Übeltäter gerechnet wurde und den Gegensatz in sich selbst aufnahm und ausglich. Wer ist denn „gut“? Die von rechts oder die von links oder am Ende gar das Centrum? — Wer ist böse? Es giebt keinen Mörder, Betrüger, Ehebrecher u. s. f., mit dem Jesus das Tischtuch zerschneiden würde. Vor 2000 Jahren schon hat er mit ihnen zu Tisch gesessen. Wer sich in 33 Jahren so entwickelt, wie er nachweislich tat — wird der sich in zwei Jahrtausenden verengen oder erweitern?

Es giebt nicht mehr Gut und Böse. Das sind schauderhaft

veraltete Begriffe. An Jesus gemessen ist das Übermittelalter. Es giebt höchstens Gerettet oder nicht. Aber auch dieses „Nicht" setzte Jesus um in ein „Noch nicht". Was räumlich ohne Ausgleich ist, wußte Jesus zeitlich zu gestalten und das Gegensätzliche in sich selbst zu versöhnen.

Wenn erst einmal den Menschen eine Ahnung aufgehen wird, wer eigentlich der Menschensohn ist, dann dürften wir allerdings eine tatsächliche Umwertung aller Werte erleben, die jede erträumte weit hinter sich läßt. Ob wir oder nicht wir, aber Menschen müssen und werden den Menschensohn noch erleben, aller Verzweiflung und aller Religion zum Trotz!

„Das Leiden" ist dieser Abschnitt überschrieben. Es geht aber wirklich nicht, daß man in einem Atem vom Leiden und von Jesus spricht. Unendlich große Kräfte fluten durch das All, erhalten das All und bewegen es, Kräfte des lebendigen Gottes. Unendlich große Aufgaben sind dem Menschen vorgelegt, weil er sie lösen kann. Leiden sind weiter nichts als ungelöste Aufgaben und falsch aufgenommene Kräfte. Das sogenannte Leiden in sich aufnehmen und aus sich als belebende Kraft, als wohlgestimmten Einklang herauszustrahlen, das ist Kreuz, das ist die Wahrheit und Würde des Menschen. Das ist kein Ideal, keine Vorstellungsreihe, sondern eine Wirklichkeit, eine Geschichte. Diese Geschichte heißt Jesus.

7. Die Gerechtigkeit der Menschen.

Es mag wohl kaum einen Menschen geben, der nicht ein Empfinden hätte, für das wahre, reine, ächte menschliche Wesen. Das Bewußtsein der Gerechtigkeit ist uns unauslöschlich eingepflanzt, ebenso wie wir den klaren Eindruck haben, daß wir nicht so sind, wie wir sein sollten. Nachher gehen die Wege auseinander. Viele halten das menschliche Urbild für unerreichbar. Sie leben in einer gewissen Verzweiflung, und aus diesem Verzweifeln heraus werden Abweichungen geboren, die sie immer weiter von der menschlichen Wahrheit wegführen.

Andrerseits ist bisher noch niemand aufgetreten, der Jesu irgend einen Fehler nachgewiesen hätte. Seine Feinde hatten scharfe Augen und kluge Gedanken, mit denen sie ihn oft in verzweifelte Lagen brachten, aber stets ging er hervor als Sieger und Gerechter. Dabei hat seine Gerechtigkeit nichts Drückendes, nichts Berechnetes, keine Tugendspiegelhaftigkeit, sondern eine so beglückende Natürlichkeit, daß jeder Unbefangene ausrufen muß: Das ist das Wahre, Ächte.

Es kann gar keinen Menschen geben, der auf die Dauer und bei näherem Innewerden, Jesum nicht lieben müßte. Wenn seine Feinde ihn wirklich haßten, so ist das ja ein Geisteszustand, der mit Naturnotwendigkeit zu endlicher Liebe führen muß. Aber Gleichgiltigkeit oder Verachtung Jesu gegenüber bringt kein Mensch fertig.

Die Erfahrung zweier Jahrtausende scheint dem freilich zu widersprechen. Aber das ist nur scheinbar. Erstlich wissen wir gar nicht, wie ungezählte Millionen der Person Jesu immer im Herzen zugetan waren, die sich bloß deshalb äußerlich ferne hielten, weil ihnen das religiöse Drum und Dran, was diesen ächten Menschen umgiebt, unverständlich und fremd blieb. Sodann dürfen wir nicht vergessen, daß auf Jesus ein schweres Mißverständnis lastet, in dem er wie in einem Grabe eingeschlossen ist, und das er heute noch als schwerste Last, aber als Kreuz trägt. Es ist gar kein Zweifel, daß über kurz oder lang die Nebel dieses Mißverständnisses vor der Sonne seiner Gerechtigkeit und Wahrheit zerfließen werden. Dann werden ihm ohne weiteres alle Herzen zufallen. Ihm wird nie einer widerstehen, und seine Hasser werden seine aufrichtigsten Freunde werden.

Woher diese allgemeine Liebe der verschiedenartigsten Menschen? Weil er der wahre Mensch ist, in dem wir uns selbst sehen. Er ist unsere Wahrheit, und jeder von uns sieht sich selbst in ihm, so wie er sich selbst möchte, wiedergespiegelt. Noch nie aber hat einer sich selbst gehaßt. Darum muß er auch Jesum lieben. Wer Jesum so sehen lernt, wie er wirklich ist, ohne die Trübung des Mißverständnisses, dem wird er deutlich als der Allgemeinmensch, der

Menschensohn. Dieses Warmwerden für den wahren Menschen legt Zeugnis ab von dem Wesen unserer ursprünglichen Natur. Wären wir von Haus aus schlecht, und wäre Schlechtigkeit die Wurzel unseres Seins, so würden wir aufleben und uns freuen, sobald Schlechtes auftritt, und die Person Jesu wäre uns völlig unverständlich. Aber noch nie hat einer auf die Dauer Freude gehabt weder an seinen noch an fremden Sünden, und ungezählte Massen haben Jesu zugejauchzt, ein Zeichen, daß sie ihre wahre Natur im Guten, Heiligen und Gerechten sehen.

Aber weit wichtiger als unsere Liebe zu Jesu ist die Thatsache, daß in ihm die Gerechtigkeit der Menschheit liegt. Die Gerechtigkeit der Menschen besteht in der Einheit mit Gott nach Wesen und Wirken. Niemand wird leugnen, daß in der Gestalt, die uns das Neue Testament vorführt, diese Einheit dargestellt ist. Man hat freilich oft den Schriften seiner Anhänger nicht geglaubt und sie für übertrieben gehalten. Das schadet weiter nichts. Diesen Irrtum wird die Geschichte schon wegwischen. Wir brauchen gar keine Schriften. Aber wenn er einmal so erwiesen wird, wie die Alten ihn darstellten, dann wird jedermann sehen, daß die Wahrheit und Gerechtigkeit der Menschen wirklich in ihm liegt, daß Jesus die persönliche Darstellung der Gerechtigkeit jedes Einzelnen wie der Gesamtheit ist. Die Geschichte selbst wird das unzweifelhaft deutlich machen.

Die Menschheit ist aber, wie früher*) gezeigt wurde, keine Vielheit, sondern eine ungeheure Einheit. Wir merken ja die Einheit des Denkens, des Leidens, der Strafe u. s. f. überall heraus. Dann kann man aber auch Jesum nicht von der Menschheit abschneiden. Wenn aber in ihm die Gerechtigkeit liegt, so hat ja die Menschheit ihre Gerechtigkeit erfüllt. Wäre es auch nur in einem einzigen Gliede dieser ungeheuren Einheit geschehen, so kann niemand, kein Engel und kein Teufel, dieser Einheit noch vorwerfen, daß von ihr aus das Ziel der Wahrheit und Gerechtigkeit nicht erreicht worden wäre. Man kann der Menschheit nachsagen, daß sie gesündigt hat.

*) Vergl. S. 1 ff.

Das ist unleugbar. Aber niemand wird ihr die Anerkennung versagen dürfen, daß sie nicht auch ihre Wahrheit aus sich selbst herausgesetzt und persönlich dargestellt habe. Denn unzweifelhaft ist Jesus ein von uns geborener Mensch, in dem unser Fleisch und Blut enthalten ist, und der aus rein naturgeschichtlichen Gründen nie aufhören kann Mensch zu sein.

Wollte man die Gerechten und Ungerechten zählen, wie viele tun, so würde das Ergebnis anders lauten, aber zählen ist töricht. Wir sind eine Einheit. Da hört das Zählen auf. Auch die Gegensätze Gerecht und Ungerecht sind, wie oben gezeigt wurde, aufgehoben durch Jesum. Es bleibt kein anderes Ergebnis, als daß die Einheit Mensch als solche wirklich, geschichtlich ihr Urbild erreicht und allen Gotteswillen erfüllt hat. Vielleicht wendet mancher ein: Ja was nützt uns das, und wie kann man von der Gerechtigkeit der ganzen Menschheit sprechen, wenn sich tatsächlich nur ein einziger Gerechter in ihr findet? Nun, was es jedem einzelnen von uns nützt, das wird später gezeigt werden, und wer an der Einzigkeit des Gerechten strauchelt, der zählt eben. Der sieht nicht die Menschheit als Einheit, sondern die Menschen als unzählbares Vielerlei. Das aber ist der verhängnisvolle Grundirrtum der Betrachtungsweise. Aber mag auch jemand zählen, so wird er doch zugeben müssen, daß im Menschen Jesus wenigstens der Anfang der Gerechtigkeit der Menschheit da ist. Da Zeit unendlich viel zur Verfügung steht, so könnte ein solcher hoffen, daß wenigstens die Zeit Fortsetzung und Vollendung des großen Anfangs bringt.

Ich hoffe von der Zeit als solcher oder der Entwickelung und dergl. nichts, sondern alles von der Person Jesu. Zudem ist die Einheit des Seins eine so fühlbare Wirklichkeit, daß jeder ihrer an seinem Leibe sogar und in seinem ganzen Leben inne werden muß. Wenn wir nun unter der Einheit unseres Seins soviel leiden, warum sollen wir denn der Einheit nicht auch froh werden? Wenn man uns immer unsere Schlechtigkeit vorwirft und uns alle zusammen als elende, verlorene und verdammte Sünder hinstellt, warum sollen wir uns denn nicht auch in der Person

des Menschen Jesus unserer Gerechtigkeit freuen? Nun gerade erst recht.

Darum nannte sich Jesus den Menschensohn und hielt so fest an seinem Menschentum. Wir haben wahrhaftig keine Ursache uns seine Menschheit rauben zu lassen. Als Mensch ist er unser Erlöser und Retter. Das Menschliche ist, seit er unter uns war, nicht mehr das Schwache, Kranke, Verdorbene, sondern des Wahren und Vollkommenen fähig. Die wahre Gerechtigkeit und Heiligkeit, das Urbild, das ewig vor Gottes Geist stand — ein Mensch hat's erreicht.

Hier wird noch ein Grund deutlich, warum er zugleich der unterste aller Menschen sein wollte. Nur der Unterste ist imstande, die Wahrheit der Einheit zur Darstellung zu bringen. Alles, was sonst Größe heißt im Staate, in der Wissenschaft, in der Kunst, in der Begabung, im Verstande, im Besitz u. s. f., das strebt danach, der Oberste zu sein. Da nun jeder der Oberste, Wichtigste und Maßgebendste sein will, so ist hier die nie ruhende Ursache des Neides, der Eifersucht, des Streites und aller häßlichen Eigenschaften zu suchen. Jeder Streber, sei er's mit Grund oder ohne Grund, tritt der Einheit entgegen und damit im Grunde auch der Gerechtigkeit der Menschheit. Die Größen kennen nur das Ich, das in einsamer Höhe himmelhoch über den Massen der Vielzuvielen steht. Unsere blöden Augen können solche Höhe kaum erreichen, und das Wesen der Menschheit erscheint durch ihre Schuld als Vielheit von lauter Ichtümern.

Wenn aber das Ächte, Wahre zugleich das Unterste ist, so ist mit einemmale aller Neid und Streit zu Ende und wird ins Gegenteil verkehrt, in Liebe, Friede, Einheit. Gegenüber der einsamen Größe entbrennen wir höchstens zu ehrgeiziger Aufbietung aller Kraft der Nachahmung und des Übertreffens, aber wenn das Wahrhaftige unter uns ist, so wird es eine Quelle von Kraft und Beseligung, aus der wir alle ohne Ausnahme schöpfen können, um zuzunehmen ohne Aufhören.

Wer heute die Menschen kennt, weiß, daß die meisten, sofern

sie nicht in den Tod der Erschlaffung gesunken sind, für irgend etwas brennen, irgend einem Ziele nachjagen, das sie oft gar nicht erreichen. Dieses Jagen und Brennen verzehrt aber ihre besten Kräfte und saugt ihre Menschenkraft heraus. Wer sich aber nach unten fallen läßt und alles Jagen und Hasten bewußt aufgiebt, der trifft schließlich auf Jesum. Da hört das ehrgeizige Jagen einfach auf, und die wahre Kraft, der ächte Frieden kommt zum Vorschein. Dort beginnt erst das Einigkeitswesen, und man erlebt auch die Seligkeit der Einheit, die auf Offenbarung der Gerechtigkeit zielt. Darum vergeht alles Strebertum und zerfällt wie Zunder, auch wenn es hochgeistlich erscheinen sollte. Das Ächte ist das Letzte. Das bleibt, wenn es auch das Allerunterste ist.

Von den Großen her bekommt man immer zu fühlen: So weit bringt ihr's nie! Von Jesus her kommt der beglückende Zuruf: Was ich kann, könnet ihr alle. Ja Größeres werdet ihr tun.

Er ist wahrhaftig die Gerechtigkeit der Menschen. In ihm liegt, wenn auch heute vielleicht verborgen, noch eine Menschengeschichte, deren Herrlichkeit wir uns gar nicht ausmalen können. Nur ahnen kann man sie heute an kleinen Erlebnissen, die einen Vorschmack des Neuen geben.

Man sagt uns immer, ja, der Mensch ist wohl nach dem Bilde Gottes geschaffen, aber seine Gottesbildlichkeit ist lange verloren gegangen. Ich möchte nur wissen, ob einer, der diese abgegriffene Redensart in seinen Mund nimmt, sich auch überlegt, was er damit sagt. Wenn der Mensch nach Gottes Bilde gemacht ist, so ist das Bild Gottes jedenfalls die Natur des Menschen. Wie kann denn die Natur des Menschen verloren gegangen sein, wenn jährlich Millionen Menschen geboren werden? Wäre die menschliche Natur verloren, was an sich schon ein Unsinn ist, da überhaupt nichts in der Natur verloren gehen kann, wie wäre es möglich, daß sich der Mensch in so unerhörter Fruchtbarkeit fortsetzt?

Die Wahrheit des Menschen, die göttliche, kann verdeckt sein, überdeckt von Unterströmungen, die ihn bis zur Unkenntlichkeit entstellen, aber da sein muß sie immer und überall. In jedem Menschen,

auch im Menschenfresser, ist die menschliche Natur da. Es mag oft unendliche Anstrengungen kosten, sie herauszusuchen aus dem Wust von Fremdem, das über ihm lagert, aber von seinem eigentlichen Sein ist nicht ein Stäubchen verloren. In der Person Jesu ist die verborgene menschliche Natur zum erstenmale zur Oberfläche durchgebrochen, und es ist gar kein Grund anzunehmen, warum durch diese Öffnung, die doch vorhanden ist, nicht die gesamte Einheit der Menschen nachdrängen und zur Erscheinung der Wahrheit kommen sollte.

Wer freilich dem Menschen alles Schlechte nachzusagen liebt, dem liegt daran, die Person Jesu von der Menschheit zu lösen und seine Göttlichkeit so zu betonen, daß die Menschlichkeit drüber verloren geht. Aber alle solche Bestrebungen haben den gegen sich, der in sich nur den Menschensohn betonte, und werden zerfallen, wie alles, was seinem Willen widerspricht. Niemand kannte die menschlichen Schwächen so gut wie Jesus, aber niemand dachte auch je so hoch vom Menschen wie Jesus. Sonst hätte er sich gewiß nicht für die Menschheit so dahingegeben, wie er getan, und das unterste Menschenlos geteilt.

Sind wir aber als Einheit das Ebenbild Gottes und trägt jeder Einzelne diesen Stempel als unverlierbares Eigentum an sich, dann giebt es nichts, das der Mensch nicht vermöchte, nichts, das dem Menschen schaden könnte, nichts, das ihn dauernd von Gott scheiden könnte. Es mag ja sein, daß augenblicklich in vielen Menschen schier unübersteigliche Hindernisse liegen, ihre Wahrheit zu erreichen. Aber seit Jesus sind das keine wesentlichen Schranken, sondern nur noch zeitliche. Da gilt das schöne Wort: „Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden". Hoffnung ist aber die geistige Überbrückung der Zeit. Was nur zeitlich ist, braucht uns nie zu bemühen und traurig zu stimmen. Wir können jeden Augenblick über die Zeit wegdenken und uns freuen, daß die Sache trotz zeitlicher Klüfte doch unser Eigentum ist, wie ein Erbe, das einem wohl zeitweise nicht gehören, aber nimmermehr entgehen kann.

Wie die Gottesbildlichkeit nicht verloren gehen kann, so ist

also auch dem Menschen nichts völlig verschlossen. Ihm fehlt nur, daß seine wahre Natur in die Erscheinung tritt und seine eigenen Kräfte offenbar werden. Sind sie das erst einmal, dann wird's nicht schwer halten, sie durch Übung so zu steigern, daß auch aus ihnen die Gerechtigkeit herausleuchtet. Zur Übung aber ist täglich Gelegenheit. Um uns her liegt eine Welt voll Aufgaben, die unsere Kräfte geradezu herausbitten. Wir sahen schon, jedes Leid ist eine Aufgabe. Aber keines ist stärker als du selbst, denn du bist Gottes. Wer vom Leid überwunden wird, hat auf seine Gotteskraft innerlich verzichtet und sie nicht in Tätigkeit gesetzt. Wer ein Leid überwindet, der empfindet die Wonne seiner menschlichen Natur, die Seligkeit Gottes, die Einheit mit dem Vater, die Gerechtigkeit der Menschen.

So ist auch bei uns wie bei Jesus das Leid in der Welt die beste Gelegenheit, wirklich unserer Menschlichkeit näher zu kommen. Wenn wir nicht sind, was wir sein sollten, so liegt das daran, daß wir unfähig sind, unsere wahren Kräfte zu gebrauchen. Das werden wir aber nie lernen, wenn wir die Lust suchen. Das Angenehme bedeutet Erschlaffung, nur das Schwere bedeutet Übung für die Kräfte. Es ist heute die Meinung aufgekommen, der Kraftmensch wirke sich aus, wenn er alles andere niedertritt und nach seinen Eindrücken sich auslebt. Aber ein solcher Übermensch vergeudet Kraft und entfernt sich von der Gerechtigkeit und Wahrheit der Menschen. Der Kraftmensch könnte etwas werden, wenn er versuchen würde, alles andere zu tragen, statt zu zertreten. Im willigen Erleiden würden Riesenkräfte wachsen, es käme seine Wahrheit erst zur vollen Geltung, während sie im Ausleben verschüttet wird.

Das Übermenschentum führt deshalb notwendig zu Verzweiflung und Überdruß, aber der Kampf mit dem Leide, das Messen seiner Kräfte an allem, was schwer heißt, das macht den Menschen aufjauchzen in der Wonne des Seins und des Könnens. Schon wer ein kleines Leid überwindet, dessen Freudigkeit hebt sich, und er möchte auch Größeres vollbringen. Die ächten Menschen haben die Schwierigkeit

stets aufgesucht, um ihrer Herr zu werden. Das heißt erst wahrer Mensch sein. Darum liegt unsere Wahrheit und Gerechtigkeit im Kreuz. Wer im Schweren sein kann und freudig sein kann, wer Lasten tragen kann und erleichtern kann, wer vor nichts bebt, der ist auf dem Wege des wahren Menschen.

Das Leid der Welt ist das große Glück der Gelegenheit Mensch zu werden. Da liegen unsere Hoffnungen, da wird sich noch unsere Kraft offenbaren und unsere Gerechtigkeit voll ans Licht und zur Geltung kommen. Die unächten Menschen meiden es und jammern und versinken drin, aber die Ächten, die Starken, die tragen's und überwinden's. Wer sein Leben sucht, der wird's verlieren, aber wer's verliert, der wird's finden. Freu dich, Mensch, daß du Schweres auf dich nehmen darfst und kannst. Es wird einmal nichts mehr geben, das stärker wäre wie der Mensch. Dann ist der Mensch erst eins geworden mit Gott und stark in Gott, seinem Urbild.

Darum offenbarte Jesus sein Menschentum im Leide, in der Niedrigkeit und brachte dadurch wieder ans Licht die Wahrheit und die Gerechtigkeit und das Leben der Menschen. Dort erprobte er seine Kräfte, und das Ergebnis des Menschen Jesus war, daß er Herr wurde aller Dinge. In ihm ist der Mensch überhaupt Herr über alles, denn seine wahre, göttliche Natur kommt in Jesus ans Licht. Seine Gerechtigkeit aber und seine wahre Kraft liegt im Kreuz, im freiwilligen Tragen und Überwinden des Leides.

Was nun Jesus begonnen, das muß nur noch der Gesamtheit vermittelt werden. Dieser Vorgang der Ausbreitung des erworbenen Heils, das ist die Erlösung der Menschen. Sie hat angefangen im Menschen Jesus Christus, in ihm wird sie sich auch vollenden, daß sie allen zugänglich wird und offenbar macht die Gerechtigkeit der Menschen.

Lh.

Ein Zug der Liebe.

Ein schöner Sommerabend — so erzählt die Geschichte. An einem Feldrain saß ein Jüngling, in dem gerade die erste Glut der Liebe entflammt war. Sein übervolles Herz quoll über, und die aufwallenden Empfindungen drängten in Tönen zum Ausdruck und schufen eine einfache, innige, zarte Weise. Zufällig ging in der Nähe ein Tondichter vorbei, dem immer nichts einfallen wollte, und der auch eben nach neuen Einfällen jagte. Flugs hielt er die zarte Weise fest und versetzte mit ihr daheim sein neuestes Tonstück. So kam sie in's Theater, in die Welt des Scheins, von dort in irgend eine Regimentsmusik als Marsch, von da in die Kneipen und schließlich auf die Gasse. Dort wurde die holde Weise totgeschleift.

Das ist die Geschichte der Liebe. Sie kam leis und still vom Himmel als beglückende Befreiung, dann kam sie als willkommener Aufputz in veraltete menschliche Geistesrichtungen und überständige Gedankenreihen, auch eine Scheinwelt, dann in die Zeitung, und schließlich ist's schwer von Liebe zu reden, weil jeder ihre Weise pfeift.

Aber es soll doch einmal geschehen. Ich denke bei der Liebe weder an das ewig Weibliche noch an das ewig Weichliche. Wollte ich sie zeichnen, so würde sie das Bild eines Helden bekommen, mit einem milden, aber sehr ernsten Antlitz, ein Bild unbezwinglicher Kraft, eines Starken, dem der Sieg gewiß ist, für den es darum demütigend wäre, sich eines Sieges zu rühmen. Es rühmen sich immer nur die Schwachen, die Starken haben keine Zeit dazu, weil sie beschäftigt sind, die Folgen des Sieges den Schwachen und Zertretenen zugänglich zu machen. Ihr wahrer Ruhm ist bei den Unmündigen, die nicht reden können, die die Kraft der Starken nur als neues Leben und beglückende Bedingungen neuen Seins empfinden.

Die Welt ist reich an Gewerbe, und jedes Gewerbe versteht sich auf Nachahmung. Auch die Liebe ist nachgeahmt worden in allen ihren Äußerungen. Wie sie blickt und redet, wie sie lächelt,

wie sie weint, wie sie herzt und streichelt, wie sie milde ist und mildtätig, wie sie geduldig ist und ihre Erregung unter Lächeln verbirgt, wie sie freundliche Worte macht, wo sie nach natürlichem Verstande schelten sollte, das alles und noch vieles mehr hat man nachgeahmt, als man sie durch die Gassen schleifte.

Nur Eines hat man ihr noch nicht nachgemacht. Daran kann man sie also am deutlichsten erkennen. Dieser eine Zug ist auch unnachahmbar. Den kennen sie gar nicht, und wenn sie ihn auch kennen lernten, so nützte er ihnen nichts. Sie müßten ihn nur wieder totschweigen.

Auf diesen Zug hat jemand hingewiesen, der geliebt hat, wie überhaupt wenige geliebt haben, eine der innigsten aber auch gewaltigsten Naturen unseres Geschlechts. Der Leser kennt ihn, ohne daß ich seinen Namen nenne, nur an der Art zu reden. Er sagt: „Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die völlige Liebe treibt die Furcht aus".

An diesem Satz ist zweierlei interessant. Erstlich der Gebrauch des Wortes Liebe. Daß Liebe auch etwas für sich sein kann, eine gewisse Beschaffenheit des Menschen, die unabhängig ist von andern Menschen, das ist uns ungewohnt. Wir denken gewöhnlich: zur Liebe gehören mindestens zwei, und Liebe ist dann eine Beziehung der Menschen unter einander. Aber Johannes sieht in der Liebe ein neues Sein, einen Zustand an sich, der sich allerdings mit natürlicher Folgerichtigkeit ohne weiteres auch an anderen zur Geltung bringt, der aber schon vorher bestand als eigentliche, neue Wesenskraft des Menschen. Ein Mensch könnte in der Liebe stehen, auch wenn er keine Gelegenheit hätte, sie anzuwenden. Liebe ist also das neue Wesen, in das der Mensch neu hineingeboren wurde, der eigentliche Geistesadel, der durch Neugeburt erworben wird.

Sein Kennzeichen ist Furchtlosigkeit. Dabei ist ja nicht ausgeschlossen, daß namentlich im Anfange noch manche Bangigkeit den Menschen anwandelt. Aber je völliger er in der Liebe wird, um so sicherer wird die Furcht ausgetrieben. Das ist für uns von unberechenbarer Wichtigkeit. Wer uns das verschaffen könnte,

keine Furcht zu haben, der hätte uns das Größte gegeben. Man denke sich einmal aus seinem Leben alle Furcht weg. Johannes redet ganz gewiß aus persönlicher Erfahrung. Er hatte selbst keine Furcht mehr. Dann giebt es nichts Schöneres als leben.

Wer sich fürchtet, lebt nur halb. Man kann ihn ebenso als Toten bezeichnen. Er ist begraben in der Furcht. Und was fürchten die Menschen nicht alles! Als wir kleine Kinder waren, fürchteten wir uns vor Gespenstern, die im Finstern schleichen, besonders auf Friedhöfen hinter Grabsteinen kauern. Später sagte man uns, es gebe keine Gespenster, und wenn es solche gäbe, wären sie jedenfalls unschädlich. Aber je älter wir wurden, desto mehr nahmen die Gespenster zu. Sie bekamen nur andere Namen.

Da war es etwa die Furcht, daß Mißfallen seiner Vorgesetzten zu erregen, oder das Mißfallen und Geschwätz der Leute auf sich zu ziehen. Geschwätze sind bekanntlich ganz richtige, unsichtbare und unfaßbare Gespenster, lauter Nichtse. Denn die Leute haben überhaupt keine Meinung, getrauen sich gar nicht eine zu haben, sondern reden nur furchtsam das nach, was einige Kecke ihnen vorreden, heute Gutes und morgen das Gegenteil. Aber ungezählte Menschen kommen lebenslang nicht aus der Furcht vor dem Geschwätz. Dennoch giebt's nur ein Mittel, ihm zu entrinnen, das ist, sich nicht davor zu fürchten. Von dem Augenblicke an ist das Geschwätz in nichts zerronnen, ein richtiges Gespenst.

Ganze Familien werden von Gespenstern geplagt. Da heißt's beständig zu den heranwachsenden jungen Leuten: Das und das darfst du nicht wollen, nicht werden, nicht arbeiten oder unternehmen, so darfst du nicht heiraten u. s. f. Das würde der Vetter X und die Base Y nicht verstehen. Ich glaube gerne, daß sie's nicht verstehen. Denn beide sehr ehrenwerte Leute sind just die Dümmsten in der ganzen Sippe. Sie sind die Familiengespenster, und ihr ganzes Geheimnis ist die Furcht, die sie erregen. Wo die Furcht wegfiele, würde das Gespenst vielleicht einen hysterischen Anfall bekommen, sich aber sehr schnell erholen und schließlich in vielen Fällen wirklich erlöst werden, daß es nicht der Geist des Familienerbbegräbnisses

zu sein brauchte. Schade um die vielen jungen Menschenseelen, die solchen Dämonen ihre ganze Tat- und Lebenskraft opfern mußten, und die wirklich dran zu Grunde gingen! Es gehört eine Riesenkraft dazu, sich solcher Wahnvorstellungen zu entledigen.

Die Furcht ist die Ursache des Unglücks in vielen Ehen, die an sich die Möglichkeit hätten, außerordentlich glücklich zu sein. Es giebt Ehegatten, die es verstehen, ihren Eigensinn in Kopfschmerzen, Weinkrämpfe und allerlei unliebsame Erregungen zu kleiden und mit diesen Gespenstern den andern Teil beständig in Furcht halten. Dem Eigensinn ist aber nichts so schädlich wie Nachgeben, namentlich da, wo er zu Pflichtversäumnissen u. s. f. drängt. Giebt man ihm da nach, so entwickelt er sich zu ernsten körperlichen Leiden, die das häusliche Leben so vieler Familien dauernd verbittern. Eine Genesung kann erst eintreten, wo die Liebe ernst und wahr den Eigensinn in seine Schranken weist. Er pflegt dann allerdings oft nach heißem Sträuben und Aufbietung aller Widerborstigkeit in Heilung überzugehen, die auch ihre leiblichen Folgen nach sich zieht. Erst wenn die Furcht überwunden ist, leuchtet das Glück der Ehe auf.

Die völlige Liebe treibt die Furcht aus. Die völlige Liebe ist ungeheure Kraft, Klarheit und Zielsicherheit und geht ohne jegliches Bedenken ihren Weg. Die andern werden sie zunächst Lieblosigkeit schelten, denn sie ist durchaus nicht ein ewig rücksichtsvolles Sichverkriechen. Sie ist Offenbarung des wahren Selbst. Sie ist der Mut zu leben, und sein eigenes Leben zu leben. Man wird ihr nachsagen: Du kennst keine Autorität und keine Pietät. Aber auch davor fürchtet sich die Liebe nicht.

Es giebt auch Stadt-, Bezirks- und Parteigespenster. Auch ihre ganze Wesenheit liegt nur in der Furcht. Ohne Furcht wären sie Nichtse. Das sind die entsprechenden Zeitungen. Sie nennen sich gern „Organe“, um den Leuten den Glauben zu erhalten, daß sie keine Gespenster seien. Wer ist die Zeitung? Ein paar Männlein, die so keck sind, eine eigene oder angenommene Meinung in die Welt hinauszuschreien, Menschen, die soviel Mut haben, im

Finstern ein weißes Laken umzuhängen und andern das Gruseln zu erhalten. Darum ist die Presse wirklich eine Großmacht, weil sie das Weltgespenst ist. Sie wird genau so lange regieren, als die Furcht regiert. Wer sich heute nicht fürchtet, den tastet das Gespenst nicht an. Es mag sein, daß es sich ein wen g geberdet und etwa das Bellen nachahmt, aber wider den Furchtlosen kann es ja nicht. Was soll's denn können? Es kann einen Gegenstand nicht einmal lange behandeln, weil er sonst vor langer Weile allein herunterfällt. Es lebt ja nur von der Neuigkeit, und wer ein klein wenig Geduld hat, über den hat es keine Macht mehr.

Aber nur an diesem kleinen und unverstandenen Zuge der Liebe kann man ihre erneuernde Kraft merken, daß die ganze Stellung eines Menschen in dem Augenblick eine andere und ganz neue wird, wenn er sich nicht mehr fürchtet. O Liebe, du Geheimnis der Kraft, wenn du uns vom Fürchten erlösen wolltest!

Bei näherem Nachdenken fehlt es den Gespenstern nicht an erheiternden Zügen. Wer Sinn für das Komische hat, den wird es immer behaglich berühren, wie Regierungen und Zeitungen in einem eigenartigen Wechselverhältnis stehen. Alle Regierungen der Welt, die den Säbel führen, blasen unausgesetzt die Friedensflöte, und alle Zeitungen der Welt, die das Rohr in der Hand haben, rasseln unausgesetzt mit dem Säbel. Sie leben davon, daß es irgendwo unruhig und Gefahr drohend ist. Sonst hätten sie ja nichts zu schreiben. So haben denn beide, Staatsmänner und Zeitungen, willkommene Gelegenheit, Worte zu machen, und die Völker sitzen da und lassen sich gruseln. Da soll mir noch einer sagen, der Prophet Jesajas hätte Unrecht gehabt, wenn er erklärt sie säßen in Finsternis und Schatten des Todes!

Welche geistige Todesgewalt diese allgemeine Völkerfurcht ist, läßt sich nicht in vollem Umfange ermessen. Aber eine Ahnung bekommt man, wenn man's einmal in Geld umrechnet. Durch die künstliche Erhaltung der Furcht vor Kriegen und die beruhigenden Erklärungen der Staatsmänner wird bekanntlich das Steigen und Fallen vieler Papiere bewirkt. Auch die Geldwechsler leben von

der Erhaltung der Furcht. Sie sterben auch manchmal dran, aber viele werden schwer reich vom Vermögen der Furchtsamen. Nun sagt man gewöhnlich, Kriege kosteten viel Geld. Man soll aber einmal ausrechnen, was die Furcht vor Kriegen kostet. Der Krieg kostet viel, der Friede, wie ihn jetzt die Völker haben, kostet noch viel mehr, denn der heutige Frieden ist eine unausgesetzte Furcht vor Kriegen.

Die Furcht ist das eigentliche Übel. Die Sachen können kein Übel sein. Zum Übel werden sie erst durch unsere Haltung. Die Sachen allein sind Stoff, Schleier der Sichtbarkeit. Sie bestehen irgendwie. Aber durch uns werden sie Geistesmächte und werden das, was wir ihnen zugestehen. Ihre Kraft haben sie erst von uns. Das Übel an sich ist ein fragwürdiges Gespenst, keine ächte Wirklichkeit. Erst die Furcht macht es zur Wirklichkeit. Für wen, wie für den großen Bismarck z. B. die Zeitungen weiter nichts sind als bedrucktes Papier, dem können Zeitungen nicht schaden. Er fürchtet sich ja nicht davor, so wenig wie man sich vor einem angestrichenen Tisch oder bemalter Leinewand fürchtet. Wenn man aber Tischklopfer wird, so kann man dahin kommen, daß man nichts unternehmen kann, ohne seinen Tisch zu befragen, oder wenn man Heilige anbetet, so wird die Leinewand eine fürchterliche Macht. Für Bismarck z. B. muß es ein köstliches Vergnügen gewesen sein, das Zeitungsgeschwätz als Würze des Morgenkaffees behaglich zu genießen. Es hat ihm einmal jemand eine Sammlung Schimpfwörter und übler Nachreden zugeschickt, die er im Laufe vieler Jahre aus den Zeitungen gesammelt hatte, und hat dem alten Herrn viel Vergnügen damit bereitet.

Er hatte also innerlich die Furcht in Vergnügen umgesetzt. Derselbe Bismarck wußte aber auch ganz genau, daß man die Leute zum Fürchten bringen kann durch die Zeitung, und es gehörte mit zu den Gepflogenheiten seiner Staatsweisheit, wohlgeordnete Beziehungen zur Presse zu unterhalten. Die Presse ist nichts, aber die Furcht vor der Presse ist eine Großmacht. Man könnte auch durch die Furcht allein ohne Presse viel erreichen. Um sein Haus und Hof zu schützen, braucht man sich nicht immer Hunde zu halten.

In den weitaus meisten Fällen genügt die Inschrift: Hier sind bissige Hunde. Kommt aber ein Furchtloser, so ist bekanntlich auch der schlimmste Hund wehrlos.

Die Gedanken sind die Macht, nicht die Dinge. Ich erinnere mich einer schweren Zeit in Livland. Da kam es den Bauern zu Sinn, den Gutsherren ihre Scheunen, Höfe, Vorräte u. s. f. anzustecken. Es kam dahin, daß keine Versicherungsgesellschaft sich der Gefährdeten mehr annehmen wollte. Da kam man auf den glücklichen Einfall, für ein Billiges der Versicherungsgesellschaft die Blechschilder abzukaufen, und jeder Gutsherr setzte an jedes Gebäude das Schild der Feuerversicherung, das ihm die Gesellschaft zum Dutzendpreis abließ. Das half. Die Furcht kam jetzt auf die Seite der Bauern. Denn Anzünden ist immerhin ein gefahrvolles und mühsames Unternehmen. Als nach ihrer Meinung die Betroffenen sich nicht mehr davor zu fürchten brauchten, weil sie anscheinend hinter den Versicherungsschildern gedeckt waren, da hatte die Brandstiftung ihren Reiz verloren. Das Gespenst zerfloß, weil es keine Furcht mehr erregte.

Die Furcht ist ein machtvoll beherrschender Gedanke. Durch die Furcht gewinnt etwas Fremdes, ein Ding, das wir noch dazu selbst mit Kräften ausgestattet haben, Macht über unser Sein. Wenn uns nun die Möglichkeit gegeben ist, von der Furcht los zu werden, so sind wir ja wahrhaft frei, erst wahrhaft wir selbst. Es ist also die Liebe der Zustand wahrer Freiheit, wahrer Macht, und nichts kann tatsächlich dem schaden, der in der Liebe steht. Er behält die Kraft für sich und stattet nicht durch die Furcht Dingwerte damit aus.

Das müßte die weittragendsten Folgen für unser ganzes Leben haben. Es ist schon sehr viel, wenn man wenigstens von einigen Furchtgebieten erlöst wird. Das giebt schon ein gewisses Maß von Bewegungsfreiheit, die vielen Menschen verschlossen ist.

Ein sehr gefürchteter Geselle, der im Laufe der Jahrzehnte, besonders aber in unserer Zeit mit außerordentlichen Machtvollkommenheiten ausgestattet worden ist, und der im Grunde seines Herzens der harmloseste und gemütlichste Kunde ist, den man sich

vorstellen kann, ist der Zugwind. Er ist ein sehr anständiger Kamerad, denn ohne ihn verkämen wir in Dünsten. Ich glaube, früher gab's Leute, die ihn sogar liebten. Meine Großmutter schätzte ihn so, daß sie sich oft künstlich Zugwind machte und mit Vergnügen drin saß. Sie erreichte beiläufig ein Alter von 96 Jahren in voller Rüstigkeit. Aber heute ist wie bekannt der Zugwind übel beleumundet. Er verursacht unserem Geschlechte die Erkältung, und vor der fürchten sie sich ja am meisten. Der Erkältung wiederum wird zugeschrieben, der Anfang aller Krankheiten zu sein. Mithin ist der Zugwind die Wurzel so ziemlich allen leiblichen Übels.

Man könnte den Zugwind benutzen wie Bismarck die Presse benutzte. Wollte man z. B. die Menschen vor schlechten Theatern oder dem Alkohol bewahren, so würde für viele die Verbreitung der Nachricht genügen: Es zieht im Lokal. Das würde mehr helfen als eine Bittschrift an den Reichstag oder ein Schreien nach Polizei. Ganz besonders erheiternd wirkt die teilnehmende Frage, die die Leute aneinander richten: Zieht's Ihnen? Man sollte doch meinen, der Zugwind als Wirklichkeit müsse für alle gleich da sein. Aber tatsächlich ist er gradweis für die Menschen unterschieden. Für manche ist er nur lästig, für andre ein Ungeheuer. Die ganze Zugwindsgeschichte ist aber tatsächlich weiter nichts als ein Aberglaube. Der Zugwind schadet niemandem. Er ist derselbe, den die Alten holder Zephir nannten. Nur die Neuzeit hat ihm den übeln Leumund gemacht. Aber es ist nur die Furcht vor ihm, die schadet, nicht er selbst.

Die Furcht ist das Menschen Mordende. Das ist das Schmerzliche. Und wunderlich, daß niemand das merkt. Hier ist wirklich Macht der Finsternis. Da kommen z. B. Menschen zusammen und singen miteinander das erhebende, gewaltige Lied Luthers, das einen jauchzen machen kann:

> Und wenn die Welt voll Teufel wär
> Und wollt uns gar verschlingen,
> So fürchten wir uns nicht so sehr,
> Es muß uns doch gelingen . . . . .

Man sollte doch meinen, daß Menschen, die so gewaltiges Empfinden sich aneignen wie in diesem Liede ausgesprochen, Riesen wären an Kraft und an Mut, Leute, die es mit Welt und Tod und Teufel aufnehmen. Aber wenn's zieht, ist der ganze Mut einfach weggeblasen. Der heutige Mensch hat nur so lange Mut, bis es zieht, bis es „ihm" zieht. Dann erkältet er sich pflichtschuldigst, und damit legt er dann den Grund zu seinen vielen und langwierigen Leiden und schließlich zu seinem Tode. Und es ist auch so. Zahllose Menschen sterben wirklich jedes Jahr an den Folgen des Zugwindes. Die Furcht hat sich in ihnen ausgestaltet zu häßlichen, entstellenden und Menschen mordenden Leiden. Das sind dann die „Beweise" für die Macht des Zugwinds und wieder die unversieglichen Quellen neuer Furcht.

Und doch nur Wind! Sollte wirklich der Mensch dem Winde unterstellt sein, daß ein Hauch ihn umbläst, oder hat am Ende der Wind seine ganze Gewalt erst vom Menschen erhalten und bezieht aus unserer Furcht erst seine wahre Kraft? — Man nehme einmal weiter nichts weg als die Furcht vor dem Zugwind. Es ist das allergeringste Gebiet der Furcht. Aber man würde sich wundern, was für freie und bewegliche Menschen erstehen würden. Und doch wäre damit erst der allerunterste Anfang gemacht, und der erste Schritt getan auf dem Wege, den uns die Liebe führen will.

Oder wenn man die Menschen von der Ansteckungsfurcht befreien könnte! Heute sind die meisten Krankheiten ansteckend. Die Ansteckungskeime erfüllen die Luft, und in einer halbwegs größeren Seuche ist eine Berührung mit ihnen unvermeidlich. Man könnte also die Ansteckung ansehen wie eine Art Schicksal. Allein die Furcht will etwas Handgreifliches haben. Ihre Gespenster müssen zuweilen erscheinen können. Der Keim ist aber unsichtbar. Da stattet sie Menschen damit aus, die aus Krankheitshäusern kommen. Wer Scharlachkinder hat, ist für lange gesellschaftlich tot, denn er ist ein Krankheitsträger. Man sollte eigentlich, wenn man Kinder hat, überhaupt kein Haus betreten, wo Kinder sind, wenigstens kein Haus Gebildeter. Erkrankt irgendwann einmal ein Kind dort

an irgend einem Leiden, so kann man gewiß drauf rechnen als Krankheitsüberträger angesehen zu werden, auch dann, wenn die eigenen Kinder gesund sind. Denn ohne Ansteckung kommt ja keine Krankheit. Nur die Ärzte dürfen von Krankenlager zu Krankenlager eilen. Sie sind ja Heiler, also tragen sie die Ansteckung nicht mit.

Man weiß hier wirklich nicht mehr, wo die Grenze des Aberglaubens und der Naturgeschichte ist. Mir scheint fast die ganze Ansteckungsgefahr ein künstlich großgezogener Aberglaube zu sein, der sich zwar auf die Entdeckung und Erforschung der Krankheitskeime gründet, aber dieses Gebiet schlechthin nicht versteht. Die Keime sind so winzig und so massenhaft da, daß eine Berührung mit ihnen einfach unvermeidlich ist. In einer Großstadt kommt man durch bloßes Öffnen der Fenster in Berührung mit Krankheitskeimen. Die schaden uns aber gar nichts. Sie können wie jeder lebendige Keim nur zur Entfaltung kommen, wenn sie die geeigneten Wachstumsbedingungen finden. Sind diese vorhanden, so hilft schlechthin kein Absperren. Wenn aber die Furcht sich der Sache bemächtigt, so schafft diese die allerbesten Bedingungen. Der Keim ist harmlos wie der Zugwind, aber die Furcht, die macht ihn zur Lebensgefahr.

Der gebildete Kulturmensch lebt beständig in dieser Gefahr denn er hat immer etwas zu fürchten, und wenn keine unmittelbaren Ursachen und Anhaltspunkte vorliegen, so fürchtet er Möglichkeiten. Die Zahl der Möglichkeiten aber ist unbeschränkt. Demnach ist auch die Furcht unendlich. Ich kenne Menschen, die sind so eingeschüchtert durch die Furcht, daß ihnen das ganze Leben verbittert und verdorben ist. Denn wer der Furcht einmal Raum giebt, dem wird sie bald übermächtig, wie jede schlechte Gewohnheit. Sie ist von allen die schlechteste und gefährlichste.

Wenn man hier helfen könnte! Das wäre eine Befreiung, deren Folgen gar nicht abzusehen sind. Manche Menschen, die schon halb erstorben sind, würden neu aufleben, leiblich und geistig, und wieder jugendfrisch werden. Die Furcht ist unstreitig die

schlimmste Krankheit, die es giebt, eine Geistesseuche, die sich leibliche Ausprägung sucht und sogar die ganze Umgebung und alle Verhältnisse zerstörend umgestaltet. Wenn jemand die Schwindsucht oder die Glatzen oder das Zipperlein heilen könnte, der könnte bald sein Glück machen. Wer uns aber von der Furcht heilen könnte, der wäre der Glückseligste, denn er würde aufleben im Glücke der Unzähligen, denen er ein wahrer Helfer wäre.

Es ist mir gar nicht leid, auf die geringen Dinge hinzuweisen. Viele Menschen haben eine Art, immer das Größte und Höchste zu wollen, und das Geringste nicht zu tun. Ihren Worten nach sind sie auf dem Gebiete der Furcht stärker als Tod und Hölle, ihrem Handeln nach fürchten sie das geringste Lüftchen. Alles Vernünftige aber, alles Organische fängt an im Geringsten und endet im Größten. Soll ein Baum werden, der die Sonne verschattet, da beginnt es damit, daß ein nadelkopfgroßes weißes Spitzchen an einem höchstens erbsengroßen Samenkorn sichtbar wird. Aus dem Spitzchen wächst ein Baum.

Auch das menschliche Wesen ist eine Erscheinung der Natur. Auch hier wird der gleiche Weg beschritten. Soll etwas Neues in uns wachsen, so fängt es im winzig Kleinen, schier unsichtbar an und wächst sich aus zur Riesengröße, deren Entfaltung keine Grenzen gesteckt sind. Soll das neue Wesen des Menschen, das in der Liebe ruht, als neue Natur zur Geltung kommen, so wird man's zuerst am Kleinen beobachten können.

Da kommt nun einer und sagt uns: Die Furcht hört dort auf wo die Liebe anfängt, und wo die Liebe völlig ist, da ist alle Furcht ausgetrieben. Die Furcht ist ja nur wie ein giftiger Nebel, ein Gedanke und Wahn, die Liebe ist die Wirklichkeit. Da giebt's also ein Heilmittel wider das größte Leid, das wir haben. Wenn die Liebe das leisten kann, so ist das jedenfalls ihre beste Leistung.

Liebe ist in jedem Falle völlige Furchtlosigkeit. Es soll niemand von Liebe reden, der sich nach irgend einer Richtung hin fürchtet, und jeder soll wissen, daß er so lange nicht in der Liebe drin steht, als irgendwelche Furcht über ihn einen bestimmenden Einfluß hat,

wär's auch nur die allergeringste, der Ansteckungsaberglaube oder ähnliche Kleinigkeiten.

Kommen darf die Furcht zu ihm. Sie darf kommen wie der Krankheitskeim, vor dem wir uns auch nicht schützen können. Aber im Kommen muß sie ohne weiteres überwunden werden und herunterfallen durch die Macht der Liebe. Furcht ist eine Versuchung, die Liebe lehrt sie überwinden.

Es sollte nur der von Liebe reden, der die Furcht heilen kann. So würde des lästigen Redens von Liebe weniger und des beglückenden Tuns mehr. Es giebt aber wirklich Menschen, die noch dazu ehrlich überzeugt sind, daß sie die Wahrheit vertreten, die von Liebe unausgesetzt sprechen, aber gleichzeitig die Furcht wachzuhalten suchen, die beständig mit Tod und Hölle schrecken und doch gleichzeitig das Evangelium der Liebe verkündigen wollen. Man sollte versuchen, das künftig nicht mehr zu vereinigen.

Liebe ist gerade die Heilung vom Schrecken. Liebe ist die Wiederherstellung des wahren Menschen. Dem Ich, wie es in seiner Wahrheit ist, kann überhaupt nichts schaden. Das hat in sich die Lebenskräfte, alles zu überwinden und als Nichts, als Wahn zu erkennen gegenüber dem wahren Sein. Liebe ist die Wiederherstellung des Lebens.

Leben und Liebe sind Ewigkeitswerte. Was soll denn dem schaden, der im Besitze des ewigen Lebens steht? Der Zugwind doch nicht, oder Krankheit, oder die Zeitung, oder irgendwelche Verhältnisse? Die Liebe sagt gerade: Fürchte dich nicht! Die Liebe erinnert gar nicht an die Dinge, die der Schrecken der Menschen sind und sucht dadurch die Menschen zu stärken. Sie zeigt erst die Gefahr, wenn sie überwunden ist, und mit der Siegeskraft stärkt sie zur Überwindung neuer Schrecken. Kommen diese dann, so sagt sie: Glaube nur! und im Glauben, im Mute, wahrer Mensch zu sein, wird alles überwunden.

Der vergessene Zug der Liebe ist zugleich ihr Prüfstein und Erkennungszeichen. Furcht ist nicht in der Liebe, wo also der Furcht Raum gegeben wird, da ist Liebe ein Geschwätz, eine Un-

wahrheit. Liebe ist so stark wie der Tod selbst, ja sie ist stärker als der Tod, und wo sie ist, da treibt sie alle Furcht aus. Furcht und Liebe verhalten sich wie Finsternis und Licht. Wo Licht ist, kann's nicht finster sein, und wo Liebe ist, kann keine Furcht sein. Denn die völlige Liebe treibt die Furcht aus. Lh.

Zum Nachdenken.

Nirgends ist man so allein wie unter vielen Menschen.

* * *

Wenn die Teilnahmlosigkeit zum Überlaufen kommt, pflegt sie ihre herzliche Teilnahme zu versichern.

* * *

Wer viel redet, hat wenig zu sagen; wer nicht schweigen kann, hat nichts zu sagen.

* * *

Die Seele ist ein Meer, und ihre Gefühle sind die Meereswogen. Ob der Sturm sie gleich turmhoch aufwühlt, sie glätten sich bald wieder, und dem Himmel haben die Wogen das Meer nicht näher gebracht.

* * *

Das ist ein Hauptunterschied zwischen allen Größen der Welt und Jesus. Jene benutzten ihre Kräfte, um groß zu werden, Jesus um klein zu werden. Darum wurde er wahrhaft groß und alle andern Größen verwehen.

Lh.

* * *

Niemandem geht dadurch die Wahrheit auf, daß du ihm sein Lebenslicht ausbläst und deines dafür anzündest.

* * *

Etwas über Bescheidenheit.

Es giebt eine Art Bescheidenheit, die grundsätzliche Selbstunterschätzung ist. Sie ist unwahrhaftig und eine Form der Heuchelei, so sehr man es auch ernst und aufrichtig meinen mag, wenn man sich so vor andern herabsetzt. Oft ist es aber auch weniger Grundsatz als Stimmung: ein in sich gekehrter Pessimismus, der alles schwarz sieht und die Freude an sich selbst verlernt hat, der von sich am wenigsten hält, weil er sich am besten kennt. Diese ehrliche Melancholie, die alle andern leuchtend von sich abhebt, verdunkelt aber auch alles Lichte und Gute, was vorhanden ist, und hemmt dadurch seine Entwicklung, unterschätzt die eigene Kraft und lähmt den Lebensmut, entzieht sich wichtigen Lebensaufgaben und drängt sich in Abhängigkeit von andern.

Die rechte Bescheidenheit bescheidet sich bei dem, was ist, aber giebt weder mehr noch weniger vor als ist; sie vermag sich von Herzen auch an dem wenigen zu freuen, was vorhanden ist, und lähmt nicht den Drang nach Größe und Kraft. Wer dem Scheine abhold ist, der ist recht bescheiden, und wer weiter will, kann nicht hoch herfahren. Deshalb sind Werdende von Natur bescheiden, unscheinbar wie alles, was werden will, und ohne Prahlerei wie jeder, der nach Höherem verlangt.

Gieb Dir keine Mühe, bescheiden zu sein vor den Menschen, aber sei es vor dir selbst, in dir selbst. Den andern gieb dich ganz unbefangen, wie du bist und dich fühlst, wie es auch herauskommen möge. Es ist besser, sie halten dich für eingebildet, und du bist bescheiden für dich, als sie halten dich für bescheiden, und du bist eingebildet für dich. Wenn du dich aber demütigst vor deinem Gott, dann winsle nicht vor den Menschen, sondern salbe

dein Angesicht, damit du nicht mit deiner Selbsteinkehr Eindruck auf sie machst, sondern es zwischen dir und deinem Vater bleibe.

* * *

Von der Liebe.

Die Liebe ist nicht blind, sondern hellsehend und tiefblickend. Sie dringt mit der intuitiven Kraft ihrer ursprünglichen Empfindung durch die Oberfläche der Erscheinung und erfaßt den Geliebten in seinem eigentlichen Wesen. Sie steht unter dem Eindruck der Herrlichkeit, die hier im Kerne schlummert oder keimend nach Entfaltung verlangt. Alle Widerwärtigkeiten an ihm treten darüber zurück und zerfließen vor der ursprünglichen Schönheit, die sie ahnend genießt. Die Liebe sieht also den Menschen nicht, wie er ist, sondern wie er sein sollte, nicht seine Wirklichkeit, sondern seine Wahrheit. Und weil sie ihn so sieht, glaubt sie unerschütterlich an ihn, trotz allem, was sie von seiner Unwahrheit leidet.

Es ist also unser Urbild, was sich im Herzen der Geliebten spiegelt, und wenn wir ihr ins Auge schauen, grüßt uns unsre Wahrheit und berührt unsre Seele. Dann steigt uns wohl die Schamröte heiß empor, wenn wir den Abstand empfinden, der uns noch von ihr trennt. Leidenschaftlich sagen wir uns los von allem Häßlichen, das uns entstellt, und unter dem treibenden und stärkenden Vertrauen, das treu und hingebend auf uns ruht, erschließt sich unser Selbst in sprengender Werdelust wie sprossendes Leben unter der Sonne. Das ist der Liebe Zaubermacht. M.



Das Ziel.

4. Die Undeutlichkeit des Ziels.

Das Ziel, dem alle Suchenden zustreben, ist dunkel, unklar, verschwommen. Das sind Lebensziele immer und müssen es sein, wenn es welche sind. Nur der kann sie klar sehen und deutlich schildern, der sie erreicht hat. Für die aber, die auf dem Wege sind, müssen sie nach dem Maße ihres Abstands vom Ende undeutlich und verhüllt bleiben. Nur konstruierte Ziele, die sich Phantasie und Nachdenken von praktischen Bedürfnissen getrieben und geleitet aufbaut, haben den Vorzug der Klarheit. Aber Theorien des Lebens sind Utopien und bleiben es, auch wenn sie einmal verwirklicht würden. Denn es sind Gemächte, die, sobald die Hand davon läßt, zerfallen müssen, nicht Gebilde, die ursprünglich geworden sind, in sich bestehen und aus sich wachsen. Wem es also auf Klarheit ankommt, der verfolge Utopien. Er weiß dann über die schließliche Gestalt der Dinge Bescheid, als wäre sie vorhanden. Aber mit dieser Existenz in seinem Kopfe muß er sich auch begnügen, denn ins Leben wird sie niemals treten. Wer dagegen dem Ziele der Menschheit zuwandert, um ihm näher zu kommen, der finde sich darein, daß es ihm zunächst in der Ferne zu verschwimmen scheint.

Die Klarheit des Ziels ist also nicht die Vorbedingung, daß wir ihm näher kommen, sondern die Wirkung davon. Sie ist die

Frucht des Gelingens. Um zielsicher zu gehen, brauchen wir nicht zu wissen, wie es mit ihm im Einzelnen bestellt ist. Es genügt dazu, daß es als solches erkennbar ist. Es muß feststehen und sichtbar sein. Und wenn es nur wie ein schwarzer Punkt an unserm Horizonte zu erblicken wäre, so würde es uns doch schon deutlich die Richtung zeigen, die wir einzuschlagen hätten, ja die Luftlinie bestimmen, die zu ihm führt. Festgestellt aber wird es uns durch die Bedürfnisse, die wir empfinden, ob sie sich aus sehnsüchtigem Drange lösen oder aus Leiden geboren werden, und durch die Bestimmungen, die sich aus den vorhandenen Anlagen und Verhältnissen ergeben. Wir brauchen die Richtlinien, die wir so finden, nur genügend weit zu verlängern, so treffen und einigen sie sich schließlich alle in einem Punkte, dem einen Ziel.

Klar können uns also nur die Richtungen sein, die von den verschiedensten Seiten ausgehen, aber alle dem einen Ziele zuführen. Alle klaren Ziele dagegen sind zu kurz gesteckt. Es sind gar nicht Ziele, sondern Fortschritte, die man von der Bewegung in der Richtlinie erwartet. Aber auch sie stellen sich in Wirklichkeit anders ein, als man vorher gedacht hat. Denn das, was werden soll, liegt allenthalben vor uns wie ein dunkles Land, das sich nur soweit lichtet, als wir es betreten. Wenn man aber nicht einmal die Schrittfolge voraus weiß, die sich praktisch ergeben wird, wie sollen wir dann das Ziel klar sehen, dem wir uns nur Schritt für Schritt nähern können! Gewiß können wir das Ziel einigermaßen umschreiben, wenn wir zusammenfassen, was uns fehlt, was wir brauchen. Aber wenn wir die Forderungen, die wir an die schließliche Ordnung der Dinge als von ihr unablösbare stellen müssen, auch noch so klar und greifbar ausdrücken, so sind das doch nur Wirkungen, die wir von ihr erwarten, sie selbst aber in ihrer ganzen inneren und äußeren Verfassung, die sie hervorbringt, die sie allein hervorbringen kann und muß, bleibt völlig in Dunkel gehüllt. Sie ist uns ein unvorstellbares Geheimnis und geht durchaus über unsre Begriffe.

Alle klaren Ziele, die man uns zeigt, sind im besten Falle nach Maßgabe unsrer Erfahrung konstruiert. Bei allem Suchen und

Streben der Menschheit gilt es aber, etwas, was wir noch nicht haben, zu erreichen. Denn selbst wenn es schon einmal da war, ist eine bloße Wiederholung ausgeschlossen, weil seine zukünftigen Lebensbedingungen andre sein werden, als in der Vergangenheit: also wird auch seine zukünftige Erscheinung eine andre sein. Aber bei den meisten Zielen handelt es sich um etwas ganz Neues, Unerhörtes. Ist es aber ungekannt, so muß es auch undenkbar sein, bis wir es erleben. Wenn es also überhaupt ein Ziel ist, muß es jenseits unsrer Erfahrung liegen.

Es ist doch auch thatsächlich unvorstellbar, von welcher Seite wir es anschauen mögen. Wir haben doch z. B. gar keine Ahnung, wie die zukünftigen sozialen Verhältnisse und das wirtschaftliche Leben, die zukünftigen Menschen und ihre Gemeinschaft sein werden, wenn einmal ein menschenwürdiges Dasein und befriedigender Lebensinhalt für alle unter voller Wahrung individueller Freiheit und kultureller Leistungsfähigkeit möglich sein wird. Oder geht das Ziel einer bewußten und stetigen nationalen Kultur nicht um so mehr über unsern Horizont, je weniger wir sie bisher praktisch kennen? Es ist doch gar nicht zu sagen, wie ein Volk einmal sein, sich fühlen und bethätigen wird, in der die eine Volksindividualität zu starker und allgemeiner Empfindung kommt, einheitlichen Charakter entfaltet und geschlossen sich auswirkt trotz aller Gegensätze der Anlagen und Interessen, die es in sich birgt. Freilich wer noch so naiv ist, in einer Vereinigung aller möglichen nationalen Züge bei Völkern der Vergangenheit und Gegenwart, die doch bei einem jeden immer individuell verschieden sind, das Ziel völkischen Strebens zu sehen, der wird nicht verstehen, warum uns das Ziel verhüllt bleiben muß.

Diese Thatsache ist natürlich höchst unangenehm für die allwissende Oberflächlichkeit, die nur das eine nicht weiß, daß man Zukünftiges nur ahnen, aber nicht erkennen kann. Darum schiebt man Phantome vor, z. B. den Zukunftsstaat, die organisierte Volkskirche, den Weltfrieden, das Edelvolk, die ästhetische Kultur, an denen dann geschickte Menschen mit glänzender geistiger Kunstfertig-

keit herum turnen können. Dieses Schauturnen im Spezialitätentheater des Zeitgeistes ist nun ja an sich eine harmlose Beschäftigung, aber schlimm wird es, wenn man an diese Phantome glaubt und ihnen nachgeht, um sie zu verwirklichen. Man verdirbt dann nicht nur mit dem Machen das Werden, sondern verfehlt auch über den Mitteln, die den Utopien Gestalt geben sollen, die Wege, die zum Ziele führen, und vernichtet mit den unfehlbaren Rezepten, die man anwendet, die zukunftskräftige Triebfähigkeit, die im Gegenwärtigen vorhanden ist.

So verkündet z. B. die Sozialdemokratie den Umsturz, um durch ihn ihre Theorie zu verwirklichen, obwohl jeder Umsturz etwas absolut Unfruchtbares ist. Dadurch hemmt sie die Entfaltung und Auswirkung der sozialen Impulse, der sie erst ihre Existenz verdankt, in der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Gestaltung und erstickt die Keimkraft persönlicher Selbsthilfe zu menschenwürdiger Existenz in den Kreisen, die gläubig auf die magische Hilfe des großen Zusammenbruchs warten. Statt das Einzige zu thun, was zum Ziele führt, zu erziehen, werden und reifen zu lassen, hetzt sie auf, berauscht und fanatisiert sie mit ihrer fixen Idee und lähmt so das gesunde Werden vollständig. Wem das nicht einleuchtet, der vergleiche nur einmal die ganz verschiedene Art der Entwicklung des Sozialismus und des Kapitalismus mit einander. Zielbewußt sind sie beide, aber der eine befangen, der andere unbefangen durch ein klares Ziel.

So ist weiter das Ziel der organisierten Volkskirche daran schuld, daß das Christentum von heute allenthalben den Weg von außen nach innen statt von innen nach außen eingeschlagen hat, alle Weltmittel in seine Dienste nimmt, statt sich ganz auf göttliche Lebenskräfte zu stellen, weltläufig und machtgierig geworden ist, statt neuartig und gottgemäß zu sein. Es bringt es so weder zu Glauben, zu Erlösung, zu Neuschöpfung, sondern nur zu religiöser Anschauung und Dienstbarkeit, noch zu einer Volkskirche, sondern nur zu einem konfessionellen Vereinswesen mit überspannten Ansprüchen und einem religiösen Zeremoniendienst bei Familienfeiern und festlichen Anlässen.

Und so ist es überall, wohin wir blicken. Das klare Ziel, auf das man sich so viel zu gute thut, ist das Verhängnis, die Ursache der Verranntheit und des Scheiterns. Weil es immer verkehrt und unmöglich sein muß und doch bestimmend wirkt, verdirbt es den Blick, macht den Sinn befangen, führt das ehrlichste Streben irre, zeitigt die gesuchtesten Künste, aber bringt nur weiter vom Ziele weg. Jeder kann das am besten an dem Ziele erkennen, das er selbst sich ausmalt, verehrt und verfolgt, wenn ihm das Auge dafür aufgegangen ist, daß es in seiner Deutlichkeit nur eine Halluzination der Zukunftsschwärmerei ist.

Darum werden wir Suchende bleiben, so lange wir streben. Ohne ein Auge, das hell und wachsam unausgesetzt die Spur nach dem Ziele sucht, und ohne einen aufgeschlossenen Sinn, der unvoreingenommen die kommende und werdende Wahrheit erfaßt, wird all unser Streben aussichtslos und unfruchtbar bleiben. Das Suchen ist die lebhafte Empfänglichkeit für die befruchtende Macht der Wahrheit, aus der allein das Werden nach unserm Ziele geboren wird. Wer erstrebt, was er kennt, macht, wer suchend strebt, schafft. Wer weiß, was er will, der verfehlt das Ziel, aber wer sucht, der wird finden. Nur wenn wir gefaßt sind auf alles und wittern, was werden will, wird unser Fuß mit naiver Sicherheit die Spur betreten, die allein zum Ziele führt, denn kein Mensch kann uns die Wege im Lande der Zukunft vorzeichnen, da sie noch niemand begangen hat.

Der kommt am weitesten, der nicht weiß, wohin er geht, und der erreicht am meisten, der immer auch anders kann, als er vorhatte. Nichts hindert uns so als feste Lebenspläne, Vorsätze, Programme und alles, was vorgefaßt wird. Denn es wird immer alles anders, als man denkt, nicht nur am Ende, sondern bei jedem Schritt. Jedes Vorwärts bringt eine ganz neue Lage, und aus ihr ergeben sich ganz besondere neue Schritte, die wir thun müssen, um über sie hinaus zu kommen. Wenn sich unsere Vorsätze verwirklichen lassen, so wie wir sie faßten, dann ist das der beste Beweis, daß wir noch auf dem alten Flecke sind.

Nur durch Werden schreiten wir vorwärts, und nur durch Entwicklung wird das Ziel erreicht. Es ist also nur dem Kern, dem Vermögen, der Anlage nach vorhanden, auch in unserm Bewußtsein: als Ahnung von etwas Unfaßbarem, und wir müssen warten, was wird, um zu wissen, was wird. Die Entfaltung zu Stamm und Zweigen, zu Blüten und Früchten geht völlig über den Horizont des Edelreises, das zu treiben beginnt, und nichts deutet von ihm aus darauf hin. So auch bei uns. Was wissen wir von den Entwicklungsmöglichkeiten oder gar erst von den Notwendigkeiten auf jeder Stufe, geschweige von der schließlichen Entfaltung! Jeder Fortschritt führt zu etwas ganz Neuem, und das Neue wird die Vorbedingung des Kommenden, mit der wir rechnen müssen.

Wer aus seinem eignen Lebenslauf und Werdegang es weiß, wie sich jeder Fortschritt, den es giebt, aus dem Bisherigen überraschend entfaltet, gegen und über Wünschen und Verstehen weit hinausführt und ganz eigene Spuren folgt, wie wir die Zukunft nur dann recht begründen, wenn wir den Offenbarungen der augenblicklichen Gegenwart unvoreingenommen lauschen und ihnen mit gewandter Entschiedenheit gehorchen, wie dem zurückschauenden Blick die bisherige Entwicklung als einheitliches Gefüge des Werdens erscheint, das aus sich wuchs, aber nicht entworfen wurde, das in sich notwendig ist, aber nicht geahnt werden konnte: dem vergeht es, noch Ziele zu gestalten, der will nichts vorauswissen oder gar bestimmen, sondern merkt in jedem Momente auf das, was werden will, um mit der vollen Elastizität des Urteils werden zu lassen und herauszuschaffen, was sich im Verborgenen anbahnt und nach den vorliegenden Umständen seinen Lauf nimmt. Das gilt aber von dem allgemeinen Leben ebenso wie vom individuellen.

Was aus den Lebensbedingungen einer Zeit durch die schaffenden Triebkräfte zielstrebender Menschen erzeugt wird, ist ihnen ebenso unbekannt, bis es vor ihnen steht, wie das Kind den vertrautesten Menschen, bis es geboren wird. Wir sind alle Elemente eines ungeheuren Lebensprozesses, der ungestüm nach dem letzten Ziele seiner Entfaltung drängt, und nehmen an ihm in dem Grade teil, als

seine treibende Energie in uns zum Bewußtsein kommt und persönliche Spannung gewinnt, helfen ihm in dem Maße vorwärts, als wir in jedem Momente erringen, was uns erreichbar ist. Das ist also kein blindes Drauflos, sondern was uns treibt, ist der dunkle Werdedrang der Wahrheit, die ins Leben treten will,*) und was uns leitet, die Möglichkeit des Augenblicks, der sich die innere Notwendigkeit des Werdens durch unsern Blick mit klarem Bewußtsein bemächtigt.

Wer sich diese Grundsätze zur Anschauung bringen und in ihrer Tragweite klar machen will, der blicke in die Welt der Ideale, in der wir leben, und forsche den Wirkungen nach, die sie auf uns haben. Ich will nichts gegen sie sagen, solange sie Wegweiser für suchende Wanderer sind. Aber es ist die Gefahr aller Ideale, daß sie mehr angeben wollen als die Richtung, nämlich Vorstellungen davon, was werden soll, Entwicklungsziele. Wie verhängnisvoll sie dann wirken, will ich auf dem Gebiete der Erziehung zeigen. Es gilt aber auf allen.

Häufig wird der sittlichen Arbeit an uns selbst ein Ideal vorgestellt, nach dem wir uns messen, richten, strecken, das wir nachahmen und an uns darzustellen suchen. Der Mensch imitiert also eine fremde Persönlichkeit oder eine Phantasiegestalt, die man ihm vor Augen hält. Oder es ist eine Originalschöpfung seines Geistes, deren Kopie er werden will. Aber umgekehrt ist das Richtige: wir sollen Originale werden und die Bilder unsers Geistes nur Reflexe der werdenden und wachsenden Wahrheit in uns und um uns, geschweige daß wir uns einem theoretischen Phantom nachbilden oder einen andern Menschen kopieren dürften.

Ist uns das Ideal ein Muster, wie wir werden sollen, so ist die Folge, daß der Mensch im Verlangen, seinem Vorbild durchaus zu gleichen, alles vernachlässigt und unterdrückt, was nicht dazu stimmt, wofür er in ihm nichts Ähnliches findet, und alles an sich biegt und renkt, bis es ihm so viel wie möglich gleicht. Zu Gunsten

*) Vergl.: Was ist Wahrheit? Bd. III. S 81—136. Dieser Aufsatz steht überhaupt in innerer Beziehung zu diesem und den folgenden Kapiteln.

des klaren Ziels wird also gerade alles, was ursprünglich werden will, die feinen Sprossen und Keime unsers eigensten Seins niedergetreten und zerstört. Weder die empordrängende innere Wahrheit und Eigentümlichkeit kann sich äußern, noch die unmittelbar erziehende Macht des Lebens und der Erfahrung sich entfalten. Denn sobald sie in Widerspruch mit dem klaren Ziele geraten, hat immer das unmittelbare Empfinden oder das Leben Unrecht gegenüber der Wahrheit, die man im theoretischen Kaffeesatz liest. So werden gerade aus den sittlich strebsamen Menschen in eiserner Arbeit an sich selbst die Pedanten und Figuren, die wir genugsam kennen, wo man kaum mehr merkt, daß sie einmal Menschen waren. So ist es ferner gekommen, daß das Verständnis für das Leben als Erzieher fast ganz verloren gegangen ist. Und schließlich ist dieser unheilvolle Einfluß der klaren Ziele die Ursache, daß man nichts wirklich erreicht, denn die Kopie bleibt immer Kopie und hinter der Vorlage zurück, daß die ganze Erscheinung ein Kunstprodukt, aber kein Naturgewächs wird, und daß man zeitlebens an nagender Unvollkommenheit leidet. Die kräftigen und wahrhaftigen Naturen werden über dem Zwiespalt zwischen dem Vorbild und dem, was in ihnen werden will, das Zielbild wegwerfen und nur die Richtung inne halten, aber wieviele gehen zu Grunde, weil sie dann ganz der Willkür ihrer Eindrücke und Reize folgten! Ich weiß aus meiner Jugend, wieviel ich jahrelang „mit bösem Gewissen“ gethan und gepflegt habe, wozu ich mich innerlich getrieben fühlte, obwohl es im Widerspruch mit dem mir eingeprägten Moralideal stand. Wieviele kommen aber dann zu der inneren Freiheit, ihr Gewissen dem Einfluß solcher Eindrücke zu entziehen und es in eigenständiger Art erstarken zu lassen!

Dasselbe Unheil richten aber die Ideale als Zielbilder auf dem Gebiete der ästhetischen und nationalen Kultur, der sozialen Bestrebungen und der Frömmigkeit an. Die Beispiele dafür laufen in Massen herum.

5. Die Tragweite des Ziels.

1. Es giebt ein Ziel für alles, was menschlich empfindet. Über allen Bestrebungen ragt es als letzte Höhe empor, die alle in sich eint. Es ist nicht ersonnen, sondern aus uns entsprungen, kein Gaukelbild der Gedanken, sondern ein wirklich vorhandenes Ziel unsers Seins, das in all unserm Suchen treibt und sich in allen vorläufigen Zielen äußert. Wir taumeln nicht willkürlich in ein blödes, dumpfes Nichts hinein, sondern ringen in dunklem Werdedrange nach einer Herrlichkeit, die wir in ihrer Größe nur aus dem Abstand ermessen können, der uns noch von ihr trennt. Die Menschheit in ihrem brodelnden Aufruhr der Triebe und Kräfte geht nicht in aussichtslosem sich Verzehren zu Grunde, sondern trotz aller leeren Wehen und furchtbaren Schrecken der Zerstörung dem leuchtenden Ziele einer tiefen Bestimmung entgegen.

Giebt es aber ein Ziel, dann hat unser Leben und die Geschichte der Menschheit einen Sinn, wenn wir ihm den Sinn des Ziels geben. Es liegt in unsrer Hand, ob wir in Sinnlosigkeit unsers Daseins umkommen oder den Sinn unsers Wesens und Lebens, unsrer Stellung und Anlagen, unsrer Beziehungen und Abenteuer erfüllen. In dem Maße, als wir auf irgend einer Spur dem Ziele nachgehen und näher kommen, als sich unser ganzes inneres Leben darnach spannt und alle unsre Verhältnisse von dem einen Drange beherrscht werden, gewinnt jede Lebensbewegung und Äußerung unwillkürlich Sinn, und der innere Widerstreit löst sich in eine elementare Einheit auf. So kann sich das menschliche Sein und Leben am Zug des Zieles organisch erbauen.

Aber nur an dem einen, letzten Ziele. Denn in dem Maße, als sich das menschliche Streben auf Einseitigkeiten versteift und von da aus zu einer kurzsichtigen Weltanschauung und schiefen Lebensauffassung kommt, als es sich in seinen ärmlichen Idealen verfängt und in vorgefaßten Programmen verrennt, um sie zu verwirklichen, wird alles sinnwidrig, was es treibt, eitel und verfehlt. Der Mensch selbst aber geht der befreienden, schöpferischen und

bildenden Macht des letzten Ziels verlustig und erliegt dem Banne der vorgefaßten Idee, von der er besessen wird, und der Beschränktheit, Verschlossenheit, Versteinerung und Fortschrittsunfähigkeit, die sie im Gefolge hat. Spürt und strebt jemand mit ehrlichem, unbefangenem und aufgeschlossenem Sinn irgend welchem Ziele nach, das Lebensbedeutung für ihn gewann, so wird sich, je weiter er kommt, um so deutlicher zeigen, daß es zu kurz gefaßt war, und sein Horizont wird sich, je höher er steigt, um so mehr erweitern, daß er den Höhenzug, auf dem er sich dem Gipfel naht, als einen der Ausläufer des Ganzen erkennt. Aber die Befangenheit führt in die Irre, und der Fanatismus verkehrt das beste Wollen in sinnloses Treiben.

2. Indem das Ziel dem Leben des Einzelnen wie der Menschheit einen Sinn gibt, macht es uns unabhängig von allen Verhältnissen und Wechselfällen des Daseins, sobald wir ihm folgen. Denn fortan liegt der Grund, Zweck und Wert unsers Lebens nicht mehr in der äußeren Lage, in der wir uns befinden, und kann deshalb von Schlägen des Schicksals nicht beeinträchtigt werden. Gewiß umgiebt uns eine Welt der Widrigkeiten und Hindernisse, mit denen wir zeitlebens zu kämpfen haben. Unheilvolle Mächte dringen auf uns ein, die wir überwinden müssen, um vorwärts kommen zu können. Auf Gefahren, Nöte und Abenteuer müssen wir jeden Augenblick gefaßt sein. Aber das persönliche Leben, das aus der Spannung nach dem Ziele seine sprengende Kraft gewinnt, ist es hier, was den Menschen macht und ihm die Überlegenheit über alle Umstände und Zufälle sichert. Und das entspringt nicht außer uns, sondern in uns selbst. Der Werdedrang ist die Quelle des Lebens und seine Erfüllung, nicht aber sein äußerer Erfolg, ist unser Glück. In der Bewegung auf das Ziel liegt der Zweck unsers Lebens, der dadurch nicht verfehlt wird, daß wir unter Umständen an unüberwindlichen Hindernissen scheitern. Denn der Wert unsers Daseins liegt in der zielgerechten Entfaltung unsers Wesens und in der zielbewußt schaffenden Kraft unsers Lebens. Ob die Wirkungen davon in die Erscheinung treten und

den andern zum Bewußtsein kommen oder tief im Verborgenen Zukünftiges begründen, ist für die Bedeutung, die das schöpferische Werden und Walten an sich und für die Gesamtheit hat, ganz gleichgültig. Ob wir zu voller Entwicklung kommen oder durch die Ungunst der Verhältnisse in der Entfaltung gehemmt werden: so lange es in uns lebt, sind wir lebendige Zellen, aus denen sich die Neuschöpfung der Menschheit erbaut und damit unersetzlich an Wert. Der Blick auf das Ziel also läßt uns die Grundlagen heroischen Lebens erkennen. Die Verfassung und Spannung unsers ganzen Lebens darnach stellt uns darauf.

3. Giebt es ein Ziel, so ist eine bewußte, geschlossene, einheitliche Kulturarbeit möglich. Was wir Kultur nennen, ist nicht mehr ein kernloser, maßloser, formloser Vorstellungsnebel mit zerfließendem Umfang und Grenzen, der willig alles in sich aufnimmt, was man in ihn eintaucht, sondern gewinnt einen klaren Begriff und strenge Bedeutung. Kultur ist die Schöpfung des Ziels und Kulturarbeit das Schaffen alles Zielgemäßen. Die Beziehung zum Ziel wird der Wertmesser für alles, was Menschen suchen, treiben und hervorbringen, und der Abstand vom Ziel giebt die Kulturhöhe an, auf der wir uns befinden. Ist uns also das Ziel der Menschheit aufgegangen, so wissen wir, was wir mit Kultur wollen, und sind imstande, bewußte Kulturarbeit zu treiben.

Bisher nannte man den Inbegriff aller Leistungen des menschlichen Geistes und ihrer Niederschläge Kultur und pries die Völker, in deren Geschichte man hierin einen Fortschritt verfolgen konnte, als Kulturvölker. Aber da man kein Ziel, sondern nur Aufgaben kannte, die sich aus den vorliegenden Bedürfnissen und Nöten aufdrängten, wurde alle Kulturarbeit durch den blinden Drang der Verhältnisse und Instinkte bestimmt, und der menschliche Verstand war nur das Medium, durch das sie wirkten. Die neue sogenannte materialistische Geschichtsforschung sucht das ja mit Leidenschaft nachzuweisen. Dieses Durcheinander unausgeglichener und widerstreitender Interessen und Triebe führte das fieberhafte Drauflosarbeiten der Menschheit zu der babylonischen Verwirrung, wo jeder

einseitig beschränkt und geblendet sein Wesen hat, ohne sich um einheitliches Gefüge zu kümmern. Ohne gemeinsame Ziele, Entwürfe, Maßstäbe und Wertmesser trieb man so ins Schrankenlose, Verzerrte, Unorganische, schuf und schärfte Gegensätze, geriet in Unfruchtbarkeit und Widernatur. Wenn man nun auch die Gegensätze notgedrungen durch Kompromisse in ihrer verheerenden Wirkung beschränkte und sich von der Unnatur einigermaßen durch den Schaden, den man davon hatte, zurückhalten ließ, das Chaos blieb, und statt des aufsteigenden Thurmbaus der Menschheit zeigt uns die Kulturgeschichte ein weites Trümmerfeld unfruchtbarer und mißglückter Bauversuche.

In der Geistesgeschichte treffen wir dasselbe Bild. Die Fülle der schöpferischen Fähigkeiten, mit denen der Mensch sein Innerstes erschließt und der Welt der Erscheinungen sein Gepräge verleiht, wie sie sich auf den Gebieten der Religion, Philosophie, Kunst und Dichtung nur aus eigenstem Drange entfalten, erlebten ohne die Zucht des Ziels keine fortschreitende Kultur, die die ganze Herrlichkeit der innern Welt offenbart hätte, sondern erschöpften sich in willkürlichen Wucherungen, entarteten, je zielfremder sie sich gebärdeten, zu virtuoser Technik in blendenden Kunststücken, und statt den Menschen zu erbauen, wurden sie zu unfruchtbaren Reizmitteln für Sinne, Stimmungen und Gedanken: Hemmnisse statt Träger der Kultur. Man erkennt das nirgends so deutlich, als wenn man die heutige Religion, Philosophie, Kunst und Dichtung betrachtet.

Überall also eine wirre und wilde Vegetation der Kräfte und Fähigkeiten, nirgends wirkliche, bewußte, stetige Kultur. Die Barbarei wird nicht überwunden und verlassen, sondern nur beschränkt, gedämpft, verfeinert, vergeistigt. Der Fortschritt geht vom Urwüchsigen zum Raffinierten, aber bleibt in derselben Sphäre. Wo jemals ein Vorstoß in der Richtung der Kultur unternommen wurde und glückte, waren es nur Einzelne, in denen der Zug zum Ziel erwacht war. Sie drangen vor und zogen andre mit. Aber ihre Versuche scheiterten immer wieder wie verwegene Abenteuer, weil sie nicht Epoche machten, sondern Episoden blieben.

Es wird aber eine Zeit kommen, wo die Schar der suchenden Menschen des einen letzten Ziels inne wird und von allen Punkten unsers Seins straffe Lebensfäden nach ihm spannt. Dann wird nach langen Wehen wirkliche Kultur geboren werden und mit Bewußtsein sich selbst erfassen, sich selbst wollen und durchsetzen. Alles Streben und Arbeiten der Erwachten wird dann in dieser eigentlichen allgemeinmenschlichen Aufgabe einheitlich und geschlossen verfaßt. In dem Maße als sie erkannt, in Angriff genommen und ausgeführt wird, erhebt sich die Menschheit auf das Niveau, das ihr zukommt. Sie zu verwirklichen ist die befriedigende Rechtfertigung unsers Daseins, nach der uns bewußt oder unbewußt verlangt.

6. Der Rückgang auf den Menschen.

Hängt alles zusammen, was wir treiben und erstreben, so muß es einen gemeinsamen Boden haben, aus dem es stammt und wächst, und einen Mittelpunkt, in dem die Fülle der Beziehungen, die alles untereinander verbinden, einheitlich verfaßt ist. Das ist der Mensch. Aus seinem Wesen ergeben sich die Bestimmungen, die volle Wirklichkeit werden wollen, und aus seinem Leben die Spannungen, die nach Lösung drängen. Alles, wonach uns verlangt, kommt nicht an und für sich, sondern nur für ihn inbetracht, gewinnt nur von ihm aus Wert und Bedeutung, hat die Aufgabe, für ihn verwandt zu werden. Er ist der einzige Interessent und Gegenstand der Fürsorge. Deshalb verbindet er in sich auch die an sich fremdartigsten Bestrebungen zu einem lebensvollen Zusammenhang. Und schließlich ist er auch der gemeinsame Schöpfer von allem, was werden soll, der allein nach seiner Art und mit den Mitteln, die ihm zur Verfügung stehen, das eine Ziel von allen Seiten zu erreichen trachtet.

Darum giebt es keine wahrhaftigen Erfüllungen als aus der zeugenden und reifenden Kraft seines Wesens und keine wahrhaftigen Lösungen als aus der gestaltenden Entfaltung seines

Lebens. Ist die Welt des Menschen das Chaos, das im Verlangen nach dem einen Ziele einer organischen Verfassung auf allen Gebieten und in allen Tiefen gährt, so ist allein das menschliche Wesen das schöpferische Element, aus dem die Neuordnung der Dinge geboren werden und die Herrlichkeit seiner Art erblühen kann. Wenn wir also in allen Bestrebungen einen tiefen innern Zusammenhang entdecken und sie in einem letzten Ziele auslaufen sehen, so erscheint uns das bei schärferer Betrachtung als das Problem des Menschen als solchen, seines Wesens und seines Schicksals, das sich nur nach allen Seiten seiner Welt und seines Lebens entfaltet. Und wenn alles einheitlich in dem lebendigen Gefüge, in dem es organisch ruht, behandelt werden muß, so giebt es nur einen sichern Weg zum Ziele auf allen Gebieten, den Rückgang auf den Menschen selbst.

So führt die Zusammenfassung und einheitliche Behandlung zu einer Vertiefung aller Bestrebungen von der Oberfläche der Dinge und Verhältnisse auf den Grund und die Quelle des Lebens aller Erscheinungen auf dem Gebiete der Menschheit: das Wesen des Menschen. Hier müssen die Bewegungen jeder Art begründet werden, wenn sie wirklich und zielwärts weiterführen, wenn sie etwas Lebensfähiges und Werdekräftiges schaffen wollen.

Es kommt doch nicht bloß darauf an, daß etwas geschieht, was hier der Not einigermaßen steuert und dort Bedürfnissen irgendwie entgegenkommt, was einer Sehnsucht wohlthut, Stimmungen pflegt, Triebe ventilartig auslöst und Forderungen genugthut. Wir empfinden ja nur zu leicht eine täuschende und beschwichtigende Befriedigung, wenn nur irgend etwas für das, was wir wünschen, oder gegen das, worunter wir leiden, unternommen wird. Wir wollen aber doch keine Scheinwirkungen und Notbehelfe, keine Beruhigungen und Ersatzmittel. Was wir gewöhnlich Errungenschaften und Fortschritte nennen, kann sehr fragwürdig an Wert sein. Sie mögen staunenswerte Leistungen sein und können doch aus der Richtung des Ziels schlagen oder der Einheit des Zusammenhangs widersprechen oder mit unsern eigentlichen Interessen

gar nichts zu thun haben. Sondern wir wollen die wirklichen, vollen Lösungen der Probleme auf allen Gebieten.

Das können aber vor allem nur die sein, die dort ihre Wurzeln schlagen, wo die Probleme entsprungen sind, und dort die Lebensbedingungen schaffen, wo die Keime liegen, die von Grund aus bauen und von innen heraus entfalten. Alle Nöte der Menschheit sind Werdenöte: verhelfen wir ihr zu werden, was sie noch nicht ist, aber werden soll, so verschwinden sie von selbst. Die Kinderkrankheiten werden durch Wachstum überwunden. Alle Unzufriedenheit des Menschen stammt aus unerfüllter Bestimmung: befähigen wir ihn, ihr genug zu thun, so schaffen wir ihm das Glück. Er ist in sich befriedigt und bedarf nicht besonderer Mittel, die ihm eine vorübergehende Befriedigung gewähren. Alle Pflichten gegen sich selbst und andere sind Forderungen des menschlichen Wesens: kommt es zum Werden und Reifen, so entfalten sich die Triebe von innen heraus, die sie erfüllen. Die innewohnenden Naturgesetze der menschlichen Wahrheit offenbaren sich wirksam. Alle Fähigkeiten sind Anlagen: wächst der Mensch, so erblüht ihre Herrlichkeit, vor der alle künstlichen Ergebnisse einseitiger Zucht, die ihn selbst verkümmern läßt, verbleichen. Alles Arge und Schwere, was sich Menschen unter einander sind, stammt aus falscher Haltung, in die wir geraten sind: bringen wir ihn in die rechte Stellung an sich und zu allem, was ihn umgiebt, so erfolgt das rechte Verhalten als innere Notwendigkeit. Wieviel Verkehrtheiten sind nicht daraus entstanden, daß sich der Mensch von Dingen und Verhältnissen unterjochen und gegen alle Vernunft bestimmen ließ! Gelingt es, ihn aus dieser ungehörigen Abhängigkeit zu erlösen, so wird es zweifellos zu einer menschenwürdigen Neuordnung aller Lebensverhältnisse kommen.

Wirkliche Lösungen des Problems müssen ferner dem Menschen, um den es sich bei allen Bestrebungen im letzten Grunde handelt, durchaus entsprechen und genug thun. Alles, was ihn betrifft, muß nach ihm geartet sein. Deshalb ist alles Werden und Streben an die Voraussetzungen gebunden, die er als solcher bietet, und muß

sich darauf gründen. Im Menschen müssen die Entwicklungsmöglichkeiten gesucht und entdeckt werden, denn in ihm allein liegen sie verborgen. Wie die Bienen von sich aus den Bienenstaat bienengemäß schufen, so muß die Neuordnung der Dinge, die uns die befriedigende Verfassung unsers Wesens und Lebens bringen soll, aus der Entwicklung des Menschen hervorgehen, um ihm gemäß zu sein. Es ist deshalb kein Wunder, daß der sozialistische Zukunftsstaat der menschlichen Natur nicht entsprechen und ihr gerecht werden würde, denn er ist eine theoretische Konstruktion, die sich den Teufel um die Verschiedenheit der Menschen und die Bedürfnisse unsrer Natur kümmert.

So werden wir auf den Menschen als solchen geführt, wenn wir unsre Aufgaben organisch erfassen und behandeln wollen. Kein Weg kann uns dem Ziele näher bringen, der nicht diese Richtung einschlägt. Nur was er in sich erreicht, kann er aus sich schaffen. Nur was in ihm wurzelt, kann er aus sich entfalten. Darum muß die bewußte Kultur auf dem Gebiete des menschlichen Wesens einsetzen. Jede rechte Kultur wird persönliche Kultur sein müssen.

Was sich nicht hierauf gründet, schwebt in der Luft. Überall umgeben uns heute solche Luftgebilde kultureller Machenschaften, unter denen uns, die wir des Ziels inne geworden sind, angst und bange werden kann. Es ist Gehirndunst, der aus den Köpfen einer Zeit aufsteigt, durch lebhafte Agitation sich zusammenballt und nun in den verschiedenen Gestalten, die er gewinnt, im öffentlichen geistigen Leben unter fortwährenden Wandlungen, Vereinigungen und Trennungen einen phantastischen Kampf ums Dasein führt. Und unser Geschlecht, erblich schon damit belastet, lebt und leidet, verkümmert und verzweifelt unter diesen gespenstischen Irrungen und Wirrungen.

Was für ein Humbug und Verhängnis ist die kolossale Musikmanie und Theaterpflege mit ihren hochtrabenden Ansprüchen kulturellen Werts, weil niemand daran denkt, daß sie ohne wirksame Lebensbeziehung zum menschlichen Sein und Werden willkürliche Phantasien schafft und unfruchtbarer Sinnenkitzel bleibt! Welch

eine Summe plastischer Kraft geht aber dadurch für die Menschheit verloren! Nicht weniger scheint mir aber auch die Pflege der bildenden Kunst, die heute im Aufschwung begriffen ist, mit all ihren Bemühungen in der Luft zu schweben. Denn die weiseste Pädagogie der künstlerischen Eindrücke führt nur zu einem Feinschmeckertum ohne Nährwert, wenn sie nicht vor allem zunächst einmal den Menschen in die Verfassung bringt, in deren Ökonomie der Kunstgenuß eine Wirkung gewinnen kann, die das menschliche Wesen bildet und seine Entfaltung belebt. Oder wie können wir große Künstler hervorbringen, wenn wir nichts dazu thun, daß große Menschen werden! Wie die Politik heute alle Fühlung mit dem Boden, wo die eigentlichen Werte und Kräfte eines Volkes ruhen und entspringen, verloren hat, ist nach Lage der Dinge begreiflich. Aber daß auch die nationale Kultur uns nur in hohen Gedanken und Stimmungen hin und her zerrt, statt sich darauf zu besinnen, daß echtes und lebenskräftiges nationales Empfinden eine Frucht menschlicher Reife ist, die sich künstlich nicht zeitigen läßt, das begreife ich nicht. Soll ich nun noch auf das Gespenst unsrer Aufklärung hinweisen, die so wenig Lebensbedeutung hat, daß sie nicht einmal den Aberglauben eindämmt, geschweige dogmatische Befangenheit, ob sie nun schwarz oder rot aussieht, brechen kann! Oder auf den Bildungsschwindel, der die Menschen gegen jeden wirklich bildenden Einfluß stumpf macht, oder auf die papierne Macht der öffentlichen Meinung, die nur von der Ohnmacht einer eignen Meinung unter den Menschen lebt! Genug und abergenug, um zu sehen, wie die Kulturarbeit aussieht, die, was sie erstrebt, nicht im Menschen Wurzel schlagen läßt.

Alles, was hier nicht anpackt und von hier aus alles zu erreichen sucht, bleibt aber auch in seinen praktischen Wirkungen, die es hat, wenn nicht bloß eine Vorspiegelung, nur ein Notbehelf, ein unzulänglicher Ersatz, ein unhaltbares und unfruchtbares Gemächte, aber kein lebendiges, fruchtbares Gebilde, ein Kompromiß, aber keine Lösung, ein Schutz gegen schlimme Wirkung, aber keine Erlösung vom Übel, eine Bändigung und Ordnung des Anorga-

nischen, aber keine Schöpfung des Organischen. Den Beweis dafür liefert unsre Kulturgeschichte auf allen ihren Gebieten, weil sie keine Geschichte der Kultur des menschlichen Wesens war. Man machte es ja bisher umgekehrt, man kultivierte alles: die Dinge und Verhältnisse, die Daseinsmittel, Erzeugnisse, den Austausch, die Naturkräfte, Kunst und Wissenschaft, das Zusammenleben und den Verkehr, nur nicht das Wesen des Menschen, sondern hoffte auf eine Rückwirkung der Errungenschaften auf seine innere Verfassung. Die trat aber nicht ein: die Menschheit blieb an sich selbst barbarisch und keine Kulturarbeit konnte sie von ihrem verrotteten Zustand erlösen. Welchen Wert kann aber dann diese vorgebliche Kultur haben, für den Menschen und an sich? Muß sie nicht auch an sich barbarischer Art sein, aus barbarischem Wesen geboren? Ich bin gespannt, wie einmal die neuen Menschen ihre gleißende Herrlichkeit empfinden und beurteilen werden.

Ist das Ziel dunkel, und kann es nur dadurch erreicht werden, daß sich das, was im Gegenwärtigen keimhaft vorhanden ist, entwickelt, so ist die einzige Möglichkeit des Strebens, die Aussicht hat, den Kern zu schöpferischer Entfaltung zu befähigen und die Bedingungen für wachstümliche Fortschritte zu schaffen. Liegen aber alle Keime des Werdenden im menschlichen Wesen verborgen, so giebt es allein dann ein wirkliches Vorwärts, eine thatsächliche Überwindung der Schwierigkeiten und Lösung der Probleme, eine wahrhaftige, lebensfähige und fruchtbare Kultur, wenn sich aus dem Menschen heraus urwüchsig entfaltet und gestaltet, was alle Ahnungen der Ideale und Programme nur unzulänglich prophezeien. Erst dann wird Neues geboren und das Unerhörte Ereignis.

Deshalb müssen alle Bestrebungen, die nicht auf diesem Wege die Wahrheit werden und ins Leben treten lassen, in die Irre gehen, denn sie können nicht das Rechte treffen. Das einzig Wahre läßt sich niemals ausdenken, sondern nur erleben, erfahren. Es überrascht uns immer, wenn es wird. Wie sollen wir z. B. wissen, wozu wir den Menschen erziehen sollen, so lange wir nicht erst einmal zu Tage fördern, was er eigentlich ist und sein kann? Sonst

erziehen wir ihn doch nur nach Vorurteilen. Muß nicht unsre sittlich-religiöse Kultur solange eine zweifelhafte Pflege von Theorien, ein blindes Spiel mit vorgefaßten Überzeugungen und Grundsätzen bleiben, um Menschen darnach abzurichten, bis sie aus werdenden Menschen die Wahrheit leuchten und die Gesetze des Verhaltens sich offenbaren sieht? Wer das nicht begreift, der blicke auf das ästhetische Gebiet. Es ist nicht zu verwundern, daß hier die Begriffe von Schönheit und Kunst der Laune und Mode unterworfen sind. Das muß so sein, bis sich die Herrlichkeit des Menschen offenbart und in allem, was er bildet, ausprägen wird. Ebenso wird man sich über die soziale Zukunft vergebens die Köpfe zerbrechen, bis sich uns das Geheimnis gemeinschaftlichen Lebens erschließt und seine Naturgesetze zur Geltung bringt. Nationale Kultur und Politik können wir nur dadurch gewinnen, daß wir aus dem wirren Massenkonglomerat ein Volk werden. Nur in dem Maße, als das geschieht, offenbart sich völkisches Empfinden und völkische Zucht, klären sich die echten patriotischen Forderungen auf und gewinnen elementare Wucht, wird die Politik ein vollbewußtes Handeln des Volkskörpers durch seine beauftragten Organe, das mit klarer Entschiedenheit alle Bedingungen seines Wohls schafft und mit weiser Umsicht seine Geschicke leitet. Alle „zeitgemäßen" Reformen schließlich müssen so werden, daß sich die überzeitliche Natur der menschlichen Verhältnisse in wachsender Reife aus den Tiefen seines Wesens entfaltet und in den zeitgeschichtlichen Umständen ausprägt.

Alle Bewegungen, die nicht in der Kultur des Menschen erst die Möglichkeit des Vorwärts schaffen, werden weiter deshalb scheitern, weil er gar nicht ohne weiteres fähig ist, das Rechte zu thun, selbst wenn wir es ihm vor Augen stellen könnten. Aufklären hilft nichts, wir müssen befähigen. Die Vollmacht des Forschritts entspringt aber nur aus der Kraft des Werdens. Wer heute noch von der Macht der Aufklärung redet, ist ein oberflächlicher Schwätzer. Denn wir sehen auf allen Gebieten nur ihre absolute Ohnmacht. Die unleugbare Thatsache, daß unsre Frauenkleidung unschön und schädlich ist, müßte doch eigentlich ohne weiteres mit Schnürleibern

und Straßenschleppen aufräumen, der Nachweis unsrer ungesunden Lebensweise unser Leben umwälzen, die erkannte Frauennot alles Herkommen, soweit es Ursache des Übels oder Hindernis seiner Überwindung ist, erschüttern, der klare Blick in die Natur allen Aberglauben verscheuchen und so weiter, wenn es mit der klaren Erkenntnis gethan wäre! Aber der Mensch muß erst dazu befähigt werden. Zu jedem Fortschritt gehört eine innere Freiheit, die der Wahrheit gehorchen kann, eine Erlösung von der Befangenheit im Herkommen und Übereinkommen, eine Sprengung der bisherigen Lebensgestalt, eine Überlegenheit über hemmende Umstände. Das tritt alles nur dort ein, wo der Mensch ins Werden gestellt wird, wo das Wahre nicht nachgemacht, sondern geboren wird. Deshalb würden wir ohne alle agitatorische Gewaltthätigkeit und Abrichtung der Einzelnen durch Vereine etwas wirklich Lebendiges, Wachsendes Weiterwirkendes erreichen, wenn wir das Problem lösten, wie wir das menschliche Wesen zu schöpferischem Werden befähigen. Wenn dieses zielwärts treibende und schaffende Leben erst einmal im Menschen erwachen und um sich greifen wird, dann wird von selbst werden, was wir gegenwärtig vergeblich durch Reformgedränge erstreben.

Es handelt sich also nicht darum, daß wir nach allen Seiten das Rechte entdecken, was ja gar nicht möglich ist, um den Menschen darnach abzurichten, sondern daß er an sich wird, was er werden soll, und sich nach allen Richtungen des Lebens entfaltet, dann wird er wachsend das Ziel von allen Seiten gewinnen. Und es kommt nicht darauf an, daß wir neue Ordnungen und Verhältnisse konstruieren und einrichten, von denen man sich einbildet, daß sie den Menschen zu dem ihm eignen und gehörigen Leben verhelfen könnten, sondern daß er selbst die Höhe menschenwürdigen Daseins gewinnt und dann allen Verhältnissen das Gepräge seines eigentlichen Wesens giebt. Kommt der Mensch in Ordnung und zur Vollmacht seiner Bestimmung, so muß sich alles von selbst ergeben und in Ordnung kommen, indem er sich schöpferisch auslebt, so wird er allenthalben das Rechte finden und treffen, indem

er sucht, und das in sich Notwendige wirken, indem er strebt. Deshalb ist seine Verirrung, Unfruchtbarkeit und Ohnmacht dem Ziele gegenüber der Beweis, daß er selbst nicht in Ordnung ist. Dann wird aber der am sichersten zum Ziele kommen, der auf alle Machenschaften verzichtet, und es in der Wahrheit des Menschen sieht und sucht. Denn wird die gewonnen, so wird sie sich nach allen Seiten offenbaren, nicht bloß als Vorstellung, sondern als Lebensschöpfung.

7. Die neue Zeit.

Wir gehen dem Morgen entgegen. Die schwere Dunkelheit zerfließt im aufdämmernden Licht. Der Schritt wird sicher, und das Auge erfaßt die Umgebung. Abstände und Beziehungen werden klar. Wir fangen an, unsere Lage und Richtung zu begreifen, zu beherrschen. Der Bann der Einsamkeit, der auf uns lag, löst sich, denn überall um uns regt es sich. Wir fühlen uns als Glieder der großen Welt, die erwacht, und immer mehr Genossen des gleichen Ziels tauchen um uns auf. Ein erstauntes Grüßen geht herüber und hinüber. Alle Müdigkeit ist verschwunden. Neues Leben strömt durch unser ganzes Wesen, und unsre Brust weitet sich in Lebenslust, Lebensmut und Lebensdrang.

Merkt ihr noch nichts, wie in unsrer Zeit der Tag heraufzieht und die Nacht entweicht? Singt und klingt es euch nicht in Herz und Sinnen vom Jubel der Frühe? Aber wenn auch nicht, wir sind es ja nicht, die ihn heraufführen: er kommt von selbst und wird schließlich auch die wecken, die ahnungslos der Herrlichkeit in den Tag hineinschlafen und sich aus Liebe zu ihren Träumen gegen das Erwachen wehren.

Was wir uns vor Augen stellten, war eine Morgenbetrachtung. Das Frühlicht einer neuen Zeit zeigte uns unsre Lage, unsre Nöte und Probleme, Ziele und Wünsche in einer ganz neuen Klarheit und Perspektive. Die Erkenntnis der Wahrheit, wenn sie es ist, folgt ja immer erst den Vorgängen, in denen sie sich offenbart.

Wenn es nicht würde, was wir sehen und sagen, woher wüßten wir es denn? Das Neue können wir nicht ausdenken, sondern nur erleben. Aber nur der wird es nicht als etwas Ergrübeltes beurteilen, der die Erschütterungen und Wandlungen spürt, in denen es sich ankündigt. Die Neuordnung der Dinge kommt, das merken wir an den mannigfaltigsten Zeichen, die sich gar nicht aufzählen lassen. Aber für die Kleingläubigen will ich auf einige hinweisen, die sie vielleicht auch erkennen, wenn man sie ihnen zeigt.

1. Ein großer einheitlicher Zug in der vielverschlungenen Bewegung unsrer Zeit ist es, daß der Mensch in den Mittelpunkt alles Interesses tritt und für alle Bestrebungen eine Ausschlag gebende Bedeutung gewinnt. Selten hat man wohl das erhebende Schauspiel der himmelhohen Überlegenheit der Wahrheit über allen Tagesirrungen so eindrücklich erlebt. Alles hatte ihn entwertet: Die Weltbetrachtung drängte ihn an die Peripherie unsers kleinen Planeten, die Naturwissenschaft fügte ihn dem Tierreich ein, die materialistische Psychologie erniedrigte ihn zu einem mechanischen körperlichen Getriebe, die Weltwirtschaft drückte ihn zur Arbeitskraft herab. Aber während die Denker sich noch in einem aussichtslosen Kleinkrieg um die Weltanschauung herumschlagen, wacht allenthalben im menschlichen Bewußtsein die elementare Empfindung für das Problem Mensch auf, eröffnet allen Weltanschauungen, welche es auch seien, eine neue Perspektive: vom Menschen aus alles anzusehen, zu verstehen, zu beurteilen, und giebt den Großsprechern der Erkenntnis die eine Aufgabe, die sie kleinlaut verstummen läßt, das Rätsel des Menschen zu lösen, nicht bloß theoretisch, sondern vor allem praktisch. Sehen wir nicht heute aus allen Lagern Männer die Waffen wegwerfen und sich vor dieser Frage vereinigen? Wird nicht der Lärm um „die Wahrheit", die von allen Seiten so schimpflich mißbrauchte, übertönt durch den Ruf nach Kultur, durch Fragen nach der Wahrheit menschlichen Wesens und Lebens? Ich stehe so stark unter diesem Eindruck, daß die sogenannten Weltanschauungsprobleme mir ganz in den Hintergrund geraten sind.

Der Respekt vor dem Menschen bricht sich Bahn. Wir fühlen tief, daß es mit ihm etwas Großes, geheimnisvoll Tiefes, von hoher Bestimmung ist. Wir können uns bei dem, was er jetzt ist, nicht mehr beruhigen, sondern leiden unter seiner Entartung. Die Züge seiner Erniedrigung regen uns auf. Der unendliche Wert des menschlichen Wesens wird nicht mehr bloß geglaubt, sondern empfunden. Ja man kommt dahinter, daß nichts außer ihm an sich Wert hat, sondern nur von ihm aus Wert gewinnt. Nachdem die Menschen durch Jahrhunderte von Gütern und Idealen bis zur Narrheit unterjocht waren, dem Lebensgedinge bis zur Erschöpfung dienten, bis zur Selbverwüstung sich preisgaben und sich von allen Lebensmächten, die sie geschaffen hatten, bis aufs Blut ausnutzen ließen, erzittert jetzt alles unter einer Umwälzung von Grund aus: Der Mensch ist nicht der Religion, der Moral, der Kunst, der Wissenschaft, des Staates, der Produktion und des wirtschaftlichen Austausches wegen da, sondern umgekehrt: Kirche und Schule, Sitten und Gesetze, Ordnungen und Rechte, Forschung und künstlerisches Schaffen, Landkultur, Industrie, Technik, Weltverkehr, alles, was es giebt, ist lediglich des Menschen wegen da. Seinem Wohl muß alles unterworfen werden, und was ihm schadet, das soll der Teufel holen, und wenn es Jahrhunderte als das Heiligste und Herrlichste verehrt hätten. Die Zeit der Menschenopfer geht ihrem Ende entgegen. Wir fangen an, überall nach dem Lebenswert zu fragen, den etwas hat, und was Leben verneint, schädigt, hemmt, ist vom Übel, mögen es nun sittliche Grundsätze, religiöse Überzeugungen, Unterrichtsarten, Rechtsverfahren, Lebensgewohnheiten, Genüsse oder sonst etwas sein.

Der Mensch will sich nicht mehr leben lassen von Umständen und Vorgängen, er will selbst leben. Er fühlt sich verantwortlich für sein Schicksal und empfindet sein Leben als das eine gewaltige Unternehmen, das er durchzuführen hat. Er will persönlich leben und persönlich werden. Persönlichkeit ist ja schon fast ein Schlagwort für das Ziel geworden. Niemand weiß es zu definieren, alle Umschreibungen sind naiv unbeholfen, aber jeder ahnt, was man

damit will, und nimmt es als Wegweiser der Richtung, die wir einschlagen müssen. So macht sich überall der Rückgang auf den Menschen schon bemerkbar.

2. Mit ihm hängt aufs engste eine andere Wandlung zusammen, die wir beobachten. Das vergangne Jahrhundert stand unter dem Gegensatz von Individuum und Gesamtheit, den es so stark empfand und bis zu solch einer Schärfe ausprägte, daß nur Kompromisse, aber keine Vereinigung möglich erscheint. Aber während das als der Weisheit letzter Schluß verkündigt wird, kommen jetzt die Menschen in ihrem Leben hinter die Thatsache, daß es eigentlich weder Individuen noch Gesamtheit giebt, sondern nur Glieder und Gemeinschaft, und beides eine Einheit bildet, die in Gegensätze der Interessen gar nicht auseinander gerissen werden kann, daß uns aber das gliedliche Leben ebenso wie das gemeinschaftliche Leben noch ein Geheimnis ist, das wir zu entdecken hoffen, weil uns die Augen dafür aufgegangen sind.

Während bisher die Menge erhob und erbaute, trug und mit fortriß, wird jetzt das massenartige Zusammensein und -treiben vielen unerträglich. Aber ebenso leidvoll fühlen sie die Einsamkeit. Sie hungern darnach, gemeinschaftlich mit andern zu leben, und sind totunglücklich, weil sie niemand finden. Sie kommen sich vor wie abgeschnittene Glieder. Während früher die einen sich selbst über den Mitmenschen vergaßen und verloren, die andern in Selbstsucht und Eigennutz abstarben, sind sie sich klar darüber, daß nur dann aus ihnen etwas werden kann, wenn sie für andere leben. Aber sie wissen nicht, wie sie es anfangen sollen, weil niemand ihr Leben — ihre Kräfte und Vermögen wohl, aber nicht ihr Innerstes und Eigentliches — will. Viele leiden unter dem Nebeneinander, mag es nun langweilig oder lebhaft zugehen, weil sie nach dem Miteinander verlangen. Wir fühlen heute mehr als je die Zwischenwände und Verschleierungen, die uns die innere Fühlung, den Austausch, die Ergänzung unmöglich machen.

Der Mangel an gemeinschaftlichem Leben und gliedlichem Gefüge zeigt sich nachgerade als die eigentliche Ursache, warum wir

trotz allen Strebens immer auf dem alten Flecke bleiben. Denn die Gemeinschaft ist der Lebensboden des menschlichen Wesens, und nur durch das Zellengewebe eigenartiger Persönlichkeiten wird aus der Masse ein lebendiges Ganzes. Es wird klar empfunden, daß menschliche Größe davon abhängt, wie weit und tief wir in der Gemeinschaft wurzeln und ihr zum Leben dienen. Die Gemeinschaftsbewegung, die wie ein Lauffeuer ganz Deutschland durchdrungen hat und die mannigfaltigen Koloniegründungen in unsrer Zeit sind Notversuche, mit denen man sich Wege unbeholfen zu schaffen sucht, da man noch keinen findet. Da aber die Gemeinschaftskreise es doch wieder nur zu einem Zusammen von Gleichen, aber nicht zu einem gemeinschaftlichen Leben von Verschiedenen bringen, und in den Kolonien die Eigenart der Glieder durch die Gleichart des Lebens unterdrückt wird, so wird sich auch hier als das Richtige erweisen, auf alle Machenschaften (Organisationen) zu verzichten und gemeinschaftliches Leben durch die Anziehungs- und Verbindungskraft persönlichen Lebens allenthalben in freiester Weise werden zu lassen.

3. Das vergangne Jahrhundert wurde beherrscht durch den Kampf ums Dasein. In dem Maße aber als für jeden tüchtigen Menschen heute die nötigen Daseinsmittel leicht zu gewinnen sind, und er überall dort, wo er Leute beherrscht, zu einem Raubzug nach Mammon wird, tritt er zurück, und seine Stelle gewinnt in der neuen Zeit der Kampf ums Werden.

Es ist ganz überraschend, wie allgemein und lebhaft heute das Bewußtsein ist, daß wir nur da sind, um zu werden. Persönliche Entwicklung ist Parole geworden, denn die menschliche Existenz verpflichtet zur Menschwerdung. Früher war man stolz darauf, fertig zu sein, und fühlte sich in voller Unreife fertig, wenn man kaum erwachsen war. Heute ist Fertigsein der Tod und Werdedrang das Leben. Man freut sich seiner Wandlungen, die früher als Charakterlosigkeit verpönt waren, weil sich in ihnen das Wachstum offenbart. Die Menschen, die abgeschlossen haben, werden selten, und die aufgeschlossenen mehren sich. Alte werden wieder

jung in neuem Werden und steigen mit der Jugend um die Wette zu neuen Höhen.

Früher glaubte man, der Mensch, so wie er ist, sei ein Ende, und hatte sich mit seiner Unvollkommenheit abgefunden. Jetzt verbreitet sich die Überzeugung, daß er nur ein Anfang und Übergang ist, daß wir noch untermenschliche Existenzen sind und die Höhe vollen menschlichen Seins als ein Ziel vor uns steht. Die eigentliche gehörige Verfassung des Wesens und Weise des Lebens steht noch aus. Wir glauben an eine Zukunft des Menschengeschlechts, wo unsere inneren Nöte, unter denen wir jetzt leiden, nur als Kinderkrankheiten der Menschheit erscheinen werden. Darum kämpfen wir heute nicht bloß um das Werden des einzelnen Menschen, sondern des menschlichen Wesens überhaupt. Wenn wir uns als Glieder fühlen, empfinden wir nicht nur den Lebenszusammenhang mit unsern Zeitgenossen, sondern auch mit dem zukünftigen Geschlecht und kämpfen um sein Werden, wenn wir um unseres kämpfen. Das giebt eine ganz neue Menschempfindung und innere Verpflichtung, die wie eine neue Lebenskraft in uns treibt. Die Menschwerdung beginnt der Menschheit zum Bewußtsein zu kommen. Nur wer der kommenden Generation gelebt hat, der hat gelebt für alle Zeiten. Das wird jetzt der Wertmesser unsers Lebens.

4. Das äußert sich in dem starken Interesse an Erziehung, das unsre Zeit hat. Kindererziehung und Selbsterziehung sind seine beiden Brennpunkte. Früher war Selbsterziehung, wenn nicht ein unbekannter Begriff, doch nur ein Ausdruck für eine Lebensführung nach sittlichen Grundsätzen, heute will man sich zu etwas erziehen, was man noch nicht ist, und sucht deshalb in Vergangenheit und Gegenwart nach Erziehern. Man will sich so gern erziehen lassen — wie demütigend hätten das frühere Generationen empfunden! —, wenn man nur wüßte, von wem. Mit wahrer Seelenangst verlangt man darnach, schon um imstande zu sein, die eigenen Kinder zu erziehen. Denn man fühlt, daß das etwas ganz Anderes werden muß, als man es bisher betrieb: die Pflege und Leitung des Werdens, Wachsens und Reifens des menschlichen Wesens in den Kin-

dern zu seiner eigentümlichen Gestalt und Schönheit. Man hat deshalb das neue Jahrhundert das Jahrhundert des Kindes genannt, weil der Drang erwacht ist, alles einzusetzen für das Wohl der kommenden Generation und durch das eigene Leben, durch das Vorleben und die Eheschließung, durch eheliche Gemeinschaft und Familienleben die Werdebedingungen für das Heil des künftigen Geschlechts zu schaffen.

Wem das Auge für diese Morgendämmerung aufgegangen ist, der steht im Lichte des Ziels der Menschheit, sieht unser gesamtes heutiges Streben davon beleuchtet und gewinnt den Blick für die ganz neue Perspektive, in der uns dann alles, was wir sind und uns umgiebt, erscheint. M.

Die Versöhnung im Christus.

1. Die Verlorenheit der Menschen.

Von Versöhnung und Erlösung kann nur sprechen, wer die Verlorenheit der Menschheit kennt und empfindet. Aber gerade darin hat sich die Zeit merkwürdig geändert. Früher war die Anerkennung der Verlorenheit und das Bedürfnis nach Erlösung etwas schlechthin Selbstverständliches. Die Meinungen gingen nur auseinander über die Möglichkeit und den Weg der Erlösung. Heute ist für weite Kreise die Frage aufgetaucht: Giebt es überhaupt eine Verlorenheit? Viele verneinen die Frage ernstlich und wollen deshalb von der Notwendigkeit oder Möglichkeit einer Erlösung der Menschen gar nichts mehr hören.

Das sind zum Teil sehr ernste, wahrheitliebende Gegner, und unverkennbar haben sie große Massen auf ihrer Seite. Es sind die Folgerungen aus der Entwickelungslehre, die sie vertreten. Wenn sich wirklich die Menschheit durch allmählichen Fortschritt im Laufe von Jahrmillionen aus Pflanze und Tier zu ihrer heutigen Höhe entwickelt hat, dann kann von Erlösung keine Rede mehr sein.

Dann giebt es nur Fortschritt, und in der Zukunft liegt unbedingt das Heil und die Beseitigung alles Störenden und Quälenden. Die Entwickelung kann in bestimmter Zeitfolge vor sich gehen, kann fluten und ebben, aber aufgehalten und verhindert kann sie nicht werden. Wenn man dann noch von Erlösung sprechen will, so liegt sie beschlossen in der Zeit allein.

Das ist etwa heute das Glaubensbekenntnis vieler. Wollte man die Stimmen dafür und dagegen zählen und nicht wägen, so ist vielleicht zweifelhaft, wo die Mehrheit ist. Wenigstens unter den Gebildeten. Diese Weltanschauung stützt sich auf sehr ernste und noch keineswegs widerlegte Forschungsergebnisse unserer heutigen Naturwissenschaften. Ich glaube auch, daß vorläufig mit rein wissenschaftlichen Mitteln die Möglichkeit einer Widerlegung gar nicht abzusehen ist.

Ich glaube aber auch, daß die Frage auf wissenschaftlichem Gebiete überhaupt nicht ausgetragen werden kann und darf. Verlorenheit oder Erlösung sind sittliche Fragen, denen wissenschaftlich überhaupt nicht beizukommen ist. Das sind Lebensfragen aber keine philosophischen oder naturwissenschaftlichen oder mathematischen Aufgaben. Es gehört schon eine ziemliche Gedankenlosigkeit dazu, sich für solche Fragen auf wissenschaftliche Erkenntnislehren zu berufen oder Gehörtes und Erlesenes nachzusprechen. Hier lohnt es auch nicht, Worte dagegen zu verlieren oder den Versuch zu machen, einzelne Menschen umzustimmen. Das muß einfach der Zeit überlassen werden, in der die Wahrheit klar werden wird.

Die alte Anschauung von der Verlorenheit und Erlösung stützt sich auf die Bibel. Hier ist aber ein Unterschied. Alles, was von geistlichen Formen beherrscht ist, hat die Bibel und ihren Inhalt wesentlich als Lehre, die Bibel selbst hat ihre Wahrheiten als Erlebnisse und Erfahrungen und redet davon als aus eigener Anschauung. Wer nun bloß die Lehren der Bibel hat, der hat etwas, das ebensoviel oder ebensowenig wert ist wie die Lehren und Schlußfolgerungen der heutigen Wissenschaft. Ein Geistesgebilde, das sich nur durch Form und Anstrich von einander scheidet. Das

Lebensgefüge der biblischen Erfahrung und Niederschrift ist etwas wesentlich anderes und kann nicht gemeistert werden, auch wenn jemand Bibelwort und Buchstabe aufs Genaueste nachahmt. Darüber sollte sich niemand täuschen. Ob jemand ein christlich religiöses Bekenntnis nachspricht oder ein materialistisch religiöses ist ganz gleichgültig. Beides sind nur Worte verschiedener Auffärbung. Wesentlich wird erst der Unterschied, wenn jemand in seinem ganzen Sein der Wahrheit dient und aus der Wahrheit und für die Wahrheit lebt.

Es kommt also die Wissenschaft ebenso wie die Religion zu ihren Ergebnissen durch bloße Gedankenarbeit, die Bibel durch neues Erleben, und die Menschheit geht entweder den Gedankenweg, der sich bei den meisten durch gewisse Worte äußert, oder sie geht den Lebensweg. Letzteren finden nur wenige.

Die Bibel ist der Verlorenheit geschichtlich inne geworden und hat sie klar erschaut. Aber nur dadurch, daß zu gewissen Zeiten einzelne Menschen das wahre Menschensein erkannten und hineingestellt wurden. Diesen ging es auf wie ein Licht, wie eine lange gefühlte, aber nie recht klar erfaßte Wahrheit: Das ist das Eigentliche, das Wahre. Von Stund an erschien ihnen alles andere als das Falsche. Die Verlorenheit wurde deutlich in dem Maße, als die Erlösung erschaut oder erlebt wurde. Wer der Erlösung nicht inne wird, der hat keine eigentliche Klarheit über die Verlorenheit, höchstens einen wüsten Pessimismus.

Hier liegt ein bedeutsamer Unterschied zwischen biblischem und sonstigem Denken. Pessimisten, die die Menschheit für entartet, verkommen und verloren hielten, gab's und giebt's immer. Dafür Stimmung zu machen, ist nicht schwer. Aber die biblische Anschauung entstammt gar nicht dem Pessimismus, sondern neuen, ungeahnt großen und herrlichen Erlebnissen. Aus der Beseligung heraus wurde man der Verlorenheit inne. Aber dann entbehrte diese Erkenntnis alles Drückenden, denn man war zugleich auf den Weg der Erlösung gestellt. Man sah die Möglichkeit des Neuwerdens durch die Wirklichkeit des Erlebens. Damit hörte auch

alle Verbitterung und Verstimmung über die Schlechtigkeit der Menschen und der Welt auf. Man sah schon keimartig das Neue der Erlösung und hielt sich mit dem Alten nicht mehr auf. Man vergaß, was dahinten lag, und jagte dem vorgesteckten Ziele nach. Daher kann man auch sagen, daß überall da, wo über die Schlechtigkeit der Welt und der Menschen geklagt wird, auch noch keine Ahnung von der Erlösung aufgegangen ist.

Man kann sogar sagen, daß auch der Grad solcher Erkenntnis von der Tiefe des Erlebens abhing. Die alttestamentlichen Schriftsteller z. B. sahen die Verlorenheit der Menschen nur bis zu einem gewissen Grade. Von der Verlorenheit ihres Volkes z. B. sahen sie nichts. An Israel sahen sie etwa einzelne Schlechtigkeiten, aber das Israel war immer das Gerettete. Sie sahen auch von der Erlösung nur ein Weniges. Jesus dagegen, der die volle Wahrheit überall erlebte und ihr Gefäß war, sah deutlich: auch Israel ist durch und durch im Zustande der Verlorenheit. Auch seine Religion schützt es nicht davor. Er sah die Verlorenheit im vollen Umfange, weil er die volle Erlösung sah und sogar durchzusetzen wußte. Daher reden die neutestamentlichen Schriftsteller aus Jesus heraus soviel von der allgemeinen Verlorenheit, aber auch allgemeinen Erlösung, die alten sahen nur ein teilweises Heil und eine teilweise Verlorenheit. Sie hatten noch nicht erschaut, daß die Masse der Heiden für Gott da sei und zur Erlösung in Aussicht genommen. Darum sahen sie aber auch nicht die Verlorenheit ihres eigenen Israel.

Würde man die Verlorenheit für sich sehen, so müßte ja Verzweiflung das Ergebnis sein. Auch wenn die Möglichkeit vorhanden wäre, die Verlorenheit der Menschen zu beweisen, so wäre es furchtbar thöricht, solches wirklich zu thun. Es hat doch nicht den leisesten Nutzen, die Menschen zum Fürchten zu bringen. Sie sind ohnehin schon bei allem Trotz voller Verzagtheit. Wenn daher einem Geschlechte das Bewußtsein der allgemeinen Verlorenheit abhanden gekommen oder fraglich geworden ist, so ist das eigentlich anzusehen als eine Freundlichkeit Gottes, der ihnen gewisse Dinge

des Schreckens so lange verbirgt, bis es an der Zeit ist, das Heilmittel zu zeigen und darzubieten. In dem Maße als die Erlösung der Menschen Thatsache wird, wird sich auch die Erkenntnis ihrer vorherigen Verlorenheit ausbreiten. Ohne die neue Wahrheit soll das alte Leid bedeckt und verschwiegen bleiben. Es wird immer jedem nur soviel gezeigt, als er vertragen kann, und wem die Wirklichkeit der Erlösung ferne gerückt ist, dem ist die Thatsache der Verlorenheit fraglich. Das ist kein Tadel und Vorwurf, sondern nur ein Erkennungszeichen der Zeit, in der jemand lebt.

Daraus folgt aber auch, daß wir biblischen Pfaden folgen müssen, wenn wir von Erlösung reden wollen. Irgend welche heute interessante wissenschaftliche Auseinandersetzungen soll man daher in diesen Ausführungen nicht erwarten.

2. Die Bibel und der Ursprung der Verlorenheit.

Natürlich erzählt sie uns eine Geschichte. Die bekannte Geschichte vom ersten Sündenfall. Sie wird heute beinah nicht mehr ernst genommen. Namentlich seit in Babylonien die ungeheure Entdeckung eines alten Toncylinders gemacht worden ist, auf dem eine männliche und eine weibliche Gestalt zu sehen sind und zwischen ihnen eine Schlange. Daraus soll nun sonnenklar hervorgehen und „wissenschaftlich“ erwiesen sein, daß die ganze Geschichte babylonisch-sumerischen Ursprungs ist und folglich — Sage.

Aber abgesehen davon kommt eigentlich nicht soviel darauf an, wie sich heute die Leute zu biblischen Geschichten stellen. Mir wäre am liebsten, wenn sie sie soweit aufmerksam überlegen wollten, daß sie sich ihren geistigen Inhalt deutlich machten und Nebensächliches als solches erfaßten. Bei dieser Haltung wäre man berührt von dem eigentümlichen Geiste der Bibel, der durch die Verschiedenartigkeit ihrer Abfassung und Verfasser hindurchweht, und würde sich von da aus in Äußerlichkeiten unschwer zurechtfinden.

Mir ist immer aufgefallen, daß eine Menge Geschichten uralter Herkunft von der Bibel öfters erzählt werden, in verschiedenen

Zeiten und verschiedener Form und doch genau gleichen Inhalts. Wer am Äußerlichen hängt, der merkt's natürlich nicht. Aber wer in der Sache steht und den Kern erfaßt, den bestärkt diese Eigentümlichkeit wie eine stille Bestätigung und Beweisführung.

Auch die Geschichte vom Sündenfall steht zweimal in der Bibel. „Du möchtest gerne essen? Du sollst auch. Es wird dir das Essen zur Bestätigung deines göttlichen Ursprungs werden: Gottes Kräfte werden herauswachsen". Nur weil das eine Mal die Rede ist von einer „Frucht", und es das andre Mal heißt: „Sprich, daß diese „Steine" Brot werden", merken die Leute den Gleichklang der Geschichten nicht. Die äußerliche Lage war überhaupt beide Male so verschieden wie möglich. Aber wer auf den Kern sieht, der merkt daran, daß es sich nicht um assyrische Überlieferungen handelt und alte Toncylinder, sondern um eine einzige große Gefahr für den Menschen und um einen großen Sieg des Menschen.

Von da aus gewinnt mit einem Male die alte Geschichte von der Eva eine eigenartige menschliche Bedeutung, bei der es sich lohnt, ein wenig zu verweilen.

Was veranlaßte eigentlich nach der alten Geschichte die Menschen, vom verbotenen Baume zu essen? Vorsätzliche Schlechtigkeit etwa? Keineswegs. „Ihr werdet sein wie Gott" ist das Lockmittel. Also die Hoffnung, die höchste Bestimmung zu erreichen, die es giebt. Das Streben nach Gottsein ist das unlöschliche, unbezwingliche und auch edelste Verlangen des Menschen, das ihn himmelhoch über alle Kreatur erhebt, dessen Spuren auch im verkommensten Menschen noch nachweisbar sind. Das wurde seine Falle. Da ist doch nichts Schlechtes dabei? Das war allenfalls vorschnell, übereifrig, aber doch nicht schlecht!

Oder: „Ihr werdet wissen, was gut und böse ist" — ja wenn der Mensch einmal nicht mehr wissen will und noch dazu das Allerwichtigste, was es giebt, was für ihn gut und was böse ist, oder überhaupt den Kreis seines Wissens nicht mehr erweitern will, dann hört er auf Mensch zu sein. Viel schlimmer wäre es

gewesen, wenn Adam und Eva geantwortet hätten: Ach was, das interessiert uns absolut nicht. Ja dann würde ich wirklich glauben, sie wären beide große Affen gewesen, die im Tigrisdickicht hausten. Aber daß sie wissen wollten und wie Gott sein wollten, darin gerade bezeugten sie sich als echte, wahre Menschen. Man kann auch im Himmel nicht wünschen, daß dieser Menschensinn je aufhöre. Darin spricht sich gerade die eigentliche Natur des Menschen aus. Das ist offenbar sein Ziel, weil es sein Ursprung ist, das Sein wie Gott. Und irgend ein Wissen dem Menschen vorzuenthalten, noch dazu das von Gut und Böse, kann niemals Gottes Absicht gewesen sein.

Der Fehler kann also höchstens Übereilung gewesen sein, oder daß sie das Große ihrer Bestimmung von unten her, von der Schlange, vom Tiere her annahmen. Der Baum des Lebens stand jenseits von Gut und Böse. Daß sie nicht nach dem Leben griffen sondern nur nach dem Wissen und auch bis heute im Wissen das Begehrenswerte erkennen, nicht im Leben, das war der Fehler. Daß sich Lüsternheit mit einmischte und etwa auf sinnlichem Wege durchgedrückt werden sollte, was nur geistlich, sittlich zu erreichen ist, gerade unter Verzicht auf Sinnlichkeit und Übermenschentum.

Man könnte heute, um verständlicher zu werden, etwa den ganzen damaligen Vorgang mit Atavismus bezeichnen. Es war eine Umkehr zum Tiere, statt eines Vorwärts auf Gott hin. Sie hätten von Gott her das Erstrebenswerte empfangen sollen und sich vorwärts strecken statt rückwärts. Aber empfangen mußten sie's. Jesus hat später in genau der gleichen Lage gezeigt, wie es damals hätte geschehen sollen. Er wollte von Gottessohnschaft nichts wissen, sobald es von unten her kam. Er wollte vom Essen überhaupt nichts wissen, wenn es nicht von Gott kam, obgleich niemand seine Gottessohnschaft so feierlich bestätigt hatte wie er, und nie jemand das Essen ernster und wichtiger genommen hat wie er. Aber nach oben hin mußte bei ihm immer die Linie führen, nicht nach unten. Ich glaube, er ist heute noch desselben Sinnes wie damals. Ihm graust es, wenn *wir* ihm mit der

Gottessohnschaft kommen oder uns ereifern, wie sein Mahl recht gefeiert werde.

Jesus hat also nach dem neutestamentlichen Widerspiel der alten Geschichte in der gleichen Lage richtig gehandelt. Früher wurde es versehen. Es handelte sich aber damals nur um Versehen, um Betrogensein, um Übereilung, um Unbedachtheit, aber nicht um Schlechtigkeit, um Sünde. Der Fehltritt der Eva war der Fehltritt eines unmündigen Kindes. Hätte es den Fehler vermieden, es wäre an der Versuchung gereift. Es hätte einen klaren Blick bekommen dafür, wie gefährlich die Lage war, wie gefährlich überhaupt ein Rückwärts zum Tiere für den Menschen ist. Der wahre Mensch ruht mit seinem Sein in Gott und ist nach Gott gerichtet. In ihm ist das Tier gebändigt und göttlich regiert. Das darf ihn aber nicht mehr sinnlich beeinflussen und ausschlaggebender Berater sein, wie der Mensch Gott gleich werde und sein Wissen und Sehnen stillen könne.

In unserer Geschichte ist aber noch sehr fraglich, ob der Mensch den Rückfall in niederes Leben nicht vermieden hätte, wenn er ganz auf sich angewiesen gewesen wäre. Offenbar will die Geschichte betonen, daß von außen her, nicht aus ihm heraus die Versuchung kam, und von außen das gottfremde Wesen in ihn hineindrang. Es wurde nicht in ihm selbst erzeugt. In ihm lag nur der Nährboden, auf dem es wachsen und sich entfalten konnte, nicht Quelle und Ursprung.

Offenbar will die Geschichte gerade diesen Gedanken betonen. Sie würde sonst nicht mit solchem Nachdruck aus verschiedenen Zeiten das Gleiche erzählen. Wir dürfen das als biblische Anschauung ansprechen.

Wenn aber der Mensch lediglich unversehens und unbedacht unter die Herrschaft der Sünde kam, so kann auch seine Strafe keine andere sein als die des irrenden Kindes, das nie aufhört, das geliebte Kind zu sein, dem in dem Augenblicke alles verziehen ist, wenn es kommt und sich schuldig bekennt und nach Erlösung sehnt. Das Ungöttliche wird stets, so groß es auch wachsen mag,

doch das Fremde sein, nie das Eigene des Menschen, und der Mensch kann nie aufhören Kind zu sein, auch wenn er lange und weit in die Irre geht.

Das hat freilich jeder Fehltritt an sich, daß er den Fehlenden verdüstert, verbittert, mißtrauisch und scheu macht gegen den Beleidigten. Es ist daher viel schwerer für den Beleidiger den Weg zur Versöhnung zu finden als für den Gekränkten. Die Geschichte der Menschheit mußte eine Geschichte des Irregehens werden bis endlich die Umstimmung soweit ausreifte, daß der verlorene Sohn den Vater suchte. Aber wenn er kam, mußte er auch ein sehnsüchtig wartendes Vaterherz finden, das längst alles verziehen.

3. Das Recht der Erlösung.

Nicht immer hat man den Vorgang der Erlösung und Versöhnung so einfach angesehen, wie die Beziehungen zwischen Vater und Kindern es nahelegen. Augenscheinlich spielt sich der Vorgang auch nicht so einfach ab. Jahrtausende währt bereits die Strafe der Gottesferne, unter der ungezählte Millionen in namenlosem Elend schmachten, und die unabsehbar erscheint. Und das alles um eine einzige Frucht, um den Fehltritt eines einzigen Kindes, das gar nichts Böses thun wollte, sondern gerade nur nach dem Höchsten und Besten sich streckte, nach dem, was offenbar sein Eigentum war! Dafür die entsetzliche, grauenhafte Strafe, deren Schwere man sich gar nicht in ihren letzten Folgen ausdenken, und die niemand übersehen kann!

Ein Wunder ist's eigentlich nicht, daß unsere Zeit die ganze Paradies- und Sündenfallgeschichte einfach weggeworfen hat und nichts mehr davon wissen will. Die Entwickelungslehre, auf die gewissenhafte Forschungen immer deutlicher hinweisen, ist auch dem ruhigen Denken viel klarer und vernünftiger. Die Entwickelungslehre kennt aber weder Sünde noch Sündenfall, auch keine Lehre von der Versöhnung und Erlösung.

Es lohnt sich aber auch einmal bei der früheren Auffassung

von Verlorenheit und Erlösung stehen zu bleiben, die von Entwickelungslehre nichts ahnte und wollte. Viele Jahrhunderte hat sie beherrscht, und heute noch pflichten der alten Anschauung im wesentlichen alle christlichen Religionsformen bei. Sie ist übrigens wesentlich jünger als das neue Testament. Es hat mehrere Jahrhunderte gedauert, bis ein kluger Mann sie ausdachte und sie der Christenheit annehmbar zu machen wußte. Vorher tappte man in wunderlichen Erklärungen herum, die uns heute fast erheiternd anmuten wollen. Aber der Ernst der unbegreiflichen Sache, die wie ein schweres Rätsel auf uns lastet, läßt die geistigen Verrenkungen der Alten voll rührender Treuherzigkeit erscheinen. Die Bibel selbst kennt keine Versöhnungstheorie. Den Männern der heiligen Schrift stand die große Sache in ihren beseligenden Wirkungen zu unmittelbar nahe, als daß sie nach einer Erklärung gesucht hätten. Sie reden von ihr in Bildern und im Jubeltone, denn sie wußten sich mit ihren Hörern und Lesern im tiefsten Erleben eins und dachten nicht an Mißverständnisse oder Erklärungen.

Das ist auch die einzig rechte Stellung. Stelle dich hinein in die große Thatsache der Erlösung, die in Christus da ist. Laß das Neue dich durchdringen, heiligen und beseligen bis in die letzten Grenzen deines Denkens und Empfindens und zerbrich dir nicht den Kopf über das Wie. Die Erlösung ist ein Vorgang, in den man hineinwächst, und es erscheint keine Ewigkeit zu lang, als daß man nicht immer tiefer in ihre Gnade und Wahrheit eindringen könnte. Es ist auch offenbar, daß mit immer neuem Erleben ihrer Herrlichkeit auch das Verständnis immer tiefer wird, daß die Wahrheit immer klarer wird für jegliches Denken, und daß es je länger, je weniger anstrengender Denkarbeit bedürfen wird, um ein weniges davon zu verstehen. Aber ebenso deutlich ist auch, daß ein Verstehen und Beschreiben ohne Erleben auf bloßem Verstandeswege völlig ausgeschlossen ist. Daher werden wohl alle Erklärungen, die das Mittelalter erzeugt hat, ausnahmslos falsch sein. Sie sind alle nachbiblisch und Erzeugnis der Schulmeisterei, berechnet für

Schüler, aber nicht, wie einmal Paulus sagt, für die „Genossen der Freude".

Soll aber doch durchaus erklärt werden, so müßte eigentlich jedem Menschen das Recht zugestanden werden, sich den Vorgang auf seine Weise, so gut oder so gering er vermag, klar zu machen. Ob er's recht versteht oder nicht, ist ja ganz gleichgültig. Wenn er's nur hat, und seine Lebensströme in den Bahnen der großen Erlösung fließen, dann wird jeweilig neues Erleben reichlich ersetzen, was hier und da am Folgerungsvermögen mangelt. Aber eine unabwendbar eingesetzte und verlangte allgemeine Kirchenerklärung erscheint als etwas schlechthin Unbegreifliches. Versteht man sie nicht, so ist sie völlig wertlos, und versteht man sie einigermaßen — nicht minder. Denn Wert hat doch nur der Besitz, aber nicht das Denken darüber.

Also wir sollen glauben, daß der lebendige Gott und Schöpfer von Himmel und Erde und alles Lebens durch den Fehltritt unbedachter, verführter Kinder, die er als Gefäße seiner unendlichen Liebe geschaffen, dermaßen erzürnt ist, daß er tausende von Jahren an ihnen und ihren unschuldigen Kindern fürchterliche Rache nimmt, und daß sein Zorn nicht eher ruhte und rastete, bis einmal ein ganz Unschuldiger sich zum Opferlamme hergab und den ganzen Zorn Gottes an sich austoben ließ. Da hielt der Eifer inne. Der Unschuldige wurde freigegeben und um seinetwillen auch alle Schuldigen, falls sie sich auf ihn berufen würden. Wo nicht, würde, gleichviel ob sie aus Unkenntnis oder Vorsatz ohne ihn auszukommen versuchten, die Strafe weiter wüten.

Ich glaube, irgendwo im germanischen Rechte gab's eine Bestimmung stellvertretender Sühne für gewisse vom Gesetz vorgesehene Fälle. Keinesfalls würde aber ein Rechtsvertreter sich einverstanden erklären, daß in allen Fällen Stellvertretung möglich sei. Könnte man etwa einen Mörder straffrei machen, wenn ein anderer, ganz Unschuldiger, sich an seiner Statt zum Tode meldete? Das betreffende Gericht würde sich ihm gegenüber eines ungeheuerlichen Justizmordes bezichtigen, und selbst wenn es darauf einginge, so

würde es sich frevelhafter Fahrlässigkeit schuldig machen, daß es den Mörder in die Gesellschaft zurücklaufen läßt und an dem Schuldlosen, Ungefährlichen eine Blutthat vollzogen hat.

Eine Bürgschaft, eine Stellvertretung mag in manchen Fällen zulässig erscheinen, um eine mildere Handhabung gesetzlicher Bestimmungen zu ermöglichen, aber im allgemeinen ist's eine doppelte Ungerechtigkeit, gegen den Schuldigen nicht minder wie gegen den Unschuldigen. Und diese verlegene Rechtsbestimmung der alten Gerichtsübung, die man irgendwo in Büchern aufgelesen, die wälzt sich durch die Jahrhunderte und maßt sich an, die Erlösung in Jesu Christo und die tiefsten innergöttlichen Entschließungen bestimmen zu wollen!

Aber die Bibel selbst redet in genau den gleichen Ausdrücken von der Sache, vom unschuldigen Opfer Christi, von Sühne und der Strafe des Gerechten für die Ungerechten und vielem mehr. Alles Wörter, mit denen die Bestimmung einer Rechtsgewohnheit für die Dogmatik christlich festgenagelt werden könnte. Freilich würde es auch dem allerchristlichsten Staate niemals einfallen, die christliche Stellvertretungslehre in Rechtsübung umzusetzen und einmal wirklich einen freiwilligen Unschuldigen für einen Schuldigen zu henken. Ein Zeichen, daß alles nur Wörter sind. Auch was man als Belege aus der Bibel herausgeholt hat, sind Bilder, unter deren wechselnder Anwendung man auf das große Erlebnis hinzuweisen suchte, Vergleiche aus dem öffentlichen und religiösen Leben, die dem damaligen Denken nahelagen, aber nimmermehr Erklärungen und Darstellungen. Man suchte damals mit allem an das Große zu erinnern, dessen alle voll waren. So wie Jesus in allem und an allem den Vater suchte und sah, so sahen seine Erlösten überall Jesum durch, der bei ihnen fühlbar gegenwärtig war. Und sie hatten ein heiliges Recht dazu. Aber wir haben darum noch kein Recht, die harmlosen Äußerungen ihrer Freude zu dogmatischen Beweisstellen zu stempeln und Lehrtümer daraus zu schmieden.

Daß das Opfer überhaupt mißverstanden wurde von den Opfern-

den und der Religion und zur Leistung herabgewürdigt, sahen wir schon.*) Wer in dem Opfer eine besondere Kraftanstrengung des Menschen sah, die Gott gegenüber notwendig sei und nachher von einem Opfer Jesu Christi hörte, der konnte natürlich das Wesen der Sache nicht verstehen, und seine Erklärungen mußten irreführen. An sich schadet das ja gar nichts. Wer die Sache hat, für den ist's ganz gleichgültig, wie er sie sich deutlich macht. Aber wenn die Sache verloren ging, erwuchsen aus den Erklärungen menschentrennende Religionen, und das war schwer und bedrückend. So ist ja auch die Geschichte gelaufen. Was scheidet denn die Christenheit durch so unübersteigliche Hindernisse? Nur verschiedene Erklärungsformen von Wesenheiten, die man wesentlich verloren.

Aber eines sollte freilich die Aufmerksamkeit erregen. Welches Verständnis für das Wesen Gottes selbst, der der Urgrund der Liebe und Barmherzigkeit ist, muß wohl da walten, wo man den einen Fehltritt so entsetzlich bestraft glaubt, daß er erst, nachdem Jahrtausende im Elend geschmachtet, getilgt werden konnte und dann nur durch unschuldiges Blut, das Herzblut des eigenen Sohnes! Ja auch nachher scheint die eigentliche Weltlage gar nicht wesentlich gebessert. Trotz des Opfers auf Golgatha ist in der Welt eine eigentliche Änderung aller Verhältnisse nicht geworden, höchstens eine leise Besserung der Zeiten und Sitten. Fragt man dann tiefer, so hört man als schließliche Antwort: Ja das Schicksal der Gläubigen nach dem Tode ist ein völlig neues, ist Seligkeit statt Verdammnis. Es liegt also in der Zeit nur der allergeringste Teil des Elends! Die eigentliche Rache liegt im Jenseits, in der Ewigkeit. Fragt man nun weiter: Es sind wohl sehr wenige, die verdammt werden? so hört man mit Staunen: Ach nein, die meisten. Also trotz des Sühneopfers Christi sind's nur wenige Auserwählte, die selig werden und nach einem kummervollen und mühseligen Leben wenigstens den Schrecken der Ewigkeit entnommen sind, die für das einmalige Naschen der verbotenen Frucht, allen Adamskindern aufbehalten sind.

*) Vgl. S. 89 ff.

4. Die Naturgeschichte der Sünde.

Wir werden schwerlich in irgend einem Recht nachsuchen müssen, um im lebendigen Gotte die Ursachen des Zorns und der Gnade verstehen zu können. Wir werden von vornherein sagen müssen, daß die Sünde, die Strafe und auch die Versöhnung und Erlösung tief in der Natur begründet ist. Wir verstehen vielleicht die Natur an sich nicht, aber in ihr werden wir suchen müssen, wenn wir dem Wesen Gottes und den Rätseln unseres Daseins annähernd nahe kommen wollen. Denn die Natur ist die Offenbarung Gottes, der Widerschein göttlicher Wirklichkeit. Wer hier sucht, muß schließlich finden.

So ging Jesus. Der Weg und das Wesen der Versöhnung wurde ihm deutlich durch das Aufmerken auf die Natur. Ich meine nicht auf naturwissenschaftlichem Wege. Die Naturwissenschaft hat im großen und ganzen wenig Empfinden für das Wesen der Natur. Sie zählt, sie rechnet, sie schneidet, sie sammelt, aber im innern Zusammenhang mit der Natur steht sie darum noch nicht. Daher sind auch viele ihrer Vertreter ebenso vertrocknete und ausdörrende Gelehrte, als welche unser empörungslustiges Geschlecht meistens die Sprachgelehrten hinzustellen beliebt. Die Natur ist die Sprache Gottes. Die Formen und Fälle kann man allenfalls auswendig lernen und die Abweichungen von der Regel rot anstreichen. Deshalb braucht man aber noch kein Sprachgefühl zu haben und ihr tiefstes Wesen zu verstehen.

Umgekehrt braucht darum noch kein Gelehrter zu sein, wer den Pulsschlag der Natur in seinem eigenen Herzen schlagen fühlt, und das Wesen der Sache innerlich nachempfindet. So aber merkte Jesus auf die Natur. Er las im Wesen des Menschen, im Wesen des Vaters, im Wesen alles dessen, was ist, und dort offenbarte sich ihm die Wahrheit des Seins und der Weg zur Erlösung. Nachher fand sich auch bei ihm wieder der Zusammenhang mit der Bibel, und von da aus konnte er sich auf die Schrift berufen. Durch den Buchstaben der Geschichte vom Sündenfall hätte er sein

Verständnis wohl schwerlich gefunden. Das nahm er aus dem Verstehen des Menschen selbst und seines tiefsten Seins.

Da erhebt sich die Frage nach dem Wesen der Sünde. Was heißt denn „Sünde“? Wer hat eigentlich gesündigt? Im Grunde doch nur ein Menschenpaar. Alle andern haben mindestens anders „gesündigt“. Nicht aus freier Entschließung, sondern aus innerem Müssen heraus. Würden alle Menschen frei geboren, und würden alle Menschen vor die freie Wahl der Eva gestellt, so würden ganz gewiß viele den Fehltritt nachmachen, aber viele auch nicht. Viele würden sich vorwärts entwickeln zum Leben und zur Wahrheit. Aber sie sind ja gar nicht frei. Gegen das, was Sünde heißt, giebt es keinen Schutz. Weder edler Wille noch Frömmigkeit, noch irgend eine Anstrengung schützt vor dem, was man Sünde nennt. Sünde ist wie das, was man auf dem Acker Unkraut heißt. Keine Bearbeitung und keine Säuberung schützt vor dem Unkraut. Man kann es unterdrücken, aber nicht völlig ausrotten, und sobald die harte Arbeit aufhört, ist das Unkraut übermächtig da. So im Menschen. In ihm ist nie fraglich, ob er sündigen wird, sondern nur in welcher Richtung. Auch dabei ist übrigens den meisten schon der Weg genau vorgezeichnet durch elterliche Neigungen. Aber schlägt der Mensch irgend eine üble Richtung ein, als Geizen, oder Lügen, oder Stehlen, oder Trinken, so giebt's kaum ein Zurück. Er ist nach seiner Richtung festgelegt. Man kann allenfalls Grade unterscheiden. Man kann auch mit äußerster Gewalt unter Umständen jemandes Laster etwas mildern, aber ausheilen dürfte nur in sehr seltenen Fällen gelingen und nur unter Anwendung außergewöhnlicher Kräfte. Auch dann würde man meistens nur die Richtung des Sündigens ändern, etwa aus einem Geizhals oder Säufer einen Heuchler machen, wobei noch fraglich, was das Schlimmere ist.

Andererseits ist's dem Menschen nicht sehr schwer, gewisse Richtungen, die andern unüberwindlich sind, völlig zu meiden. Es ist vielen gar nicht schwer, den Geiz oder das Trinken oder grobe Sinnlichkeit zu meiden. Das wird erst schwer, wenn jemand unter

diesen Sonderbann kommt durch einzelne Thaten. Dann freilich giebt's eine Kette, die fast unzerreißbar ist. Es ist auch merkwürdig, daß die erste That eine gewisse Überwindung, beinahe Kraftanstrengung kostet, die folgenden werden immer leichter, und schließlich helfen oft die schwersten Gegenanstrengungen nichts. Die Sünde ist ein großer Strom, der unaufhaltsam fließt, manches kommt in Stromschnellen schneller vorwärts, anderes bleibt von einander immer in gleicher Entfernung, scheinbar im Stillstand, die Anstrengungen gegen den Strom zu schwimmen, gelingen eine Zeitlang, bewirken aber nur ein Stehenbleiben, kein Stromauf, und schließlich strömt alles immer gewaltiger, immer schneller, bis es in ein großes Verderben ausmünden muß, das aber allen ebenso gemeinsam ist, wie das Sündigen.

Dabei ist auch das bemerkenswert, daß im menschlichen Leben die Sünde stetig zunimmt. Im Kind, in der Jugend sind die übeln Dinge leichter und lassen sich oft meistern. Man glaubt wirklich zuweilen, es müßten aus gewissen jungen Leuten Idealmenschen erwachsen. Das Ideale bleibt aber nur, so lange die natürlichen Lebenskräfte stark genug sind, es festzuhalten. Sobald die jugendlichen Kräfte nachlassen, tritt ein häßlicher Zug nach dem andern in das Idealbild, und dann stören sie um so mehr, namentlich wenn noch der Schein des Ideals gewahrt werden soll. Die schönen Gesichter werden auch von den Runzeln des Alters mehr entstellt als die häßlichen. Von diesen hat man nie etwas anderes erwartet und sich schließlich so an sie gewöhnt, daß man die Häßlichkeit übersieht. Aber die entstellte Schönheit wirkt immer peinlich.

Ich war einmal als junger Mensch tief bekümmert, als ich einen sehr ehrenwerten alten Herrn sagen hörte, er habe noch niemals in seinem langen Leben gesehen, daß ein Mensch einen Fehler abgelegt habe. Im allgemeinen muß ich heute dem alten Herrn Recht geben. Ich erinnere mich aber, daß ich einmal gesehen habe, daß ein fast ganz verkommener Säufer vollständig gerettet wurde durch völlige Enthaltsamkeit, die er sich auferlegt hatte. Ich habe aber den Mann nicht sterben sehen und habe ihn seit Jahren aus

den Augen verloren und übernehme für sein heutiges Leben, wenn er's noch hat, keinerlei Aussage. Soviel ich unter den Menschen gesehen habe, war es überall dort mit den Fehlern am leichtesten, wo man am wenigsten Hehl aus ihnen machte, und dort saßen sie meistens am tiefsten und schwersten, wo scheinbar keine waren. Die sogenannten Menschen ohne Fehler sind im allgemeinen die schwierigsten, uud je weniger jemand vorstellt, desto leichter und lieber wird er auf die Dauer. Darum ist mir auch unser heutiges Geschlecht lieber als seine Vorgänger, weil es nicht zu heucheln liebt, sondern offen heraussagt, wo seine Schwächen liegen, während frühere Geschlechter meistens durch ihren guten Ton unausstehlich wurden. Nur fällt unseres vielleicht in den entgegengesetzen Fehler des frechen Aufdeckens. Schamlosigkeit ist noch lange nicht dasselbe wie Offenheit.

Aber schließlich kommt nicht viel darauf an, ob ein Geschlecht oder ein einzelner Mensch leichier ist oder schwerer. Dem wird sich niemand entziehen können, der sehen kann und will, daß die Sünde allgemein ist, und es giebt kaum etwas Thörichteres, als sich über die Fehler der Leute, die Schlechtigkeit der Welt u. s. f. zu entrüsten und aufzuregen. Es ist das gleiche Leid überall, nur in verschiedenen Formen. Es ist auch thöricht, eine Form der andern vorzuziehen. Ebenso wie es rührend naiv ist, einen Gegenstand für echt schön und den andern für echt häßlich zu erklären, ist es auch thöricht, eine Sünde der andern vorzuziehen. Das Verderben ist überall das Gleiche, aber gesündigt hat schließlich nur ein einziger. Die andern haben es alle wider Willen und ungefragt überkommen. Und der eine hat nur gesündigt, weil er sein wollte wie Gott, und weil er wissen wollte, und würde es ganz gewiß ein zweites Mal nicht thun. Das bestätigt auch die Geschichte. Der erste wahre Mensch fehlte, aber der zweite echte Mensch schon nicht mehr.

Es ist auch ganz fraglos, daß die meisten Menschen ins Sündigen so tief hineinkommen aus einer gewissen Verzweiflung über ihre eigene Machtlosigkeit. Wer Menschen länger kennt, weiß ganz

genau, daß die meisten durchaus nicht immer die öden, langweiligen, oberflächlichen Philister waren, als welche sie die Gesellschaft kennt. Viele dieser ausgedörrten Modemasken blicken zurück auf eine ideal angehauchte Jugend voll edlen Wollens und Strebens. Sie sind nur dann im Sumpfe stecken geblieben. Aber heute noch schwingen in ihnen ganz leise die Saiten höheren Lebens, das sich sehnt nach Erlösung von der Sündenherrschaft.

Die Sünde ist also eine ebensolche Einheit wie die Menschheit selbst und wie überhaupt alles, was besteht. Eine Einheit in unendlicher Mannigfaltigkeit und Ausdehnung, ohne Grenze von Raum oder Zeit dort, wo sie einmal vorhanden ist. Sie trägt ganz das Bild der gesamten Natur in sich. Sie wurde vorher verglichen mit dem Unkraut des Ackers. Die einzelne Pflanze ist etwas außerordentlich Vergängliches. Sie lebt einige Monate, aber ihre Gattung durchzieht in ständiger Abwechselung der Einzelwesen Jahrtausende. Und zur gleichen Zeit lebt die einzelne Pflanze in tausenden von Spiegelbildern und erfüllt mehr oder weniger weiten Raum. So die Sünde. Die einzelne That ist zeitlich und räumlich beschränkt, aber doch wuchert sie und ist zeitlich und räumlich scheinbar unbeschränkt durch die Mannigfaltigkeit der Wiederholung. Sie trägt also ganz den Stempel der Natur und kann in sich selbst nur Naturgeschichte sein.

5. Das Wesen und die Gerechtigkeit der Sünde.

Was ist nun Sünde? Man kann beobachten, daß alles, was wir als Unrecht empfinden, seinen Sitz hat in unserem Sinnenleben, nicht in unserem eigentlichen Sein und Wollen. Wer anfängt, Schlechtes zu thun, schämt sich. Er empfindet die That als wider seine wahre Natur gerichtet, als fremd. Wo mit Frechheit und Vorsatz gefehlt wird, da hat der eigentliche Mensch schon eine ganze Innengeschichte des Verderbens erlebt, aber auch da gelingt es nie, ihn völlig zu ertöten. Die Sünde ist also das Ergebnis des Unterbewußtseins, das zur Herrschaft gelangt ist, die empörte Sinnlichkeit.

In uns giebt es offenbar mancherlei Bewußtseinsformen, die uns im allgemeinen nicht deutlich sind. Dahin gehört die wunderbare Wachstumsarbeit des Körpers, die uns zwar unbewußt geschieht, aber der Ausdruck staunenswerter, unbegreiflicher Lebensweisheit ist. Es ist, als ob jeder Muskel in uns genau wüßte, was zu seiner Erhaltung und stetigen Erneuerung notwendig ist und mittelst einer geheimen Telegraphenleitung, die wir Nerven nennen, in dem wunderbaren chemischen Laboratorium des Innern bestellte, was ihm not ist. Von dort werden ihm die geeigneten Mittel in Form einer lebensvollen Lösung, die wir Blut nennen, ohne weiteres zugesandt, sofern sie nur irgend vorhanden sind. In diesem Laboratorium wird ohne Unterbrechung Tag und Nacht, Jahr um Jahr gearbeitet, der große Luftdruckapparat, der dem Laboratorium die hauptsächlichsten anorganischen Stoffe zuführt, deren es zur Verarbeitung bedarf — wir nennen ihn Lunge — darf nie stille stehen, und in dem starken Pumpwerk des Herzens, das die lebendige Lösung überall hin durch Kanäle leitet, aufwärts und abwärts ohne Unterschied, darf nie die Arbeit ruhen. In alledem liegt Bewußtsein und allerhöchste Weisheit, sorgsamste Berechnung und genaueste Wägung. Der Mensch vermag nur schwer, es nachzurechnen, und muß dazu schon über eine ungewöhnlich gelehrte Bildung verfügen, aber all die Weisheit vollzieht sich dir unbewußt, während du schläfst oder die fadeste gesellschaftliche Unterhaltung führst.

Das ist also eine Form des Unterbewußtseins. Eine andere Form ist z. B. der Schmerz. Schmerz entsteht, wenn irgend ein Glied wie ein unruhiger, anspruchsvoller Zimmergast unausgesetzt auf die elektrische Leitung drückt, bis alle Hausbewohner zusammenstürzen und fragen, was eigentlich los ist. Dann erklärt der Störenfried: Es brennt! und damit wird die gesamte Thätigkeit des Hausstandes unterbrochen, und alles beschäftigt sich mit der einen Frage, wie der Brand zu löschen sei. Dieses unausgesetzte Läuten des Schmerzes kommt dann auch dem Ich zum Bewußtsein, offenbar um es aufzufordern, die geeigneten Vorkehrungen zur Absperrung

und Bearbeitung der Brandstätte zu treffen. Der Mensch wußte bis dahin nicht, daß das betreffende Glied so fest mit dem Läutewerk verbunden sei. Das Läutewerk selbst kannte er überhaupt nicht, und auf den Besitz des kranken Gliedes hatte er nie geachtet. Das ganze Leben und Empfinden dieses Gliedes spielte sich in gesunden Tagen im Unterbewußtsein ab. Aber als es erkrankte, schnellte es hinauf ins Bewußtsein, hülfeschreiend, rasend vor Erregung, voll wahnsinniger Angst um die Erhaltung seines kleinen Daseins. Dann kann es sich so gebärden, daß der Mensch selbst die Fassung verliert und von dem blinden Passagier dermaßen beherrscht wird, daß dieser die Leitung der Weiterreise ausschließlich übernimmt. Diesen Zustand nennen wir Krankheit. Wenigstens ist das eine Seite der Krankheit. Ihr wahres Wesen ist ein tiefes Geheimnis, aber ihre Außenseite sieht etwa so aus.

Ganz gleichartig ist das, was wir Sünde nennen. Irgend ein Unterbewußtsein bringt sein lüsternes, heißes Begehren zur Aussprache und heischt gierig Befriedigung. Würde es in menschliche Zucht genommen und ihm diese Geltendmachung unberechtigter Herrschergelüste versagt, so würde es mit leichter Mühe ins Unterbewußtsein und Unbewußtsein zurückgedrängt werden können. Wird es aber befriedigt, so pocht es auf sein Recht und wird immer selbstbewußter. Die betreffenden Nerventeile entwickeln sich, sobald sie in einseitigen Brauch kommen, auf Kosten der andern, und schließlich brennt und glüht aus ihnen Ein großes, unersättliches Begehren, und an diesem Brande verbrennt schließlich das ganze Gebäude, indem es alle vernünftige und regelrecht heilsame Bethätigung außer Brauch setzt. Sünde ist Krankheit, ein Fieberbrand, der schließlich als herrschendes Bewußtsein die Gesamtheit des Ich leitet und bestimmt. Der Säufer z. B. leidet an beständig brennendem Durst, den der Nüchterne überhaupt nicht kennt oder höchstens nach bedeutender körperlicher Anstrengung und Säfteabgabe, und den er dann leicht befriedigen kann. Der Säufer dagegen geht schließlich thatsächlich an unlöschlich brennendem Durst zu Grunde, nachdem alle seine Körperkraft und sein Bewußtsein von dem einen

aufgezehrt sind, das sich ihm unausgesetzt Tag und Nacht herrschend ins Bewußtsein drängte.

Man sagt häufig, der Mensch vertiert durch die Sünde. Man kann es nicht treffender ausdrücken. Der Mensch sinkt zurück in ein Sein, wie es auf der Erde herrschend bestand, als nur Tierleben da war. Im Menschen offenbarte sich Gottes Leben und Gottes Wesen, aber im tierischen Untergrunde versank es wieder und brachte das Tier zur Herrschaft statt zur Unterwerfung. Das was wir Sünde nennen, ist also nichts durchaus Widernatürliches, sondern zunächst nur die Unternatur. Der Mensch glaubte und hoffte den Übermenschen zu gewinnen. Das ist ja berechtigt und seine Bestimmung. Er fand aber den Untermenschen. Diese Unternatur vermochte natürlich auch gelegentlich zur Widernatur auszuarten, weil im Menschen der höhere Verstand waltete, vermöge dessen gelegentlich auch solche Wege beschritten werden konnten, die dem tierischen Instinkt verschlossen sind.

Sünde ist also ein Vergehen gegen den Menschen, eine Stärkung des Tiers auf Kosten des Menschen. Das Ich des Menschen ist eine Pflanze Gottes auf dem Boden des Tiers. Aber die Unkräuter des Tierbodens wuchsen auf und überwucherten die göttliche Pflanzung. Weil die Sünde aber wider den Menschen fehlt, darum auch wider Gott. Zwischen menschlicher und göttlicher Natur ist ja kein Wesensunterschied. Denn der Mensch ist Gottes.

Der Deutlichkeit wegen ist hier nur von derben Formen der empörten Sinnlichkeit die Rede. Aber alles Unrecht läßt sich auf diese Wurzel zurückführen. Z. B. aller Eigennutz, diese Quelle von Qual und Sünde unter den Menschen ist ein Ichbegehren und Befriedigung des Sonderseins auf Kosten der Allgemeinheit. Eine Sünde wieder den Menschen. Es mag jedem überlassen bleiben, in seinen Fehlern die sinnlichen Wurzeln zu erkennen. Uns ist hier das Allgemeine wichtig. Demnach ist das Elend in der Welt und die Folge der Sünde keine eigentliche Gottesstrafe und Racheakt eines ergrimmten Gottes, sondern lediglich das Walten des Naturverlaufs. Das Tier mußte sich ausleben mit allen

Folgen des Tierlebens, dem Werden und Vergehen, der zeitlichen und einzelnen Beschränktheit, der Feindschaft und Nachstellungswut unter den Gattungsgenossen. Dieses Tierwesen und Tierleben, das auf jener Stufe nicht nur leicht ertragen wird, sondern sogar bis zu gewissem Grade beglückend wirkt, kommt natürlich auf der höheren Stufe des Menschen schwer belastend und quälend zur Geltung. Aber unmittelbare Gottesstrafe ist's nicht. Eine erzürnte Gottheit hätte allenfalls seine Menschenschöpfung wieder zerbrochen und zertreten, aber doch nicht mit so auserlesener kaltblütiger Grausamkeit durch die Jahrtausende hindurchgequält, wobei immer ein wenig freundlicher Sonnenschein durchleuchtete. Aber diese Art des folgerechten Auswirkenlassens das ist das Wesen der höchsten weisheitsvollen Gerechtigkeit, die ungeheuer hohe Ziele verfolgt. Hinter ihr verbirgt sich nicht Zorn noch Rache, sondern unendliche Liebe und Geduld. Nur der Augenschein für uns ist Zorn und Rache. Im Wesen ist's anders.

Auch in der Sünde liegt eine tiefe Gerechtigkeit. Sie könnte ja gar nicht bestehen als Wesenheit außerhalb Gottes. Das hat schon das alte Testament erkannt, das einmal von Gott sagt: Er schafft das Gute und das Böse. Wenn Sünde für uns wenigstens empörte Sinnlichkeit ist, da ist sie ja schon ganz offenbar als Werk und später noch als Zulassung Gottes. Auch die Sünde kann ja nicht außer Gott liegen. In Gott liegt Alles. Gott ließ sie zu, weil jegliche Empörung wider seine Pläne am letzten Ende doch als Machtlosigkeit offenbar werden muß. Aber gerade darum durfte und mußte ihr volle Gerechtigkeit widerfahren. Sie mußte sich am Menschen und im Menschen ganz auswirken dürfen und erst voll auswachsen, ehe sie abfallen konnte. Wäre sie gleich etwa gewaltsam zerstört worden, so wäre sie ewig als das Begehrenswerte und heimliche Glück betrauert worden. Ihr Ausleben muß der Alleinigkeit dienen.

Darum war ihre erste Gerechtigkeit der Tod. Tod ist zwar ebenso ein Geheimnis wie das Leben, aber ohne in den letzten Grund dieses Geheimnisses eindringen zu wollen, kann man sagen,

der Tod ist dargestellte Sünde. Der Tod ist die große Wahrheit der Sinnlichkeit. Er ist eine wunderbare Gnade Gottes, der dem Menschen den Schleier der Sichtbarkeit und Sinnlichkeit wegzieht und das Gaukelspiel der Scheins enthüllt. Er ist die unausweichliche Gerechtigkeit der Sünde. Wo nicht das Leben gewählt wird, sondern das bloße Wissen, wo man noch drin steckt im Gegensatz von Gut und Böse und nicht himmelhoch drüber steht, da muß ja Tod sein als Offenbarung der Wahrheit. Freilich ist er wie alle Wahrheit eine bittere Wahrheit.

Sinnlichkeit, Krankheit, Tod sind verschiedene Ausdrucksformen derselben Sache. Der ewige Lebenskeim des Ich wird im Tode ja nicht zerstört, aber es wäre z. B. nicht undenkbar, daß das Ich im Tode in ein vorläufiges Unbewußtsein einmündete, oder daß es qualvoll empfände die Zerstörung der Verwesung, die bekanntlich ein Verbrennungsvorgang stofflicher Formen ist, oder daß es machtlos, aber im klaren Bewußtsein der Sinnlichkeit zuschauen müßte, um mit Sehnsucht nach wahrem Leben erfüllt zu werden. Wir wissen das nicht. Nur eines können wir sagen. Sofern wir Menschen sind, also göttlichen Wesens, kann kein Ich völlig zerstört werden, auch wenn es Jahrtausende im Schutt niederer Stofflichkeit begraben wäre. So lange Sinnlichkeit das Ich beherrscht, so lange muß es leiblicher und geistiger Qual, schließlich auch dem Todesabgrund verfallen sein. Das ist die Gerechtigkeit der Sünde.

Aber der andere Punkt ist ihre Allgemeinheit. Wenn es eine Einheit des Blutes giebt, muß es auch eine Einheit der Sünde geben. Das Blut ist für sie geradeso Lebensstrom wie für den Menschen, und mit dem Menschen der Einheit wird ebenso sein empörtes Unterbewußtsein geboren. Das kann man recht gut Erbsünde nennen. Es ist auch übrigens eine wissenschaftlich unanfechtbare Erkenntnis. Aus der Allgemeinheit des Sterbens schließt man auf eine unausweichliche erbliche Sterblichkeit des Menschen. Warum denn nicht aus der Allgemeinheit der Sünde auf erbliche Sündigkeit? Die Sünde muß so lange in ihrer Last und Qual volle Gewalt und Recht haben über alles, was Mensch heißt, bis

es dem menschlichen Ich gelingt, sich der verlorenen Herrschaft wieder zu bemächtigen. Dann aber ist auch ein Boden geschaffen, wo alle sündigen Zusammenhänge ihre Gerechtsame ausgelebt haben, und wo anfängt das Reich Gottes und des Menschen, das alle Unterströmungen in Zucht und Herrschaft des Geistes bringt. Wir freuen uns, daß dieser Boden geschaffen ist, und daß wir hier nicht in philosophischen Gedankengängen, sondern in geschichtlicher Wirklichkeit stehen.

6. Die Erlösung als Naturgeschichte.

Was wir Sünde nennen, ist also in den Tiefen unserer Natur begründet, die Rückkehr in einen früheren Zustand des Seins und infolgedessen eine Verfehlung gegen die wahre Natur des Menschen und damit Gottes. Soll nun eine Erlösung aus dem Tierwesen heraus gefunden werden, so muß auch diese der Natur nachgehen und ein naturgemäßer Vorgang sein. Ist die Sünde ein Rückwärts, so ist die Erlösung das eigentliche Vorwärts, der Fortschritt, der von Gott geplant und offenbar durch alle Zeiten hindurch festgehalten wird. Er ist auch das Sehnen, das die gesamte Menschenwelt unauslöschlich durchzieht, und die Hoffnung, die unser ganzes Sein bewußt oder unbewußt belebt. Jedes Kind bringt sie mit zur Welt, und wenn auch im Laufe des Lebens einzelne sie verlieren, das Geschlecht verliert sie nie, sondern pflanzt sie fort, wie sie auch die Sünde fortpflanzt. Es giebt auch kein Sündenwesen ohne Sehnsucht nach Erlösung.

Wir stehen im Grunde beständig in einem Zustande, den die Bibel schöpfungsmäßig darstellt. Die Menschheit bezeugt jeden Augenblick ihre Verwandtschaft mit dem Tiere, aber auch mit dem Geiste Gottes. Dieser ist nur augenblicklich im Menschen über das Tier nicht völlig mächtig, es ist aber kein Zweifel, daß das höhere Sein zum unbedingten Siege kommen muß. Das niedere Sein ist nicht an sich schlecht, sondern nur als Herrschaft über den Menschen schlecht und sündig.

So stellt eigentlich die Geschichte der Menschheit in sich eine göttliche Aufgabe dar. Es soll gleichsam die Frage gelöst werden, wie das Sein Gottes sich unter allen Umständen zum Siege durchringen muß, auch wenn von irgend welchen höheren Formen des Lebens, die schon in sich eine größere Freiheit haben, die verkehrtesten Wege beschritten werden. Es soll aber ferner der Fortschritt nicht mit Gewalt durchgesetzt werden, sondern in voller Wahrung der Freiheit. Es ist der Glaube an sich selbst und an die Menschheit, den Gott durch die Thatensprache einer langen Geschichte zum Ausdruck und Siege führt. Die Wahrheit ist das Wesen Gottes, der Geist, und diese muß offenbar werden und als das Vernünftige, Begehrenswerte von aller Menschheit erwählt werden. Sie muß so groß und offenbar werden, daß das Tier in uns unterworfen wird und nur das eine Begehren hat, göttlich zu werden und damit erst in das wahre Menschenleben einzumünden.

Zu diesem Ziele muß indirekt die Sünde selbst mitwirken durch die Qual ihres Seins. Keine Sünde bedarf irgend einer Strafe. Strafe ist sie in sich selbst. Die große Strafe besteht darin, daß der Mensch unfrei ist und wider Willen an Tierisches gebunden, während er in sich selbst das Bewußtsein der Freiheit hat. Diese tierische Unfreiheit ist die Ursache alles Quälenden und schließlich auch des Todes und Vergehens. Hätte das menschliche Ich die volle Herrschaft über sich selbst und den Stoff, in dem es sich verkörpert, so wäre ein Sterben unmöglich. Das ganze Sein wäre durchsetzt mit Geist und Leben, und in der bewußten Einheit mit Gott hätte es Ewigkeitsbestand. Es wäre ja möglich, daß es die Form wechselte, aber das lebensvolle Sein nimmermehr. Das bloß stoffliche und tierische Sein aber kann sich im Leben nicht behaupten und darum versinkt es im Tode. Tod ist stoffliche Gebundenheit. Je höher die Form des Lebens ist, desto schmerzlicher empfindet sie den Tod.

Hier wird uns auch das eigentümlich tiefsinnige und darum so viel mißverstandene und belachte Wort der Schrift deutlich: „Welches Tages du davon issest, sollst du des Todes sterben“.

Gleich darauf wird aber erzählt, der Mensch habe dann noch viele hundert Jahre gelebt. Er stand aber thatsächlich von dem Augenblicke der Sünde an unter der Herrschaft des Todes, der stofflichen Gebundenheit mit all ihren schweren Auswirkungen des Werdens und Vergehens und bleibt in diesem Tode so lange, bis er voll erlöst ist und freier Geist Gottes. In dem Augenblicke aber ist auch die Herrschaft des Todes gebrochen, und das Ich sich selbst wiedergegeben, auch des Stoffes wieder mächtig zu neuer Erscheinungsform.

Daher ist die eigentlich bewegende Frage im Leben Jesu Christi, die an ihm sofort aufwachte und von ihm so glänzend gelöst wurde, die Beziehung des Menschen zu Krankheit und Tod. Ewiges Leben und Herrschaft über den Tod ist die Probe der Erlösung. Die Gemeinde Christi war nicht die Anhängerschaft einer neuen Religion oder Lehre oder Philosophie und dergl., sondern die Genossenschaft neuen Lebens. Jesus bot ihr das Leben statt des leeren Wissens, und wenn sich die Thatsächlichkeit der Erlösung nicht in Lebenskräften kund giebt, so ist sie graue Schulweisheit. Ob ein Mensch dran glaubt oder nicht, ist völlig gleichgültig. Er *hat* sie in keinem Falle. Die Erlösung ist ein Vorgang in der Natur, den man nur dann lehren kann, wenn man ihn erlebt. Es ist darum wundersam, wenn in christlichen Kreisen über die Ungläubigen Zorn oder Verachtung herrscht. Es wären wenige Menschen ungläubig, wenn ihnen die Erlösung geboten würde als Naturgeschichte. Aber die hohen Worte von ewigem Leben, Auferstehung, Herrschaft über den Tod und dergleichen neben der äußerst schwächlichen Wirklichkeit nehmen sich in der That komisch aus und sind wenig geeignet, Glauben zu erwecken. Man glaubt ja auch einem Bettler schwer, wenn er von seinen Gütern redet.

Was etwa Jesus oder seine Apostel von ewigem Leben sagten, waren nur aufklärende Worte über das, was die Leute an ihnen sahen. Es ist zunächst ja keinem Jünger eingefallen, die Geschichte von der Auferstehung ihres Herrn irgend jemandem zu erzählen, geschweige öffentlich zu predigen, sondern sie gingen ganz brav

Fische fangen, wobei man sich bekanntlich möglichst schweigsam verhalten muß. Aber als man an ihnen den neuen Lebensgeist des Auferstandenen sah und dringend Aufklärung heischte über diese Veränderung ihres Lebens, da wurden sie Prediger. Aber etwa in andern Zeiten bloß predigen, ohne Leben auszuteilen, ist doch beinah unmöglich und läuft auf eine Schulmeisterei hinaus, die man auch anders nutzbar machen könnte.

Die Erlösung kann, wenn sie überhaupt in unser Bewußtsein kommen soll, nur so auftreten wie die Sünde: als ein Stück Naturgeschichte. Die Sünde ist da, oder wer sie nicht zugeben will, giebt jedenfalls das Tier in uns zu. Verklärt wird dieser Zustand nur durch die Hoffnung auf eine endliche Erlösung vom Tier und vom Tode. Genau so muß die Erlösung kommen als neues Sein und als eine Macht, die als unendlich viel stärker offenbar wird als alle Sünde. Sobald das geschieht, kann sich kein Unglaube mehr halten. Aber unter der Sünde soll man's auch keinem verargen, wenn er die Erlösung für Träumerei hält. Einem wahren Menschen — den will die Erlösung ja schaffen — wird auch die Sünde vorkommen als völlige Unbegreiflichkeit, so wie man auch heute alle diejenigen Sünden nicht zu verstehen pflegt, die man nicht selbst hat. Warum z. B. Greise oft geizig sind, ist doch etwas geradezu Wahnsinniges, warum andere völlig ohnmächtig sind dem Glase gegenüber, obgleich sie selbst alle bittern Folgen ihrer Fehler erkennen und beweinen, etwas völlig Unverständliches. Aber genau ebenso ist's mit der Erlösung. Es ist ein anderes Sein. Daß das heute vielen unverständlich ist, darüber sollte man kein Wort verlieren. Gott glaubt unentwegt, daß sein Wesen für den Menschen unendlich viel größere Macht und Anziehungskraft hat als alle sündige Unternatur, und wer unsere Geschichte tiefer kennt, als man nach dem schulüblichen Kriegs- und Schlachtenverzeichnis gelehrt bekommt, der sieht auch überaus hoffnungsvolle Anfänge, die den Glauben Gottes an die Menschheit rechtfertigen. Aber alle Gottesgedanken treten zu Tage als Naturgeschichte. Auch die Erlösung muß es thun.

7. Die Gerechtigkeit Christi.

In Jesu kam zum ersten Male der wahre Mensch in klarem Bewußtsein und ewiger Sicherheit ans Licht. Ohne Jesum würden wir den Menschen in seinem wahren Bestande gar nicht kennen. Ein verwaschenes Ideal würde uns vorschweben, und die Gelehrten würden uns lächelnd beweisen, daß das eine Wahnvorstellung sei, denn es sei naturwissenschaftlich nachgewiesen, daß es ewig unerreichbar sei. In Jesu aber hat der echte Mensch aufgehört, leeres Ideal zu sein, ist vielmehr geschichtliche Wirklichkeit geworden. An dieser Wirklichkeit können auch die froh werden, die die ganze Schwäche und Unzulänglichkeit des geschichtlich gewordenen Menschen an sich tragen und drunter seufzen. Denn die Menschheit ist eine Einheit, und wenn sie auch in uns einzelnen ihr höchstes Ziel noch nicht erreicht hat, so hat sie's in Jesu gethan und wird schließlich alle Fehlenden nach sich ziehen.

Dieses Wesen Jesu, das ihn zum Christus machte, kam nun in dreifacher Weise als Gerechtigkeit und Wahrheit zur Geltung.

Zunächst Gott gegenüber. In ihm kam Gottes Wesen an der Menschheit zu seinem vollen Rechte. Die rechte Beziehung zwischen Geist und Tierwesen. Geist ist ein Ewigkeitswert, Tier eine zeitliche Lebensform. Unmöglich kann das Tier Rechte geltend machen über den Geist. Es kann gezähmt, beherrscht werden, aber nicht sich selbst in Herrscherstellung bringen. Will man ihm aber Freiheit zugestehen, so muß sich das Tier bedingungslos unterwerfen, oder der Geist ist unnahbar von ihm geschieden. In diesem Verhältnis hat ungefähr Gott zur Menschheit gestanden. Ihre Lebenskraft und Dasein ruhte natürlich in Gott und nicht irgendwo außerhalb, aber die persönliche Gemeinschaft Gottes, die Beziehung von Vater zu Kindern, schwebte in unerreichbarer Höhe, weil das Tier im Menschen sie nicht besudeln sollte. Es wurde nur von Zeit zu Zeit etwas gezeigt von der unendlichen Herrlichkeit und Freundlichkeit des Vaters, aber nie zum Mißbrauch ausgeliefert. Gezeigt wurde es, um alle Triebe und alles Sehnen danach rege

zu machen, und zum Zeugnis, daß der Mensch als ewig zugehörig festgehalten werde, aber anvertraut konnte es nur werden, wo es der Wahrheit diente.

Während sich die Menschen die Köpfe zerbrachen, ob Götter seien, ob Gott sei, ob der Gottesglaube menschlich, sittlich, wissenschaftlich berechtigt sei oder nicht, wie die Entstehung des Weltalls, des Seins des Menschen am richtigsten zu erklären sei u. s. f., kam Gott in Jesu zu der Stellung, die ihm in der Menschheit einzig zukommt, zur unlöslichen Gemeinschaft und bedingungslosen Herrschaft, unter deren Schutz sich die ganze innerliche Herrlichkeit und äußere Kraftwirkung Gottes frei und beglückend zur Ausgestaltung bringen konnte. Gott will sich offenbaren und seine ganze Kraft gerade im Menschen zum stofflich sichtbaren Ausdruck bringen. In Jesu wurde das zum ersten Male in ungetrübter Reinheit dargestellt. Gott kam im Christus als Lebensquelle, als Heiligung, als Wahrheit in die Erscheinung, ungehemmt durch tierische Rückentwickelung und trat darum auch dem Tiere in schöpferischer Freundlichkeit entgegen. Die Wahrheit Gottes wurde Geschichte auf Erden. Auch in den dunkelsten Stunden, die Jesus durchlebte, hielt er unentwegt Gott fest als Vater und wahrte damit die Unlöslichkeit der persönlichen Gemeinschaft. So wurde Gott ausgesöhnt. Ein Vaterherz kann ja einem fehlenden Kinde gar nicht zürnen. Wenn ein Vaterherz sich dem Kinde zeitweilig entzieht, geschieht es doch nur, um dem Kinde Zeit zur Besinnung, zur Heimkehr zu lassen. Aber mit dem Heimkehrenden ist der Vater in sich ausgesöhnt. Da ist das einzige, was er begehrt, dem innerlich eins gewordenen Kinde eitel Gutes zu bezeigen. Sobald diese Pforte geöffnet werden kann, ist ja das Bewußtsein des Vaters mit dem ganzen Sein des Kindes, auch mit aller bösen Vergangenheit bedingungslos ausgesöhnt. In Jesu kam für die Menschheit diese Aussöhnung zu Stande. In ihm kehrte ja die Menschheit um.

Aber auch die Sünde kam zu ihrem Rechte an Jesu. In ihm wurde einmal die Sünde in ihrer ganzen Wirklichkeit offenbar.

Sie ist in einem Wesen, das Mensch heißt und Ich ist, ein längst Überwundenes, denn der Mensch steht als bewußter Geist in der Gemeinschaft Gottes, aber nicht im Zeichen des Tiers. Darum ist die Sünde dem Menschen nur scheinbar Lust, in Wahrheit Last und Qual. Als solcher aber war es ihr gelungen, den irrigen Eindruck der Unüberwindlichkeit zu erregen, ja infolge der Allgemeinheit ihrer Verbreitung glaubten die Menschen, daß Sünde zu ihrem Wesen gehöre, daß menschlich zugleich sündig und schwächlich sei. Dazu kam dann der weitere Trugschluß, daß Krankheit und Tod des Menschen eigentliche Natur und beinahe Bestimmung sei. Es giebt heute noch ungezählte Millionen innerhalb und außerhalb der religiösen Lager, die fest überzeugt sind, daß der Tod der große Erbe aller Dinge sei. Manche glauben allerdings dabei noch an eine Zukunft auch nach dem Tode, die freilich nur für die Wenigsten erfreulich gestaltet sein soll; aber ohne Tod können sie sich den Menschen überhaupt nicht vorstellen. Viele preisen ihn sogar als Erlöser und Wohlthäter und haben damit unvermerkt den Tod, der doch nur die Darstellung der Sünde ist, an Stelle Gottes gesetzt. Das ist die Wirkung der Sünde.

In Jesu wurde das mit einem Male anders. Die Sünde kam heraus als unterlegene Macht, die über den wahren Menschen keinen Einfluß zu haben braucht, der Tod als durchaus nicht letzter Gewalthaber, sondern als Feind, der überwunden werden kann und wird und das Ich überhaupt nicht antasten darf, ja der nicht einmal die Fähigkeit hat, den wahren Menschen in seiner Gewalt zu behalten. An Stelle des Todes setzte Jesus das Leben und die Auferstehung als Eigentum des Menschen. Nicht als Lehre oder Glaube, sondern als einfache Wahrheit und Geschichte. Damit wurde die Sünde und alle ihre Zusammenhänge offenbar als das eigentlich Vergängliche, nicht der Mensch. Die Sünde wurde das, wozu sie den Menschen gemacht hatte, sterblich und vergänglich, ein Wahngebilde, das sich wie ein Nebel zerstreuen muß.

Auch die Qual der Sünde. Die Sünde kam an Jesu ganz zu ihrem Recht. Er bot sich als Versuchsopfer für alle ihre

Künste. Sie lockte und versuchte ihn, dann quälte sie ihn bis auf's äußerste, bis in den Tod hinunter. Keine Macht und Bosheit, die sie nicht an ihm ausgelassen hätte, aber der Letzte, der Siegreiche blieb Jesus. Es stellte sich heraus, daß der Sünde zwar alle Gerechtigkeit widerfahren, aber daß ihre Macht sich am wahren Menschen erschöpfe. Der wahre Mensch steht jenseit aller Sünde. Was sündigt, das ist noch gar nicht der Mensch. Das konnte aber nur klar werden, wenn die Sünde zur vollen Offenbarung ihres Wesens gelangte. So kam die Sünde in ihre Wahrheit und rechte Stellung.

Die Sünde kam im Menschen Jesus zu ihrem Rechte ebenso wie der Vater. Aber vor allem der Mensch selbst. Mit jedem Atemzuge bezeugte Jesus, daß der Mensch auf seine Kinderrechte Gott gegenüber keinen Augenblick zu verzichten brauche, daß alle Kräfte Gottes dem Menschen als Erbteil zur Verfügung stehen, sobald nur die innere Einheit mit dem Vater besteht. Die Menschheit als Einheit hielt Jesus fest, aber auch Gott und die Menschheit zusammen als Einheit des Seins und des Lebens. Mag die Entfremdung und die Qual sein, so groß sie wolle, sie kann für den Menschen keine Ewigkeitsbedeutung haben, und er kann sich hindurchglauben zum Leben, zur Heiligkeit, zu Gott. Ja gerade die Sünde samt ihren Schrecken muß noch dazu dienen, die Herrlichkeit des Menschen, wie er Gottes ist, zu erhöhen und seine Seligkeit bewußter zu gestalten. Das Leid und die Qual wird noch die Wonne des ewigen Lebens erhöhen.

Mit seligem Staunen wurden die Leute an ihm des Menschen Gottes inne, und die ihn sahen und seiner Herrlichkeit inne wurden, hatten nur Ein Begehren, ihm nachzufolgen und in sein Wesen einzugehen. Daß er das ermöglichte und dazu den Weg zeigte, war die größte That, die je ein Mensch vollbrachte, die ihm in alle Ewigkeit gedankt werden wird.

So kam in Jesu alles zu seinem Rechte und wurde alles in sich ausgesöhnt und in seine Wahrheit gestellt durch die Gerechtigkeit des Christus, der damit in Jesu offenbar wurde. Wo der

Christus zur Geltung kommt, fallen alle Gegensätze im All hin. Gott und Mensch werden ausgesöhnt und Eines, die Sünde darf sich auswirken und damit vergehen. Es bleibt nirgends im Himmel oder auf Erden oder in der Hölle oder irgendwo ein Gegensatz oder berechtigte und ungelöste Forderungen. Damit ist mitten im Fleisch und Blute der Menschheit ein Ort gegeben, von dem aus die Versöhnung des All vor sich gehen kann. Die wichtige Frage ist dann nur, welche Wege diese Aussöhnung beschreitet, um allgemeine Geschichte zu werden. Eines können wir von vornherein sagen, sie wird die denkbar natürlichsten und einfachsten Wege gehen, denn sie will alle erreichen und will und kann auch nichts anderes sein als wahre Naturgeschichte. Welches die eigentliche Natur ist, das wird aus Jesus heraus immer deutlicher offenbar werden.

Das Wesen der Versöhnung ruht also auf der Gerechtigkeit Christi. Es besteht darin, daß alles zu seinem Recht und seiner wesenhaften Natur und deren Bethätigung kommt und in diesem Rechte seine Befriedigung findet. Das hat Jesus gethan an allen Gegensätzen, die bestehen. Man kann also kaum sagen, die Versöhnung ruhe im Leiden Christi.

Das Leiden ist erst die Folge seiner Gerechtigkeit. Sie ruht im ganzen Sein Jesu: im Leben in seiner Gesamtheit, in seiner wahren Menschheit. Es ist auch nicht besonders notwendig, daß alle das heute in folgerichtiger Genauigkeit verstehen und besprechen können. Aber es ist notwendig und möglich, daß alle die Aussöhnung erleben und davon erfaßt werden und mit ihrer unaussprechlichen Herrlichkeit erfüllt werden. Welche inneren Zusammenhänge sie dann hat, das wird am besten deutlich in dem Maße, als wir sie bekommen. Es wird aber hohe Zeit, daß sie und ihre Klarheit die beherrschende Weltmacht werde. Lh.

Ein Erbteil.

Wir lernten uns persönlich kennen, als er im Sterben lag. Vorher sahen wir uns nur gesellschaftlich, also unpersönlich. Da war's ein stiller, beinahe verschlossener Mann, aber auch wieder nicht einer, der irgendwie zu Gedanken veranlaßte, auf den eigentlichen Menschen besonders neugierig zu sein. Ein sehr tüchtiger Berufsarbeiter, bei dem man außerberufliche Interessen gewöhnlich nicht vermutet.

Aber dann kam die tückische Krankheit, die ihm ganz langsam und planmäßig seine Lebenskraft aussog. Ein Jahr oder mehr ließ sie sich Zeit, um ihr Zerstörungswerk zu vollenden. Offenbar bedurfte sie so langer Zeit, um mit dem starken Manne wirklich fertig zu werden. Sie fand einen ungeahnten Widerstand in der Persönlichkeit, und darum gewann man auch den Eindruck, daß sie ihm selbst überhaupt nichts anhaben konnte.

Es geht wunderbar mit Kranken. Manche Leute brechen zusammen wie Pilze. Die stehen stolz und breitspurig unter den übrigen Waldkindern, sind zwar nur der letzten Nacht entsprossen, thun aber, als hätten sie ewig dagestanden, und sei ohne sie der Wald überhaupt nicht denkbar. Aber im ersten Anprall fällt die ganze Herrlichkeit in's Unkenntliche zusammen. So geht's vielen Menschen, die anscheinend nur Stoffformen sind, bei denen ein Ich für Menschenaugen schlechthin unerkennbar ist. So hab ich viele zusammenbrechen sehen, denn an Sterbebetten habe ich viel gestanden.

Aber einzelne wenige werden lichter mitten in aller Leibesnot. Mit denen haben's Krankheiten überaus schwer. Mein Freund war ganz geduldig trotz aller Schmerzen und glaubte an's Leben und redete vom Leben, als gäbe es überhaupt keine Krankheit, und über diesen Lebensgedanken wurden ihm Dinge deutlich, von denen ich damals überhaupt glaubte, daß fast niemand davon wissen könnte, vielleicht auch wissen sollte. Aber er verstand alles. Er blieb schweigsam, wie er gelebt, aber man merkte ihm an, daß er

vieles wußte, was überhaupt nicht wohl in Worte gefaßt werden kann. Ich glaube, er hatte große Schmerzen, aber er sprach nicht davon, sondern nur vom Leben. Die Schmerzen trug er keineswegs mit Ergebung, sondern mit einer gewissen Siegesgewißheit, einer Art Behaglichkeit, die sich sogar seinen Besuchern mitteilte. Darum wehrte er sich gegen nichts so, wie gegen die sogenannten schmerzstillenden Mittel, die ihm die Ärzte beibringen wollten. Er verstand zu viel von Chemie, um ihre wahre Natur nicht zu erkennen, und ich glaube erst in den letzten Wochen seines Lebens gelang es dem Hausarzt, ihm ein altes Gift unter einem ganz wunderlichen Namen als funkelnagelneues, unfehlbares Heilmittel einzuflößen. Der Kranke wollte den Schmerz, weil ihn verlangte, innerlich mit ihm zu ringen, um an ihm seines Ich's froh zu werden. Dieses Ich stählte auch seinen Leib, daß die Krankheit ihn nicht übermochte, und als er im Sarge lag, hatten wir alle den Eindruck des Sieges, nicht des Todes.

Ich erzähle die Geschichte für Gesunde, nicht für Kranke. Denn ich weiß, sie hat nicht Anspruch, allgemein verständlich zu sein. Ich erzähle sie, weil ich dieser Tage daran erinnert wurde. Von dem Dahingeschiedenen wurde mir nämlich ein eigentümliches Erbteil. Ich glaube, ich bat um ein Andenken, das er geliebt, und bekam ein lebendiges und auch Leben schaffendes geschenkt. Eine ganz ungeahnte und unerwartete Bereicherung meines persönlichen Lebens. Viele werden's mir freilich auch nicht nachempfinden können. Aber vielleicht kann ich das durch einige kleine Erlebnisse erläutern.

Ich bekam also kurz gesagt von meinem entschlafenen Freunde seine Bienen geschenkt. Ich wußte anfangs gar nicht, wie damit umgehen. Zudem waren sie sehr vernachlässigt. Während der langen Krankheit hatte kaum einmal eine verständige Hand eingegriffen, und was das bedeutet, ist schwer zu beschreiben.

Da machte ich also meine erste Bienenreise zu einem bienenverständigen Manne. Es war ein katholischer Pater. Unter ihnen giebts nicht wenige, die ganz Hervorragendes geleistet haben. Einen,

der noch heute als starker Neunziger lebt, nannte der alte Berlepsch ein gottbegnadetes Bienengenie. Er ist's auch. Auch jener, den ich kennen lernte, war ein merkwürdiger Mensch. „Ohne Bienen", erklärte er mir, „kann ich nicht leben". Ich habe solche Leute stets bedauert, aber ich verstehe sie. Das Unglück des Mannes war, daß von diesem für einen Geistlichen nicht gerade empfehlenden Satze seine kirchliche Oberbehörde Kenntnis bekam. Es scheint also, daß er ihn öfter ausgesprochen hatte. Da verpflanzte ihn sein Bischof kurzer Hand in ein einsames Dorf, das von einer Seite durch die Meeresküste, von der andern durch einen großen Salzsee begrenzt war; für Bienen eine beinah unmögliche Lage. Aber auch von dort schrieb mir der eifrige Imker, daß er es mit den Bienen versuche, und als es nicht gelang, verzichtete er auf sein Amt aus den bekannten Gesundheitsrücksichten und zog in eine bessere Bienenlage.

In jener Zeit bekam ich auch eine Schrift eines protestantischen Pfarrers, den ich auch noch hoffe kennen zu lernen. Es heißt „Glaubensbekenntnis eines Bienenvaters". Hier ist eine ganze Religionsanschauung an die Pflege der Bienen angelehnt. Naturwissenschaftliches und religiöses Denken begegnet sich eigenartig in der Imkerei. Nach den gewöhnlichen Weltanschauungen schließt es sich bekanntlich gegenseitig aus, aber hier feiert es eine merkwürdige Versöhnung. Ob sich übrigens protestantische Kirchenbehörden über solche Schriften sehr freuen, lasse ich natürlich auch dahingestellt.

Mir sind Bienenreisen immer die angenehmsten Reisen gewesen, die ich je gethan. Man lernt so ganz besondere Menschen dabei kennen, Leute, die in allem Treiben der Einerleiheit unsrer Zeit ihre besondere Eigenart ausgeprägt haben und das im Umgange mit einem der unscheinbarsten Insekten unseres Planeten. Erst dieser Tage stand ich auf dem Arbeitsboden eines alten, aber natürlich lebensfrischen Bienengreises. Ich glaube, Imkerei ist eine Art Lebensversicherung. Dieser prächtige alte Herr hatte sich ein ganzes Leben lang besonnen, wie er die beste Bienenwohnung

schaffe, und wie er die beste künstliche Wabe herstellen könnte. Viele Jahre hat er dafür geopfert, ein ganzes Vermögen mit Versuchen auf's Spiel gesetzt, aber schließlich alles reichlich wiedergefunden, als es ihm gelang, eine Wabe herzustellen, die nicht einmal die Bienen selbst von ihrem Werk unterscheiden können, und die auch kein heute lebender Mensch ihm nachmachen kann. Schließlich stellte er noch einen Bienenstock her, der sein Lebenswerk allerdings krönt und den Namen „Meisterstock" reichlich verdient.

Aber die besondere Frage bleibt doch: Woher kommt das alles? Wie kann die Biene Träger dieses geheimnißvollen geistigen Seins und Lebens werden?

Nun die Biene ist's natürlich nicht. Es ist das kleine Stückchen Natur, dem man in ihr begegnet. Durch die eifrige Beschäftigung mit ihr, haben wir an dieser Stelle Aufschlüsse über verborgene Lebensgeheimnisse bekommen, die uns sonst nirgend geworden sind. Aber nur weil zufällig die Biene das Tierchen ist, dessen Natur am eifrigsten vom Menschen durch das Zusammenwirken vieler Geister erforscht wurde. Und das ist das Wunderbare. Man kann hineinsteigen in das Walten des großen Geheimnisses, in welchem wir schweben, durch welchen Schacht man will: in jeder Tiefe wird es beglückender und unergründlicher. Niemals wird ein Mensch dieses weisheitsvolle Sein und Werden ganz übersehen und ganz verstehen können.

Jeder Teil der Welt ist eine Welt für sich und doch immer einheitlich dieselbe Welt. Ob Du den Sternenhimmel oder den Bienenkorb oder die Großstadt oder die Ackersteppe betrachtest, es ist alles einheitliches Leben und Denken, was uns entgegenleuchtet. Jeder Teil ist ebenso groß wie das Ganze, denn das Ganze liegt in jedem eingebettet. Aber die Einheit zu erfassen und in sich aufzunehmen und aus sich herauszustrahlen, das ist das wahre Leben. Das muß das Erbteil der Menschen sein.

„Daß sie dich, der du allein wahrer Gott bist, erkennen" — so bezeichnete einmal jemand sein erhabenes Lebensziel. Er sah die Wurzel. Wir sehen heute die Zweige. Vielleicht sollen sie uns

gerade heute gezeigt werden. Aber eins ist auch gewiß, daß der Blick auf das Ganze noch einmal dem Menschengeschlecht aufgehen muß. Ich glaube das wird die Zeit des allgemeinen Friedens sein, des großen Sieges der Wahrheit. Lh.

Tragische Heldinnen.*)

Wir begegnen heute nicht wenigen Frauen, auf denen unser Auge mit um so größrer Bewunderung ruht, je mehr sie unser Mitleid verdienen. Sie erfüllen ihren Beruf mit Einsetzung ihrer ganzen Persönlichkeit, so weit es Menschen möglich ist, obwohl die Vorbedingungen fehlen, ohne die es eigentlich nicht geht. Was, wenn es mit rechten Dingen zugeht, bei aller Kraftentfaltung und Anspannung eine überquellende Auswirkung des weiblichen Wesens, das nach Körper und Seele seine Erfüllung gefunden, aus den strömenden Tiefen des Glücks ist, das wird hier unter unzureichenden Bedingungen mit verzweifelter Anstrengung auf Kosten des Körpers und wie oft auch der Seele! durchgesetzt. Welch ein Heroismus in unscheinbarem Gewande, in tiefer Verborgenheit, unter schweigendem Leiden! Es sind die Märtyrerinnen des Frauenberufs, die sich selbst opfern, um ihn zu erfüllen, und noch für ihn zeugen, wenn sie an ihm zu Grunde gehen.

Es ist eine traurige Thatsache, daß ein guter Teil unsrer Frauen heute durch Schwäche des Körpers unsäglich in der Erfüllung ihrer Aufgaben gehemmt wird. Von den Geburten erschöpft, statt gekräftigt zu sein, von der Kinderpflege nervös überanstrengt, mit häuslichen Pflichten überlastet überwinden sie doch mit zähem Willen die neurasthenischen Anfälle und das heranschleichende Siechtum, um ihren Pflichten gerecht zu werden, und bringen es mit übermenschlicher Kraft fertig, trotz allem den Kopf hoch zu halten

*) Aus der neuen Auflage des „Beruf und Stellung der Frau“. Verlag der Grünen Blätter in Leipzig, broch. 2, geb. 3 Mk.

und geistig über der Situation zu stehen, Mann und Kindern ein leuchtendes Beispiel an Mut, Geduld und Selbstüberwindung, Helden und Sieger auch noch im Zusammenbruch. Wehe den Eltern und Erziehern, die solche Schwäche des Körpers durch ihre Vernachlässigung auf dem Gewissen haben, aber Heil allen den hochherzigen Frauen, die im ungleichen Kampfe doch die Überlegenheit persönlicher Kraft über leibliches Elend unserm matten und feigen Geschlecht vor Augen führen!

Noch bewundernswerter aber ist die tragische Größe der Frauen, die mit einem unwürdigen Manne verbunden doch die Höhe ihrer Bestimmung behaupten. Es ist erschütternd und erhebend zugleich zu sehen, wie sie den Todeshauch, der von dem Leichnam, mit dem sie zusammengeschmiedet sind, ausgeht, mit der Kraft ihres Lebens überwinden, wie die ganze Widernatur, die sie in ihrer Ehe fortwährend erleben, ihr innerstes Sein makellos läßt, so peinlich sie empfunden wird, wie das qualvolle Leiden zu einer Quelle der Vollkommenheit wird. Es ist etwas Heiliges in diesen schmerzgeweihten Frauenbildern mit den Linien der Entsagung im Gesicht und den Augen müde vom Leiden, den festgeschlossenen Lippen herber Entschlossenheit und der scheuen Röte der Unglücklichen, die das Weh ihres Lebens zu verbergen suchen, wenn sie ihre Kinder hegen, denen man so oft die Leidensgeschichte ihrer Mutter von den Zügen abliest, oder ihrem Mann das Haus bereiten, obwohl sie ihn verachten müssen. Gewiß, es ist ein unmenschliches Leben. Aber wenn wir in ihm Menschenwürde und Menschengröße trotz aller Schmach und Not sich offenbaren sehen, so vergeht es uns, ihnen vorzuwerfen, daß sie ihre Fesseln nicht brachen, weil uns an ihnen eine Ahnung davon aufgeht, wie einmal der Adel menschlichen Wesens über alle unmenschliche Gemeinheit den Sieg gewinnen kann.

M.



Die Erlösung der Menschen.

1. Eine Geschichte vom Menschen.

Er war Sohn im Hause, und das drückte ihn. Denn er fühlte sich als Übermenschen und wollte sich ausleben und fand keinen Raum dazu im Hause des Vaters. Denn der Vater erfüllte das Haus und die Habe. Im Vater wollte er nicht sein. Dazu schlug sein Ich viel zu mächtig, und neben dem Vater konnte er nicht sein. Dazu war das Ich des Vaters zu mächtig. Da sprach er: Vater, warum bin ich wie du? Wir beide sind übermächtig und haben beide hier keinen Raum. Laß mich Raum suchen für mein Leben und behalte du Raum für das deine.

Thue was dir wohlgefällt, sprach sein Vater. Du bist mein Sohn.

Und der Sohn raffte zusammen die Habe des Vaters und zog weit fort vom Angesicht des Vaters und lebte sich aus und lebte herrlich. Gerade die Freiheit behagte ihm, denn er wollte sein Ich durchsetzen, so wie es war. Er wollte es, weil er Sohn des großen Vaters war.

Aber was er wollte, konnte er nicht. Irgendwo fehlte etwas zu seinem Glücke. Er hatte alles und kannte alles. Nur eines hatte er nicht, das Glück selbst, den Frieden, die Freude, das, was den Besitz erst wertvoll macht, das, was beglückt auch ohne Besitz.

Anfangs kam's wie ein dumpfes Seufzen über ihn. Aber er

verscheuchte die Seufzer und betäubte sie in der Wonne des Besitzes und der Freiheit. Dann fand er den Besitz schal und die Freiheit öde, und in der Enttäuschung verschleuderte er den Besitz. Nun kam die Armut, die bittere, drückende Armut, die den Menschen knechtet und seinen Wert und Adel zerdrückt, und das nagende Bewußtsein der inneren Verarmung quälte ihn Tag und Nacht.

Was fehlte denn eigentlich? — Aber er hatte keine Zeit, der Frage nachzudenken. Der Hunger, der nackte, leibliche Hunger trat vor ihn hin und gab seine rohe Antwort auf die Frage. Ja der Hunger wollte gestillt sein, und als kein Ausweg war, da hütete er Schweine und aß mit den Schweinen.

Aber dort kam die Antwort. Mit einem Male wußte er, was fehlte. Der Vater fehlte. Der Besitz, das Glück, die Freiheit, die Freude lag nicht im Raume, sondern im Vater, nicht im Ausleben, sondern im ewigen Leben. —

„Ich gehe und suche den Vater. Ich bin ja der Sohn und bleibe Sohn, auch wenn der Vater mich straft, auch wenn er mich zum geringsten Knecht macht. Lieber will ich bei dem Vater der Unterste sein, als ohne den Vater irgend etwas sein".

So kam er. Aber der Vater hatte ihn längst erwartet. Auch der Vater konnte ja ohne den Sohn nicht sein. Er hatte ihn ziehen lassen, weil er ihn ewig zurückbegehrte und wußte, daß der Sohn ohne ihn nicht sein könnte, weil er Sohn war. Und wenn er käme, so würde er ewig sein eigen sein und nie sich trennen. Der einst Verlorene und Tote würde ewig gefunden und ewig lebendig sein. Er würde erst die Herrlichkeit des Vaters voll machen.

Woher er kam, danach fragte der Vater nicht. Aus je tieferer Tiefe um so besser, um so unverlierbarer war der Heimgekehrte. Und sein Vater überschüttete ihn mit Gutem und goß über ihn aus den unerschöpflichen Reichtum seiner Liebe, und das Haus des Vaters jauchzte, daß der Verlorene gefunden, der Tote lebendig geworden. —

Das ist die Geschichte des Menschen. Nicht des Einzelnen, sondern des Menschen überhaupt. Der Einzelne hat sich ja nie

von Gott getrennt, sondern die Menschheit als Gesamtheit hat es einmal gethan. Aber gewiß ist, daß sie auch einmal umkehren wird. Diese Geschichte vermag niemand zu leugnen. Wenn von Erlösung der Menschen die Rede ist, müssen die Grundlinien der Menschengeschichte als Richtschnur dienen. Die Naturgeschichte der Menschen bedarf nur weniger Striche der Ergänzung, um die Geschichte seiner Erlösung darzustellen.

2. Sünde und Gnade.

Man sagt gewöhnlich, die Erlösung des Menschen geschehe aus Gnade. Das haben die Menschen so tausendfach nachgesagt, daß es einstweilen gelten muß. Aber ist die Erlösung eine Gnade, so ist's auch die Sünde. Die Fähigkeit zur Sünde ist jedenfalls die größte Gnade, die dem Menschen widerfahren konnte. Wenn Gott der Eine ist, in dem alles Leben, alles Glück, alles Heil, aller Frieden ruht, dann konnte er durch nichts tiefer verstanden und deutlicher offenbar werden als durch die Sünde. Wir merken staunend die Lebenswonne des Vaters, die die Tür zur Sünde offen ließ unbeschadet der Gefahr, die zeitweilig hereindrängen könnte. Wer die Sünde kennt, gleichviel ob durch sieghafte Überwindung oder durch schmähliche Niederlagen hindurch, erst der kann die Herrlichkeit des Vaters ganz begreifen und voll erfassen.

Der Vater wußte, daß sie den Sohn nie befriedigen würde. Daß der Sohn umkehren müßte, auch aus dem tiefsten Abgrunde, weil er Sohn ist. Es kann doch nichts den Sohn länger halten, als er gehalten sein will, und sobald aller Tand des Andersseins vergehen würde, und er mußte vergehen, sobald würde er wollen und im Wollen auch können, denn er ist ja Sohn, Wesenseinheit mit dem Vater. Daß er ihn gehen ließ, war ernste wahre Liebe. Das war der Weg, auf dem er ganz den Vater verstehen konnte und sich selbst, auf dem er die Seligkeit der Wahrheit unverlierbar und für ewig finden mußte. Was thut's, wenn Zeit dazu gehört? Zeit giebt's unendlich viel. Wie kann die leere, öde Zeit besser an-

gewandt werden, als die Herrlichkeit des Vaters zu offenbaren, sei's auch durch alle Tiefen der Sünde und des Todes hindurch?

Nein, Sünde ist ganz gewiß Gnade. Aber sie wird als solche erst offenbar, wenn man von der Sünde erlöst ist. So lange jemand drunter schmachtet, ist sie Qual. Aber durch die Qual vermehrt sie die Sehnsucht nach Erlösung!

Wenn wir von Gnade reden, so bedarf das ein wenig der Erklärung. Man darf, wenn man biblisch denkt, unter Gnade keinen Rechtsbegriff verstehen. Es ist nicht so gemeint, daß der sündige Mensch von Rechts wegen durch die Gerechtigkeit Gottes verdammt würde, aber aus irgend einem Grunde begnadigt, und ihm die Strafe geschenkt würde. Gnade ist vielmehr im eigentlichen Sinne zu nehmen. Das griechische Wort bedeutet ebenso Dank wie Anmut. Gnade ist die Anerkennung, die Gott dem Menschen als Kind zu teil werden läßt, die innere Gemeinschaft des Vaters, die er über ihn ausbreitet. Nicht die unverdiente, sondern die selbstverständliche Liebe. Die Liebe war dem Verlorenen immer gefolgt und hatte ihm sehnsüchtig auf allen Irrwegen nachgeschaut und ihn daheim erwartet. Die Gnade überschüttete ihn mit Gutem, beseligt, daß sie endlich und ewig dem Heimgekehrten und zur Klarheit Gelangten eigen sein durfte. Der Vater bedarf ja doch des Sohnes und will und kann ohne ihn nicht sein.

Darum ist auch Gnade und Gerechtigkeit die gleiche Auswirkung der Vaterliebe Gottes. Gerechtigkeit ist die Treue, die Gott sich selbst und seinem Kinde, dem Menschen, hält, die über allem Erdengeschehen wacht und die Wege der Herrlichkeit Gottes in unsere Geschichte hineinbahnt. Gerade die Gerechtigkeit ist's, die den Menschen löst und mit Gnade überschüttet. Denn der Einzelne ist an seiner Sünde ja ganz unschuldig. Die Sünde war ja schon auf ihm, ehe er geboren wurde. Die Entscheidung zum Unrecht und zur Trennung vom Vater war schon lange vor seiner Zeit getroffen. Die Gerechtigkeit kann daher am Menschen nicht als strafende, sondern nur als lösende und mit Gnade überströmende zur Geltung kommen.

Von Gnade redet am meisten Paulus. In seinem Sprachgebrauch bedeutet allerdings Gnade unverdiente Liebe. Aber nur weil er im Gegensatz liegt zu der sonderbaren Lehre von dem Verdienst der Menschen, das nach der religiösen Anschauung seiner Zeit der Bethätigung religiöser Werke inne wohne. Diesem Irrtume gegenüber, in den Religionen meistens fallen, mußte natürlich die Gnade als unverdiente Liebe betont werden. Vaterliebe hat man als Sohn. Das ist das Naturrecht und der Naturzustand des Kindes. Die kann natürlich mit nichts verdient werden. Sie ist einfach da und nur für das Kind da. Das ganze Sein des Kindes ruht gerade auf der Vaterliebe.

Sie ist im Geiste das, was im Leibe das Blut ist, nämlich der Lebensträger, den man sich nicht verdienen kann. Denn ehe man ihn verdienen könnte, muß man ihn haben, und es ist in sich widersinnig, etwas kaufen zu wollen, was man vorher besitzt. Darum ist die Lehre von Verdiensten, die manche Menschen Gott gegenüber hätten, einer der unglaublichsten Selbstwidersprüche, abgesehen davon daß er einzelne Menschen von der Gesamtheit löst und die Einheit der Menschheit einfach nicht begreift.

Solchen Wahnvorstellungen gegenüber wies Paulus auf die Liebe Gottes als Gnade hin, die man nicht erwerben kann, weil man sie als Mensch schon hat, weil sie jeder hat, und also auch keiner verdienen kann.

Wir können auch auf einem anderen Wege eine Empfindung von Gnade als unverdienter Liebe bekommen. Auf dem Wege des bösen Gewissens. Wir empfinden und leiden unter der Not der inneren Trennung vom Vater, und diese innere Not der Sünde wirkt verdüsternd und verfinsternd auf den Geist. So wird der Blick des Menschen getrübt durch die Sünde, und der Vater erscheint als Richter, als Rächer. Die Sünde ist in sich selbst Rache und Strafe. Aber sie überträgt dieses ihr Wesen auf Gott.

Das ist ja eine bekannte Erfahrung unter den Menschen, daß immer der Beleidiger den Angegriffenen fürchtet und ihm mißtraut. Es ist, wie wenn jemand durch ein trübes Auge in die Welt schaut.

Da ist freilich der herrlichste Frühlingstag trübe, und der Sonnenschein kann verbitternd wirken auf das Gemüt. Aber der Fehler liegt im bösen Auge und im vergifteten Gemüt.

Natürlich wirkt sich die Sünde aus als ein Bedürfnis des Menschen, sich vor Gott zu verstecken. Sündigen ist ein beständiges sich Verstecken nach allen Seiten hin, und je versteckter das Wesen eines Menschen ist, um so mehr kann man auf verborgene Dinge schließen, die des Schämens wert sind. Wenn aber in diese Finsternis hinein die Gnade leuchtet und die göttliche Wahrheit des Menschen an's Licht bringt, dann wirkt sie freilich ebenso beglückend als beschämend, bis die freudige Gewißheit ausgelöst wird: dieses Göttliche ist ja unser Ureigenes, unsere wahre Natur, die endlich im Vater ihren Ruhepunkt findet.

Das böse Gewissen ist das Bewußtsein des Widerspruches unserer göttlichen Wahrheit und ungöttlichen Wirklichkeit. Lassen wir uns in die Letztere fallen, so wird der Widerspruch zunächst schwinden, weil wir uns selbst zur Sünde machen. Sobald aber unsere wahre Natur wieder zum Selbstbewußtsein kommt, um so mehr wacht das Gewissen auf, um so empfindlicher wird es gegen alle Sünde. Es ist unser Kindesbewußtsein, aber unklar, mehr Gefühl als Verstand. Unter der Nähe Gottes werden diese Gefühle abgelöst, und die Freude an der hereinbrechenden Gnade überwiegt alle Empfindungen von Gewissen. Darum ist bezeichnend, daß im alten Volke Gottes nicht einmal ein Wort für Gewissen da war. Der Begriff und das Wort ist erwachsen in der Gottesferne auf heidnisch-philosophischem Boden, wie es ja nicht anders sein kann. Dort stand sich Sünde und Gnade gegensätzlich gegenüber. Wo Gott gegenwärtig ist, giebts nur Gerechtigkeit, die von Sünde löst und mit Gnade überströmt.

Sünde und Gnade sind nicht Gegensätze, sondern die verschiedenen Auswirkungen einer verborgenen Einheit, der Offenbarung der Herrlichkeit des lebendigen Gottes, der Vater ist über alles was Kinder heißt.

3. Das Mittel der Erlösung.

Wer die Geschichte des Verlorenen und Wiedergefundenen oberflächlich ansieht, bekommt leicht den Eindruck, daß es sich hier nicht um Erlösung handelt, sondern um freiwillige Umkehr, um den Entschluß des Menschen, einfach seine Kindesrechte geltend zu machen, und das genüge.

Das würde auch völlig genügen, wenn nicht ein Umstand es erschwerend verhinderte. Es gehört zum Wesen unserer innern Gottesferne, daß sie den Willen selbst unterbindet, und der Mensch nicht wollen kann, wie sein wahres Selbst möchte. Wir alle kennen eine eigentümliche Krankheitserscheinung, die jedem schon einmal an irgendwelchen Unglücklichen begegnet ist. Es ist die völlige Willensschwäche, von der manche wie von einer Geisteskrankheit befallen sind. Z. B. Trinker oder ihre Nachkömmlinge leiden daran. Sie möchten wohl herzlich gerne alles Gute und versprechen es stets feierlich, ohne dabei hintergehen zu wollen, sie sind aber völlig außer Stande, es zu halten. Es wäre thöricht, ihnen dafür Vorwürfe oder gar Strafen zukommen zu lassen. Ihre eigene Haltlosigkeit ist genug Strafe, und ihr eigenes Sein ist ihr eigener Vorwurf.

Aber das, was hier als besonders ausgebildete Krankheitserscheinung auftritt, ist das eigentliche Wesen der inneren Gottesferne oder Sünde — Willensgebundenheit. Erst wenn diese gelöst wird, kann der Wille frei zu Gott zurückwollen.

Diese Lösung läßt Gott werden auf die bekannte meisterhafte Art, die als Wesen des Vaters überall herausleuchtet. Er läßt um den Menschen her einfach Wahrheit werden. Das ist eigentlich kein besonderes Thun, sondern ein einfaches Abwarten. Der Mensch suchte ja Befriedigung außer dem Vater. Da stellt sich aber mehr und mehr heraus, daß alle Stützen der Befriedigung ganz langsam oder auch schneller abbröckeln. Es vergeht alles und verrauscht, was nicht Gott ist. Das ganze Leben ist ein unausgesetztes Bröckeln, und erst wenn alles, alles zerbrochen ist, auch

das Leben selbst, und nichts, gar nichts Halt gewährt, erst da reift unter Riesenangst der Entschluß zur Umkehr.

Als der Verlorene bei den Schweinen angekommen war und sich auch dort unsicher fühlte, erst da konnte der Wille frei werden von seiner Gebundenheit, weil nichts mehr da war, ihn zu halten. Er war also bei seinem Entschlusse weit weniger handelnd als leidend. „Es“ trieb ihn zum Vater, weil nichts ihn mehr halten konnte. Der eigentlich Handelnde war doch der Vater, dessen Liebe unausgesetzt ausschaute, und der dem Sohne weit entgegen ging, als er noch ferne war.

Dieses Erlösende wird auch daher meistens unter einem andern Bilde deutlich gemacht, das hochinteressant ist, weil es die ganze Naturgemäßheit der Erlösung biblisch festlegt. Es handelt sich natürlich um ein Bild aus der großen Bildersprache, in der Gott überhaupt zu uns redet. Aber dieses Bild, das der schlichten Naturgeschichte entnommen ist, hat den Vorzug, deutlicher und einfacher zu reden als alle Worte, die man sonst über Erlösung machen könnte. Göttliche Bilder sind natürlich treffender als menschliche, weil die ganze Natur bis in die höchsten Höhen hinauf durchaus einheitlich geordnet ist, denn sie ist Einem Sinne entsprungen und von Einem Geiste durchwaltet.

Jesus nennt die Erlösung eine Geburt, eine Wiedergeburt. Eine Geburt ist der wichtige Naturvorgang, der ein Neues als gliedliche Fortsetzung des Alten in Erscheinung und selbständige Wesenheit bringt. Wenn die Bibel von Wiedergeburt redet, so will sie damit mit einem Worte und für jedermann verständlich sagen, daß das Heil Christi, unsere Heiligung, Rechtfertigung u. s. w. sich geradeso vermittelt und fortpflanzt, wie etwa unsere Sünde und Verkehrtheit durch unsere leibliche Geburt.

Gleichzeitig aber bezeichnet das Wort Geburt die Grenzen unseres Erkennens. Jede Geburt ist umschwebt von einem zarten, aber undurchdringlichen Geheimnis, dessen Schleier noch nie ein Mensch gelüftet hat und auch nicht lüften kann. Das Gesetz des Werdens durch Geburt ist die Auswirkung eines fortlaufenden Wunders

Gottes, das einmal in den schlichten Worten niedergelegt wurde: Seid fruchtbar und mehret euch. Dieser Befehl, der tief in die innerste Natur jedes Menschen eingeschrieben ist, dessen Gewalt jeder an sich erfährt, birgt zugleich ein unergründliches Geheimnis, das in doppelter Beziehung merkwürdig ist. Erstlich ist wunderbar, daß rein körperlich aus geringsten Anfängen ein neuer selbständiger Körper erwachsen kann und zwar ganz wachstümlich und natürlich, ein Körper, der die Fähigkeit zu weiterer gliedlicher Ausbildung und selbständiger Weiterpflanzung in sich birgt. Das ist aber eine Eigentümlichkeit, die alles lebendige mit uns teilt.

Bei dem Menschen tritt noch das Besondere dazu, daß aus dem Paare zweier verschiedener Geister ein neues Ich heraustritt, daß also die höhere Stufe des Seins, die ein Ich darstellt, genau ebenso fortpflanzungsfähig ist wie die niederste körperliche. Wenn Jesus nun redet von Wiedergeburt, so scheint dieses Gesetz des Werdens außerordentlichen Umfang zu haben. Vorausgesetzt ist natürlich, daß durch Geburt ein wirklich neues Ich entsteht und in die Erscheinung tritt. Es ist das bekanntlich vielfach angezweifelt worden und bis zur Stunde ist noch kein Beweis dafür erbracht worden. Wir nehmen es vorläufig an, obgleich es sich wie alles Göttliche nicht beweisen läßt. Auch das ist eine ganz dunkle Frage: Was ist überhaupt ein Ich? Man kann nicht erklären, was ein Ich ist. Nur soviel wird man sagen müssen: In dem Maße als Gott deutlich wird, wird das Ich deutlich und seiner selbst bewußt. In dem Maße als Gott dunkel bleibt, ist auch das Ich dunkel. Beide haben offenbar und erfahrungsmäßig einen inneren Lebenszusammenhang.

Das ist wichtig für die Frage nach der Wiedergeburt. Damit übrigens das Bild nicht falsch ausgenutzt werde, findet sich für den Vorgang im Geiste auch das Wort „Neuschöpfung" oder „Zeugung". Offenbar soll gesagt werden, daß es sich bei der Erlösung des Menschen um Vorgänge handelt, die sich an einmalige Anstöße gliedlich und wachstümlich ansetzen und neues Werden als natürliche Fortsetzung ursprünglichen Seins erscheinen lassen.

4. Das Wesen der Wiedergeburt.

Man kann von Wiedergeburt nicht wohl sprechen, wenn man sich die innere Bedeutung des natürlichen Vorganges, den wir Geburt nennen, nicht deutlich gemacht hat.

Was ist das Eigentümliche an einer Geburt? Erstlich, daß sie ein ganz unwillkürlicher Vorgang ist. Kein Mensch hat beschlossen oder gestattet geboren zu werden, sondern völlig ohne seinen Willen ist er in die Welt eingetreten. Wir sind aber damit nicht nur in die Welt eingetreten, sondern ebenso in die Sünde, in die Strafe, in das Verderben, in den Tod. Wüßten wir vorher unser Los, so würden gewiß alle oder wenigstens die meisten sich weigern geboren zu werden. Wir sind heute alle aber nur in der Lage, uns irgendwie mit unserem Dasein abfinden zu müssen, ohne über das Dasein an sich die leiseste Bestimmung zu haben. Es ist daher kein Wunder, daß viele Menschen auf's Lebhafteste gegen ihr Dasein ihren klaren Widerspruch ausgedrückt haben, ungezählte haben ferner versucht, ihm ein gewaltsames Ende zu bereiten. Andere stimmen schließlich, indem sie ihr Leben führen, freudiger oder verbissener nachträglich ihrem Dasein zu.

Aber das Leben wäre auch etwas unbeschreiblich Schmerzliches, wenn uns von Jesus aus nicht das Wort Wiedergeburt als des Rätsels Lösung in's Ohr geflüstert wäre. Wir sollen, offenbar ebenfalls ohne unser Zuthun und Zustimmen, ein zweites Mal geboren werden. So wie wir in ein altes Sein hineintreten, so sollen wir auch in ein ganz neues hinübertreten dürfen. Aber wie wir dem alten nachträglich zustimmen mußten und es wohl gewaltsam abbrechen konnten, aber doch nicht das Recht dazu hatten, so müssen wir auch dem neuen durch Gehorsam zustimmen und dürfen es nicht selbstmörderisch durch Verstockung zu nichte machen. Die Geburt geschieht ohne unsern Willen, das nachfolgende Leben aber untersteht von Schritt zu Schritt unserer Entscheidung. Das ist jedenfalls die wichtigste Beziehung zwischen der ersten und zweiten Geburt im Verhältnis zur nachfolgenden Lebensführung.

Eine zweite Besonderheit der Geburt ist der Umstand, daß sie ein Wesen hervortreten läßt, das vorher nicht da war, etwas ganz Neues, das noch dazu mit keinem andern Wesen weder im Himmel noch auf Erden, weder früherem noch späterem gleich und ähnlich wäre. Vielmehr tritt mit der Geburt eine völlig neue Eigenart auf, etwas durchaus Ursprüngliches, das seines Gleichen nicht hat. Je mehr Geburten stattfinden, um so größere Mannigfaltigkeit entsteigt dem dunkeln Schoße der Zeiten. Damit soll zweifelsohne auch das Wesen der Wiedergeburt gezeichnet werden. Das Neue, das sie hervorbringt, ist nicht zur Hälfte etwas Anderes schon Dagewesenes, nicht eine wenig verbesserte Auflage oder gar ein sittiger Lack und Firniß über alter Unart, sondern etwas von Grund aus Neues, noch nie Dagewesenes ohne Gleichen.

Und doch wachstümlich geworden. Ein Sein, das in der Vergangenheit ebenso wie ein Neugeborenes seine ausreichende Begründung hat. Das Geborene ist begründet im Sein von Vater und Mutter, läßt aber durch sein Ichsagen das frühere Geschlecht weit hinter sich zurück. Das Wiedergeborene hat seine Begründung in dem, was durch Geburt geworden, einem Lebenszustande, der unter der Not des Verderbens liegt. Sobald es aber in die Erscheinung tritt, läßt es diesen Zustand weit zurück, und es sagt Ich der eigentliche wahre Mensch, das echte Ich, der Mensch wie er sein sollte und nur durch sein früheres Geburtswesen gehindert nicht zur Geltung kommen konnte. Er ist zweimal geboren oder umgeboren. Ein Quellwasser, das einen Sumpf durchlaufen muß, wird Sumpfwasser. Wenn man aber den Sumpf wegnimmt, tritt's hervor in ursprünglicher Reinheit und Klarheit. Die Wiedergeburt ist eine Wiederbringung, Wiederherstellung des ursprünglich von Gott gedachten Wesens.

Endlich ist die Geburt ein unbewußter Vorgang. Niemand weiß, was eigentlich durch Geburt an ihm geschieht. Auch erinnert er sich nicht, wann die Geburt erfolgt ist. Vielmehr wacht das Bewußtsein sehr langsam und verspätet auf und bedarf zu vollem Selbstbewußtsein viele Jahre, ja ein Leben. Das Bewußtwerden

steht nie stille und vertieft sich je länger je mehr zu immer vollkommenerer Klarheit. Aber in dem Maße als das Bewußtsein hervortritt, legt es die Verpflichtung auf, nun etwas zu werden, d. h. alle Kräfte so zu üben und zu verwerten, daß sie zunehmen, damit der Mensch erstarke und dem Triebe des Wachstums gehorsam werde. Die Kräfte sind gegeben durch Geburt, ihre Ausbildung ist die freie Leistung auf Grund der Geburt.

Genau so ists mit der zweiten Geburt. Wann sie geschieht, ist nicht zu sagen. Daß sie geschehen, wird dem Wiedergeborenen nach und nach bewußt. Was damit geschehen, das wird ihm immer mehr vertieft, und es scheint diese Spanne Lebenszeit viel zu kurz, die volle Wahrheit auszuschöpfen. Das Denken des Wiedergeborenen fordert gebieterisch ein ewiges Leben, und es ist keine Ursache, es ihm zu versagen. Im Gegenteil. Wie die Geburt unbewußte Übernahme leiblichen Volllebens ist, so ist die Wiedergeburt der Eintritt in das ewige Leben. Aber auch hier ist die volle Thatkraft und Willenskraft erforderlich, in dieses ewige Leben hineinzuwachsen und seine Kräfte zu üben in dem Maße, als die Anfänge des ewigen Lebens dem Menschen zum Bewußtsein kommen.

Die Wiedergeburt an sich hilft zum wirklichen Leben so viel und so wenig wie die Geburt. Erst in dem Maße als der Lebenswille zustimmt, offenbaren beide die Geheimnisse ihrer verborgenen Herrlichkeit. Der Mensch, der ihnen widerspricht und widerstrebt, versinkt in Nacht und Tod. Aber die Ausübung der Lebenskräfte ist freie Leistung des Geborenen und des Wiedergeborenen. Würden die Kräfte des ewigen Lebens nicht ausgebildet werden, so müßte der Mensch in einen schauerlichen Zustand versinken, der noch schlimmer wäre als der natürliche Tod. In diesen wurde er hineingeboren wider seinen Willen, jenen hätte er sich selbst bereitet.

Jedenfalls sehen wir, daß Wiedergeburt das lösende Wort für uns ist, die Auflösung des Rätsels unserer Geburt, das beglückende Geheimnis, das unser Sein umspielt und verklärt, und dessen Offenbarung eine unaussprechliche Herrlichkeit über uns ausgießen muß, deren Ziel unbeschreiblich groß ist. Wir würden es

schwerlich ertragen können, wenn es nicht gliedlich aus geringsten Anfängen erwüchse, und wenn nicht unser tiefstes Sein diesem Werden entgegenjauchzte.

5. Die Chemie der Wiedergeburt.

Wir stehen bei der Frage der Wiedergeburt mitten drin in der Natur unseres Gottes. Darum mag hier kurz einiges Naturgeschichtliche nachgetragen werden. Bekanntlich laufen durch die Bibel zwei Strömungen, in denen sich die Gedanken über Erlösung und Versöhnung der Menschheit bewegen. Die eine lehnt sich gern an religiöse Vorstellungen der Zeitgenossen an und zieht namentlich die Beziehungen zwischen dem Tode Jesu Christi und dem Opfer des Tempels heran. Durch diesen Vergleich wurde sie vielen Zeitgenossen verständlich. Jene Zeit ist ja beherrscht von religiösen Vorstellungsreihen.

Unverkennbar aber ist, daß es daneben eine andere Strömung giebt, die sich auf dem Boden schlichter Naturvorgänge bewegt, und diese hat jedenfalls den Vorzug, in göttlichen Bahnen zu gehen. Religiöse Gedanken sind menschliche Kunstleistungen, die Natur stellt unmittelbar göttliche Gedanken in massiver Wirklichkeit dar. Alles was mit der Wiedergeburt in Zusammenhang steht, gehört in den diesen Bereich.

In Naturbildern redet namentlich Jesus selbst, der das tiefste Naturverständnis hatte, während Paulus mehr religiös-theologische Gedankenbahnen zu gehen liebte, ganz entsprechend seiner Vorbildung.

Wenn es sich nun um natürliche Vorgänge handelt, und es überhaupt einen geburtsmäßigen Eintritt des Menschen in den Erlösungsbereich Jesu Christi giebt, so müssen sich auch sinnlich wahrnehmbare Beziehungen dabei ergeben. Damit sind wir in die Naturbetrachtung der Bibel eingetreten, der wir einige Worte widmen müssen, da es sich hier um einfache chemische Vorstellungen handelt.

Die Alten unterschieden wie bekannt vier Elemente, Erde, Wasser, Luft, Feuer. Wir weichen heute sehr wesentlich gar nicht von den Vorstellungen der Alten ab. Wir haben nur andere Namen eingeführt. Was die Alten Elemente nannten, heißen wir Aggregatzustände und unterscheiden deren vorläufig drei, die genau den drei ersten Elementen der Alten entsprechen, nämlich Festes (Erde), Flüssiges (Wasser), Gasförmiges (Luft). Wir werden jedenfalls im Laufe der Zeit auch einen vierten Aggregatzustand kennen lernen, der dem Element Feuer der Alten entspricht. Es mag hier gestattet sein, ganz willkürlich ein Wort für das Unbekannte zu setzen, das vorläufig keinen Wert hat, aber in gewissem Sinne dem vierten Element der Alten entspricht. Es mag heißen Äther.

Die Alten kannten also vier Himmelsrichtungen, vier Elemente oder Aggregatzustände und sagten, daß vier die Zahl der Welt sei, wie drei die Zahl Gottes und folglich sieben die bedeutungsvolle heilige Zahl.

Man braucht darauf gar keinen Wert zu legen. Die Bedeutung dieser Anschauung liegt zunächst nur darin, das Verständnis mancher Worte und Beziehungen zu erleichtern, die die Bibel, offenbar durchziehen.

Diese Elemente oder Zustände dienen nämlich als Wahrzeichen der menschlichen Entwickelung. Man unterscheidet den Zustand des Festen oder der Starre, und jedermann weiß, wie treffend dieser Vergleich auf den Zustand vieler Menschen paßt. Er ist mehr als Vergleich, er ist eine Naturwahrheit tiefster Bedeutung. So sagt Gott vorwurfsvoll zu dem gefallenen Menschen: Erde bist du und Erde sollst du werden. Wir dürfen alle seine Nachgeborenen biblisch als Erde ansehen. Die Geburt läßt also in Gottes Augen hineintreten in einen Zustand der Starre und geistlichen Unbeweglichkeit, deren folgerechte Auswirkung die Todesstarre sein muß.

Als aber Gott Gedanken des Friedens hatte über den in Finsternis Erstarrten, schuf er ihnen den Eintritt in den nächsten Kreis des Seins, das Wasser, den beweglichen flüssigen Zustand. Die Eigentümlichkeit des Flüssigen ist, sich unaufhaltsam überallhin

auszubreiten und große Fläche zu bilden. Das Wahrzeichen dieses Neuen war die Taufe. Sie wurde zuerst von Johannes erteilt an Leute, die für Gott beweglich wurden und sich umdenken lernten und bereit wurden für kommendes Himmelreich. Diese an Johannes eingetretene Geistesbeweglichkeit wurde gleichnismäßig in unmittelbarer Anlehnung an die Natur bewährt durch ein Untertauchen in Wasser. Es wurden getauft die bereits in den neuen Zustand Hinübergetretenen, und die Taufe war die Bestätigung des Neuen.

Als nun dem Johannes darüber von berufener Seite, von der Geistlichkeit seines Volkes, Vorwürfe gemacht wurden, fing er an zu jammern über die Unzulänglichkeit seines Thuns und erklärte, er könne leider nur mit Wasser taufen, also über den zweiten Kreis des Seins nicht hinaushelfen. Aber ein anderer werde weiter gehen als er.

Damit wies er auf Jesus, und dieser eröffnete das Geheimnis von der Umgeburt und sagte, sie müsse geschehen aus Wasser und Geist. Das wäre also der dritte Kreis des Seins. Luft, Wind, Geist, Gas — die Alten hatten für Geist und Wind nur ein Wort — unterscheiden sich vom Flüssigen durch die noch mehr erhöhte Beweglichkeit, durch das Bestreben, überhaupt allen erreichbaren Raum auszufüllen. Das Allumspannende und unbeschränkt Umfassende ist dieser dritte Zustand. Die Wiedergeburt leitet den Menschen hinein. Wasser und Geist, Beweglichkeit und Unbegrenztheit ist ihre Art, die sie schafft.

Aber Johannes hatte von seinem Nachfolger mehr versprochen, als dieser zunächst zugeben wollte. Gleichwohl hielt Jesus mehr als er anfänglich verlautbart hatte. Johannes hatte versprochen ein Tauchen in Geist und Feuer, also ein Überleiten sogar über den dritten Kreis hinaus in den vierten Entwickelungszustand. Bekanntlich hat Jesus dieses auch gehalten, wenigstens eine kurze Zeit lang, so lange, als es ihm möglich war. Feuer ist das Element, das unentwegt und unbegrenzt nur aufwärts strebt nach Gott hin. Als Zustand des Menschen ist es das neue Sein, in dem der Mensch seine wahre Gottesnatur frei zu offenbaren fähig

ist. Wenn wir einmal einen vierten Aggregatzustand unterscheiden werden, so werden wir sagen: die Wiedergeburt bringt mit sich den Eintritt in den Äther, in die Übersinnlichkeit, als vierte und vorläufig höchste Stufe neuen Seins. Wir tragen heute schon diese unauslöschliche Forderung in uns als nächstes Ziel auf unserem Wege zum Vater.

Wir sehen jedenfalls, daß Jesus auf ganz natürlichen Wegen leitete, und ich meine, er faßte es viel weniger symbolisch als chemisch wirklich. Die im unsichtbaren Sein des Menschen unbewußt erfolgte Wiedergeburt sollte angelehnt werden an die ganze Natur und dem Menschen verdeutlicht werden durch den sinnlichen Eindruck des Wassers der Taufe. Dazu gab Jesus bekanntlich noch den Geist und sogar, wenn auch ganz vorübergehend, das Feuer, um äußerlich die innern Stufen des Vorwärts, das er begonnen, darzuthun. Freilich das Feuer mußte er wohl sehr bald entziehen, den Geist konnte er auch nicht belassen. Er schwand schon in den ersten Zeiten öfters. Aber wenn sie in der Folgezeit mit Wasser tauften, so wäre wenigstens zu wünschen, daß sie damit aus der starren Unbeweglichkeit des Erdeseins hinausleiteten. Man kann natürlich auch Wasser in Strömen schütten ohne irgendwelche inneren Werdestufen. Das Wasser gebiert bekanntlich nicht um, es stellt nur für den Umgeborenen die nächste Stufe seines Gewordenseins dar. Aber es scheint, als müsse der Mensch gewisse Entwickelungsreihen durchlaufen, die sich unter natürliche Gesichtspunkte sei es bildlich, sei es wirklich einordnen lassen. In dem Maße, als wir sie durchlaufen, werden sie uns deutlich werden und sich auch sinnlich wahrnehmbar an uns offenbaren als Folgen des Umgeborenseins.

6. Die zweite Menschheit.

Von dem Gesichtspunkte stufenmäßigen Aufsteigens durch geistigen Werdegang, das mit natürlichen Zuständen vergleichbar und versinnbildet ist, wird uns ein weiteres Bild des neuen Testaments deutlich für den Zustand des Erlöstseins. Paulus sagt einmal

irgendwo: Gott hat uns errettet aus der Oberherrschaft der Finsternis und versetzt in den Machtbereich seines lieben Sohnes. Hier ist dieselbe Sache rein örtlich dargestellt, und das erlösende Thun Gottes, bei dem der Mensch sich zunächst durchaus nicht handelnd verhält, sondern von der Liebe des Vaters hineingetragen wird in ein neues Sein, in noch deutlicheres Licht gerückt.

Aus dem Machtbereiche der Sünde herausgehoben und hineingestellt in das neue Herrschaftsgebiet Jesu ist dasselbe wie umgeboren sein. Wer umgeboren ist, ist hineingeboren in das Bereich Jesu. Was ist das nun für ein eigenartiges Herrschaftsgebiet, das Jesus beherrscht? Das ist, wenn wir uns einmal von der örtlichen Vorstellung lösen, sein Menschentum, in dem er sich als unbedingter Herr erwies, und das Stück Menschheit, das er darstellte, restlos in die Gemeinschaft und unter die Herrschaft des Vaters rückte. Der Umgeborene ist also hineingerückt in das Menschsein Jesu Christi. Wie uns die Geburt versetzt in das Menschsein Adams und damit den Machtbereich der Finsternis, der Sünde, des Todes u. s. f., so versetzt uns die neue Geburt in das Menschsein Jesu und damit in die unbedingte Gemeinschaft mit dem Vater.

Die zweite Geburt versetzt also in eine neue Menschheit, die zwar nicht im Bestande, wohl aber im Wesen von der ersten verschieden ist. In der ersten ist sie begründet, aber ihr eigentliches Leben führt sie als zweite Menschheit. Nicht der Zeit nach, aber dem Wesen nach gelangte an irgend einem Punkte ihres Seins die Menschheit in ein neues oder vielmehr in ihr ureigenes Wesen, und es war also nur nötig, sie von diesem Punkte aus, vom Menschen Jesus aus, in das neue Sein nachzuziehen. Ob bis dahin Geschlechter schon vergangen waren oder nicht, war ganz gleichgültig. Vor Gott waren sie nie vergangen und alle vorhanden. Es handelte sich nur darum, sie mit hinüberzuziehen in die andere Ebene des Seins, die der Mensch Jesus begonnen. Seine Menschheit gewährleistet sein Recht und seine Fähigkeit alle nachzuziehen. Denn wenn die Sünde die Fähigkeit hat, alle zu umspannen, wa-

rum denn nicht die Gnade? Die Sünde ist groß, aber sie verdankt doch ihr Sein der Gnade, und die Gnade ist größer.

Es handelt sich nur dabei um die Frage, ob Jesus wirklich mit uns eine geburtsmäßige, wachstümlich gewordene Wesenseinheit ist, ob unser Blut sein Blut, unsere Abstammung seine Abstammung ist. Sobald das bejaht werden kann, und niemand hat es so bejaht, wie er selbst, sobald ist gar kein Grund einzusehen, warum wir nicht in seine Menschlichkeit hinübergeboren werden könnten, wenn wir doch schon durch Geburt in die Menschlichkeit Adams gelangten.

Aber das sind doch gar keine Fragen, sondern das ist entweder Geschichte und Wirklichkeit, oder es ist nicht wert, daß man darüber ein Wort verliert. Wenn Jesus wirklich der Menschensohn ist, der den Weg zum Vater vollständig gefunden, ja sein ganzes Wesen als den Weg hinstellte, dann muß von ihm aus eine Thätigkeit gehen, die alles Menschgeborene in sein echtes Menschentum hineinzieht oder umgeboren werden läßt und damit aus Kindern der Sünde Kinder Gottes gebiert, die wahre Menschen sind, in denen die ganze Erde und ihr unendlicher Inhalt den Zugang zum Vater, den Sabbath Gottes, gewinnt.

Diese Geschichte muß angefangen haben damals als Jesus lebte, und er ist sich dessen bewußt, daß sie angefangen hatte. Dabei ist natürlich ganz gleichgültig, ob frühere Geschlechter schon dahingegangen waren. Ob die Menschheit vom zeitlichen Anfang, der zeitlichen Mitte oder dem zeitlichen Ende aus gezogen wird, ist ja ganz gleichgültig. Das Zeitliche ist das Zufällige und Vergängliche. Das Sein Jesu aber, das echte Menschentum, ist nicht das Zufällige, sondern das Ewige und Bleibende.

Wie er die Leute in sein Sein hineinschob, das ist schon deshalb nicht zu beschreiben, weil die Umgeburt ja ein Vorgang im Unbewußten ist. Aber wir dürfen getrost sagen: Das Neue geschah durch Aufrichtung persönlicher Lebensgemeinschaft mit ihm. Für ihn waren die Sinne und Glieder der Menschen die Pforten, durch die sein Leben einströmte, sei es nun durch das Ohr im Hören,

oder durch das Auge im Sehen seiner Herrlichkeit, oder wie bei jenem Weibe, das durch ein Tasten seines Fingers den Lebensstrom zu sich überschlagen fühlte. Ja er nimmt sogar die Toten ohne weiteres dafür in Anspruch und weiß vielleicht die größere Masse seiner Zuhörer bereits im Grabe liegend. Bei der Einheit der Menschheit natürlich völlig gleichgültig. Sie müssen und werden schon alle mit ihm in Berührung kommen. Darüber braucht man sich die leiseste Sorge nicht zu machen. „Es" treibt, „es" hebt uns ohne unser Zuthun und Wissen. Niemand kann es bestimmen, niemand nachhelfen.

Aber er denkt sich natürlich auch nicht als nackte Eins, sondern die Umgeborenen als neue Menschheitseinheit, an ihn gegliedert, in ihm lebendig geworden. Seine Lebensströme fließen durch die Seinen hindurch überallhin, wo Menschen sind. Die Neugewordenen sind seine Glieder, von seinem Leben durchzogen. Es geht auch hier durch Berührungen und Aufrichten von Lebensgemeinschaft. „Wer an mich glaubt" — Glaube ist gerade das bewußte Festhalten des Umgeborenseins — „von dessen Leibe werden Ströme lebendigen Wassers fließen", lautet seine Verheißung.

Die Geschichte seit Jesus muß also so verlaufen sein, wenn wir sie einmal vom unsichtbaren Sein unserer Geschichte betrachten, daß in größerem oder auch geringerem Umfange Menschen hinübergezogen worden sind in das wahre Menschentum hinein, zu dem Jesus die Thür ist. Das können möglicherweise zu Zeiten Massenwirkungen gewesen sein, zu andern Zeiten ist's wahrscheinlich sehr gering gelaufen, je nach der Stärke der Widerstände oder der treibenden Kräfte. Es mag sein, daß zu Zeiten nur hier und da einzelne erreicht wurden, aber gelaufen ist die Sache unbeschadet aller Wirkungen der gewöhnlichen Entwickelung oder der Religionen. Wenn die Sünde eine Einheit schafft, giebt es erst recht für die neue Einheit Jesu keinen dauernden Widerstand irgend welcher Art.

Dieses Geschehen ist auch gänzlich unabhängig vom Glauben und den Anschauungen der Einzelnen oder der Zeiten. Es geht seinen Weg und gehorcht seinen inneren Gesetzen. Es hat offenbar

auch geschichtlich deutlich Zeiten gegeben der Starre, Zeiten der Beweglichkeit, sogar Zeiten, die an Geist gemahnen; aber es wird jedenfalls die Menschheit einmünden in eine Einheit eines Geschlechtes, das Christi ist, und das dann als eigentlich ausgewähltes Geschlecht und Heilsträger der Einheit Mensch gelten darf — eine offenbarte neue Menschheit, die gliedlich mit der alten in ursächlichem Zusammenhange steht, von der aus die alte mit Heil durchzogen wird, bis in ihr letztes Glied hinein.

7. Die Folgen und Aufgaben der zweiten Geburt.

Wenn das neue Sein in der Christusmenschheit, dieses Bürgerrecht des Himmelreichs, nicht die einschneidendsten und sinnlichsten Wirkungen bekundet, ist es wertlos oder wenigstens noch nicht vollwertig. Man sieht ja auch ein Kind noch nicht für voll an, obgleich ihm niemand den Adel des Menschentums streitig machen kann.

Nach drei Richtungen hin ist die Rechtsstellung des Menschen durch Umgeburt eine andere geworden. Erstlich nach dem Leben hin. Die neue Geburt versetzt ihn in ein Überleben, das das Durchschnittsleben weit überragt an Kraft und Fülle. Jesus nannte es ewiges Leben und behauptete schlankweg, daß jeder es habe, der an ihm festhalte. Solche konnte er gerade immer weiter hineinziehen in die göttliche Ebene des Seins. Dieses Überleben, wie wir's lieber nennen wollen, weil sie sein Wort „ewiges Leben" zu sehr abgegriffen haben, hebt natürlich über den Tod einfach weg. Das was wir Sterben nennen, hat dann höchstens die wohlthätige Wirkung eines Stoffwechsels, könnte möglicherweise den Eintritt in die dritte oder gar vierte Daseinsstufe versinnbildlichen, hat aber jedenfalls nichts von Bitterkeit und dem Eindruck des Versinkens und Vergehens. Das Überleben müßte eigentlich leiblich ein gewisses sich vollendendes Sein zum Ausdruck bringen und alles krankhafte im Geiste oder im Gemüte oder im Leibe ausscheiden. Denn das sind doch nur die Malzeichen des Unterlebens.

Es war darum Jesu außerordentlich angelegen, jedes ver-

kommene Unterleben, das mit ihm in Berührung trat, in Überleben und Gesundheit nach Leib und Geist hineinzuziehen. Daß ein Jüngling und ein Mägdlein und ein noch lediger junger Mann starben, sah er als Auswirkung der Ohnmacht des Unterlebens an. Alle drei waren jedenfalls unvollendet. Als sie daher mit ihm in Berührung gebracht wurden, setzte er sie ebenso hinein in die Herrlichkeit des höheren Lebens, wie Blinde, Lahme und sonst übel Behaftete. Von den Seinen verlangte er, sie sollten Größeres thun. Das konnten sie auch ganz gut, denn die neue Menschheit war in ihnen schon eine lebensvolle Masse mit größerer Wucht, als sie nur der Eine offenbarte.

Es soll hier natürlich nicht auf das eingegangen werden, was die Weltgeschichte aus den Anfängen Jesu gemacht hat, und wie sie sich um das Überleben und seine Kraftentfaltung religiös herumgedrückt haben, aber dem Einzelnen erwachsen doch hier wichtige und sehr einfache Aufgaben, die hier einmal angedeutet werden mögen.

Wenn das wahr ist, daß man im Menschentum Jesu in ein Überleben gehoben ist, dann hat der Einzelne mit einer gewissen weinerlichen, seufzenden, tränenreichen Schwächlichkeit, die zuweilen für christlich ausgegeben wird, nichts mehr zu schaffen. Dann hat er das Recht und die Pflicht, unter allen Umständen sich selbst zu behaupten als neuen Lebenswert. Wenn es sich lohnte, ihn umzugebären und ins Leben hineinzubringen, dann muß er doch einen Zweck und ein Ziel haben, von dem keine Stürme und kein Wechsel ihn dauernd abbringen kann. Dann müssen doch sogar in seinen Leib hinein die Spuren des Überlebens sich zur Geltung bringen, das Tier in ihm bändigen und das Unterleben mit neuer Kraft überströmen. Mag sein, daß das langsam geht — alles Wachstum bedarf der Zeit! — aber gehen muß es, und zum Verzagen ist nicht die geringste Ursache da. Verzagen ist recht eigentlich Sünde. Die Unarten, die das Tier mit auf die Welt brachte, die waren vor uns übermächtig da, daran sind wir unschuldig. Die stammten aus der guten alten Zeit. Aber das Verzagen, dieses sich nicht

selbst behaupten wollen, damit sagen wir uns los von dem Werden des Umgeborenseins.

Die Umgeborenen haben unter allen Umständen die Aufgabe, zu leben und am Leben weder zu zweifeln noch irre zu werden. Es hat ja auch kein Geborener Zweifel über sein Leben oder dessen Berechtigung. Er lebt einfach. Die Umgeborenen haben sogar den unmittelbaren, persönlichen Befehl Jesu zu leben. „Ich lebe", sagt der Meister, „und ihr sollt auch leben". Wer daran zweifelt, blickt sich um und geht seines Vorwärts verlustig. Er entwickelt sich gleichsam rückwärts. Wenn man von Sünde sprechen will: das ist Sünde. Dieses Zagen ist bewußte, freie Willensthat, die man recht wohl lassen könnte.

Davon wäre noch viel zu sagen, aber jeder kann es selbst finden, wenn er hier weiter denkt.

Die zweite Rechtsstellung, die durch bloße Umgeburt anders wird, ist die Beziehung zu Gott. Dem Umgeborenen ist Gott buchstäblich Vater, doppelt Vater. Wem früher etwa Gott als Rächer erschien, als strafende Gerechtigkeit u. s. f., dem ist er nun ganz gewiß nur Vater. An diesem Zustande vermag auch kein Fehler oder Unvollkommenheit das Leiseste zu ändern. Fehler können gar nicht schaden. Jedes gesunde Kind macht Fehler, ohne daß einem Vater einfiele, deshalb zu zürnen oder auf Strafen zu sinnen. Erst wenn sie scheu und heimlich werden, erst dann werden sie schwer, und wird ihre Entwickelung auf den Vater hin unterbunden.

Daraus ergiebt sich die zweite Aufgabe, ausschließlich und unbekümmert um alle Fehler auf Gott hin zu wachsen. Wer an Fehlern herumdenkt, wendet sich rückwärts, der sündigt wirklich. Die Fehler, nun die hat er aus Kräftemangel, oder Leichtsinn, oder Übermut begangen. Schade drum, aber weg damit! Wer sie aber im Denken immer wieder herausholt und dran herumgrübelt, der macht sie erst zur trennenden Scheidewand vom Vater. Der Vater will sie bedeckt wissen, der Mensch deckt sie immer wieder auf und hängt sie sich um. So verhindert er ein Vorwärts. Es macht auch kein heranwachsendes Kind sich darüber schwere Gedanken, daß

es seiner Zeit oft hingefallen ist, sondern wendet sich mit aller Kraft vorwärts dem Leben zu. Wenn Umgeborene Fehler machen, müssen sie sich um so eifriger Gott zuwenden und nach ihm hin stark werden, froh in Gott werden.

Ihr ganzes Wollen und Wünschen wächst mit dem Vater zusammen. In ihnen brennen die drei Wünsche: Dein Name, Dein Reich, Dein Wille! So behaupten sie den Vater und wachsen an ihm in ewiges Leben. Auch das Wachstum geschieht unbemerkt. Der Wachsende hat immer den Eindruck des Stillstandes. Dennoch wird unausgesetzt etwas in ihm neu. Er hat nicht die Aufgabe, immer an sich herumzumessen, sondern nur seine Lebenskräfte eifrig zu üben. Alles andere thut das Leben selbst.

Endlich bewirkt die Umgeburt eine neue Rechtsstellung zur Menschheit. Die Umgeburt war ja nur möglich auf Grund der lückenlosen Einheit der Menschheit, der alten Einheit durch Geburt und der neuen Einheit im Christus. Es ist also rein unmöglich, daß der Mensch sich selbst von irgend welchen anderen trennt, noch überhaupt irgend welche Menschheitsteile preisgiebt. Wenn ein einziger Mensch so wichtig wurde, daß von ihm aus die ganze Menschheit auf eine neue Ebene des Seins gelangen konnte, darf überhaupt kein Mensch aufgegeben werden. Es darf auch kein einziger höher oder geringer eingeschätzt werden. Sie sind allzumal Einer, unlöslich verbunden, steht auch keiner wesentlich höher als der andere.

Daraus ergiebt sich die ganz natürliche Aufgabe, die Menschheit als Einheit zu behaupten. Das deutlichste Kennzeichen des Umgeborenen ist, daß er sich durch keine Umstände, Fehler, Verkehrtheiten der Menschen beirren läßt, sie auf Erlösung hin anzusehen und alle unentwegt für Gott mit Beschlag belegt. Das heißt natürlich nicht mit jedermann ohne weiteres Brüderschaft schließen und Liebe säuseln. Das thun die Heuchler. Das was Umgeborene thun, ist tief verborgen, ein Thun im Geiste, ein priesterliches Eintreten vor Gott im Allerheiligsten, wo niemand zusehen und zuhören darf. Aber dieses verborgene Festhalten wird öffent-

lich vergolten werden. Die Menschen werden die geheimen Kräfte spüren, die von solchen Kraftquellen ausströmen und Leben vermitteln. Äußerlich muß man sich oft genug von Menschen getrennt halten. Nichts ist so gefährlich wie die Beziehung zu Menschen, aber im Geiste, da wo kein Auge zusehen kann, darf's keine Trennung geben. Wer nur sich behauptet, kommt leicht zu Größenwahn, aber wer die Einheit behauptet, regelt die Gesundheit der Menschheit. Der steht jenseits von Groß und Klein, von Gut und Böse und wird an der Einheit immer wieder stark.

Ich glaube, das Bewußtsein der Einheit ist ungefähr das, was die Bibel Liebe nennt, von der sie selbst behauptet, daß sie stark sei und das eigentliche Lebenstriebrad sei. Man kann nur von Liebe heute nicht mehr wohl reden nach all der süßlichen Schwäche, die unter dieser Verkleidung herumschleicht.

Die Bibelmänner hatten's darin besser. Damals hatte das Wort Liebe im Griechischen einen stark sinnlichen Beigeschmack. Davon konnte man sich leicht lösen, und wenigstens war Liebe etwas Starkes. Aber bei uns ist Liebe etwas Schwächliches, Klebriges, eine geistige Kümmerlichkeit. Da ist die Unterscheidung sprachlich weit schwieriger.

So liegen in dem Umgeborensein die Werdekeime einer ganz neuen Weltordnung und Weltentwickelung, denen gar kein Ziel gesteckt scheint, ein Überleben, das mit unbeschreiblicher Kraft und Herrlichkeit alles Sein durchströmen muß und ebenso die Gesamtheit wie jeden Einzelnen zu voller Lebensgeltung gelangen läßt.

8. Bist du wiedergeboren?

Darüber machen sich vielleicht manche Menschen Gedanken. Was ist natürlicher, als daß man erlesene Gedankenreihen auf sich selbst anwendet?

Nun, wenn du's nicht bist, so schadet es jedenfalls nichts. Dann bist du's **noch** nicht. Daß du geboren bist, weißt du. Wenn du also Mensch bist, mußt du auch hinübergenommen werden in

die Umgeburt. Du gehörst mit zur Einheit, und ohne dich fehlt der Einheit ein überaus wichtiges Glied, das sie gar nicht ohne weiteres entbehren kann.

Immerhin, wenn du unsicher bist, nimm an, du wärest noch nicht umgeboren. Du hast nicht Ursache andere, die sich so gebärden, oder von denen du es glaubst, zu beneiden. Sie werden dich nicht überholen. Du erlebst es ganz so, wie es für dich gerade notwendig und am besten ist. Die Menschheit wird nicht vollendet ohne dich. Wenn du's nicht bist, dann hast du fortwährend die goldene Hoffnung: Mit mir geschieht noch einmal etwas unaussprechlich Großes. An dieser Hoffnung kann man sich nähren und stark werden. Durch sie wachsen und schärfen sich die innern Sinne, die auf Gott aufmerken. Die Hoffnung auf das Große, das gerade dir noch bevorsteht, läßt nimmermehr zu Schanden werden und wird dein Leben durchlichten und klären.

Aber eines kannst du immerhin thun. Du kannst alle schon jetzt vorhandenen Lebenskräfte auf's Sorgfältigste üben. Der Mensch hat viel mehr Kräfte, als er ahnt. Kräfte aber wachsen nur durch Übung. Je mehr du das Vorhandene übst, um so schneller wirst du zunehmen, wenn du einst umgeboren bist. Denn dann ist Übung und Arbeit die Hauptsache im neuen Leben.

Niemals halte dich bei alten Fehlern auf. Die sind ja gewesen. Dein ganzes Sein liegt nach Vorwärts. Kannst du manches aus deiner übeln Vergangenheit noch gut machen, ragt also vieles in die Gegenwart hinein, so thu's mit aller Entschiedenheit. Aber denke nie am Alten herum. Das frißt wie giftiger Eiter an deiner Gesundheit und Frische. Das Gewesene will Gott selbst immer bedeckt haben, denn Umgeburt ist auch Vergebung des Alten. Dann hast du vor Gott und dir selbst kein Recht, es immer wieder herauszuziehen.

Man muß immer denken in den drei Richtungen des Lebens, sein Ich festzuhalten als wertvoll und von großer Zukunft, den Vater zu behaupten und für seine Wünsche zu brennen und die Einheit zu sehen, der Einheit zu leben.

Aber vielleicht bist du doch schon in die neue Ebene des Seins hinübergezogen worden. Die Umgeburt geschieht natürlich unbewußt, und erst allmählich wirst du des neuen Zustandes inne. Dann ist's um so besser. Dann lebe das neue Leben. Du wirst dich nie drin ausleben, denn es ist ewiges Leben, es ist Übermacht des Seins, die dein ganzes Wesen bis in die unterste Leiblichkeit durchströmen und von Grund aus erneuern wird, der unerschöpfliche Lebensquell, der aus dir selbst beglückend und weithin befruchtend und belebend hervorbricht.

Darin geht's nun wunderlich. Offenbar giebt's Zeiten, in denen es mit dem Wachstum schnell, andere in denen es sehr langsam und kümmerlich geht. Das ist ganz natürlich, und im Reiche Gottes geht alles natürlich zu. Es hat auch die Erde Zeiträume fabelhaften Wachstums gehabt und wieder Kälteperioden scheinbaren Stillstandes und ist doch niemals stille gestanden in dem großen Vorwärts, das in ihr liegt.

So geht's auch mit der Umgeburt und ihren Folgen. Zu Zeiten war's ein fröhliches, seliges Blühen und Gedeihen, ein Lenz des Lebens, zu andern Zeiten war's mit dem Wachstum sehr kümmerlich. Die schnellen Entwickelungsreihen sind darum den langsamen noch nicht vorausgekommen. Man hat keine Ursache sie zu beneiden oder sich in eine andere Zeit zu wünschen, als die eigene. Es ist ja alles eine Einheit, das Wuchern wie das Stillestehen. Winterzeiten halten die Entwickelung nicht auf und Lenzzeiten fördern sie nicht mehr.

Was die Gesamtheit erlebt, das erfahren auch die Einzelnen. Auch in unserem neuen Leben sind etwa die natürlichen Jahreszeiten wiedergespiegelt oder das Wachstum des Kindes, das bekanntlich Zeiten des Stillstandes und Zeiten der ruckweisen Entwickelung zeigt und immer vorwärts geht, aber als Wachstum nie bewußt wird. Bewußt ist nur die Übung der Kräfte, das Thun des Lebens, unbewußt ist das Wachstum.

Es wird auch bei den Einzelnen verschieden sein. Dennoch hat niemand Ursache, neidvoll auf den andern hinzusehen. Ein

Eichbaum wächst viel langsamer als eine Pappel oder Weide. Welches Gewächs ist wohl das vorzüglichere? Offenbar möchte man keines missen, sie haben unentbehrliche Tugenden, nur jedes andere. Das weiß ich, daß ich keine Pappel sein möchte, wenn ich ein Eichbaum wäre. Ich möchte aber auch keine Eiche sein, wenn ich die liebenswürdige Weide wäre. Jede Eigenart trägt ihr eigenes Gesetz, auch ihr Wachstumsgesetz in sich selbst, und jede ist unvergleichlich schön. Vollendet ist erst der Wald, der alle Bäume in sich birgt.

Man sollte sich nie mit unnützen Fragen quälen uud mit Vergleichen, die kein Recht der Wahrheit haben. Auch die Frage: bist du wiedergeboren? ist eine unnütze. Sie ist eine religiöse Frage, und die Fragen, die Religionen stellen, sind mit wenig Ausnahmen falsch gestellt und nachher mit großem Aufwand von Kraft und Scharfsinn richtig beantwortet. Aber eine falsche Frage wird nie richtig durch eine richtige Antwort. Nein „es" lebt dich, ohne daß du willst und anders kannst. Du kannst nur aufmerken und ganz allmählich zum Bewußtsein und Verständnis und Ausübung dessen kommen, was ohne dich geschehen ist. Friedlich und freudig siehst du nach Vorwärts und wirfst alle falschen, quälenden Fragen weg.

9. Die Verpflichtung gegen die Umgeburt.

Die zweite Geburt ist ein freies Geschenk wie das Leben selbst. Dazu kann niemand etwas thun. Wohl aber legt sie Verpflichtungen auf, auch wie das Leben selbst. Wer sein Leben nicht voll lebt, sondern mattherzig, weichmütig und verzagt, der wird der elendeste aller Menschen, den zerdrückt das Leben. Seine große Kraft zerreibt ihn. Ebenso ist's, wenn jemand von seiner neuen Geburt keinen Gebrauch macht und sich in den neuen Zustand nicht voll einlebt. Der verödet im Geiste, und sein Weg vergeht.

Das volle Leben des Umgeborenen kann sich natürlich nur bewegen in den Bahnen Jesu Christi. Sein Leben war im Geiste gezeichnet durch ein beständiges Zunehmen nach dem Vater hin,

ein unausgesetztes Emporsteigen wie die Flamme, die nur nach oben brennt und nicht rechts noch links abweicht. Das ist die höchste Stufe des Menschseins. Im Fleische dagegen war Jesu Leben das Gegenteil. Da war es bestimmt durch den Zug nach unten. In die Tiefen der Menschheit, des Leides, der Krankheit, des Todes, der Hölle gerichtet. Da durfte es keine Stufe der Verlassenheit und des Elends geben, wo es ihn nicht hingezogen hätte. In ihm kam Gott und Hölle in Verbindung. Diese Willigkeit, das Unterste zu tragen und das Äußerste zu dulden, das war sein Kreuz.

Wer in sein Leben gerückt ist, wird natürlich auch daran erkannt, daß er sein Kreuz auf sich nimmt. Kreuz ist freiwillig aufgenommenes Leid. Nicht etwa ein selbstbereitetes Leiden, daß jemand glaubte, er müsse sich selbst peinigen, sondern das Leiden, das die Verhältnisse mit sich bringen, das in der ganzen Welt liegt, das als üble Folge aus unsern oder anderer Thorheiten quillt, darunter willig sich beugen und daran seine Menschenkraft messen, das heißt sein Kreuz tragen.

Damit erfährt das Leiden im Menschen eine Umgeburt. Es kommt heran als Leiden. Wird es abgewiesen, so bleibt es Leiden und lagert auf uns und um uns und verdüstert uns und unsere Umgebung. Wird es aber angenommen und mit klarem Willen in seiner ganzen Schnödigkeit hereingelassen, dann wird es in uns umgeboren und wieder ausgestrahlt als Herrlichkeit, Kraft, Fülle und Freude. Dann wird um uns her ein neuer Bereich des Lebens und der Freude, der jenseits des Leides steht.

Das geht ganz natürlich zu. Wer ein Leid tragen will, der nimmt alle seine Kräfte zusammen und wehrt sich innerlich dagegen, daß es ihn zerdrückt. Er will es ja und hat es ungezwungen aufgenommen. Was der Mensch will, das kann er auch, denn der Mensch ist Gottes, und unermeßliche Kräfte stehen zu seiner Verfügung. Wer sich durch seine Kraft stärker bewährt als der Angreifer, gewinnt an dem Angreifer die Freudigkeit seiner Vollkraft, daß er aufjauchzen möchte in Lebenswonne. Stärker sein, das ist erst das Leben. Schwächer sein ist der Tod.

Es geht hier ähnlich, wie wir's an unsern Kindern sehen. Auf den Neugeborenen lastet die Schwäche, daß sie zunächst nur klagen und weinen können. Aber bald wird ihnen klar, daß in ihnen etwas stärker ist als die Schwäche. Dann lächeln sie, und von Stund an probieren sie alle ihre Kräfte, achten auch des Mißlingens nicht, bis ihnen der erste selbständige Schritt gelungen ist. Solch ein Läufling kann sich gar nicht genug thun im Schritte machen, und von ihm aus strahlt Glückseligkeit über ein ganzes Haus. Da ist die Schwäche umgesetzt in Kraft, Gelingen und Freude. Hätte das Neugeborene aber nicht angefangen, in die Welt hineinzulachen, sondern hätte es fortgeheult, dann liefe es an seinem ersten Geburtstag nicht zum Entzücken aller im Hof herum, sondern läge im Sarge, ein Opfer der Schwäche.

Unbegreiflich ist eigentlich, daß später, wenn die Menschen älter und, wie man vorgiebt, verständiger werden, viele das Leid anheulen statt es anzulachen und sich allmählich davon zerdrücken lassen, anstatt es fröhlich zu überwinden wie bei dem ersten Schritte. Sie könnten es, denn der Mensch ist unter allen Umständen stärker als alles andere, weil ihm göttliches Wesen eignet. Es mag ja sein, daß er lange seine Kraft probieren muß und zahlloses Mißlingen hat. Aber er gewinnt's unter allen Umständen, so lange er lachen kann.

Unsere Kleinen sind die rechten Kreuzträger. Darum sagte Jesus bedeutsam: Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, so kommt ihr nicht in's Himmelreich. Gedrückte, niedergeschlagene, seufzende, wehleidige, mißvergnügte, launische Kreuzträger giebt's nicht. Solche werden niemals ihr Leid in Freude verkehrt sehen. Sie sind armselige Leidende und bleiben's auch. Ihnen hilft auch die zweite Geburt nichts. Die hilft erst dann, wenn sie im neuen Leben laufen lernen, und kein Mensch lernt laufen, wenn er nicht das Elend anlacht und seine keimenden Kräfte ausprobiert und stählt.

Ich halte es für sehr verhängnisvoll, wenn Religionen ihre Kundschaft mit der großen Seligkeitslüge zu trösten suchen. Dadurch fördern sie die Faulheit und Wehleidigkeit. Eine Seligkeit giebt's

gar nicht für Leidende, sondern nur für Kreuzträger, und in diese Seligkeit wächst der Umgeborene allmählich gliedlich hinein, wie er laufen lernt. Das ist ein Zunehmen von Sieg zu Sieg, ein immer stärker werden, das mit allem fertig wird, schließlich sogar mit dem Tode. Nach dem Tode wird kein Mensch selig, der's nicht vorher war, und wer ewiges Leben nicht in sich hat, dem schafft's doch ganz gewiß die Verwesung nicht. Die Seligkeit erlebt man nur in den Bahnen Jesu Christi. Sie ist die Frucht des Kreuzes, die am Kreuze mit naturgemäßer Selbstverständlichkeit wächst.

Das ist der große Unterschied unter den Begrabenen. Sie sind entweder vom Leide zerdrückt, oder sie haben den Tod besiegt als ewig Lebendige. In diesem Falle bedeutet der Tod einen leichten Stoffwechsel. Da hört also das Zunehmen nicht auf, bis es gekrönt wird von Auferstehung. Im ersten Falle ist der Tod der Schlußstein der Leiden, das Siegel auf das Grab des längst Toten, im letzten Falle die letzte Hülle des Leidens, die der Kreuzträger in Herrlichkeit umsetzte.

Das muß auch so sein, weil kein Mensch im Stande wäre, die Herrlichkeit Gottes zu ertragen. An sich ist Gutes weit schwerer zu ertragen als Böses. Das hat schon Goethe klar ausgesprochen. Aber das Böse ist leichter zu überstehen, weil es alle Kräfte des Menschen in Bewegung setzt und zum Widerstand sammelt. Dadurch erstarkt der Mensch allmählich, daß er auch Gutes tragen lernt. Wer nun sein Kreuz immer willig und freudig trägt, der wächst hinüber in Herrlichkeit und wird befähigt, Träger des Allergrößten zu sein. Was einmal ein Mensch zu bedeuten haben wird, der durch alle Tiefen des Leides und der Not mutig und freudig hindurchgegangen ist, das ist gar nicht auszudenken. Mensch ist ein Adelstitel, wie ihn das All wahrscheinlich nur ein einziges Mal aufweisen kann. Wahrhaftig, „nur wenig geringer als Elohim hast du ihn bereitet!“ Aber der Weg zur Herrlichkeit führt nur durch Kreuz. Sie wird auch nicht magisch übergezogen, sondern organisch bereitet, wie alles in der Natur Gottes.

10. Die Wirkung des Kreuzes.

Kreuz ist ein freiwilliges sich Beugen unter die übeln Folgen der Gottesferne, der innere Zustand, der Gott allein Recht giebt, in dem der Mensch lieber in den Tod sinkt als von Gott abweicht. Diese Haltung kann gar keine andere Wirkung haben als die tiefste Lebensgemeinschaft mit dem Vater, die an dem Kreuzträger offenbar wird als stiller Glanz und Ausstrahlung von Herrlichkeit.

Die Gesinnung, die eine Not zum Kreuz macht und also Leid in Herrlichkeit umzusetzen vermag, nennt die Bibel Glaube. Glaube ist also weit davon entfernt, das Gefüge irgend welcher Anschauungen oder Gedankenreihen zu sein, sondern ist höchste Anspannung aller Menschenkräfte nach Gott hin. Glaube ist Kraftentfaltung, kein geistliches Gerede. Kräfte können aber nie entfaltet werden, ohne auch Wirkungen nach sich zu ziehen. Einen Glauben, den man nicht sieht, den man etwa bloß hört oder aus Büchern liest, gibt's gar nicht. Das wäre ein dürftiges Gerede.

Nun stelle man sich einmal vor, welche Wirkung der Glaube oder das Kreuz auf die Umgebung eines Menschen hat. Wenn jemand bereit ist, alle übeln Folgen der eigenen oder fremden Thorheiten auf sich zu nehmen, der schafft thatsächlich eine Erleichterung von Leid, die gar nicht abzusehen ist. Schon wenn in einem Hause unter ewig unzufriedenen, mürrischen, griesgrämigen Menschen — es giebt nun einmal Menschen, die unter keinen Umständen zufrieden sind — wenn sich da eines befindet, etwa ein Kind, das mit einer unverwüstlich guten Laune auf das graue Elend des Hauses Sonnenstrahlen fallen läßt, so ist das eine Hülfe und eine Macht, die außerordentlich ist. Aber nun diese Hülfe nicht als gute Laune, sondern als freudige Kraft, alles auf sich zu nehmen oder wenigstens tragen zu helfen, und das ohne Geseufze und geistliche Salbaderei einfach aus natürlich, fröhlicher Hülfsbereitschaft, die dankbar ist, wenn sie eintreten darf, so ist das eine Erleichterung des Lebens, die alle Betroffenen in die Freude hineinrücken muß. Diese Haltung ist eine Flamme, die schlechthin alles Elend

verzehrt und Menschen jauchzen machen muß, weil ihnen ihre Leiden abgenommen sind, eine Flamme, die nur nach oben strebt. Ein Kreuz schafft Hülfe für weite Kreise und verbindet sie mit Gott.

Nun noch einen Augenblick an das Kreuz Jesu Christi. Ein Mensch der alles freudig auf sich nahm, jede Entbehrung, den Haß, die Qual, den Tod, die Hölle — welche Unsummen von Leid hat der weggenommen für alle, die mit ihm in Berührung kamen, auch seine Feinde, für alle, die je der Glaube mit ihm verband! Aus seinem Kreuze quoll die ganze Gottesherrlichkeit, die wir damals aufleuchten sehen, als unmittelbare Folge. Es war ja verhältnismäßig ein kurzer Glanz, aber an dieses Kreuz kann jeder Zeit angeknüpft werden, und die Herrlichkeit Gottes muß einmal ohne Ende die Welt bedecken.

Es hat also seiner Zeit durch das Kreuz Christi und seine naturgemäße Folge, die lebensvolle Nähe des Vaters, eine Fortpflanzung seines Wesens stattgefunden, die die höchste Beachtung verdient. Hier ist wirklich ein stellvertretendes Leiden. Nicht im juristischen Sinne — da wäre es eine Ungerechtigkeit,*) sondern im naturgeschichtlichen. Die Fülle von Not, die unleugbar vorhanden ist, wird unter allen Umständen leichter für die ganze Umgebung, wenn jemand eintritt und auf seine starken Schultern soviel wie möglich von dem nimmt, was die andern quält.

Darum fordert Jesus jeden auf, sein Kreuz zu nehmen und ihm nachzutragen. Darin hatte er auch eine Fortsetzung dieses stellvertretenden Leidens geschaffen von unendlicher Ausdehnungsfähigkeit. Es ist auch ganz gewiß, daß durch nichts die Sache Jesu sich so ausbreiten würde, als durch das Kreuz. Durch Worte, Reden oder Gewaltmaßregeln jedenfalls nicht. Aber an jedem, der wirklich sein Kreuz trägt, muß sich der Eifer von Menschen entzünden: diesen Weg gehen wir auch. Der Mensch vom Kreuze wird jedem unbefangenen Auge als der wahre Held und Lebenskünstler erscheinen und die meisten zur Nachahmung reizen. Und

*) s. S. 160 ff.

ob er's nicht thäte, er ist jedenfalls die Lebenserleichterung für viele und entwickelt menschliche Lebenskräfte, denen auch Tod und Hölle auf die Dauer nicht gewachsen sind.

Nein wir brauchen wahrhaftig kein Christentum. Was wir bedürfen, ist eine Kraftentfaltung des Kreuzes — kein Predigen über das Kreuz. Dadurch würde der Sieg des Reiches Gottes am besten vorbereitet. Das hat schon Paulus erkannt, der nächst Stephanus Jesum von allen am besten verstanden hat. Er empfindet sich als eigentlichen Nachfolger des Kreuzträgers Jesus und sagt: Ich freue mich in meinem Leiden, das ich für euch leide, und erstatte an meinem Fleische, was noch mangelt an Trübsalen in Christo für seinen Leib, die Gemeinde.*)

Also das Leiden Christi ist offenbar unvollständig und Paulus fühlt sich als Diener der Gemeinde und des Wortes verpflichtet, das Leiden freiwillig fortzusetzen und zu ergänzen. Sollte jemals, so lange es Leiden in der Welt giebt, diese Haltung der Nachfolger Jesu Christi überflüssig geworden sein? Wenn sich gewisse Leute so sehr rühmen, Glieder am Leibe Christi zu sein, warum sind sie nicht freudige Kreuzträger und erstatten am eigenen Fleische, was noch mangelt an den Trübsalen in Christo? Warum fehlt der Zug nach unten, der den Leib Christi auszeichnete?

Es muß jederman deutlich sein, daß auf dem Wege Jesu die ganze Welt sehr leicht für das Reich Gottes gewonnen werden könnte, ganz ohne die kostspieligen und umständlichen Veranstaltungen von Missionen, Evangelisationen, Organisationen irgend welcher Art. Natürlich ist der Weg Jesu zunächst nicht der angenehmste. Es ist vielen weit angenehmer eine Posaune zu tragen statt eines Kreuzes und zu lärmen statt zu leiden, eine Rolle zu spielen statt auf jede Rolle zu verzichten. Aber wenn sie den Weg auch nicht finden und die breite Straße der Religionen wandeln, so bleibt der Weg des Kreuzes doch der einzig gangbare und alle anderen werden vergehen.

*) Col. 1, 24.

11. Der Weg zum Vater.

Den Weg zum Vater kann natürlich nur der gehen, der umgeboren ist. Von den andern wird's gar nicht verlangt. Sie könnten ihn auch nicht gehen, denn sie können nicht wollen. Die zweite Geburt ist natürlich keine Ehrung, ihr Fehlen keine Benachteiligung. Sie erfolgt zu der Zeit, die für die geeignetste für einen Menschen angesehen wird, ganz ohne sein Zuthun und ohne sein Wissen. Es wird auch niemand davon ausgeschlossen.

Das ist freilich gewiß. Wenn der Mensch auf den Weg des Lebens gesetzt ist, dann soll er ihn gehen, und wer irgend merkt, daß er gehen kann, und daß er wollen kann, der sollte diese Kräfte nach allem Können benutzen. Versäumt er das, so kommt er in große Verlegenheit, denn er handelt wider die Natur, und ihre Kräfte zerreiben ihn. Wer das merkt, sollte schleunigst Schritte thun, daß er wieder auf den rechten Weg kommt.

Die Zeiten sind ja darin verschieden. Je mehr Kräfte dem Umgeborenen zur Verfügung gestellt sind, um so gefährlicher ist ihre Vernachlässigung. Ein gewisser Ananias wurde einmal für eine ganz geringfügige Unwahrheit mit dem Tode bestraft. Zu andern Zeiten wurden den Menschen weniger Kräfte gegeben, vielleicht um den ohnehin Bedrängten unnütze Gerichte zu ersparen. Dann wurde auch weniger gefordert. Wenn jemand dann in Stillstand oder Starre gekommen ist, ist's auch viel leichter den Anschluß wieder zu finden. Jeden Augenblick kann er wieder anknüpfen. Das ist namentlich heute für viele wichtig.

Wie jemand den Weg geht, das ist sehr einfach gesagt, weniger einfach ausgeführt. Er steht unter der Frage: Was thut Gott heute? Was wird demnach von mir verlangt? Als Umgeborener hat der Mensch kein größeres Ziel, als daß die Sache Gottes auf der Erde gedeiht. Diesem Ziel gegenüber verstummen allmählich alle eigenen Wünsche. Auch sein Schicksal vor und nach dem Tode bewegt ihn nicht mehr sonderlich. Wer in Gemeinschaft mit Gott steht, hat ein *Überleben*, in dem Einzelheiten gar nicht

mehr in Frage kommen. Es ist mir auch keine Stelle des neuen Testaments bekannt, wo die Frage nach einer Seligkeit nach dem Tode irgendwie bewegt würde. Das sind religiöse Fragen, die im Reiche Gottes gar nicht mehr aufkommen können, weil sie gelöst sind, ehe man sie nur stellen kann.

Wem also die Ziele Gottes als höchste Wünsche im Herzen brennen, für den ist die Hauptsorge, daß er sie nirgends hindert, und unter dieser Sorge wird er allmählich einer Leitung inne, die ihm bis in kleine Dinge und Entscheidungen des Lebens die nötigen Winke giebt. Ich glaube, es bildet sich im Menschen ein gewisser göttlicher Instinkt, daß er immer herausfinden kann, nach welcher Richtung er jeder Zeit seine Entscheidungen zu treffen hat. Der Mensch hat ja der Möglichkeiten immer viele, und für den Aufrichtigen ist's auch nicht so wichtig, ob er einmal einen Fehler oder Umweg macht. Aber immer handelt sich's drum, im gliedlichen Anschluß an die Gedanken Gottes vorwärts zu gehen und sich nirgends in irgend einen sinnlichen oder religiösen Eigensinn festzufahren.

Es giebt zwei unverkennbare Merkmale, an denen jeder sehen kann, ob er den Weg geht, den nicht alle finden. Das eine Merkmal ist, daß der Mensch sich entwickelt und in Vorwärtsbewegung ist. Wer heute genau so denkt und genau das thut wie vor einem Jahre, der soll sich doch besinnen, ob er nicht am Ende auf dem Todeswege ist statt auf dem Lebenswege. Ewiges Leben ist ein ewiges Vorwärts. Das kennt keinen Stillstand. Ich lebte als junger Mensch einmal in einer Stadt, in der ich zu zwei eigentümlichen Männern in nächste Beziehung trat. Der eine war ein sehr frommer Herr, gestaltet äußerlich wie ein Engel des Lichts. Liebe leuchtete aus seinen Augen und seinem Wesen, und sein weißes Haar umwallte sein Haupt wie ein Heiligenschein. Der andere war ein unruhiger Geist mit sehr schlauen Augen, dem man unter Umständen auch eine dunklere Ehrenthat zugetraut hätte. Beide Männer waren, wie sie versicherten, aufs Lebhafteste interessiert für das Reich Gottes. Sie waren aber so verschieden, daß ich als un-

erfahrener junger Mensch wirklich schwankte, wem ich Recht geben sollte bei ihren nicht gerade seltenen Meinungsunterschieden.

Da fiel mir auf, daß der fromme alte Herr sich niemals vorwärts bewegte. Dasselbe Zeug, was ihm seine Universitätsprofessoren beigebracht hatten, hielt er gewissenhaft fest bis in sein hohes Alter, eigene Gedanken hatte er ganz wenige gedacht, und die christliche Menschenliebe, die hatte er sich einfach angewöhnt wie seine schöne Haartracht. Der andre dagegen machte beständige innere und äußere Wandlungen durch. Er machte viele Fehler, ließ sich oft zu wahren Wutausbrüchen hinreißen, aber kam immer mehr vorwärts, immer tiefer namentlich in biblische Wahrheit, und über dem wurde er immer klarer. Als ich den beiden einige Jahre zugesehen hatte, da wußte ich, welcher lebte. Für Gott kam nur der zweite in Betracht. Aber es ist ja möglich, daß der erste, wenn er stirbt, in irgend einen abgelegenen Winkel im Himmel gesetzt wird, wo er warten muß, bis das Reich Gottes vollendet ist.

Für den Umgeborenen darf es keinen Stillstand geben. Daran kann jeder sein Leben prüfen. Das andere Merkmal, das auch unverkennbar ist, ist die Art, wie jemand leidet. Wer seufzt, jammert und muckt, geht nicht den Weg des Kreuzes, sondern des Leidens. Wer ein Kreuz trägt, muß ja durch schwere Stunden, meinetwegen darf er auch zuweilen ein paar Thränen vergießen, aber wenn der Sonnenschein und die Freude nicht immer wieder durchbricht, dann hat er den Weg zum Vater nicht gefunden. Denn das ist ein Weg der Herrlichkeit, die immer wieder durchleuchtet, ebenso wie sie an Jesus immer und überall wieder gesehen wurde sogar noch nach dem Karfreitag. Dann erst recht.

Was jemand sonst für einen Anstrich hat, ist ziemlich gleichgültig, ob er Phlegmatiker oder Choleriker, gelehrt oder ungelehrt, religiös oder irreligiös und dergl. ist, kommt wenig in Betracht. Das sind vor Gottes Augen Äußerlichkeiten. Wesentlich ist, daß jemand sein ewiges Leben, in das er hineingeboren ist, behauptet und ausdehnt über alle Beziehungen, die seine leibliche Geburt ihm gebracht hat. Das muß hineingetragen werden in jede Kleinigkeit

des Lebens, bis in's Essen und Trinken hinein, so lange bis das ganze Sein untergetaucht ist in den neuen Lebensbestand. Dann ist auch der Tod überwunden und umgesetzt in Sieg.

Es mag sein, daß es vielen so vorkommt, als sei der Weg zum Vater schwer. Zu finden ist er wohl nicht leicht. Aber es ist doch der wahre Herrlichkeitsweg, das ewige Zunehmen in Leben und Wahrheit. Wer Glück und Freude sucht, folgt am sichersten dem, der gesagt hat: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.

Lh.

Das Ziel.

8. Das Unternehmen Jesu.

Im Lichte dieser Morgenröte fragen wir uns: sind wir die Beginner? Unsere Augen schweifen über die Vergangenheit und forschen nach einer Tagesgeschichte der Menschheit, die eine andere ist als die Geschichte ihrer sogenannten Kultur. Aber fast überall sehen wir Nacht, wo nichts zielwärts werden konnte. Nur einmal brach, so viel wir wissen, deutlich erkennbar der Tag an: in der Geschichte Jesu und der apostolischen Zeit. Deshalb ist es eine Lebensfrage der Menschheit, über die Bedeutung klar zu werden, die er für die Lösung des Problems ihres Daseins hatte, und welche er für den Morgen, der unsere Zeit erhellt, haben kann.

Aber so unumgänglich diese Frage ist, so schwer ist es, darüber Klarheit zu schaffen, denn der Blick auf Jesus wird durch einen dichten Nebel der Befangenheit getrübt, der den reinen Eindruck seiner Erscheinung stört. Die Menschen scheiden sich ihm gegenüber in Anhänger und Abtrünnige. Beide sind aber durch die Vorurteile befangen, die sie über ihn haben, und die Befangenheit der Renegaten ist bekanntlich überall mindestens so groß als die Befangenheit leidenschaftlicher Bekenner. Merkwürdigerweise ist sie hier wie dort auch wesentlich dieselbe. Er gilt beiden als Gegenstand und

Mittelpunkt der Religion. Auf dieser gemeinsamen Voraussetzung ruht ihr Gegensatz. Leider können sich dieser Voreingenommenheit heute noch nur ganz wenige entziehen. An ihr scheitert vorläufig noch das Verständnis seiner Person und seiner Absichten ebenso wie ihre Verwirklichung. Denn das Religionsmißverständnis lähmt gerade die Wirkung, auf die es ihm ankam.

Unter diesen Umständen muß ich ausdrücklich erklären, was sich eigentlich jeder, der sich mit diesen Betrachtungen beschäftigt, von selbst sagen müßte, daß wenn ich hier auf diese eigentümliche Erscheinung der Weltgeschichte eingehe, Jesus als religiöse Figur gar nicht inbetracht kommt, sondern nur als Anbruch der Menschwerdung. Weil er die Schöpfung der Menschheit begründete, die das Ziel ihrer Geschichte ist, erhebt sich die brennende Frage, ob er uns, die wir von ihm durch Jahrtausende getrennt nach dem gleichen Ziele suchen, Wege dazu weisen kann. Uns interessiert also die rein menschliche Bedeutung Jesu, sein Lebenswert für die Zukunft der Menschheit.

Wir werden aber schwerlich einen klaren Eindruck seines Unternehmens noch einen Einblick in die inneren Bedingungen und Gesetze dessen, was damals anbrach, gewinnen können, wenn wir uns bloß von dem Vorurteile frei machen, daß Jesus eine oder die Religion stiften, eine Weltanschauung und Moral verbreiten wollte. Wir müssen uns ebenso immer gegenwärtig halten, daß alle Äußerungen seines Bewußtseins und Wirkens genau so in das Vorstellungsgewand seiner Zeit gekleidet sind, wie unsre Ausdrucksweise unsrer Zeit entstammt. Wer das verkennt, wird es unbegreiflich finden, wie das, was die suchenden Menschen von heute bewegt, damals in Gang gekommen sein soll, weil sein Blick ganz von der Verschiedenheit des zeitgeschichtlichen Gewandes befangen ist, sodaß er das Nacktmenschliche, was sich darunter verbirgt, nicht wahrnehmen kann, geschweige daß er seine Gleichheit erkennte. Wir müssen also das, was zum Ausdruck kommt, unbeirrt durch das, wie es zum Ausdruck kommt, zu erfassen suchen.

Niemals ist bisher den Menschen so nachdrücklich das Ziel

gesteckt worden als durch Jesus, niemals war bisher der Drang darnach so mächtig als in der Bewegung, die von ihm ausging. Jesus lebte gänzlich von und aus dem Bewußtsein einer ganz neuen Zeit, die mit ihm anbrach und zu einer gründlichen Wandlung aller Verhältnisse führen sollte. Der sogenannte eschatologische Charakter, den alles, was wir von ihm wissen, trägt, ist nur der zeitgeschichtliche Ausdruck der ungeheuren Spannung nach dem Ziele, die in ihm lebte. Er wollte alles erfüllen, was Propheten jemals geweissagt und Menschen in der Not ihres Daseins ersehnt hatten, wie sie es auch nannten: Himmelreich, Trost Israels, Besitz des Landes, Friede auf Erden, Seelenruhe, Gottesnähe. Er wollte die Lösung des Problems Mensch und die Erlösung von allem Übel bringen. Sein Lebenszweck war das Unternehmen, mit auserlesenen Kräften die Neuordnung aller Dinge herbeizuführen und die in seinen Ursprüngen verborgene Herrlichkeit des menschlichen Wesens zur Erscheinung zu bringen. Denn er sah, wie alles, was Mensch heißt, zu Grunde ging, und alles, was menschlich ist, mißraten war. Darum ging er darauf aus, das Menschliche zu retten und ihm das Leben und volles Genügen zu schaffen. Licht, Wahrheit, Vollmacht, Leben, Ursprünglichkeit, Reinheit, Vollkommenheit sind Strahlen des Unerhörten, das kommen sollte.

Aber auch bei ihm finden wir keine deutliche Vorstellung von dem Ziel, sondern es liegt im Dunkel der Zukunft verborgen. Den phantastisch ausgemalten Utopien seiner Zeitgenossen vom Zukunftsstaate Gottes trat er auf allen Punkten entgegen, aber ohne ein anderes Phantom an ihre Stelle zu setzen. Er sprach von den Voraussetzungen, der Art und dem Kommen des Neuen, aber er schilderte es nicht. Auch sein Ausdruck, den er dafür seiner Zeit entnahm und gebrauchte „Reich Gottes" stellt es nicht dar, sondern weist nur auf die wesentliche Begründung seiner Existenz in Gott hin. Herrschaft Gottes sagt inhaltlich nicht mehr als Schöpfung der Menschheit: beides ist für uns unvorstellbar.

Zweifellos ist aber Reich Gottes von ihm nicht religiös, sondern universal gemeint. Es drückt nicht einen religiösen Begriff

oder Zustand aus, etwa den allgemeiner Anerkennung und reiner Verehrung Gottes oder die Herrschaft einer Weltanschauung und Moral von Gottes Gnaden, noch eines religiösen Kultus, geschweige einer organisierten Kirche, sondern die thatsächliche lebendige Beherrschung von allem, was existiert und vor sich geht, durch Gott. Unsre gewohnte Vorstellung, daß Gottes Gebiet die Religion sei, und sobald etwas in Beziehung zu ihm gesetzt wird, es religiös betrachtet und damit aus dem wirklichen Zusammenhange der Dinge ausgeschaltet werde, ist eine seltsame Voreingenommenheit des Denkens. Gottes Gebiet ist alles, was vorhanden ist, denn er ist der Ausdruck für das, was allem zu Grunde liegt, was in allem lebt, für das Wesen und die Kraftquelle alles Seins. Ebenso wie die Herrschaft des Geldes, die wir kennen, nicht bloß eine Sache der Volkswirtschaft ist, sondern durch die ganze Lebenssphäre des Menschen waltet, ebenso, nur noch vielmehr ist die Herrschaft Gottes eine universale Grundverfassung des Lebens und aller Verhältnisse. Wenn hierin also das letzte Ende des Werdens zum Ausdruck kommt, wird das Ziel mit der Fülle seiner Seiten nicht einseitig ins Religiöse verschoben, sondern in der Wurzeleinheit seines Bestands erfaßt.

Wenn nicht mehr das Geld, der Schein, die Willkür, die Gewohnheit, der Kampf ums Dasein, die Mode, die Religion, die Idee, die „Sünde“ oder was sonst herrscht, sondern Gott selbst, so ergiebt sich nicht nur eine vollständige Umwälzung aller äußern und innern Verhältnisse der Menschheit, sondern auch eine bisher unerhörte einheitliche Verfassung ihres Seins, Lebens, Werdens. „Gebote Gottes“ würden selbst im umfassendsten Detail nur eine bestimmte Einrichtung treffen und alles festlegen, aber wenn sich die bestimmende und gestaltende Lebensmacht Gottes wirklich im Leben der Menschen nach allen Seiten unmittelbar äußert, so ist alles in ein freies zielgemäßes Werden nach seiner eigentlichen und letzten Bestimmung gestellt, das von schöpferischer Kraft getragen und durch innere Notwendigkeit bestimmt wird. Wenn nichts mehr neben Gott wesentliche und bestimmende Geltung gewinnen kann, so ist

der Mensch aus der Abhängigkeit von den Dingen befreit, wenn Sein Drang Wille des Menschen wird, so ist er der Unsicherheit und dem Irrtum entnommen, wenn Er die Übermacht im Innern gewinnt, so sind wir von der Last unsrer Vergangenheit, dem Banne der Sinnlichkeit und der Übermacht der Einflüsse erlöst, wenn Seine Anziehungskraft uns Haltung giebt, so ist die einzig wahre Stellung in allen Lebenslagen gewonnen, wenn Er unser lebendiger Rückhalt ist, dann ist die Überlegenheit über das Leben gesichert. Alle Verhältnisse müßten dann in die rechte Ordnung kommen, wenn sie der Mensch für sich gewonnen. Alle seine Anlagen kämen zur Entfaltung, seine Aufgaben zur Verwirklichung, alle Bestrebungen zu ihrer Erfüllung. Die ganze Herrlichkeit seines Wesens müßte in Erscheinung treten, kurz das Ziel würde gradeswegs und auf allen Gebieten durch eine organisch zusammenhängende und in sich bedingte Schöpfung erreicht.

Es würde zu weit führen, hier das alles in dem Unternehmen Jesu einzeln nachzuweisen, ich kann nur die Ergebnisse kurz vor Augen stellen. Aber jedem Suchenden muß das — immer die Möglichkeit vorausgesetzt — als der einzig wahre Weg aufleuchten. Denn hier liegt die Einheit aller Zielbewegungen in einer Wurzel, die imstande ist, sie zu tragen und zur Vollendung und einheitlichen Entfaltung zu führen. Alles Werden quillt in festem innerm Zusammenhang aus dem tiefsten Lebensgrunde des Seins und seiner schöpferischen Macht. Es wird hier keine Neuordnung der Dinge entworfen und eingerichtet, sondern sie soll werden und dadurch, daß sie wird, sich selbst offenbaren. Auf alle künstlichen Gemächte und äußern Veranstaltungen wird hier verzichtet, hier giebt es Schöpfung von innen heraus. Alles keimt und wächst als eine neue Art Leben, das sich kraft innewohnender Gesetze nach allen Seiten hin entfaltet und dadurch, daß es sich auswirkt, eine Wandlung aller Verhältnisse nach sich zieht.

So ungeahnt diese Perspektive unsrer herkömmlichen Denkweise ist, so verblüffend einfach und einleuchtend ist doch der Einblick für jeden Unbefangenen, daß die innere Fühlung mit der Lebensmacht

des Alls die Vorbedingung des gesamten menschlichen Werdens zur Höhe unsrer Bestimmung ist, und zwar nicht nur für unser Wesen und persönliches Leben, sondern für unsre ganze Welt, für alle Gebiete und Seiten unsrer Kulturarbeit. Eine lebendige Fühlung meine ich, die der Höhe des menschlichen Wesens gegenüber der Welt um uns entspräche, mit der wir zunächst nur genau in demselben unbewußten naturhaften Verhältnis zum Grunde alles Seins stehn. Gelänge es zu einer intensiven, bewußten, persönlichen Beziehung mit ihm zu kommen, seiner Lebenswucht durch unmittelbare Empfindung inne und empfänglich zu werden, so wäre für unsern Werdedrang eine Quelle schöpferischer Kraft erschlossen, die uns alles Gelingen verbürgte.

In dieser „Offenbarung" des verborgenen „Gottes" fand Jesus die praktische Lösung des Rätsels Mensch, die schöpferische Energie, die zielgemäßes Werden aus sich hervorgehen läßt und zur Vollendung führt. Er entdeckte die Quelle der treibenden und bildenden Kraft, der über alle Gebiete des Menschen hin Leben und Wahrheit entströmt, und erschloß sie allen, die daraus schöpfen wollen.

Das ist die außerordentliche Bedeutung Jesu für das Suchen unsrer Zeit. Wir streben und ringen auf allen Gebieten nach Aufschwung, wahrhaftiger Kultur, nach einem Neuland menschlichen Wesens und Lebens. Uns verlangt die Wahrheit des Menschen zu gewinnen und ihre Herrlichkeit in allem, was er thut, in Erscheinung treten zu sehen. Wir wissen auch überall so viele Vorbedingungen, die wir brauchten, die sich vereinigen müßten, wenn es gelingen sollte, beim neuen Stil ebenso wie bei der Lösung der sozialen Frage, bei der ästhetischen wie bei der nationalen Kultur. Aber wir bringen sie weder hervor noch zusammen. Es geht nicht und kann nicht gehen. Alles Bemühen ist vergebens. Es giebt eine Quelle des Werdens, ohne die können wir nichts thun. Einer hat sie einst gefunden und erschlossen. Aber sie ist uns entschwunden. Also müssen wir sie suchen.

Mit dieser Wendung zu Gott können wir aber nicht den Rück-

gang auf den Menschen umgehen. Das ist das Zweite, was wir aus dem Unternehmen Jesu lernen. Man könnte ja meinen, durch den Anschluß an den unerschöpflichen Fonds der Genialität und urwüchsigen Kraft, der aus der ursprünglichen Empfindung Gottes in unser Leben quillt, wäre uns geholfen. Aber wir wollen hier nichts meinen, wo wir nichts wissen, sondern von Jesus lernen, der es kannte, weil er es hatte. Und da wird uns ganz klar, was unsre Zeit schon zu ahnen beginnt, daß alles neue Werden im Wesen des Menschen begründet werden muß, und die Neuordnung der Dinge eine Neuverfassung des Menschen voraussetzt. Sie erst ist imstande die Fülle göttlicher Lebensschwingungen wie in einem Brennglas zu sammeln, persönlich zu erfassen, in Lebensenergie für uns umzusetzen und ihre plastische Kraft und leuchtende Klarheit für unsre ganze Welt fruchtbar zu machen. Die Verfassung, in der sich der Mensch zunächst befindet, ist gar keine Verfassung, sondern Anarchie und dumpfes Verhängnis, mehr oder weniger gedämpft, eingeschränkt, in Zucht gehalten und gemildert. Deshalb ist unser Leben und unsre Kultur der Art nach, wie wir sehen, willkürlich, sinnlos, mißlich, barbarisch.

Darum kam Jesus alles darauf an, Menschen zu der uns gehörigen reinen, einheitlichen, organischen, tief in Gott wurzelnden Verfassung zu führen, die ihnen allein die Entfaltung der wunderbaren Herrlichkeit ihres Wesens ermöglicht und die Überlegenheit über das Leben sichert. Er selbst stellte die Wahrheit des Menschen in seiner Persönlichkeit mit einer Klarheit und Wucht dar, daß wir heute noch an ihm Verständnis dafür gewinnen können. Ohne diese Erscheinung hätte ja heute noch die Menschheit keine Ahnung davon, denn er ist der Einzige in der ganzen Weltgeschichte, von dem wir auf dem dunklen Grunde unsers innern Chaos den deutlichen Eindruck der Schöpfung gewinnen, nach der es uns unklar treibt, so lange wir leben. Wer noch andere, wie Buddha, Sokrates u. s. w. neben ihn stellen kann, der ahnt gar nicht, worum es sich eigentlich bei diesem Problem handelt, der hat noch keine Empfindung für das Grundandersseın des ganzen Wesens und Lebens in seiner

Verfassung, das Jesus unter allen Menschen auszeichnete, der denkt vielleicht an sittliche Gradunterschiede, während Jesus sich von allen wie organisches Gebilde von anorganischem Geschiebe und Geschweiße unterscheidet.*)

Doch genug. Jesus hielt so sehr die göttliche Verfassung des Menschen für die unumgängliche Vorbedingung der neuen Zeit, daß er sich in seinem ganzen Wirken ausschließlich darauf beschränkte, sie herzustellen. Den einzig gangbaren Weg zum Ziele, der sich unsern Beobachtungen ergeben hat, ging er mit grundsätzlichem Radikalismus. Er sah weder rechts noch links, er kümmerte sich schlechterdings um nichts Anderes, weder um soziale noch um nationale Nöte, weder um Kunst noch um Bildung, weder um wirtschaftliche noch um philosophische Fragen, sondern ging allein darauf aus, Menschen in der Wahrheit ihrer innern Verfassung werden zu lassen, und indem er sie sich angliederte, einen lebendigen Menschheitskern zu schaffen, der imstande wäre, aus dem Chaos einen Kosmos werden zu lassen.

Darin bestand das Unternehmen Jesu. Erst von diesem treibenden und bestimmenden Vorsatz aus verstehen wir seine Stellung zur Vergangenheit und den Menschen, wie er sie vorfand, seine Haltung gegenüber den Lebensmächten (z. B. Religion) und Interessen (z. B. nationalen) seiner Zeit, die Art seines Wirkens und die konkrete Bedeutung seiner Worte. Durch die Erscheinung und Auswirkung seiner Persönlichkeit offenbarte er das neue Sein, und durch seine Reden pflegte er die Empfänglichkeit dafür. So schuf er die Bedingungen des Werdens im Innern der Menschen.

Diese grundsätzliche Beschränkung auf die Begründung der neuen Zeit in der Verfassung der Menschen ist die Ursache, daß er als lebensfeindlich verschrien ist, weil all sein Wirken von der leidenschaftlichen Empfindung des tiefen Abstands zwischen dem vorhandenen Wesen und Leben des Menschen und dem wahrhaftigen, auf dem die ganze Zukunft ruht, durchdrungen ist. Der uns das

*) Vgl. 4. Band S. 160 ff.

Leben bringen wollte, soll lebenverneinend sein! Daher hält man ihn heute noch trotz aller gegenteiligen Züge für einen Asketen, weil ihm unter dem ausschließlichen Interesse am Menschen alle Güter und Ideale versanken, und nichts zu teuer war, um dem Ziele der Menschwerdung, wenn es sein mußte, geopfert zu werden. Daß man das so schwer versteht! Wenn man heute in die große Ratlosigkeit der sehnsüchtigen Menschen hineinruft: Jesus ist der Angelpunkt der neuen, der wahren Kultur, so schallt einem die Antwort entgegen: er hatte ja gar kein Interesse an Kultur. Im Gegenteil, er hatte solch ausschließliches Interesse an der einzig möglichen Begründung der Kultur, daß er ganz darin aufging, sie zu schaffen; denn gelang das, so mußte sich alles von selbst ergeben und alle Gebiete der Welt des Menschen in der Pracht eines neuen Lebens erblühen. Das Leitwort seines Lebens, das er den Seinen als Parole übergab, sagt es doch deutlich genug: Trachtet am ersten nach der göttlichen Verfassung in euch, so ergiebt sich alles andere von selbst.

So gewiß also Jesus einzig und allein den Menschen in seinem innersten Leben retten und erlösen, zu einer Neugeburt von „oben" bringen und sein eigentliches Wesen ins Leben treten lassen wollte, so gewiß war das nicht sein letztes Ziel, sondern die göttliche Ordnung aller menschlichen Verhältnisse, die Erfüllung aller unsrer Anlagen und Bestimmungen, die ungetrübte Herrlichkeit des menschlichen Wesens nach allen Seiten entfaltet und in allen Verhältnissen ausgeprägt. Die Tragweite der Umwälzung im Innern ist universal. Aus neuen Menschen baut sich eine neue Welt.

Aber grade darin besteht seine Größe, daß er gar nichts auf irgend einem Gebiete entwarf und festsetzte, sondern schlechthin alles aus dem neuen Wesen werden lassen wollte. Auch darin steht er unerhört einzig in der Menschheitsgeschichte da. Wir können die Bedeutung dieser Haltung nach unsern Betrachtungen über die Undeutlichkeit dieses Ziels (S. 125 ff.) ermessen. Damit wurde das Neue in voller Werdefreiheit ganz beweglich für die jeweiligen Lebensbedingungen, für den geistigen Horizont und das Verständnis der

Menschen. Es wurde fähig, allen Anlagen gerecht zu werden, auf alle Verhältnisse einzugehen, sie zu durchdringen und zu ihrer Wahrheit zu führen, allen Bedürfnissen entgegenzukommen und sie zu erfüllen, kurz für jede Kulturstufe der Gährungskeim zielgemäßer Schöpfung zu werden. So war den Erscheinungen des „Reiches Gottes“ für alle Zeiten, Entwicklungsstufen und Volksarten Ursprünglichkeit und Werdetrieb, reifendes Wachstum, und dauernde Wandelbarkeit der Form, die alles Lebendige braucht und hat, gesichert.

Daß Jesus alles im einzelnen so ansah, wie ich es ausführe, und ihm die Tragweite der Wiedergeburt des Menschen bis in alle Verästelungen der Verhältnisse und in alle Gebiete seiner schöpferischen Bethätigung so anschaulich war, wie wir sie aus unsrer Lage heraus erkennen, fällt mir natürlich nicht ein zu behaupten. Er stellte sie sich genau so als Kind seiner Zeit vor wie wir als Kinder unsrer Zeit. Aber daß er das Problem, um das es sich handelt, so auffaßte und zu lösen suchte — nur aus einer ganz unmittelbaren Empfindung der Sachlage heraus, die sich unreflektiert auswirkte und nur praktisch konkret aussprach —, das ist zweifellos, denn woher wüßten wir es denn wenn nicht von ihm?

Wer aber meint, daß Jesu Vorhaben etwas andres sei, als was die Suchenden aller Schattierungen heute wollen, weil er vielleicht die Tragweite, die seine Verfassung und Belebung des Menschen für alle Regionen menschlicher Interessen und Verhältnisse haben mußte, nicht überschaute, ja ihm manche Gebiete, weil man sie damals noch nicht entdeckt hatte, fremd waren oder ihn vorläufig gar nicht interessierten, den bitte ich, sich etwas zu besinnen. Es handelt sich doch bei Jesus ebensowenig wie bei den Suchenden von heute um eine Weltanschauung, sondern um ein Unternehmen, das im Grunde dasselbe eine Ziel hat, wie wir es auch nennen mögen. Der Unterschied ist nur der, daß wir heute allmählich auf allen Seiten ahnen, wo wir anfassen müssen, um die Bewegung allenthalben in Fluß zu bringen, aber nicht wissen, wie wir dieses Kernproblem, von dem alles abhängt, lösen, während Jesus mit

überlegner Vollmacht das Problem löste und die Menschwerdung in Gang brachte, ohne die Menschen über seine universale Tragweite für alle Seiten und Gebiete menschlichen Seins aufzuklären sondern das der unmittelbaren Auswirkung des neuen Werdens, das sich überall schöpferisch durchsetzen würde, überließ.

Da nun bis auf weiteres, d. h. so lange wir nicht sonst irgendwo Monumente eines gleichen Übergangs vom anorganischen zum organischen Menschsein finden, das Unternehmen Jesu die einzige weltgeschichtliche Erscheinung eines Anbruchs der Schöpfung der Menschheit und ihrer zielgemäßen Entwicklung ist, so bleibt uns Zielsuchern von heute nichts andres übrig, als uns von Jesus helfen zu lassen, wenn wir überhaupt und irgendwo vorwärts kommen wollen. Das ist wenigstens die einzige Aussicht, die wir bei nüchterner Erwägung der Verhältnisse und klarer Abschätzung unsrer Fähigkeiten noch haben, vorwärts zu kommen. Wer also schwärmen will, der schieße weiter „Pfeile der Sehnsucht nach dem jenseitigen Ufer". Wer aber hinüber will, der wende sich zu Jesus.

9. Der Abweg.

Es handelt sich also gar nicht um die Weltanschauung Jesu, sondern um den Fortgang oder den Neuanbruch seines Unternehmens. Alles andere ist sekundär. Es kommt darauf an, daß heute wie damals aus der unmittelbaren persönlichen Empfindung Gottes, des Lebendigen, (d. h. aus Glauben) Menschen in der Wahrheit ihres Seins geboren und Organe seines schöpferischen Waltens werden, damit seine Neuordnung aller Dinge ins Leben trete. Es ist aber wahrscheinlich, ja notwendig, daß die Erscheinung des Neuen heute ebenso anders sein wird, wie unsre Zeit eine andere ist als damals. Die vergänglichen Züge des ewigen Lebens wandeln sich, wenn es wirklich lebt. Die Gleichheit des Wesens ist alles. Das aber auch ganz, weder entleert noch „übertragen", noch verflacht. Wenn es völlig das ist, was es damals war, wird es ganz ursprünglichen Ausdruck und eigentümliche Gestalt gewinnen. Wir

werden z. B. alles anders ansehen, als man es damals sah, grade wenn und weil wir es wirklich haben. Es wird sich in unsrer Volksindividualität ausprägen, unsre heutigen Nöte lösen, auf unsern Lebensgebieten sich schöpferisch entfalten und unsre Verhältnisse in Ordnung bringen. Kurz: wenn wir das Wesen haben, treibt es in uns und um uns Kultur, wenn wir es aber nicht haben, können wir höchstens mit seiner damaligen Erscheinung einen unfruchtbaren Kultus treiben, den ich dann wirklich nicht als Angel einer neuen Kultur empfehlen möchte.

Es soll also nicht Religion, sondern Reich Gottes werden. Das ist das Ziel, und durch sein Werden kommen wir allenthalben zum Ziel. Religion ist das Hindernis. Die Schöpfung der Menschheit durch Jesus Christus stockte und hörte auf, sobald und in dem Maße als eine Religion daraus wurde. Damit versank der Tag, und die schöpferische Sonnenglut Gottes, die in Jesus erschien, liegt nun wie bleiches Mondlicht als Wiederschein, den uns eine Religion von ihm giebt, über der Erde. Wir wollen gewiß nicht die strahlende Helle der christlichen Weltanschauung in ihrer Bedeutung unterschätzen, sie machte Millionen ihr Dasein im Chaos erträglich. Aber es war doch im Vergleich zu jener schöpferischen Tagesgeschichte „die Nacht, da niemand wirken kann".

Es würde zu weit führen, den Sonnenuntergang historisch schildern zu wollen. Ein Lebensinteresse haben wir ja auch nur am Sonnenaufgang. Aber damit sich niemand infolge des Wegweisers „Jesus" in die Religion verirrt, muß ich ein Warnungszeichen aufstecken, denn die Gefahr ist in unsrer „religiös gerichteten" Zeit aktuell genug.

Durch Jesus wurde in Menschen neues Sein, ein in Gott wurzelndes kraftvolles ursprüngliches Leben des erwachten und erlösten Selbst, das einheitlich verfaßt organisch aus sich wuchs und seinen Weg sich bahnte, das Urbild und Ziel von dem, was wir persönliches Leben nennen. Jesus nannte es „das Leben" oder „ewiges Leben". Dieses Leben ist das schöpferische Element des neuen Werdens und Schaffens, der neuen Stellung und Haltung

des Menschen, die treibende und organisierende Potenz des Reiches Gottes, der Verfassung und Neuordnung von allem, was menschlich ist. Wo es vorhanden ist, belebt und beseelt es schlechthin alles, was Menschen sind und haben, treiben und anfassen, gebrauchen und gestalten. Es ist aber genau so wie das, was in allen unsern körperlichen Vorgängen lebt, nichts Besonderes für sich, keine spezielle Erscheinung, sondern ein allgemeines neues Sein: allen Lebensbewegungen gemeinsam.

In der Religion aber, in den andern ebenso wie in der christlichen, finden wir die Pflege einer Spezialität: der Religiosität, die sorgfältige Kultur einer besondern Seite unsers innern Lebens, der religiösen Anlage, die sie zu einem bedeutsamen Lebensfaktor neben andern z. B. Verstand, Geschmack, Selbsterhaltungstrieb heranzubilden und zur Herrschaft über sie zu führen sucht. So entsteht eine besondere Geistesrichtung und Beschäftigung mit besondern Anschauungen, Stimmungen, Neigungen, Interessen und Gepflogenheiten: die Frömmigkeit. Wenn diese psychische Erscheinung nun auch noch so sehr mit christlichen Vorstellungselementen gesättigt ist und noch so eifrig mit allen geistigen Reliquien jener Zeit Kultus treibt, so ist doch in ihr der Lebensanstoß Jesu seiner eigentlichen Art entfremdet, einseitig verzerrt und verrückt. Statt der göttlichen Genialität des Seins, die ein Neuland Gottes aus der verkommenden Menschheit schaffen wollte, eine religiöse Geistigkeit, die ihr Chaos versöhnend verklärt.

Dieses Verhängnis der Religion für das Reich Gottes ist für mich ein dauerndes schmerzliches Erlebnis. Wer leidet denn von den Millionen Anbetern Jesu Christi darunter, daß in den zwei Jahrtausenden Christentum das Reich Gottes, die göttliche Neuordnung der Dinge, keinen Schritt vorwärts gethan, sondern uns ganz entschwunden ist! Sie sehen ja alle in der Ausbreitung der christlichen Religiosität das Kommen des Reiches. Sie haben also gar kein Verständnis für das, was Jesus war und wollte. Alle Lebensanstöße Jesu werden unausgesetzt als religiöse oder sittliche Reize gemißbraucht. Sie sehen in der Bibel nicht die Geschichte der

Menschwerdung, sondern die Stiftung einer Religion, von der sie beschlossen haben, daß sie die vollkommene ist, ein religiöses Orakelbuch, das sie erbaulich betrachten und durchfühlen. Sie merken gar nicht, daß ihr Glaube sehr wirksam sein kann, so wirksam wie fixe Ideen, aber unfruchtbar sein muß ohne Zeugungskraft, weil er nicht ursprüngliche Empfindung Gottes des Lebendigen, sondern gewollte Vorstellung oder Stimmung ist.

Doch genug. Ich könnte ja nach allen Seiten den Gegensatz zwischen Religion und Reich Gottes nachweisen statt mich mit dem einen Punkte, der für unsre Frage in Betracht kommt, zu begnügen. Aber eine Aufklärung darüber erscheint ganz unmöglich. Denn sie mißverstehen alles religiös. Wir haben ihnen nun jedes Jahr von persönlichem Leben gesprochen, und sie sagen: das ist nur ein kurioser Ausdruck, den wir durchschauen, ihr meint doch religiöses Leben. Nein wir meinen ungefähr das Gegenteil. Aber wenn euch nicht von oben geholfen wird, wird euch der Blick für die göttliche Verfassung des menschlichen Wesens nicht aufgehen. Denn die religiöse Befangenheit ist die größte, die es giebt. Wenn sich nun dann auch noch das ganze Leben darin konzentriert und alle andern Interessen erschlaffen, wenn die Religion zur Liebhaberei wird, die den Menschen ausmacht, dann tritt der Fluch der Einseitigkeit noch dazu und macht sie fürs Leben ganz unbrauchbar, für das zielwärts Leben jedenfalls. Mir treten soviele solcher Art entgegen, aber ich merke immer, daß mit ihnen nichts zu machen ist. Aus allem, was man sagt, saugen sie nur vampyrartig Kraft für ihre Religiosität.

Darum muß man heute, wenn man Jesus und Reich Gottes sagt, vor der religiösen Entartung seines Unternehmens warnen, denn Freund und Feind denkt dann infolge unsrer erblichen Belastung durch die zwei Jahrtausende Christentum immer sofort an Religion.

10. Woran uns liegt.

Die einzigartige Bedeutung Jesu für die Entwicklung der Menschheit nach ihrem Ziele liegt in der Menschwerdung, die in

ihm Gestalt gewann und aus ihm entsprang, aber nicht in den Formen der Anschauung und des Lebens, in denen es sich zeitgemäß ausprägte. Zwischen beiden müssen wir scharf unterscheiden.

Jesus ist der Ursprung des Lebens, zu dem die Menschen von Natur bestimmt sind, er bedeutet für die Menschheit den Übergang vom anorganischen zum organischen geistigen Leben, das wir persönliches nennen. Das geistige Leben des Menschen besteht zunächst in einer fluktuierenden chaotischen Anhäufung und Vermengung von Trieben, Eindrücken, Stimmungen, Meinungen, die mechanisch auf einander wirken. Ihnen gegenüber spielt das Ich nur die Rolle des Mediums, in dem sie sich reflektieren, und durch das sie sich je nach der Stärke ihres Reizes auswirken. Staatliche Zucht, sittliche Erziehung und Religiosität vermögen die Anarchie des innern Chaos zu einer gewissen Ordnung zu führen, aber ändern an der Seinsweise selbst wesentlich nichts. Die Furcht vor Schaden, die sittlichen Grundsätze und die religiösen Begriffe (Gott, Verantwortlichkeit) gewinnen nur über die andern Bestimmungsfaktoren eine gewisse, mehr oder weniger gesicherte Oberherrschaft und regeln die Benutzung des Mediums Ich. Verstandesbildung kann die dumpfe Empfindung der Vorgänge zu klarem Bewußtsein bringen und durch die Macht des Urteils die Reize lähmen oder steigern, aber der ganze Zustand bleibt derselbe. Man sieht daraus, daß mit dem anorganischen geistigen Leben Frömmigkeit, höchste Sittenreinheit, enormes Wissen, einheitliche Weltanschauung, geniale Fähigkeiten verträglich sind. Es wird dadurch nicht in sich geändert.

Organisches Leben entsteht und entfaltet sich in dem Maße, als der Mensch aus der mediumen Befangenheit des Gelebtwerdens erwacht, sich selbst gegenüber dem innern Rummel klar erfaßt und die Herrschaft in seinem Reiche gewinnt, um widerstandsfähig gegen alle Reize und überlegen über alle Verhältnisse sein äußeres und inneres Gedinge zum besten der Entwicklung seines eigentümlichen Wesens und der harmonischen Entfaltung seiner Anlagen zu bewirtschaften und sein Lebensschiff nach selbstgewähltem Kurs zu steuern. Dadurch entsteht eine einheitliche Verfassung des innern

Bestands und eine innerlich notwendige eigentümliche Führung des Lebens. Alles wird persönlich empfunden, betrachtet, aufgenommen, verarbeitet, umgesetzt und ausgewirkt. Was sich nicht eigentümlich beleben läßt, wird abgewiesen oder ausgestoßen. So wird die innere Welt ein wohlgeordnetes Gebilde im Zusammenhang, Gleichgewicht, gegenseitiger Bedingtheit und lebendiger Beziehung der Elemente, die von dem Selbst mit eigentümlichem Leben und ursprünglicher Kraft durchdrungen wird. Hier herrscht eine werdende, lebendige Ordnung und Gesetzmäßigkeit, die das Schrankenwesen sittlicher Grundsätze überflüssig macht, und durch Leben ursprünglich entsteht, nicht aber durch Erkenntnis planmäßig hergestellt wird.

Ich fühle am besten, wie unzulänglich mein Versuch ist, durch Beschreibung für das Wesen des organischen geistigen Lebens Verständnis zu wecken. Wir können das heute noch nicht anschaulich schildern, denn wir ahnen es nur, weil wir es noch nicht haben. Denn auch an Jesus haben wir nur den unmittelbaren Eindruck eines persönlichen Lebens in voller Kraft und Wahrheit, gewinnen aber keinen vollen Einblick in seine Organisation und ihre innern Zusammenhänge.

Dem individuellen anorganischen und organischen Leben entspricht ein anorganisches und organisches Zusammenleben der Menschen unter einander. Dort ein willkürliches sinnloses Geschiebe und bis zu fieberhafter Erhitzung maßloses Getriebe der Menschen durch und wider einander, bedingt durch zufällige äußere Umstände und Ereignisse und belebt durch den Kampf ums Dasein des blinden Selbsterhaltungstriebs; die Menschen Leibeigene und Verbrauchsmaterial der Lebenselemente — alle unsre „Lebensmächte", „Kulturfaktoren" und „Errungenschaften" gehören dazu: Religion, Wissenschaft, Kunst, die Presse, die Maschine, das Geld, der Verkehr, Programme, Sensationen, Ideale, Methoden, Organisationen und wie sie alle heißen*) — die sie rücksichtslos hin und her reißen, aussaugen, aufreiben, entseelen und entmenschen; unter den Einzelnen

*) Vgl. 1. Band 3. Aufl. S. 202 ff., 2. Aufl. S. 200 ff.

statt lebendiger Fühlung und Gemeinschaft die verständnislose Reibung und Unterdrückung beschränkter Egoisten, kurz ein wüstes Chaos, wo niemand wirklich gedeihen und nichts Wahrhaftiges werden kann. Wie bei den Einzelnen wird auch die Anarchie der Gesamtheit durch Autoritäten, Einrichtungen, Ordnungen, Gesetze, Sitten und religiöse Beeinflussung vielfach gebändigt, beschränkt und gemildert. Doch das barbarische Ungeheuer Menschheit wird dadurch nur zivilisiert, aber nicht umgeschaffen, sondern es bleibt wesentlich dasselbe.

Hier dagegen statt der von den Dämonen des öffentlichen und des innern Lebens gequälten Masse von Individuen ein wundervoll gefügtes Ganze einer unendlichen Mannigfaltigkeit freier Persönlichkeiten, die sich ganz ursprünglich als Glieder eines Körpers fühlen und gemeinschaftlich leben — wir können uns das gar nicht vorstellen, geschweige begreifen, noch in seiner Tragweite erkennen, denn es ist uns noch ein Geheimnis, und es ist nicht anders möglich, als daß es auch allen, die an sich noch nicht das Leben gewonnen haben als eine unmögliche Utopie erscheinen muß. Aber wir sehen sein keimendes Werden in den Ansätzen eines gemeinschaftlichen Lebens, das sich von Jesus aus entfaltete. Es wuchs an ihm das Zellengewebe eines einheitlichen Organismus der Menschheit.

Dies erwachte Leben sah natürlich die Dinge anders an als das befangene Sein und Treiben, aber es sah sie mit dem Vorstellungsmaterial seiner Zeit und konnte erst allmählich die herrschenden Lebensformen umbilden. Zweifellos konnten nun seine neuen Formen der Anschauung und des Lebens, die es zu einer bestimmten Zeit — natürlich vorübergehend — gewann, sobald sie sich in Lehren und Grundsätzen niederschlugen, auch bestimmende Lebenselemente des anorganischen geistigen Lebens nach seiner individuellen wie sozialen Seite werden, ohne es wesentlich zu ändern d. h. ohne es zu wirklichem persönlichen und gemeinschaftlichen Leben umzuschaffen, und der eigentliche Prozeß der Menschwerdung konnte stocken und ableben. Das trat nun in der Folge gegen Ende des apostolischen Zeitalters ein und gewann einen außerordentlichen

Umfang und eine weittragende Bedeutung für die Bändigung des Chaos und die Lichtung der Nachtgeschichte der Menschheit. Ich meine die christliche Religion und ihren zivilisatorischen Einfluß.

Zwei Wirkungen gingen also von Jesus aus:

1. Die Umgeburt des Chaos zum Kosmos im Einzelnen wie in der Gesamtheit durch den Anbruch des Lebens, der Übergang vom anorganischen zum organischen geistigen Sein des Menschen.
2. Die klärende und erzieherische Beeinflussung durch die Niederschläge des neuen Lebens, kurz gesagt die Weltanschauung und Lebensauffassung der Bibel, die in der Kirche anstaltsmäßig verfaßt und gepflegt wurde.

Die Suchenden unsrer Zeit sind aber als Suchende nur an jener Wirkung interessiert, denn diese macht das Dasein wohl erträglich, aber führt nicht zum Ziel, während sie als Mitleidende unter der gegenwärtigen Verworrenheit der Menschen und Verhältnisse an allen Zuchtmitteln, mit denen wir das Chaos zu bändigen suchen, und somit auch an der Kirche, dieser erzieherischen Macht ersten Ranges, das lebhafteste Interesse haben. Handelt es sich also um das Ziel der Menschheit, so kommt lediglich Jesus und das „Reich Gottes", das damals von ihm aus wurde, in Betracht. Trotzdem können und werden wir uns aber an allen möglichen Schutzvereinen und Reformversuchen beteiligen, denn die verderbliche Macht der herrschenden Barbarei muß möglichst eingedämmt werden. Aber wir werden nie vergessen, daß weder durch Revolutionen noch durch Reformen, weder durch gemeinnütziges Wirken noch intensive Erziehung das eigentliche Leben gewonnen wird, und darum die wirkliche Lösung aller Nöte von der Menschwerdung erwarten.

11. Jesus und die Suchenden von heute.

Aber kann uns denn Jesus heute dazu verhelfen? Zwischen uns liegt ein Zeitraum von zwei Jahrtausenden und über das, was uns die Urkunden von ihm berichten, wogt der Streit der

philologisch-historischen Kritik! Das sind Bedenken, die von vornherein erhoben werden und gewiß manche Leser, während sie diesen Betrachtungen nachgingen, verfolgt haben. Wir müssen also zuvörderst ihre Berechtigung und Tragweite untersuchen.

Da muß uns zunächst nun klar geworden sein, daß die Bedeutung Jesu für die Menschheit und unsere Zeit, von unserm Interesse aus erwogen, nicht davon abhängt, ob es uns gelingt, auf dem Wege kritischer Forschung mit zweifelloser Sicherheit die geschichtliche Erscheinung Jesu in allen Äußerungen seines Wesens, ob es nun Worte oder Thaten sind, festzustellen, sondern:

1. davon, was er objektiv in Wirklichkeit war und erreichte in unserm Sinn und Interesse, ob und wieweit er das Problem des Menschen im Leben thatsächlich löste, an sich und für andere, gleichgültig in welchem Umfange und mit welchem Grade der Genauigkeit darüber berichtet wird, und wir es erkennen. Denn selbst vereinzelte und gebrochene Strahlen dieses Ereignisses wären imstande, die Menschen genügend zu orientieren, sobald wie in unsrer Zeit die Ahnung von dem, worauf alles ankommt, erwacht. Denn der Instinkt für die Lösung des menschlichen Grundproblems würde selbst durch die mangelhafteste Berichterstattung die Erfüllung dieses Ungeheuren, wenn sie einmal erfolgt wäre, hindurchfühlen und für die eigene Lage ausnützen können.

2. davon, ob er aussichtsvolle und gangbare Wege wies, die unabhängig von allen geistigen und sozialen Verhältnissen der verschiedensten Kulturstufen für alle Zeiten jedem zugänglich sind, der sucht. Beides steht im Zusammenhang mit einander, insofern nur der einen richtigen Weg zeigen kann, der ihn mit Erfolg gegangen ist, und nur der andern helfen kann, der das Problem in sich wirklich löste. Diese Wege sind nun ganz zweifellos deutlich und sicher aus den Quellen zu erkennen, sie stehen jenseits aller kritischen Zweifel. Aber selbst wenn die Mitteilungen darüber etwa verkehrte, später eingedrungene Richtpunkte enthielten, so würden sie sich als solche in dem Maße herausstellen und ausschalten lassen, als der Weg praktisch beschritten würde. Durch Suchen und Nach-

gehen kommen wir dahinter, was an den überlieferten Wegweisern Jesu echt und was unecht ist.

Unsere Beziehung zu Jesus ist also ganz unabhängig von den kritischen Anfechtungen dieser oder jener Züge, Worte und Geschichten. Ebensowenig wird sie aber durch die Kluft der Zeit und die Verschiedenheit der Kulturstufe, die uns von ihm trennt, beeinträchtigt. Denn das Problem des Menschen ist heute noch genau dasselbe wie damals, und seine Lösung entspringt nicht aus zeitgeschichtlichen Ideen, sondern wie alle Naturvorgänge aus überzeitlichen Verhältnissen, Ordnungen (Gesetzen) und Kräften.

Deshalb kann Jesus, der nach unsrer bisherigen Kenntnis der Vergangenheit allein dafür in Frage kommt, den Suchenden von heute Meister und Führer sein. Mögen ihre Anschauungen sein, welche sie wollen, und mag ihr Streben in welchen besondern Interessen auch immer zu Tage treten: sobald sie es selbst sind, die suchen, und sich nicht von irgend einer „Bewegung" haben mit fortreißen lassen, sobald sie in der Unruhe ihres Bewußtseins überall den Problemen auf den Grund gehen und nicht in Maßnahmen und Einrichtungen, sondern im Menschen die schöpferischen Quellen der Zukunft erkennen, ist Jesus ihr geborener Führer und wird in ihnen die zielmäßige Kultur der Menschheit begründen und mit ihnen ihre neue Zeit heraufführen.

Für sie wird Jesus persönliches Erlebnis und seine Erscheinung in der Menschheit ein gegenwärtiges Ereignis allgemeiner Tragweite. Greifbar lebendig steht er vor uns, und wir hören seine Stimme, die zu jedem von uns in seiner Sprache redet: Die Neuordnung aller Dinge kommt. Ins Leben tritt die Wahrheit des Menschen und wird alles, was menschlich ist, aus Verkehrtheit und Siechtum zurechtbringen und zur Höhe seiner Herrlichkeit führen, daß alles, was ihr erstrebt, euch als reife Frucht eines neuen Lebens in den Schoß fällt. Darum heraus aus euren Gedankengängen und Gewohnheiten, wendet euch dem Neuen zu und lernt umdenken nach dem, was bevorsteht, und worauf es jetzt ankommt. Diese Aussicht soll euer Bewußtsein erfüllen und der Grund eures Lebensmutes werden.

Wie verstehen wir alles, was er meint, so klar aus unsrer Zeitlage und Lebensnot heraus! Was im Frühlicht der Morgenröte wie eine neue Aussicht vor uns liegt, das verkündigt er uns mit der Sonnenklarheit des aufsteigenden Tags. Es ist uns, als ob seine Reden nur für uns gehalten wären. Wir sind ja in derselben Lage wie die Menschen, die damals auf das Reich Gottes warteten, wir Suchenden von heute. Darum gelten alle Aufklärungen, Fingerzeige, Mahnworte, Zusprüche, Verheißungen und Warnungen, die wir von ihm hören, recht eigentlich für uns. Wie lösende Worte fallen sie in unsere Herzen. Denn wir verstehen sie aus dem Gleichklang unsers innern Lebens mit denen heraus, die damals Jesum suchten.

Wir sind es, denen sein Heilgruß vom Berge gilt: Wohl euch, die ihr euch arm fühlt: euch gehört das Reich der Ursprünglichkeit. Wohl euch, die ihr unter den gegenwärtigen Zuständen leidet: eure Erlösung kommt. Wohl euch ihr milden tragenden Herzen: ihr werdet das Neuland gewinnen. Wohl euch, die ihr nach der Wahrheit des Menschen hungert und durstet: ihr sollt gesättigt werden. Wohl euch, die ihr andern helft, euch soll geholfen werden. Wohl euch ihr aufrichtigen Herzen: ihr werdet — Gott schauen.

Das geht doch uns an, und was unsere Sehnsucht ist, wird uns zugesagt! Das ist doch wirklich Sonnenaufgang. Aber mit den letzten Worten scheint für viele Suchende von heute eine Wolke die ganze Aussicht zu beschatten. Die meisten, die sich heute durch die Wehen des großen Werdens, die unsere Zeit innerlich erschüttern, zu Jesus getrieben fühlen, schrecken vor dem zurück, von dem alle Strahlen seiner Persönlichkeit ausgingen, vor Gott. Aber doch, oder vielmehr grade deshalb ist das mit die wesentlichste Bedeutung Jesu für das Suchen unsrer Zeit, daß er uns mit der Macht seines Erlebens und der Wucht seines ganzen Seins verkündigt: Gott allein ist der Schöpfer der neuen Menschheit, aus seiner Fülle quillt die Genialität des Seins und die Urkraft des Lebens, aus der sich die Herrlichkeit des Menschen nach allen Seiten entfalten kann. Unsre Ohnmacht und seine Vollmacht der Erfahrung ver-

einigen sich, um uns die unendlichen Tiefen zu zeigen, in denen die Zukunft der Menschheit Wurzel schlagen muß, wenn sie zum Ziele will.

Aber was hilft uns die Verkündigung? Gott ist den Kindern unsrer Zeit fremd, sie haben nie etwas von ihm gemerkt. Eine veraltete Annahme, eine unmögliche Vorstellung, ein unhaltbarer Begriff, unvereinbar mit allem, was wir wissen. Wer ist Gott? Wie, wo, was ist er? Man kennt ihn nicht und kann mit ihm nichts anfangen. Spricht man ihnen von der Lebensmacht des Alls, dann blitzen die Augen auf, denn das ist ihnen ein Erlebnis. Aber hören sie von einer persönlichen Wechselbeziehung zum Grunde alles Seins, die wir haben können wie Kinder zum Vater, so blicken sie ratlos und verzweifelt ins Leere. Und alle, die ihnen helfen möchten, werden verlegen. Die umständlichsten und heißesten Bemühungen sind vergebens. Das Ergebnis ist immer wieder: wir können nicht als ehrliche Menschen. Laßt uns unser intellektuelles Gewissen rein halten: wir finden Gott nicht. Da hören wir glücklicher Weise durch den Kampf um die Weltanschauung und den Tumult der Entrüstung über die „Gottesleugner" die Stimme Jesu: Wohl euch ihr aufrichtigen Herzen: ihr grade werdet Gott schauen.

Ob wir wie die Leute damals die Idee Gottes verehren und zum Gesichtspunkt unsers Lebens machen, oder ob wir keine Ahnung von ihm haben: wohl allen ehrlichen graden Menschen, es kommt die Zeit, da werdet ihr Gott schauen. Ihr sollt gar nichts glauben, was euch fremd ist; bleibt nur ehrlich und trachtet darnach, daß euer Sinn rein und klar werde, ungemischt mit fremden Elementen, ungetrübt durch Voreingenommenheiten, ein ganz unmittelbarer Spiegel eures Seins und Erlebens. Nehmt nur alle Eindrücke der Natur und des Lebens ganz unbefangen auf und schaut euch aufmerksam um, ob ihr nichts von Gott spürt, ob euch nicht die Oberfläche der Dinge durchsichtig wird und ihr erblickt, was dahinter liegt. Jedenfalls sollt ihr euch aber gar nicht anstrengen, geschweige etwas einbilden. Ihr werdet ihn sehen. Folgt nur

Jesus als dem Führer und trachtet nur darnach, die neue Verfassung zu gewinnen. In dem Maße als das geschieht, werdet ihr seiner inne werden. Denn er ist es, der sie schafft.

Wenn also die Empfindung Gottes keine Vorbedingung unsrer Wendung zu Jesus, sondern ein Ergebnis seiner Führung ist, was ganz von selbst eintritt, so brauchen wir kein Wort darüber zu verlieren. Wer nichts von ihm weiß, wird ihn unversehens erleben. Also kommt ihr ehrlichen Atheisten und folgt mit uns den Winken Jesu, damit wir die Neuordnung der Dinge finden, an der uns allen liegt.

Es ist etwas ganz unbeschreiblich Herrliches, wenn wir heute aus unsern Nöten des Suchens nach so viel schweren Enttäuschungen über Führer, denen wir nachliefen, nach langem vergeblichen Arbeiten an uns selbst, nach dauernden fruchtlosen Versuchen auf allen Gebieten Jesus als Herold und Helden der neuen Zeit erblicken und seine Worte uns treffen. Dann ist auf einmal die dunkle Ratlosigkeit unsrer Sehnsüchte verschwunden. Greifbar deutlich liegt der Weg vor uns. Das Unmögliche scheint uns jetzt ganz einfach. Wir sind vom Druck der Distanz erlöst und frei von aller Befangenheit. Das sind Worte des Lebens, die uns treffen:

So wie ihr seid, ihr Suchenden, so seid ihr mir grade recht. Ihr werdet finden, was ihr sucht; was ihr wünscht, wird werden, und was ihr versucht, wird gelingen. Bekümmert euch doch nicht, wie die Neuordnung, der Dinge werden soll. Ihr Armen, Unbefriedigten, Verlangenden, ihr seid das Licht der Welt und das Salz der Erde, entfaltet nur die Kraft eures Seins durch die unmittelbare Auswirkung, wenn es auch nur der Hunger ist, der in euch lebt. Aber reißt nichts ein. Wir wollen die Bedürfnisse erfüllen, deren Notbehelf es ist. Eure Gesinnung, ihr Suchenden, werde euer Lebenstrieb. Aus diesem Quell laßt eure Sittlichkeit schrankenlos strömen. Ihr werdet niemand am Leben beeinträchtigen, wenn ihr niemals etwas übel nehmt, weil ihr es gar nicht könnt, geschweige nachtragt oder gar Vergeltung übt, sondern werdet jeden Mißklang in Harmonie auflösen, ihr allzeitlich Versöhnlichen aus Mitleiden unter dem gegenwärtigen Leben.

Reinigt euch von allen schlimmen Begierden durch den Hunger nach der Wahrheit des Menschen, daß eure Sinne schweigen unter der Sehnsucht eurer Seele. Reißt aus eurem Leben alles heraus, was euren Blick verwirren und euren Sinn auf Abwege verführen kann. Laßt alles umständliche, überanstrengte, krampfhafte und aufgedrehte Wesen: die Rede eures Lebens sei einfach, grade heraus. Gebt euch ganz unmittelbar, harmlos und unbefangen. Das Böse laßt sich an euch erschöpfen und überflutet es mit Liebe. Entzieht euch niemals eurem Nächsten, sondern gebt ihm Leben. Helft denen, die euch schaden wollen, am Werden und nehmt ihre Not innerlich auf, wo euch die Hände gebunden sind. Verurteilt niemand, denn damit geht er euch verloren, sondern erkennt überall das Gute an und übersieht das Schlimme. Was ihr aber thut, das thut ganz. Wenn ihr das Kleine vollkommen thut, wird euch das Große gelingen. Die überströmende Lebensfülle, Harmonie und Vollkommenheit des verborgenen Gottes soll in euch Gestalt gewinnen und aus euch sich offenbaren, dann werdet ihr Söhne Gottes heißen.

Nichts ist schlecht, was durch eure Art, mit der ihr es angreift, Wert und Leben gewinnt. Darum was ihr treibt und vornehmt, thut nichts äußerlich, sondern ehrlich von innen heraus und macht kein Aufhebens vor euch oder andern davon. Das soll euch Suchende von allen andern unterscheiden, wenn ihr dasselbe thut wie sie. Bildet euch auf nichts etwas ein, daß eure Eitelkeit aus Mangel an Nahrung sterbe. Laßt eure innere Einheit nicht durch Nebengedanken trüben, sondern seid ganz dabei. Verachtet den Schein aus Interesse am Sein. Fahrt nicht hoch her, die ihr das Schicksal der Menschheit tragt. Hütet euch vor Kompromissen. Totes und Lebendiges läßt sich nicht verbinden. Zwei Herren kann man nicht dienen. Wie kann euer Schwerpunkt in eurem Besitz, in eurer Ehre, in eurem Vergnügen liegen, wenn es euch nach der Wahrheit des Seins und der Kraft persönlichen Lebens verlangt! Man kann nicht auf zwei Pferden nach verschiedenen Richtungen reiten. Laßt nichts über euch herrschen, wenn ihr frei

werden wollt. Sobald die innere Unabhängigkeit von Personen und Dingen nur im Geringsten gestört wird, ist der Mensch befangen und sein Leben stockt. Darum hütet euch vor den Hemmungen des Lebens, vor Furcht, Sorge, Trauer, Zweifel, Laune, Einbildung.

Das sind Worte Jesu an die Suchenden von heute. Und wieviel sagt er uns noch! Es ist unmöglich, diese Quelle des Lebens auszuschöpfen. Denn sobald wir uns ihr aufschließen, strömt sie unausgesetzt in unser Leben über. Niemand meine, daß sie sich im lebendigen Verständnis seiner überlieferten Worte von uns aus erschöpfe, sondern die Strahlen seiner Persönlichkeit, die in unsre Zeit hereintritt, stellen unsern ganzen Menschen mit seiner besondern Lage in das Licht seines Lebens. So kommt an den Tag, was schlecht und was recht an uns ist. Aus dieser Krisis entspringt das Werden der Wahrheit in uns. Dann vernehmen wir, was Jesus uns heute sagt, und seine Impulse treiben uns zu dem, was er von uns jetzt gethan wissen will. So kommen wir, wenn wir ihm Folge geben, zu einer ganz neuen Art Leben und durch dies Leben bildet sich ursprünglich die neue Verfassung unsers Seins, nach der uns verlangt. So werden wir fähig und empfänglich für die schöpferische Kraft Gottes in uns und sein Walten durch uns.

Wenn uns Jesus aber darüber aufgeklärt hat, daß alles ehrliche und tiefgründige Suchen des Menschen in seiner ganzen Unruhe, mit der es in uns treibt, der göttliche Drang des Lebens ist, der uns nirgends Genügen finden läßt als in der Bewegung zum Ziele hin, wenn er ihn dadurch, daß er ihn nach allen Seiten zur Auswirkung entfacht, so gesteigert hat, daß er alles in uns entflammt, dann nimmt er den Menschen direkt bei der Hand und führt ihn auf den Weg, auf dem wir das Leben gewinnen. Ich brauche das hier nicht weiter auszuführen, denn ich habe es schon eingehend genug gethan.*)

*) vgl. 2 Band S. 1 ff.: Der Weg zu neuem Leben.

Aber damit ist es noch nicht genug. Jesus offenbart uns auch das Geheimnis der neuen Schöpfung, die bevorsteht, wie sie auf dem Wege einer geschichtlichen Entwicklung im Einzelnen und in der Gesamtheit kommt, nicht in äußeren Veranstaltungen, sondern im persönlichen Leben, wie sie von innen nach außen geht, wie sie allmählich alles ergreift und durchdringt. Er selbst klärt uns auf, wie das Neue in uns wird. Sein lebendiges Wort, das wir vernehmen, fällt wie ein Samenkorn in unser Innerstes und geht in uns auf, wenn wir es aus unserm Leben heraus vernehmen. Aber wie manchem wird es weggerissen, weil er es nicht achtet. Bei andern schlägt es nicht Wurzel, weil es im Enthusiasmus stecken bleibt und an seinen Enttäuschungen zu Grunde geht. Bei andern erstirbt es im Lebenstrubel. Aber wohl denen, wo es aufgeht und Früchte bringt, wo es aufgenommen wird und ein neues Leben hervorgehen läßt. Dieselbe Art und die gleichen Schicksale hat das Neue in der Gesamtheit, aber es wird sich entfalten und durchsetzen. Ich kann das hier nicht im einzelnen ausführen. Aber eins ist klar: wir brauchen uns nicht zu ängstigen, daß die neue Schöpfung wieder mißraten könnte, wenn wir unter Verzicht auf alle Machenschaften und Entwürfe warten, was wird, und die Gesetze des Werdens im Auge behalten, die uns Jesus für seine Entwicklung offenbart hat.

Schließlich zeigt uns Suchenden von heute Jesus aus der Kenntnis des vollen Besitzes heraus die Grundlinien der kommenden Verfassung selbst, die Grundverhältnisse ihres Bestandes und die Gesetze ihres Lebens. Alles was sich an Wissenschaft davon in unsern Erörterungen über das Kommende aussprach, danken wir ihm ganz allein. Es sind alles Blicke über unsern gegenwärtigen Horizont hinaus, die er uns thun läßt, überwältigende Offenbarungen eines ganz Neuen, über das uns fassungsloses Staunen ergreift, wenn uns das Verständnis dafür kommt. Einige dieser Naturordnungen des Lebens sind ganz direkt mit klaren Worten ausgesprochen worden, andre gehen uns auf, wenn wir lauschen, was er uns heute sagt, die weitaus meisten aber werden wir erst kennen lernen, wenn die Neuordnung der Dinge in und

um uns Platz greift. Darum nur einige Beispiele von den Naturgesetzen im Neuland Gottes.

„Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme Schaden an sich selbst!“ Das Selbst ist also der Mittel- und Schwerpunkt, um den sich alles dreht, auf dem alles ruht, der Wertmesser und Ausschlag, für alles, was wir haben und thun. Das Sein herrscht über das Haben. „Was kann der Mensch geben, daß er seine Seele löse!“ Kein Gut, keine Interessen, keine Leistungen können uns erlösen und zum Leben verhelfen. Nehmen wir beides zusammen, so sehen wir, wie vom Ziele aus alles einheitlich verfaßt wird — ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon — und in organische Beziehung kommt — „der Leib ist mehr als die Kleidung,“ darum „trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes!“

„Der Sabbat ist des Menschen wegen gemacht und nicht der Mensch des Sabbats wegen!“ Das bedeutet die Emanzipation der Menschheit von der Leibeigenschaft unter den unpersönlichen Lebensmächten und Zuchtmeistern, unter den Kulturorganen und Lebensmitteln im weitesten Sinne und die Unterwerfung von allem, was existiert, unter das Wohl des Menschen, unter das Ziel seiner Entwicklung. Es ist nichts um seiner selbst willen, sondern alles nur des Menschen wegen da. Der Lebenswert giebt den Ausschlag. Was Leben bejaht, erhält, steigert, ist gut, was Leben zerstört und hemmt, ist vom Übel. Danach wird man Güter und Ideale, Sitten und Einrichtungen, Maßnahmen und Ereignisse einschätzen.

Auf diesen beiden Grundordnungen ruht dann ein andres Gesetz, nämlich daß alles unser Vermögen, ob es Kräfte, Anlagen oder Lebensmittel sind, anvertrautes Gut ist, mit dem wir zu wirtschaften haben, zum Besten des Ganzen und in welchem Sinne wir es zu verwenden haben.*)

Das Lebenselement der neuen Menschengemeinschaft wird Liebe sein: Selbstmitteilung und Lebensaustausch, die unmittelbaren Wir-

*) vgl. Gedanken über das Eigentum 5. Band S. 267 ff.

kungen der Persönlichkeiten unter einander auf Grund innerster Fühlung. Einen Anhaltepunkt zum Verständnis bietet uns heute die Beobachtung, wie Suchende verschiedenster Art sich verstehen und auf einander wirken. Dieses Grundelement des Lebens ist zugleich die überlegne Macht gegen alle Widerstände und Angriffe.

Fügen sich so die Menschen unter der Anziehungskraft des Lebens zusammen, dann sind uns nur die wirklich verwandt, „die Gottes Willen thun", die Menschen gleicher Art. Die Blutsverwandtschaft tritt zurück hinter der Gesinnungs- und Lebensverwandtschaft. Die Banden der Pietät lösen sich unter dem organisierenden Prinzip des gemeinsamen „ewigen Lebens", unter dem sich ein Zellengewebe lebendiger Persönlichkeiten bildet. Dadurch kommen die Beziehungen der Menschen in ihr neues stabiles Gleichgewicht. Das labile Gleichgewicht im täglichen Flusse des Lebens regelt das Gesetz des Nächsten, der immer nur einer, aber unter Umständen jeder für mich sein kann. Über seine tiefe, weitragende Bedeutung habe ich mich schon eingehend ausgesprochen.*)

In alledem spricht sich nur der Grundzug der Verfassung aus, daß jeder Einzelne seinem Wesen nach ein Glied des Ganzen ist, also auch nur in gliedlicher Bethätigung für sich leben kann. Die Gliedschaft ist die Grundlage der individuellen Existenz, die Gemeinschaft die Lebenssphäre und der Nährboden der Persönlichkeit. Man muß die andern lieben wie sich selbst, sonst geht man zu Grunde, weil man nichts für sich ist. Das ist die Überwindung des Egoismus, der Genickstarre der Persönlichkeit, im chaotischen Dasein durch die kommende Verfassung der Menschheit. Von dieser Grundlage der Verfassung ergiebt sich aber ohne weitres das Gesetz des Werdens: „Wer von euch groß werden will, der werde euer Diener, und wer unter euch vornehm werden will, der werde euer Knecht". Der neue Adel des Seins wird gewonnen durch Hilfe am Leben, die wir andern bringen. Je mehr wir uns untergeben und tragen, um so zentraler wird unsre Stellung, um so bedeutender unsre Persönlichkeit.

---

*) s. 5. Band S. 136 f.

Das sind einige Grundzüge der Neuordnung der Dinge, die kommt, die vielleicht geeignet sind, manchem einerseits klar werden zu lassen, daß sie wirklich etwas *wesentlich* Andres ist, als wir gegenwärtig haben, und nicht durch eine Vervollkommnung unsrer innern und äußern Verhältnisse erreicht werden kann, sondern nur durch Schöpfung eines Neuen aus dem bestehenden Chaos, und daß andrerseits nur Jesus unser Führer dazu sein kann und es werden muß, denn er steht auf dem jenseitigen Ufer und ist deshalb allein imstande, uns hinüber zu helfen. Gelingt das, so werden wir den Übergang zu der wahrhaftigen Kultur gewinnen. Gelingt es nicht, so werden wir uns weiter in unfruchtbaren Versuchen auf den verschiedensten Gebieten erschöpfen. Werden wir nun weiter Oberflächenkultur treiben oder der Sache auf den Grund gehen und nach der Schöpfung des Menschen trachten? Werden wir uns von Jesus dazu führen lassen oder weiter im Vorurteil befangen die Angel der Menschenwelt verkennen? Das sind die schweren Schicksalsfragen an die Suchenden von heute.

12. Ist das Ziel erreichbar?

Daß wir *das* Ziel, die einheitliche und umfassende Neuordnung der Dinge und bestimmungsgemäße Verfassung der Menschheit wirklich erreichen, erscheint fast allen Menschen unmöglich. Aber jeder glaubt an die Erreichbarkeit *seines* Ziels, das ihn beherrscht. Wie würde er sonst sein Leben dran setzen, es zu verfolgen! Wenn aber alles, was wir erstreben, nur in dem einen letzten Ziele seine Erfüllung findet, so liegt in dieser verschiedenen Haltung ein Widerspruch. Der Zweifel ist die Verblendung der Einseitigkeit, in der man befangen ist.

Das Ziel ist erreichbar. Wir glauben das nicht bloß, sondern es läßt sich beweisen. Könnten wir es freilich nur als eine begründete, ja notwendige Forderung unsrer Weltauffassung aufstellen, so wäre damit keine Sicherheit gegeben, denn die Möglichkeit stünde ja dann auf dem unsichern Boden subjektiver Anschau-

ung und wäre ein bloßes Ergebnis unsers Nachdenkens. Aber die Gewißheit gründet sich auf unsre Erfahrung. Es ist ein Irrtum zu meinen, beweiskräftig wäre nur die Verwirklichung. Durch das Ergebnis überführen wird man die Zweifler natürlich nur können, wenn die Menschheit es erlebt. Aber wohl können wir den Beweis liefern, der nach Lage der Dinge überhaupt allein möglich ist, wenn wir zeigen, daß wir uns dem Ziele zu nähern vermögen. Giebt es ein Vorwärts, das uns näher bringt, so ist es nur eine Frage der Zeit, wenn wir es erreichen.

Der Nachweis kann allein ein geschichtlicher sein, aus der Erfahrung der Menschheit und einzelner. Nun werden wohl wenige leugnen, daß wir auf allen möglichen Gebieten Fortschritte gemacht haben, aber gerade die gründlichen Forscher werden, wenn sie Blick für das letzte Ziel gewonnen haben, bestreiten, daß wir ihm wesentlich näher gekommen sind. Die Probleme wenigstens haben sich zwar ebenso gewandelt wie die Menschen, aber im tiefsten Grunde sind sie wesentlich dieselben geblieben. Deshalb wird grade die Geschichte gegen alle ins Feld geführt, die ein letztes Ziel erstreben, das unerkennbar hoch über dem bisherigen Niveau der Menschheit liegt.

Wenn nun aber alle Probleme eine Wurzel haben: die wirkliche Verfassung und das wahrhaftige Leben des Menschen, wenn sich aus der Wahrheit des Menschen und menschlicher Gemeinschaft die Herrlichkeit seines Wesens, die alles, was menschlich ist, durchdringt, die schöpferische Kraftwirkung über alle Gebiete und die harmonische Ordnung aller Verhältnisse ursprünglich entfaltet, so ist der Beweis für die Erreichbarkeit des Ziels erbracht, wenn an einem Punkte unsrer Geschichte die Menschwerdung in Gang kam. Das ist geschehen in Jesus. Darum ist das Ziel zu erreichen, wenn er die lebendige Axe der suchenden Menschheit wird. So allein kommt die Schöpfung der Menschheit in Schwung.

Nur muß es praktisch, im Leben geschehen. Die Theorien thun es nicht, im Gegenteil, sie wirken in Zeiten des Niedergangs narkotisch. Es kommt also gar nicht darauf an, daß wir etwas

glauben oder uns zu etwas bekennen: wir wollen doch darin recht vorsichtig sein und nur unsern eignen Versuchen trauen; auch nicht darauf, daß man dieser Auffassung der Dinge huldigt und sich für das Ziel begeistert, sondern allein auf das, was wird, auf die umschaffende Bewegung im Menschen, die in ihm und um ihn gestaltet. Alles liegt daran, daß wir Schritte thun und Folgerungen ziehen. Es gilt allein die That des Lebens. Jeder Schritt, den wir in der Richtung des Lebens Jesu vorwärts thun, jeder Impuls von ihm, den wir ein Ereignis unsers Lebens werden lassen, vertieft unser Verständnis nach allen Seiten, steigert unsre Kraft und fördert die Umwandlung unsers Seins. Das ist ausprobiert, und jeder kann es erfahren.

Gegenüber der That und den Vorgängen, die sie anstößt, verschwinden die Meinungen. Jeder Versuch läßt alle Vorurteile weit zurück. Unter Aktionen des Lebens erzittern die besten Systeme in ihren Grundvesten und stürzen schließlich zusammen, wenn das Unternehmen glückt. Darum ist es ziemlich gleichgültig, was wir für Anschauungen haben, sie wandeln sich doch, wenn wir anders werden. Deshalb wollen wir auch keine Zeit und Kraft durch den Kampf um die Weltanschauung vergeuden, sondern die Gegensätze durch Lebensfortschritte überwinden. Macht doch nicht so viel Aufhebens von euren „Überzeugungen“! Wenn ihr eine Ahnung hättet, wie sie zustande gekommen sind, ihr würdet euch ihrer schämen. Also laß Dir nicht durch ihre Spinneweben den Weg versperren. Die Irrtümer, die wir vertreten, sind von wenig Belang. Es sind ja nur Unklarheiten und Einbildungen, die sich durch das Vorwärts von selbst auflösen. Die Irrungen des Lebens, das ist das Verhängnis. Die wollen wir meiden. Was zum Ziele führt, das ist wahr. Alles andre ist Täuschung, mag es noch so zutreffend sein. Deshalb ist Jesus die Wahrheit, und auf alles, was er uns sagt, können wir uns verlassen. Der Fortschritt, den es uns bringt, das ist der Beweis dafür.

Ist das unsre innere Haltung, so werden sich die Suchenden aller Richtungen finden und zusammen das Ziel gewinnen. Frei-

lich hinge es allein von uns ab, dann könnte es uns doch bange werden. Aber wir sind ja nur die Organe, durch die sich die schöpferische Macht des Alls auswirkt und vorwärts treibt. Wir werden vorwärts getragen. Es ist eine Täuschung und Überhebung, zu meinen, daß wir es von uns aus machen müßten und könnten. Wem das Auge am Ziel helle wird, der sieht immer deutlicher, daß durch alles hindurch unaufhaltsam eine mächtige Bewegung nach vorwärts geht, die sich weder durch Widerstand noch durch Verirrungen aufhalten läßt. Wie wird zum Beispiel das Christentum, diese beharrende Macht ohne Gleichen, durch den Fortschritt auf allen andern Gebieten vorwärts gezwungen! Mag man sich noch so sehr verrannt haben, es kommt dann von einer Seite, von der es niemand ahnen konnte, zur Zeit der Reife die Befreiung. Das 19. Jahrhundert ist nach allen Seiten in dieser Beziehung ein Beispiel ohne Gleichen. Wem die Augen aufgegangen sind, der sieht da überall das Walten Gottes, der allenthalben die Bedingungen für die Menschwerdung bereitet. Wir alle selbst sind der Beweis dafür, denn wenn uns heute die Sehnsucht darnach erwacht, so liegt das nur an der Reife der Zeiten, die es hat gedeihen lassen. Das hat sich kein Mensch erdacht, sondern das Licht des Morgens hat uns aufgeweckt. Unter diesen Umständen ist es aber vollends kein Zweifel, daß das Ziel erreicht wird. Es ist wirklich nur noch eine Frage der Zeit.

M.



zur

Pflege persönlichen Lebens

herausgegeben

von

Dr. Johannes Müller

Siebenter Band



Leipzig
Verlag der Grünen Blätter
1904

Druck von Hartmann & Wolf in Leipzig.

Vorbemerkung.

Die Blätter zur Pflege persönlichen Lebens erscheinen nicht öffentlich. Sie sind deshalb nicht durch den Buchhandel, sondern nur direkt von dem

Verlag der Grünen Blätter (Johannes Müller) in Leipzig

zu beziehen, wohin alle Bestellungen und Zahlungen erbeten werden. Der Nachdruck und die Übersetzung ihres Inhalts bedarf der ausdrücklichen Erlaubnis des Herausgebers: Dr. Johannes Müller in Mainberg bei Schonungen (Unterfranken).

Der Preis für einen Jahrgang beträgt für Deutschland (incl. Porto) 3,40 Mk., Österreich-Ungarn 4 Kr., Niederland 2,30 G., Rußland 2 R., Schweiz, Frankreich u. s. w. 4 1/2 Fr., England 4 sh., Amerika 1 Dollar, Dänemark, Norwegen und Schweden 3 1/2 Kr. Einzelne Hefte stehen zum Preise von 1 Mark zur Verfügung. Einbanddecken für einen vollständigen Jahrgang sind für 1 Mk., gebundene Exemplare für 4,30 (Ausland 5) Mk., Prospekte gratis zu haben. Die bisher erschienenen Bände können jederzeit noch gebunden und ungebunden bezogen werden.

Der 1. und 2. Band sind ihrer 3. bez. 2. Auflage im Buchhandel erschienen (Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung Oskar Beck in München) und nur noch auf buchhändlerischem Wege zu beziehen (broch. 4 Mk., geb. 5 Mk.).

Inhalt.

Seite

Glauben und Wissen von Johannes Müller 1
1. Was ist Glauben und Wissen? S. 2 — 2. Das ganze geistige Leben ruht auf Empfindung S. 4 — 3. Das Glauben Gottes ist nichts wesentlich anderes S. 7 — 4. Der Glaube kann das Wissen nicht entbehren S. 10 — 5. Das Wissen von Gott S. 14 — 6. Das Wissen kann den Glauben nicht entbehren S. 17 — 7. Das Verständnis für Gott S. 20 — 8. Echtes und unechtes Glauben S. 24 — 9. Echtes und unechtes Wissen S. 29 — 10. Die Gewißheit S. 32 — 11. Der Lebenswert von Glauben und Wissen S. 36 — 12. Der Weg zum Glauben S. 41.

Aus dem Leben eines Sonderlings von Heinrich Lhotzky 44

Hemmungen des Lebens 1. Die Trauer von Johannes Müller . . . 53

Vom Leben und Sterben von Johannes Müller 81
Der Tod S. 81 — Gibt es ein Leben nach dem Tode? S. 84 — Diesseits und Jenseits S. 87 — Das Ende S. 91 — Der Abschied S. 94 — Die Heimsuchung S. 98 — Der Aufschwung S. 104.

Eine Jugendgeschichte aus unsern Tagen von H. Lhotzky 110

Hemmungen des Lebens 2. Die Furcht von Johannes Müller . . 157

Vom Glauben des modernen Menschen von Heinrich Lhotzky . . . 178
Glaube und Wirklichkeit S. 182 — Eine Geschichte vom Glauben S. 186 — Wirklichkeitsgrenzen S. 191 — Aristoteles und die Bibel S. 196 — Die Bibel und der Glaube S. 202 — Zeiten des Glaubens S. 207 — Der Glaube im Himmel S. 212.

Etwas für Angefochtene von Johannes Müller 219

Hemmungen des Lebens 3. Die Sorge von Johannes Müller . . . 221

Die Einheit der Entwicklung zwischen dem Alten und dem Neuen Testament von Johannes Müller 247

Ein Brief an die Leser von Johannes Müller 276



Glauben und Wissen.

Glauben und Wissen unterscheidet sich wohl sehr wesentlich, aber schließt sich gegenseitig nicht aus, sondern ergänzt sich, und zwar je lebendiger es ist, um so inniger. Es sind zwei verschiedene Arten geistigen Verhaltens, die innerlich notwendig auf einander angewiesen sind.

Aber nur wenn beides echt ist. Unechtes Glauben und unechtes Wissen unterscheidet sich von einander blos durch den Namen. Beides ist im wesentlichen unsolide Meinung, gleichgültig ob es sich für Glauben oder Wissen ausgibt. Keines ist selbst erworben, sondern ohne das Recht der Erfahrung angeeignet. Man redet nach, was einem als wissenschaftliches Ergebnis mitgeteilt wird, ohne es selbst gewonnen zu haben, und nennt es Wissen, oder man bildet sich ein, was einem als religiöse Tatsache vorgestellt wird, ohne es selbst zu kennen, und nennt es Glauben. Hier wie dort herrscht also eine subjektiv vielleicht ganz ehrliche Heuchelei, die um so nachdrücklicher auftritt, je weniger sie innerlich berechtigt ist. Es ist schwer zu sagen, was heute allgemeiner verbreitet ist, die Glaubensheuchelei oder die Wissensheuchelei. Platzen beide auf einander, so gibt es den üblichen Kampf um die Weltanschauung.

Wenn ich behaupte, daß sich echtes Glauben und Wissen bei

aller Verschiedenheit ergänzt und auf einander angewiesen ist, so meine ich allerdings mit Glauben keine religiöse und mit Wissen keine wissenschaftliche Spezialität, sondern zwei allgemein menschliche Fähigkeiten und Arten des Verhaltens, die Erkenntnisfähigkeit und — ja für das andere allgemein menschliche Vermögen fehlt uns ein geläufiger Ausdruck.

Es fällt mir also auch gar nicht ein, das in der Geistesgeschichte chronische Problem des Kampfes zwischen Glauben und Wissen zu untersuchen. Denn hier handelt es sich ja vielmehr um zwei verschiedene Gebiete, ihre scheinbare Gegensätzlichkeit, ihre Reibungen, die sich aus Grenzunsicherheiten und Grenzüberschreitungen ergeben, und ihre widerstreitenden Einflüsse, die sie auf die allgemeine Weltanschauung entfalten, nicht aber um zwei verschiedene Vermögen.

1. Was ist Glauben und Wissen?

Ob wir etwas glauben oder wissen, in beiden Fällen erfassen wir etwas bewußt und halten fest, was uns von außen oder innen entgegentritt. Mag Glauben und Wissen sonst noch so verschieden sein, das ist ihnen gemeinsam. Sie sind also eins wie's andere Akte des menschlichen Vermögens, Erscheinungen unsers Lebens geistig zu erfassen und zu lebendigen Elementen unsrer inneren Welt werden zu lassen.

Nun kann der Mensch auf zweierlei Art etwas geistig erfassen: direkt durch den bloßen Eindruck, den er gewinnt, und indirekt durch eingehende Untersuchung, die er unternimmt. Dort vollzieht es sich unmittelbar, mit einem Mal und unwillkürlich, hier dagegen mittelbar, umständlich und absichtlich. Dort erfasse ich den Gegenstand als solchen und ganzen durch einen einfachen und einheitlichen Vorgang, hier suche ich ihn in der Fülle seiner Merkmale kennen zu lernen und in seinem Zusammenhange zu begreifen. Das Ergebnis ist dort eine anschauliche, hier eine begriffliche Vorstellung, dort der unwillkürliche Widerschein des Erlebten in unserm Innern, hier eine Nachbildung der Welt in

Begriffen. So gewinnt unser Bewußtsein durch Empfindung und Erkenntnis mit allen Erscheinungen unsers Daseins lebendige Fühlung.

Dann ist Glauben nach Vermögen und Vorgang zweifellos das Ergebnis unmittelbaren Innewerdens, Wissen dagegen mittelbaren Kennenlernens. Glauben entspringt einem Erlebnis, das uns im Innersten berührt. Wir glauben an das, wovon ein tiefer Eindruck in uns lebt. Wissen ergibt sich aus einer umfassenden Untersuchung, die uns in allen Einzelheiten mit dem Gegenstand bekannt macht. Wir wissen das, was wir durch und durch erforscht haben. Glauben ist also im Grunde seines Wesens ursprüngliche Empfindung, Wissen umständliche Erkenntnis.

Echter Glaube ist also auf dem Gebiete, auf dem wir ganz besonders diesem Ausdruck begegnen, die ursprüngliche Empfindung der lebendigen Wirklichkeit, die die Menschheit seit Urzeiten mit dem Worte Gott andeutet. Ich drücke mich absichtlich so aus, denn ein gewisses Gefühl für den Begriff Gott als Mittelpunkt einer Weltanschauung oder ein Erschauern unter einer erstaunlichen Kunde von Gott ist etwas ganz anderes als die ursprüngliche Empfindung Gottes, des Lebendigen und Gegenwärtigen, als das übermächtige tief persönliche Erlebnis der verborgenen Lebensglut des Alls, die über uns kommt, als die lebendige Fühlung mit dem, was hinter den Dingen liegt und in den Ereignissen waltet, als das Innewerden einer väterlichen Macht, die unser Leben trägt, als das Erglühen menschlichen Wesens in Strahlen der Ewigkeit, die profanen Augen unsichtbar es durchdringen.

Glauben ist nach dieser Richtung die bewußt empfundene Bewegung des Innersten unter den Lebensschwingungen Gottes, die fortan das ganze Sein des Menschen als seine eigentliche und ursprünglichste Lebenskraft trägt, durchdringt, treibt und gestaltet. Gottes inne werden und inne sein, ihn haben und genießen, aus ihm leben und in ihn Wurzel treiben als ursprüngliches zuständliches Erlebnis: das ist Glauben.

2. Das ganze geistige Leben ruht auf Empfindung.

Glauben gibt es aber als Vermögen und Vorgang nicht blos dem Unendlichen gegenüber. Fassen wir ihn als ursprüngliche Empfindung, so ist er keine religiöse Sonderbarkeit, etwa die natürliche oder künstliche Reizbarkeit des Gemüts gegenüber der Idee des Göttlichen, sondern das Grundverhalten des Menschen allem gegenüber, mit dem er in lebendige Beziehung tritt.

Gewiß löst nicht jede Erscheinung unsers Lebens in uns eine persönlich schwingende Empfindung aus. Das hängt von der Stärke des Eindrucks und der Empfindlichkeit unsers Aufnahmevermögens ab. Viele kommen infolge Oberflächlichkeit und Stumpfheit nicht über eine äußerliche Reibung mit ihren Erlebnissen hinaus. Aber alles, was wir wirklich, d. h. persönlich erleben, schlägt in uns nach Maßgabe seines Tiefgangs eine ursprüngliche Empfindung an, durch die es in uns und für uns lebendig wird, und aus der heraus wir es allein erfassen und uns aneignen. Und überall ist es ein unmittelbares, blitzartiges, unwillkürliches Erlebnis, wenn es überhaupt eintritt, kein absichtliches, umständliches, mühsames Unternehmen. Auf dieser direkten innern Fühlung ruht allenthalben das Verhältnis des Menschen, das er zu den Dingen gewinnt. Sie begründet es und bestimmt seine besondere Art.

Jede lebendige Beziehung, die wir zu andern Menschen haben, gründet sich nicht darauf, was wir von ihnen wissen, sondern auf den unmittelbaren Eindruck ihrer Persönlichkeit, den wir empfangen. Unsere innere Fühlung mit ihnen ruht auf dem Glauben, den wir von ihnen haben. Wir spüren aus der Erscheinung und Äußerung des andern sein innerstes Wesen nach Art und Gestalt instinktiv heraus, und daraus ergibt sich ganz von selbst die Stellung, die wir zu ihm einnehmen. Wer das nicht kennt, sondern nachforschend, vergleichend, überlegend und folgernd über ihn klar werden will, der kommt aus Unsicherheit und Enttäuschungen, schiefen Urteilen und verkehrtem Verhalten nicht heraus. Alles gemeinschaftliche Leben muß aus der ursprünglichen Empfindung,

die wir an und für einander haben, unwillkürlich geboren werden, oder es gibt nur peinliche und unfruchtbare Reibungen zwischen uns.

Wie unsre Mitmenschen, so glauben wir auch uns selbst, wenn wir ein starkes Gefühl unsers Selbst, ein lebendiges Empfinden unsers Wesens und seiner Bestimmung, unsers Werts und unsrer Aufgaben haben. Das wird nicht aus Selbsterkenntnis durch Selbstbeurteilung geschöpft, sondern entspringt aus den Schwingungen unsers Seins in unserm Selbstempfinden.

Aber so ist es überall im Leben. Alle eigentlichen Lebenstaten und Schöpfungen werden aus unmittelbarem Empfinden diesseits untersuchender oder ableitender Erkenntnis geboren. Ich muß das Werk glauben, wenn es gelingen soll. Kann ich das nicht, empfange ich es nicht als einen starken Eindruck, der über mich kommt, so bringe ich es nicht hervor. Habe ich nicht eine unmittelbare Fühlung mit dem, was werden will, die weit über meine Vernunft hinausgeht, der das begreifende Bewußtsein mühsam nachfolgt, so werde ich mich vergebens abmühen. Alle großen Werke und Errungenschaften sind dem Glauben entsprungen, und alle wahren, treffenden Lebenstaten entstammen der erleuchtenden und drängenden ursprünglichen Empfindung, die ihre Anlässe in uns hervorrufen.

Ja das ganze persönliche Leben ruht auf der ursprünglichen Fühlung, die wir mit unsern innern und äußern Erlebnissen gewinnen. Nur aus der unmittelbaren Empfindung heraus nehmen wir richtig auf und reagieren gehörig, nähren wir uns davon und wachsen daran, sind wir imstande die uns umspielenden Erscheinungen und umdrängenden Ereignisse von ihrer Sinnlosigkeit für uns zu erlösen. Ohne die Überlegenheit dieses schwingenden Lebens in uns, das sie erregen, indem sie es in Anspruch nehmen, werden wir von ihnen überschüttet, hin- und hergeworfen, abgeschliffen, unterjocht, der Sinnlosigkeit preisgegeben.

Daß sich alle Wahrheiten nur dem Glauben offenbaren, ist bekannt. Was ich mir ausgedacht habe, kann niemals wahr sein. Denn die Wahrheit ist kein subjektives Erzeugnis, sondern eine

objektive Wirklichkeit, die kund wird, wenn sie von den sehnsüchtigen Geistern höchster Spannung anschaulich empfunden wird. Wie die Wahrheit, so die Schönheit in Kunst und Natur. Nur durch die ursprüngliche Empfindung ihrer Erscheinung werden wir ihrer inne. Wie viele kennen die Natur von Reisen und Schilderungen, aber ihre Herrlichkeit bleibt ihnen verborgen, weil sie nicht in ihrem Innersten zittert, so sehr sie die Augen vor ihr aufreißen! Sinneseinprägungen, aber keine lebendigen Eindrücke. Sie mögen sich dann körperlich sehr erfrischen, aber jede innere Fühlung mit der Natur, jede persönliche Auslösung, Anregung, Belebung durch sie bleibt aus.

Bei der Kunst erst recht. Wo das Gebilde des Genius nicht Saiten im Innersten rührt und in ihm wiederschwingt, da kann man sich wohl an der Modulation der Töne, dem Rythmus der Formen, dem Spiel der Farben, der Abwechslung der Gestalten und Vorgänge weiden, aber die Fühlung mit dem schöpferischen Geiste gewinnt man nicht, seine plastische Sprache versteht man nicht und unter der Vollkommenheit seines Ausdrucks erschauert man nicht. Man kann sehr wohl den Kitzel der äußeren Reize künstlerischer Darstellungen lieben und pflegen, aber man kann nicht genießen, befruchtet und gebildet werden.

Ja selbst auf dem Gebiete wissenschaftlicher Forschung gilt das Grundgesetz: „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen". Auch hier ruhen alle wirklichen und sichern Ergebnisse im letzten Grunde auf Glauben, d. h. auf der ursprünglichen Empfindung der Sache, um die es sich handelt. Ohne sie kann ich wohl ein unendliches Material von Beobachtungen aufhäufen. Aber sobald es sich um das schöpferische Nachbilden in einer zutreffenden Auffassung, um das einheitliche Begreifen handelt, bedarf es der Intuition des Ganzen und Wesentlichen, der inneren Einheit und Bedingtheit, die dem Forscher aufgehen muß. Goethe drückt es einmal so aus: „Alles was wir Erfinden, Entdecken im höheren Sinne nennen, ist die bedeutende Ausübung, Betätigung eines originalen Wahrheitsgefühls, das, im stillen längst ausgebildet, unver-

sehens mit Blitzesschnelle zu einer fruchtbaren Erkenntnis führt. Es ist eine aus dem Innern und Äußern sich entwickelnde Offenbarung, die den Menschen seine Gottähnlichkeit vorahnen läßt. Es ist eine Synthese von Welt und Geist, welche von der ewigen Harmonie des Daseins die seligste Versicherung gibt."*)

3. Das Glauben Gottes ist nichts wesentlich anderes.

Man wird nun freilich einwenden, das Glauben Gottes sei aber doch verschieden, z. B. von der ursprünglichen Empfindung einer künstlerischen Schöpfung oder von dem feinen Instinkt für das Notwendige in meiner persönlichen Haltung und Lebensführung oder von dem innern Kontakt zwischen einem Forscher und seinem Gegenstand. Gewiß, dem Inhalt nach wohl, aber dem Wesen nach nicht.

Der muß sehr oberflächlich die Dinge ansehen, der sagen will, daß es sich Gott gegenüber um rein geistige und allen anderen Lebenserscheinungen gegenüber um mehr oder weniger sinnliche Empfindungen handle. Denn die *innere* Fühlung mit dem Gegenstand stellt immer erst die geistige, die persönliche Empfindung her. Solange wir nur mit den Sinnen aufnehmen, sehen wir wohl etwas, was uns entgegentritt, aber wir merken nicht, was es eigentlich ist, was hinter der Erscheinung liegt und in ihr zum Ausdruck kommt. Wir sehen die Natur, aber empfinden nichts von ihrer Herrlichkeit, wir betrachten Kunstwerke, aber sie lassen uns kalt, wir verkehren mit Menschen, aber ihr Wesen bleibt uns fremd.

Die Sinne sind nur die leitenden Drähte, die den von außen kommenden Eindruck unserm Innern vermitteln. Hier schlägt er die ihm entsprechende Seite und Anlage unsers Geistes an, die ihn aufnimmt, unsern Sinn für Natur, Kunst, Menschen u. s. f., der durch unsre ganze Lebensgeschichte mehr oder weniger geübt und gebildet ist. Dringt er nicht weiter, so reflektiert er sich in unserm Bewußtsein, beschäftigt unser Nachdenken, läßt uns über ihm sinnen. Erst wenn er durch die geistige Sphäre unsers Ich durchschlägt

*) Zur Naturwissenschaft im allgemeinen.

und unser Selbst direkt in lebhafte Schwingung versetzt, erst dann empfinden wir ursprünglich, was er uns offenbart, erst dann ist die innere Fühlung und das lebendige Verständnis da. Erst dann haben wir es persönlich erlebt. Es steht sich also erstens gegenüber das, was uns entgegentritt, und unser Selbst und zweitens dazwischen als Mittelglieder, die uns die Fühlung vermitteln, die Erscheinung einerseits und unser sinnlich-geistiger Organismus andrerseits.

Inwiefern ist es denn nun anders, wenn es sich um die ursprüngliche Empfindung Gottes handelt? Wir stehen mit ihm genau ebenso in einer vermittelten Beziehung, wie mit allem andern, was wir erleben. Auch er erscheint uns, wenn er sich uns naht. Ob er sich uns in Christus offenbart oder aus einem Menschen strahlt, ob er aus der Herrlichkeit der Natur leuchtet oder aus Schöpfungen des Genius blitzt, ob er durch Ereignisse unsers Lebens zu uns spricht oder aus dem Worte der Bibel redet: überall empfangen wir nur Eindrücke von ihm auf dem gleichen Wege und gleichen Vorgange wie sonst. Der Unterschied ist nur der, daß es für Gott nichts gibt, was für ihn nicht zu uns leitendes Mittel wäre. Jeder Grashalm und jedes Menschenantlitz, jede kleinste Begebenheit unsers Lebens und das unscheinbarste Wort: in allem, was ist und vor sich geht, schwingt die lebendige Energie seines Wesens und kann uns zu ursprünglicher Empfindung kommen.

Und doch ist die ursprüngliche Empfindung Gottes so selten! Woran liegt das? Nun ich glaube, daß verhältnismäßig ebenso viele und so wenige seiner inne werden wie der Kunst, wie des tiefen Sinnes unsers Lebens, wie des innersten Wesens der andren Menschen. Die Schönheit in der Natur und Kunst sehen und hören tausende und bewundern sie auch, aber wenige empfinden sie wirklich. Den Sinn des Lebens behaupten wohl manche, aber selten fühlt ihn einer durch. Und eine lebendige innere Fühlung, unmittelbares gegenseitiges Verstehen und Aufeinanderwirken zwischen Menschen ist heute fast noch ein Geheimnis. Also auch in dieser Beziehung macht das Glauben Gottes keine Ausnahme, sondern ursprüngliches Empfinden lebt gegenwärtig selten in Menschen auf.

Das ist auch ganz erklärlich. Das innerste Sein muß überall in Schwingung geraten, wenn es irgendwo zu lebendiger Empfindung kommen soll. Wenn das Selbst aber noch schläft oder befangen ist, wo soll dann die feine Empfindlichkeit und Beweglichkeit herkommen, die alles Neue braucht, was mir aufgehen will? Es ist ja niemand da, der es merkt, sich ihm zuwendet und es persönlich erfaßt! Es gibt keine Empfänglichkeit ohne innere Beteiligung.

Wenn das Selbst lebendig ist — und dazu gehört doch feines Gefühl für alles, was um uns und in uns vor sich geht, Aufgeschlossensein, Beweglichkeit, Anpassungsfähigkeit, zunehmendes Entfalten und Reifen alles keimhaft Vorhandenen — so gibt es nichts, was jemand nicht ursprünglich empfinden könnte, sobald es ihm das Leben nahe bringt. Ungeachtet der besonderen Anlagen, die für gewisse Erscheinungen von vornherein offen und frühreif machen, ist das Wesen des Menschen als solchen so vielseitig, wie das Leben vielgestaltig, das ihn umgibt, so daß er mit allem innerste Fühlung gewinnen kann, was er erlebt. Nur die Grenzen seiner Erfahrung sind die Grenzen seiner ursprünglichen Empfindung.

Aber diese lebendige Fühlung wird der Mensch in den Fällen, wo nicht eine ganz besondere Anlage vorliegt — also wo es ihm nicht seine Vorfahren abgenommen haben — nur dann nach allen Seiten gewinnen, wenn er nicht auf Offenbarungen wartet, sondern auf Entdeckungen ausgeht. Suchet, so werdet ihr finden. Es gehört die Bewegung des Innern nach der Richtung hinzu, in der wir etwas Neues erleben wollen. Wer das Land der Schönheit nicht mit der Seele sucht, wird nicht von ihr überschauert werden. Wer in den Leuten den Menschen nicht nachspürt, wird nichts von den wunderbaren Wesen spüren, die sie alle sind. Wer sucht aber Gott? —

Statt alledem treiben nun aber doch die Menschen gemeinhin bewußt oder unbewußt das Gegenteil. Sie wenden sich ab von allem, was ihnen fremd ist, und vergraben sich in einer eigensinnigen Verschlossenheit ihres Selbst. Unter ihrer Einseitigkeit verkümmert

die Empfindlichkeit der vernachlässigten Seiten ihres Wesens bis zu völliger Stumpfheit. Sie gehen nicht aus sich heraus, verblöden sich absichtlich gegen alles, was sie nicht kennen, verachten es und bestreiten am liebsten seine Wirklichkeit. Stellen wir uns nur einmal vor, wie sich die „denkenden" Menschen des letzten Jahrhunderts der Frage nach Gott gegenüber verhalten haben! Dürfen sie sich wundern, daß sie Gott nicht empfinden? Ich meine, ebensowenig wie die Egoisten, daß sie nicht an Menschen glauben können.

4. Der Glaube kann das Wissen nicht entbehren.

Glauben und Wissen sind auf einander angewiesen. Denn Empfindung und Erkenntnis gehört zusammen und ergänzen sich wie Verstand und Vernunft, wie Finden und Prüfen, wie Entdecken und Erforschen, wie Genießen und Verdauen.

Wenn wir etwas ursprünglich empfinden, so fühlen wir uns getrieben, uns Rechenschaft darüber zu geben, indem wir uns eingehend mit der Erscheinung beschäftigen. So führt der Glaube zum Wissen. Wenn wir von etwas gehört haben, so wünschen wir es kennen zu lernen und suchen es uns deshalb zur Anschauung zu bringen. So verlangt das Wissen nach Glauben; das Wissen von Hörensagen, das es hier zunächst ja nur ist, um wirkliches, echtes Wissen zu werden. Das Wissen braucht den Glauben zur Entstehung, der Glaube das Wissen zur Entfaltung. Es sind also nicht zwei Gegensätze im Menschen, die nebeneinander sich ergänzen, sondern zwei Stadien des geistigen Erfassens, die aufeinander folgen.

Das erste ist immer die Empfindung, das zweite die Erkenntnis. Die Schwingungen, die Kenntnisse oder Begriffe etwa in uns erregen, sind keine ursprünglichen Empfindungen. Gelehrte und theoretische Mitteilungen lassen, wenn sie überhaupt unser Empfinden berühren, nur wieder anklingen, was wir schon unmittelbar erlebten, oder nur nachempfinden, was uns bei der Belehrung vorempfunden wird.

Die Empfindung bringt uns den Eindruck dessen, was uns

von außen oder innen nahe tritt, zum Bewußtsein. Damit kommt uns aber keineswegs die Erscheinung oder der Vorgang immer gleich zu deutlicher Anschauung, sondern je innerlicher das ist, was uns berührt, um so unfaßbarer ist es zunächst. Wir spüren Wahrheiten und Schönheiten, die uns aufgehen wollen, Fremdheiten oder innere Umwälzungen oft zunächst als unsagbaren Druck oder Schwung, als eine beklemmende oder lösende Bewegung, die sich zuweilen nur in peinlichen körperlichen Gefühlen oder inneren Geruchs-, Farbe- und Tonempfindungen kundgibt, und erst wenn wir unter dem Eindruck verweilen oder ihn ruhig ausklingen lassen, entschleiert sich uns das Neue, das vor uns aufgetaucht oder in uns angebrochen ist.

In dem Maße aber, als wir es ganz, klar und tief erfassen, gerät unser Denken in lebhafteste Bewegung, während es unter der Empfängnis wie gebannt lag oder in der Unruhe seiner Ohnmacht zitterte. Man muß es da auch in seiner Zurückhaltung lassen, denn wer es da zur Betätigung triebe, der zerstörte das keimende Leben, das uns aufgehen will. Aber wenn sich unter dem Eindruck die Vorstellung klärt, dann vergewissert sich unser Nachdenken der Erscheinung nach allen Seiten und Einzelheiten, vergleicht sie mit unsern bisherigen Erfahrungen und mißt sie daran, urteilt darüber und gibt sich Rechenschaft über die Gründe des Urteils, hemmt oder verstärkt die Reize, die das Neue auf uns entfaltet und ordnet seinen Ertrag in den persönlichen Haushalt ein. Zur gründlichen Einsicht in die Sache, zu reifem, selbständigem Urteil und zu persönlicher Stellungnahme gehört aber notwendig eingehende Untersuchung und Erkenntnis dessen, was vorliegt, seines Zusammenhangs, in dem es steht und in den es gehört, seine Einordnung in unsre Weltanschauung, also Wissen nach allen Seiten seines Wesens.

Aus diesem Bedürfnis ist die gesamte Wissenschaft geboren, und von ihm werden wir noch tagtäglich zum Wissen getrieben. Wenn man trotzdem heute so wenig über diese Verhältnisse im klaren ist, so liegt das daran, daß wir alle vorzeitig mit Wissen

überladen werden. Wo das nicht der Fall ist, können wir noch genau beobachten, wie die Empfindung zur Erkenntnis führt und treibt. Wir erfahren z. B. im Unterricht so gut wie nichts über das Leben, den Menschen und die Kunst. Hier also läßt sich sehen, wie das Wissen entsteht.

Wenn jemandem in irgendwelchem Alter der Sinn für Kunst aufgeht, so begnügt er sich nicht mit der Empfindung, die ihn belebt. Denn selbst wenn er nichts weiter wünschte, als sich an den Eindrücken der Schönheit zu laben, so würde er doch anfangen, darüber nachzudenken, warum ihm dieses gefällt und jenes nicht, worin das Gemeinsame eines Meisters liegt und das Verschiedene seiner Werke, warum ihm das Verständnis für die eine Schule später aufging als für eine andere. Er gibt sich unwillkürlich ganz unbeholfen Rechenschaft. So entsteht die Erkenntnis, und seine Unbeholfenheit treibt ihn zum absichtlichen Studium. Ebenso, wer sich aus lebendigem Empfinden der köstlichen Eigenart jedes Menschen für die Verschiedenheit menschlicher Art, ihre Erscheinung und Entfaltung, ihre Äußerungen und Hemmungen interessiert, wird durch Verkehr und Beobachtung ganz von selbst Psycholog. Und wer mit dem Leben Fühlung gewinnt und aus ihr heraus auf eigene Faust lebt, kann keine Erfahrungen machen, ohne durch Nachdenken darüber ein Wissender zu werden.

Die Empfindung kann die Erkenntnis aber auch gar nicht entbehren. Sie eignet an, was wir im Glauben empfangen. Wir müssen in Klarheit des Geistes ergreifen, was über uns kam, wenn es unser werden soll. So lange wir nur empfinden, sind wir bloß Reflektor. Erst wenn wir es denkend begreifen und einordnen, wird es einverleibt, persönlich verarbeitet und in eignes, tätiges Leben umgesetzt. Nur durch das Wissen werden Eindrücke Nährmittel und Erfahrungen Lebenswerte. Wo die persönliche Kraft der Erkenntnis d. h. das starke lebendige Selbst fehlt, das unbedingt Rechenschaft verlangt, schon damit es nicht unter die Eindrücke gerät, da schwingen alle ursprünglichen Empfindungen in unfruchtbaren Stimmungen aus wie Wellen, die sich im Sande verlaufen.

Sie müssen durch den Willen zum Wissen festgehalten werden, um nicht durch unser Inneres nutzlos hindurchzuwallen oder willkürliche Wirkungen hervorzurufen. Die Ohnmacht zum Wissen und die Pflege der Stimmungen ist deshalb immer ein Zeichen unpersönlichen, unfähigen Lebens. Wem also an der Fruchtbarkeit ursprünglicher Empfindung liegt, der werde wissend.

Aber noch aus einem andern Grunde. Wir sind nicht elastische Mittel von tadelloser Reinheit und Empfindlichkeit für die Lebensschwingungen, die durch irgend eine Berührung uns treffen. Wenn sie uns auch erregen, so erhalten wir doch zunächst meist nur trübe, schiefe und oberflächliche Eindrücke. Ja oft sagen sie uns nicht mehr als: hier ist etwas, ohne daß wir über das dumpfe Gefühl eines dunkeln Neuen, das uns entgegentritt, zur deutlichen Empfindung dessen, was es eigentlich ist, hinauskommen. Es wird nur unser Suchen geweckt, da wir merkten, daß hier etwas zu finden ist. Da muß nun das Denken nachforschen, um aufzuspüren, was uns erschien, die Richtung festzustellen, aus der es kam, die Bedingungen zu erkennen, unter denen es erfolgte, und danach die Anordnungen zu treffen, um uns dafür zu bereiten. In dem Maße als wir dergestalt wissend werden, steigern wir unsre Fähigkeit der Empfängnis, und in dem Grade als es dem aufgeklärten Willen gelingt, alles Störende zu beseitigen, wächst die Tiefe und Reinheit der Empfindung.

Endlich ist die Erkenntnis die Selbstkritik des Glaubens. Wie manche Einbildungen halten Menschen für ursprüngliche Empfindungen! Wer kann ohne weiteres das Walten seiner Phantasie von Offenbarungen der Wirklichkeit durch bloßes Gefühl, etwa durch einen angeborenen Instinkt für eine besondere Art des Gefühls hier und dort, unterscheiden! Noch dazu wenn es äußere Erscheinungen sind, die uns die Phantasie belebt! Um hier zu sichten, bedürfen wir der Erkenntnis, die unsre Eindrücke in ihre Elemente zerlegt und die Empfindung zu begreifen sucht. Dazu brauchen wir den Austausch der Selbsterkenntnisse mit andern Menschen, um möglichst gründlichen Einblick in die Welt der Tatsachen

und Gesetze zu gewinnen, die sich uns auf dem Wege der Empfindung entschleierte. Das Wissen unsrer Mitmenschen muß uns zu Hilfe kommen, damit wir uns nicht in der Einsamkeit verirren.

So kann also kein Glauben ohne Wissen gedeihen.

5. Das Wissen von Gott.

Auch nicht dem Göttlichen gegenüber, sondern es gelten hier dieselben Gesetze des menschlichen Verhaltens. Auch hier führt das Glauben zum Wissen und kann es nicht entbehren. Wir müssen uns Rechenschaft über unsere Erlebnisse der Lebensmacht des Alls geben, auf welchem Wege wir auch ihrer inne werden mögen. Die Erkenntnis bemächtigt sich dessen, was ihr die Empfindung vermittelt, und auf dem Grunde der allgemein menschlichen Erfahrung in der Geschichte und unsrer persönlichen im eigenen Leben baut sich ein reiches Wissen von Gott auf.

Wohl sind wir hier ganz besonders durch die engen Grenzen unsrer Erkentnis beschränkt. (Doch ändert auch das an der Gleichheit der Verhältnisse hier und dort nichts. Denn auf welchem Gebiete unmittelbaren Innewerdens gelangen wir nicht, ach nur zu bald, an die Schranken unsrer Einsicht!) Aber was in sie hereinragt, das prüft und durchforscht unser Nachdenken, bis wir darüber Bescheid wissen. Und was jenseits unsers Vermögens liegt, suchen wir uns nach Analogie unsrer sonstigen Erfahrung vorstellig zu machen. Was wir nicht in Begriffe fassen können, das fassen wir in Bilder. Wir verzichten wohl oder übel darauf, Gott und sein Walten zu begreifen — wie sonst ja auch auf die Erkenntnis der Dinge an sich —, aber was wir erleben, wenn wir von ihm ergriffen werden: die innere Umwälzung, die dann anbricht, das neue Verständnis von allem, was uns dann aufgeht, die Bedeutung Gottes für uns und unser Leben, für die Welt und Menschheit, die Mittel und Wege, durch die wir seiner inne werden, die gleichartigen Erfahrungen andrer Menschen und früherer Zeiten — das alles und jeden neu aufleuchtenden Wahrheitsstrahl, jeden in uns

auflebenden Willensimpuls Gottes verarbeitet das Nachdenken und setzt es in Wissen um.

Wenn uns auf diesem Gebiete am allermeisten der Einblick in den organischen Zusammenhang zwischen Glauben und Wissen fehlt, so liegt das daran, daß 1. hier leider die theoretische Einführung in eine ausgebaute religiöse Begriffswelt dem persönlichen Erlebnis vorausgeht und dadurch ursprüngliche Empfindung wie urwüchsiges Wissen unmöglich macht, 2. die christliche Lehrbildung nicht streng auf Erfahrungsboden gewachsen, sondern auf spekulativem Wege konstruiert worden ist, und der Religionsunterricht demgemäß statt Samen auszustreuen d. h. durch die Verkündigung die Empfindung für Gott zu wecken und in der Kraft eigenständigen Glaubens selbständiges Wissen aufgehen zu lassen, dem Gedächtnis Begriffe einprägt und 3. der durch die Jahrhunderte lange Mißwirtschaft verwaschene Sprachgebrauch von „Glaube" uns das Verhältnis von Erlebnis und Erkenntnis völlig verwischt hat. Wir sind nämlich gewohnt von allem, was wir von Gott wissen, resp. wissen müßten, zu sagen: wir glauben es.

Wenn wir uns über das ursprüngliche organische Verhältnis zwischen Glauben und Wissen, wie es naturgemäß überall herrschen sollte, unterrichten wollen, so müssen wir in die neutestamentliche Zeit zurückgehen. Als damals „der Glaube kam", war überall das Erste die ursprüngliche Empfindung Gottes, des Lebendigen, die an der Persönlichkeit Jesu, seiner Botschaft und seinen Taten, oder an der Verkündigung des Evangeliums durch die Apostel in den Menschen erwachte. Die Erkenntnis war das Zweite. Durch den Glauben wurden sie wissend. Alle Belehrungen, die etwa erfolgten, waren nur Aufklärungen über das, was sie im Grunde genommen schon kannten, Handreichnngen für das unbeholfene Nachdenken der einfachen Leute, die man gar nicht für allgemein und unbedingt notwendig hielt. Sie gehen mit Vorliebe auf die Erfahrungsgrundlage zurück und zeigen hier die Wurzeln der Erkenntnisse, die mitgeteilt werden. Die Selbständigkeit und Eigentümlichkeit der Vorstellung wurde peinlich gewahrt. Für diesen

Sachverhalt sind die Briefe des Paulus psychologische Dokumente ersten Ranges.*)

Infolgedessen ist es eine ganz verkehrte Auffassung, die Äußerungen Jesu und die Lehren der Apostel als Gegenstand des Glaubens zu nehmen. Denn das sind sie nicht und als solche geben sie sich auch nicht. Gott und seine Vermittlungen, durch die man seiner inne wird: Jesus, die Heilskundgebung, die Heilsereignisse, das sind die Objekte des Glaubens. Aber was Jesus den Gläubigen von Gott und seiner Beziehung zu den Menschen, von der Neuordnung der Dinge, von ihrer Stellung und Aufgabe in der Gegenwart sagt, z. B. die ganze Bergpredigt: das ist Aufklärung über das, was sie dunkel empfanden, das ist Entfaltung eines Wissens, das keimhaft in ihrem Erleben verborgen lag. Alle Versicherungen, die er seinen Jüngern gibt, sind nicht sein Glauben, sondern sein Wissen. Ebenso ist es später. Man lese einmal die Briefe des Paulus daraufhin durch, wo er von Glauben und wo er von Wissen redet, und man wird leicht den Unterschied zwischen heute und damals entdecken. Wir glauben an die göttliche Vorsehung. Er sagte: wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen.

Wenn also auch hier das Glauben zum Wissen führt, dann ist ohne weiteres klar, daß wir es auch hier gar nicht entbehren können. Denn es erschließt uns erst die Herrlichkeit des neuen Lebens und der neuen Welt, die uns mit dem Erwachen des Glaubens aufgeht. Auch hier nimmt die Erkenntnis in Besitz, was die Empfindung empfängt. Auch hier sorgt die gründliche Einsicht für die Tiefe und Reinheit des Glaubens. Auch hier bedarf es der Selbstkritik des verständigen prüfenden Denkens, um das Echte vom Un-

---

*) Es ist des beschränkten Raums wegen ganz unmöglich, hier und im folgenden die parallele Untersuchung über die Art des Glaubens und Wissens im ursprünglichen Christentum zu führen. Ich muß auf mein Buch: Das persönliche Christentum der paulinischen Gemeinden (Leipzig 1898. J. C. Hinrichs Verlag) verweisen, dessen 1. bisher erschienener Band die Entstehung auf induktivem Wege psychologisch untersucht und sich hauptsächlich mit den Vorgängen beschäftigt, wie damals Glauben wurde.

echten zu sondern. In jeder Beziehung gilt also das, was ich vorhin ganz allgemein nachgewiesen habe: Glauben bedarf des Wissens.

6. Das Wissen kann den Glauben nicht entbehren.

Aber genau so ist das Wissen auf den Glauben angewiesen. Kenntnisse ohne innere Fühlung mit der Sache sind theoretisches Wissen ohne praktisches, wirkliches Kennen. Und wenn ich alles darüber weiß, was gelehrt werden kann, in Wahrheit weiß ich nichts davon. Wenn dem Wissen die ursprüngliche Empfindung fehlt, so fehlt ihm das Leben, es ist tot. Wenn es nicht von dem persönlichen Reflex unmittelbarer Eindrücke durchglüht wird, so bleibt es uns fremd, so behend wir damit hantieren mögen. Es ist dem Gedächtnis eingeprägt, aber nicht erlebt. Es ist äußerlich festgehalten, aber nicht innerlich gewonnen. Dann kann einer wohl sehr gelehrt sein, aber wissend ist er nicht. Nur der Erwachte, dem der Blick für die Dinge aufgegangen, ist wissend. Wer sie nicht inwendig erlebte, der hat sie nur auswendig gelernt. Der ist nur belastet, nicht von ihnen durchdrungen. Angefüllt mag er davon sein und aufgeblasen, aber der Horizont seines Lebens hat sich nicht erweitert. Er bleibt beschränkt und unwissend wie zuvor.

Deshalb ruht überall das lebendige Verständnis auf Glauben. Ohne die unmittelbare innere Fühlung mit der Sache, die sich weder ableiten noch zusammensetzen läßt, verstehen wir nichts, auch wenn wir über alle Einzelheiten genau Bescheid wissen. Denn allein die ursprüngliche Empfindung stellt eine lebendige Verbindung mit der Erscheinung her, durch die sie uns vertraut wird, und kann sie einheitlich als solche und ganze erfassen, während die eingehendste Untersuchung über der Fülle der Momente nicht zu ihr selbst führt. Ohne Anschauung (das ist: direktes Wahrnehmen) keine Vorstellung, ohne Erfahrung kein Verständnis: das sind unerschütterliche Gesetze des geistigen Lebens. Beides läßt sich nicht

lehren. Es muß werden und wird nur durch lebendige Berührung. Ich verstehe etwas nur in dem Grade und in der Art, als ich es erlebe. Die ursprüngliche Empfindung der Dinge und Ereignisse, Verhältnisse und Gesetze ist aber der innere Vorgang, durch den wir allein etwas wirklich erleben.

Ohne daß mir auf diesem Wege der Sinn für etwas aufgegangen ist, werde ich seiner nicht fähig, kundig, mächtig. Man steht dann dem Wissen, das man sich mühsam eingeprägt hat, mit einer geradezu kläglichen Hilflosigkeit gegenüber. Man kann es weder begreifen, noch verwerten. Denn das geistige Band um die Fülle der Daten schlingt nur, wer sich intuitiv (anschaulich) des Ganzen bemächtigt hat. Man kann es weder beurteilen noch Kritik im einzelnen üben. Denn man ahnt ja nicht einmal, worum es sich eigentlich handelt. Die Kritiklosigkeit in der Aneignung und die Unsicherheit im Urteil wurzelt darum immer in dem Mangel ursprünglicher Empfindung, die auch durch das umfassendste Wissen nicht ersetzt werden kann.

Beweis und Beispiel dafür, daß die Empfindung die unumgängliche Vorbedingung der Erkenntnis ist und sich nicht außer Kraft setzen läßt, ist unsre ganze heutige Geistesbildung, weil sie zeigt, wohin man kommt, wenn man Gesetze der Natur außer Betracht läßt. Sie ist wesentlich gedächtnismäßige Einprägung von Wissen, aber keine Aneignung lebendiger Wirklichkeit durch Empfinden, weil sich der Unterricht nicht zur ersten unerläßlichen Aufgabe macht, den Sinn für etwas zu wecken, weil man nicht einsehen will, daß lehren heißt erleben lassen. Daher stammt nicht nur die Überladung mit Stoff, die Abstumpfung des Interesses und die Verekelung der Gebiete, die gelehrt werden, sondern auch die Urteilslosigkeit und Kritiklosigkeit, mit der heute unsre Gebildeten allem gegenüberstehen, was ihnen über Dinge vorgeredet wird, die sie eigentlich kennen müßten, und das hilflose Mißtrauen gegenüber allem, was ihnen nicht gelehrt worden ist, so sehr sie es ahnungslos fortwährend erleben mögen. Ich bin deshalb darauf gefaßt, daß der kindlich einfache Satz: alles Ver-

stehen ruht auf ursprünglichem Empfinden, Zweifel und Widerspruch hervorrufen wird. Darum noch einige Beispiele.

Es ist doch wohl bekannt, daß die größte Kunstgelehrsamkeit den Geschmack in künstlerischen Dingen weder ersetzen noch hervorbringen kann. Geweckt und gebildet wird er nicht durch Belehrung, sondern durch gesammeltes Betrachten wirklicher Kunstwerke, wobei alle Erläuterungen hindern, weil sie den unmittelbaren Eindruck und seine bildende Kraft stören. Geschmack ist aber nichts andres als das sichere instinktive Urteil, das zutreffende unmittelbare Unterscheidungsvermögen für Wert und Unwert, das dem lebendigen Verständnis unwillkürlich entspringt. Und das wurzelt allein in der ursprünglichen Empfindung des Kunstwerks und in dem lebendigen Sinn für den Genius, der sich darin ausdrückt.

Ebenso weiß man, daß die Alten das Charakteristische der philosophischen Anlage darin sahen, daß jemand durch die Dinge, die ihn umgeben, in Verlegenheit gebracht werde und das große Erstaunen über alles, was existiert, kenne. Das ist doch nichts anderes als der Sinn, der die Rätsel des Daseins spürt, das ursprüngliche Empfinden der ganzen Erscheinungswelt in ihrem problematischen Charakter. Jeder weiß, daß das kein Studium der Philosophie ersetzen kann: das führt nur zu einem Spiel mit Begriffen. Dazu gehört das Erzittern unsers Selbst unter den Geheimnissen, die überall verborgen liegen.

Dazu füge ich nur noch, daß auch in der abstraktesten Wissenschaft, in der Mathematik, der Sinn dafür, der von so vielen als ein wunderbares Mysterium angestaunt wird, nichts ist als das Gefühl für Größenverhältnisse. Hat das jemand nicht, so nützt ihm alles Wissen zur Lösung einer Aufgabe nichts, es wird ihn nur verwirren. Hat es aber jemand, so leuchtet ihm die Lösung bei einiger Beschäftigung damit ganz von selbst auf. Alle Formeln und Lehrsätze sind nur Handwerkszeug.

Wenn also auf Glauben das lebendige Verständnis mit allen seinen Äußerungen ebenso ruht wie auf dem Wissen die gründliche Einsicht mit allen Erfolgen, so gibt es ohne Wissen keine Kultur

des Glaubens und ohne Glauben keine Kultur des Wissens. Das Empfinden bringt es ohne Erkenntnis nur zu vorübergehenden Stimmungen und willkürlichen, unförmlichen Wucherungen des Lebens, die Erkenntnis ohne Empfinden nur zu einer Belastung des Gedächtnisses mit totem Wissensmaterial und zu einem überladenen äußerlichen Schmuckbehänge des Menschen, das in keiner Beziehung zur Persönlichkeit steht. Ohne Empfindung kann ich mit der Erkenntnis und ohne Erkenntnis mit der Empfindung nichts anfangen. Jener verdanke ich dann ein Ergebnis, das mir nichts sagt, und dieser einen Reiz, der mir nichts gibt. Deshalb ergibt sich nur aus der Vereinigung von Glauben und Wissen wirkliche Bildung des Geistes und fruchtbares Wachstum der Persönlichkeit.

7. Das Verständnis für Gott.

Alles das gilt aber erst recht der Welt des Göttlichen gegenüber. Wenn ich Gott nicht glauben kann, bleibt er mir fremd. Erst die Empfindung macht ihn mir vertraut, denn sie bringt ihn mir nahe. Alles Wissen über ihn, das ich mir aneigne, kann das innere Erlebnis weder ersetzen noch hervorbringen. Ich weiß dann in meinem Leben tatsächlich nichts von ihm, auch wenn ich ein Meister der Theologie wäre. Erst wenn er mich selbst berührt, werde ich wissend, denn ich werde seiner inne, ich empfinde seine Gegenwart.

Glauben kommt deshalb nicht aus der Predigt, sondern aus dem Hören, wie es richtiger heißt. Denn wer Gott nicht vernimmt, bleibt unter der besten Predigt blöd und blind. Alle Nachweise und Erklärungen können mich wohl zu Ansichten und Überzeugungen führen und bewegen, sie festzuhalten und ihnen praktische Folge zu geben, aber nicht zu ursprünglicher Empfindung Gottes. Denn die wird nur lebendig, wenn er sich selbst kund gibt. Paulus war sich ganz klar darüber: Glauben ist eine Lebensäußerung Gottes im Innersten des Menschen. Sie erst befähigt, das Evangelium zu ergreifen. (1. Kor. 1 und 2).

Ohne die ursprüngliche Empfindung Gottes, des Lebendigen und Gegenwärtigen, habe ich nur einen Begriff von ihm, ein Bildnis und Gleichnis, dem ich diene, das ich anbete, aber ihn selbst nicht. Alle Lehre von ihm, so brünstig ich sie vertreten mag, ist dann nur graue Theorie, Gedankengespinste, Phantasiegebäude: leer, tot, ohne zeugende Kraft. Was in ihr wirksam ist, sind die sittlichen Elemente, für die ich Empfindung habe. Aber die schaffende Kraft und der erleuchtende Geist Gottes bleibt mir fern, so lange ich nicht unter ihm, während meine ganze Begriffswelt wie mit einem Schlage versinkt, erzittere und auflebe.

Ohne dieses Erlebnis gibt es kein lebendiges Verständnis für ihn. Man versteht ihn weder in der Ereignissprache des eignen Lebens noch in den Heilstaten der Vergangenheit, man klaubt mühsam aus den Worten der Bibel historisch-philologisch-theologisch einen Sinn heraus, aber worum es sich eigentlich handelt, merkt man gar nicht. Man kann darüber in allen Tonarten reden, aber man spricht wie der Blinde von der Farbe. Ungläubig und idiotisch, um einen Ausdruck des Paulus zu gebrauchen, bleibt man für Gott, auch wenn man krampfhaft alles, was man von Hörensagen über ihn weiß, zusammen „glaubt". Hat man aber kein lebendiges Verständnis, so hat man auch kein instinktives eigenes und zuverlässiges Urteil. Allen Äußerungen über Göttliches steht man unbeholfen, unsicher und kritiklos gegenüber. Man muß sich auf Autoritäten verlassen, weil man keinen Prüfstein im Innern hat. Man beurteilt sie von seinem System aus, mißt sie an Maßstäben fremder Art und kritisiert sie nach fernliegenden Gesichtspunkten, aber nicht aus persönlicher Erfahrung, nicht aus dem unmittelbaren Sinn dafür heraus. Man reflektiert und wägt ab, fordert und beweist, aber hat keinen originalen Geschmack für Wert und Wahrheit. Und doch „muß alles geistlich gerichtet sein", aus der ursprünglichen Empfindung des Göttlichen heraus, die in mir lebt.

Als Gegenstück vergegenwärtige man sich jene Scene, die Paulus schildert, wie ein Ungläubiger und „Idiot" in die Gemeinde-

versammlung kommt und unter dem Weissagen der Gläubigen innerlich ein Gericht erlebt, und das Verborgene seines Herzens offenbar wird, und er niederfällt auf sein Angesicht, Gott anbetet und bekennt, daß Gott wahrhaftig in ihnen ist. —

Wenn Verständnis die notwendige Wirkung des Glaubens ist, dann gibt es keine Spannung zwischen Glauben und Verstehen. Entweder vermag ich etwas zu glauben, dann verstehe ich es auch, denn die ursprüngliche Empfindung läßt es mich erleben, oder ich verstehe es nicht, so kann ich es auch nicht glauben, denn dann ist es mir noch fremd. Verstehen heißt natürlich hier wie überall in dieser Betrachtung nicht erklären können, sondern praktisches Vertrautsein, praktisches Kennen. Bekanntlich kann man ja nur das wenigste erklären, was man erlebt, aber man hat Verständnis dafür, sobald man es erlebt hat.

Also auch dem Göttlichen gegenüber können wir etwas nur auf Grund und nach Maßgabe unsrer Erfahrung verstehen, die uns durch die Empfindung des Glaubens vermittelt wird. Sobald diese Unterlage fehlt, sobald es nicht lebendig an uns herangetreten ist und von uns empfunden wird, können wir es weder verstehen noch glauben. Wir können es dann wohl für wahr halten, wenn wir davon hören, und von seiner Wirklichkeit theoretisch überzeugt sein, aber eine Lebensbeziehung haben wir dazu nicht, es geht über den Horizont unsers Verständnisses hinaus, glauben im eigentlichen Sinne können wir es nicht. Wir können z. B. nur das von Jesus glauben, was wir von ihm erleben, weil wir ihn so nur empfinden. In dem Grad und Umfang haben wir dann ohne weiteres Verständnis für alle Äußerungen seiner Persönlichkeit. Was davon die Grenzen unsers Erlebens überschreitet, bleibt uns vorläufig jedenfalls fremd. Das wird natürlich ganz individuell verschieden sein. Ich kann dabei sehr wohl einem dogmatischen Begriff von ihm huldigen, der weit darüber hinaus geht, aber ich bekenne dann etwas, was ich nicht glauben kann, und eine Lebensbedeutung hat es für mich höchstens negativ, insofern ein Zwiespalt zwischen Leben und Bekenntnis geschaffen und gepflegt wird.

Ich hoffe, man wird nach diesen Erörterungen einsehen, was für eine ausschlaggebende Bedeutung Glauben im eigentlichen Sinne für das Wissen von Gott hat. Ohne ihn ist es nur ein vorgebliches und ein ganz vergebliches.

Unter diesen Umständen ist alle Wissensverbreitung über Gott, seine Offenbarung und sein Reich, also z. B. der ganze begriffliche Religionsunterricht und die Predigten der christlichen Lehre nicht nur eitel, sondern sogar von verhängnisvoller Wirkung, sobald die lebendige Empfindung Gottes beim Hörer fehlt. Denn sie führen ihm dann als solche aufs eindrücklichste zu Gemüte, daß Gott ihm etwas ganz Fremdes ist, und ihre nächstliegende Wirkung wird darum die sein, daß er ihn leugnet. Da ferner Wissen ohne Empfindung unsere Empfänglichkeit dafür abstumpft, so wird weiter bewirkt, daß die Möglichkeit seiner inne zu werden, nach Kräften erschwert wird. Den Ungläubigen Verkündigung — ohne theoretische Vermittlung —, den Gläubigen Belehrung: das ist apostolische Art.

Wir werden uns aber kaum mehr darüber wundern, daß das heute so anders ist, wenn wir die erstaunliche Entdeckung machen, daß in dem herkömmlichen Begriffe des Glaubens grade das fehlt, was sein Wesen ausmacht: die ursprüngliche Empfindung der lebendigen Wirklichkeit. Er besteht vielmehr aus Kenntnis (notitia), Zustimmung (assensus) und Vertrauen (fiducia), also: wissen, für wahr halten und sich darauf verlassen. Das versteht man denn auch heute bei Anhängern und Gegnern des Christentums allgemein unter Glauben.

Das ist aber gar nicht Glauben, sondern Wissen: Wissen von Hörensagen, theoretische Gelehrtheit, deren Inhalt man als wahr anerkennt und zur Grundlage seiner Lebensauffassung und Lebenszuversicht macht. Es ist aber auch nicht einmal echtes Wissen, weil es ohne das Recht der Erfahrung angeeignet ist, und darum ein Zwitterding zwischen unechtem Glauben und unechtem Wissen. Kein Wunder, daß man ihn zu einer Sache des Willens gemacht hat. Denn da gehört in der Tat ein Entschluß dazu. Ursprünglich kann so etwas nicht werden.

8. Echtes und unechtes Glauben.

Wie man schon gemerkt haben wird, (S. 3), meine ich nicht, daß ursprüngliche Empfindung des Göttlichen das Wesen des Glaubens gänzlich ausmacht, sondern nur daß es sein Grundelement ist, auf dem alles Weitere ruht. Glaube ist ebensosehr persönliche Tat als persönliches Erlebnis. So lange die Empfindung ein unfruchtbarer Reiz bleibt, so lange nicht die Bewegung auf Gott zurückschwingt, so lange nicht mein ganzes inneres Sein in Kraft dieses göttlichen Schwunges auflebt, der Wille den neuen Drang zur treibenden Macht erhebt und das ganze Leben nur eine durchgängige Auswirkung davon wird, so lange kann von vollwirklichem Glauben nicht die Rede sein. Der Glaube wendet sich auf den Lebensanstoß hin, dem er entspringt, Gott zu, erschließt das Selbst seinen Impulsen in leidenschaftlicher Empfänglichkeit und läßt das Leben, das in ihn ausströmt, nach allen Seiten in Erscheinung treten. In der Reaktion auf Gott hin und der schöpferischen Auswirkung im Leben vollendet sich erst der Glaube, der in der ursprünglichen Empfindung des Göttlichen erwachte.

Seine Echtheit nach Entstehung und Entfaltung, nach seiner göttlichen und menschlichen Seite ruht auf der Ursprünglichkeit der Empfindung. Ist sie vorhanden, dann sind es wirkliche Lebensschwingungen Gottes, und dann wird es persönliches Leben werden.

Die ursprüngliche Empfindung erwacht in erster Linie durch die direkte Berührung, in die der Mensch mit der Erscheinung der lebendigen Wirklichkeit tritt, um die es sich handelt. Also für Gott z. B. an Christus, wenn seine Gestalt mir aus den Evangelien unmittelbar entgegentritt, an der Natur und Geschichte, wenn ich in Betrachtung versunken den Sinn des Seins und Werdens spüre, oder an Menschen, in denen er lebt, oder in Ereignissen meines Lebens, in denen er sich kund gibt.

Ursprünglich ist aber auch der Sinn, der mir an dem Reflex aufgeht, den etwas in der Anschauung eines andern findet. Ich kann durch seine anschauliche Wiedergabe — die etwas wesent-

lich anderes ist als begriffliche Auseinandersetzung — von der Wirklichkeit selbst mittelbar berührt werden, weil sie mir dadurch lebendig vermittelt wird. So kann jemandem nicht nur der Sinn für Geschichte aufgehen, wenn er die Ereignisse direkt durch die Urkunden auf sich wirken läßt, sondern auch durch eine anschauliche Schilderung der Ereignisse, wenn durch sie die Geschichte selbst vor ihm lebendig wird. So ist mir z. B. in jungen Jahren an Adolf Harnack's kleiner Schrift: „Das Mönchtum, seine Ideale und seine Geschichte" das Verständnis für Geschichte aufgeleuchtet. Demgemäß erwacht der Glaube an Christus nicht nur ursprünglich, wenn ich mich in die Evangelien versenke, sondern auch unter dem lebendigen, d. h. anschaulichen Zeugnis von ihm. Deshalb halte ich Biblische Geschichte, wenn die Erzählung die Gottesgeschichte lebendig reflektiert, für ebenso geeignet das Verständnis für Gott, den Lebendigen, zu wecken, wie den Katechismusunterricht, es unmöglich zu machen.

Etwas anderes ist die Nachempfindung. Sie ist Leistung, nicht Erlebnis. Die ursprüngliche Empfindung wird ohne unser Zutun durch das Objektive in uns hervorgerufen und reflektiert uns seine subjektive Erscheinung. Die Nachempfindung hat unsern Willen — oder den eines andern, der uns beeinflußt — zum Vater und unsre Phantasie zur Mutter. Die ursprüngliche Empfindung empfängt den Inhalt der Vorstellung, die sie hervorruft, durch den Eindruck, dem sie entspringt, und läßt sich seine subjektive und individuelle Fassung in uns unmittelbar bilden. Die Nachempfindung übernimmt eine Form (Begriff, Theorie, Gestalt) und erfüllt sie durch das Vorstellungsvermögen irgendwie mit Gehalt. Die ursprüngliche Empfindung enthält rein nichts als den bloßen Eindruck, den ich empfange. Erst das Reflexionsvermögen, das der Bedeutung des Ereignisses, von dem die Empfindung Kunde gibt, für mich inne wird, löst die entsprechenden Gefühle und Stimmungen, Triebe und Wünsche aus. Die Nachempfindung ersetzt den Inhalt des theoretischen Umrisses der Sache, da keine Phantasie ihn aus einem Nichts von Erfahrung heraus schaffen kann, mit den Gefühlen, die wir reflektierend damit verbinden.

Zur ursprünglichen Empfindung Gottes kommt es, wenn er mir nahe tritt und mich in den Tiefen meines Selbst ergreift. Damit erlebe ich etwas absolut Neues, das vollständig über die Grenzen meiner bisherigen Erfahrung und Erkenntnis hinausgeht. Die Nachempfindung entsteht, wenn mir jemand von Gott spricht und seine Gefühle, die sich damit verbinden und dabei äußern, in mir die gleiche Gemütsstimmung hervorrufen, oder wenn er direkt Äußerungen des Glaubens schildert, und ich sie nachzufühlen versuche. Die Weise, die ich vernehme, schwingt in den entsprechenden Saiten meines Gemüts wieder — z. B. in den Gefühlen, die ich mit dem „Absoluten", „Allvater", „Erlösung" verbinde, und bekanntlich haben alle unsere Begriffe ihren gewissen Gemütston — oder ich spiele sie selbst nach.

Die ursprüngliche Empfindung ist Erlebnis der Wirklichkeit und führt zu lebendigen Vorstellungen, die Nachempfindung ist künstliche Erregung durch theoretische Vorstellungen und führt zu seelischen Sensationen. Die ursprüngliche Empfindung ist ganz einfach und nüchtern, sie ist fast unsichtbar unter Anstoß und Auswirkung, die Nachempfindung ist kompliziert, phantastisch, aufdringlich, über allem andern dominierend und unterbricht den Zusammenhang im praktischen Leben. Sie verhält sich zu jener wie das Theater zur Wirklichkeit.

Man wird die Nachempfindung auf andern Gebieten, wo sie natürlich ebenso herrscht, vielleicht unbefangener ansehen können als auf religiösem, wo man ja persönlich beteiligt sein könnte. Sie spielt z. B. in dem gegenwärtigen Kunstgenuß eine hervorragende Rolle. Man erbaut sich an einem Musikstück erst dann, wenn man gelesen hat, was dieser und jener dabei fühlte. Man findet erst dann in einem Gemälde etwas, wenn man über seine Bedeutung aufgeklärt ist. Man braucht maßgebliche Urteile, um nachempfinden zu können.

So kann aber auch die christliche Lehre stimmungsvoll vorgetragen die lebhafteste Nachempfindung erwecken, und ich gebe gern zu, daß sie bei dem üblichen Glaubensbegriff allgemein als

Antrieb oder Begleiterscheinung vorausgesetzt wird. Aber Glauben im eigentlichen Sinne ist das nicht. Dazu fehlt ihr die Ursprünglichkeit, die freie Selbständigkeit im Werden und Wachsen. Sie bleibt abhängig im Anfang und Fortgang. Ohne fortdauernde künstliche Reize verfliegt sie. Sie braucht „Erbauung" im landläufigen Sinne. Die ursprüngliche Empfindung des Göttlichen kann der Pflege entbehren, sie ist jedenfalls nicht zu ihrer Existenz darauf angewiesen. Durch Lebensanstöße ist sie geweckt worden, und durch das Leben mit seinen Ereignissen und Aufgaben, das sie fortwährend in Anspruch nimmt, wird sie lebendig erhalten und zur Entfaltung gezwungen.

Die wirkliche Bewegung des Selbst unter den Lebensschwingungen Gottes ist für den, der sie erlebt, etwas so Einfaches, Selbstverständliches wie dem Kunstverständigen seine Empfindung für die plastische Ausdrucksweise des Genies. Da wird kein Wesens davon gemacht, weil sie sich unwillkürlich fortwährend betätigt, sobald sie in Anspruch genommen wird, weil sie in allem lebt, was damit zusammenhängt. Aber die Nachempfindung des Göttlichen, die dem Menschen nicht etwas Unwillkürliches, etwas Naturnotwendiges auf Grund quellender Erlebnisse, sondern ein künstliches Gemächte, eine Anstrengung des Willens ist: das ist etwas für sich, eine besondere Erscheinung, die an und für sich gepflegt werden muß. So entsteht ein Kultus, den man selbst mit ihr für sich besonders treibt, und eine systematische Aufzucht durch Erbauungsbücher, Gebetsübungen, Andachtsstunden und künstlerische Mittel. Es ist darum ein sicheres Zeichen, daß echter Glaube fehlt, wenn so viel von Glauben geredet wird, so viel Glauben geweckt und gepflegt wird. Wenn im Neuen Testament immerhin noch so oft von ihm die Rede ist, so erklärt sich das daraus, daß „als der Glaube kam", er einem unechten Glauben, der blühte, die Existenzberechtigung streitig machen mußte, wie es immer wieder sein wird, sobald echtes Glauben erwacht.

Ob ursprüngliche Empfindung Gottes oder Nachempfindung in mir lebt, kann ich durch praktische Versuche leicht feststellen, wenn

mir die Erkenntnis keine Klarheit darüber verschafft. Ich brauche nur einmal eine längere Zeit die Quellen der Nachempfindung zu verstopfen, also alles „Erbauliche" zu vermeiden und zu beobachten, ob sie dann ermattet. Der unechte Glaube wird, wenn er nur auf die tagtäglichen Ereignisse unsers Lebens angewiesen ist, die dem Gläubigen eine ununterbrochene Wahrheits- und Willensoffenbarung Gottes sind, nicht gedeihen, sondern verkümmern, der echte in der frischen Luft des Lebens erst recht erstarken.

Aber es gibt auch noch andere Symptome: der echte Glaube ist innerlich frei von bestimmten Vorstellungsfassungen und Lebensformen, er hat eine lebendige Ausdrucksweise, die sich im ununterbrochenen Wandel des Lebens befindet, der unechte kann ohne feste Formen überhaupt nicht existieren, der echte kennt eine Entwicklung des Lebens und der Erkenntnis, der unechte behauptet seinen Standpunkt, der echte drängt zu individueller Lebensgestalt, der unechte braucht die Uniform vorgeschriebener Frömmigkeit und Lebensart, der echte handelt aus innerem Drang, der unechte nach Vorschrift, der echte macht weit, der unechte eng, der echte offenbart Wahrheit im Leben, der unechte klammert sich an die reine Lehre.

Das Schicksal der Nachempfindung ist der Zweifel, der durch den Zusammenstoß der wirklichen Erfahrung und ursprünglichen Empfindung mit dem religiösen Gefühlsleben entsteht. Das konkrete Leben, das sich nicht um Stimmungen, Wünsche und Illusionen kümmert, die in Andacht gezüchtet werden, wird immer wieder das gläubige Vertrauen, daß es wirklich so sein und sich begeben möchte, wie man es brünstig fühlt, erschüttern. Zwar kommt dann eine große Geschicklichkeit zu Hülfe, die alles so zu wenden und auszulegen versteht, daß es keinen Anstoß gibt. Aber schließlich ist es doch nur der Wille, der unter allen Umständen das Heiligtum der Seele behauptet.

Oft fehlt allerdings auch die Nachempfindung, die sich mit Hilfe der Phantasie die fremde Welt vertraut zu machen sucht, und der Glaube ist nichts weiter als eine aus irgend welchen Motiven festgehaltene Vorstellung von zentraler oder peripherischer Be-

deutung im geistigen Leben. Dann ist das Vertrauen in ihm nur das Rechnen mit der einen großen Unbekannten, wenn man überhaupt damit rechnet.

9. Echtes und unechtes Wissen.

Unechtes Wissen ist eine unsrer Zeit eigentümliche Lebensschwäche, die in nicht geringerem Maße unter uns herrscht als unechtes Glauben: beides Erscheinungen der allgemeinen Oberflächlichkeit unsers geistigen Lebens, beides so schwer heilbar, weil man sich unter dem glänzenden Schein der verborgenen Nichtigkeit kaum bewußt wird.

Unechtes Wissen ist, wie wir schon sahen, die Kenntnis ohne Empfindung, weil sie nicht wissend macht. Echt ist darum allein das Wissen, das auf Erfahrung und Beobachtung ruht. Aber es genügt nicht, daß irgend jemand einmal etwas beobachtet zu haben behauptet. Sicheres und eigenes Wissen setzt die eigene Erfahrung voraus, die fremde Beobachtungen verstehen und prüfen kann. Zum echten Wissen gehört also weiter, daß ich mich selbst der Erscheinungen geistig bemächtigte, die ich festhalte: also die eigene Erkenntnis. Ich muß sie selbst erforscht und selbständige Ergebnisse gewonnen haben. Sonst bin ich im wahren Sinne nicht wissend.

Nun besteht ja zweifellos darin ein großer Unterschied zwischen Glauben und Wissen, daß Empfindung ein Erlebnis, Erkenntnis aber eine Leistung ist, und infolgedessen jeder im Empfinden auf sich selbst angewiesen ist, das Erkennen aber eine gemeinschaftliche Arbeit der Menschheit sein kann. Es ist deshalb nur in der Ordnung, wenn einer den andern ergänzt. Aber ich darf nur dann von dem andern nehmen, wenn die eigene Erfahrung und Forschung auf dem Gebiete mich dazu berechtigt, wenn ich die Methode, d. h. die Art der geistigen Auseinandersetzung mit dem Gegenstand verstehe.

Unecht wird das Wissen, das ich mir nicht von den Dingen selbst, sondern nur von der Wissenschaft aneigne. Es ist die Kenntnis von der Sache, ohne mich mit ihr selbst beschäftigt zu haben: das

Wissen ohne Erfahrung, das Lernen ohne Erleben, die gelieferten Kenntnisse, übertragene, nicht gewachsene Erkenntnis. Unechtes Wissen ist Nachreden in verschiedenen Stufen der Oberflächlichkeit: geistiger Besitz der Lehre von einem Gebiet, gedächtnismäßige Einprägung eines mehr oder minder großen Wissensmaterials, gerüchtweise Kenntnis von wirklichen oder scheinbaren Ergebnissen. Natürlich ruht das alles auf Autoritäten, auf Lehrbüchern, auf Hörensagen.

Zum echten Wissen gehört aber zum andern, daß ich die Sache geistig beherrsche. Es kommt wenig darauf an, daß ich alle Einzelheiten in der Erinnerung habe, das Ausschlaggebende ist die organische, aus den Elementen der Forschung erwachsene Anschauung des Ganzen: der Einblick in die Zusammenhänge der Tatsachen und in die Gesetze des Werdens. Ohne die einheitliche Zusammenfassung aller Einzelheiten zu einem lebendigen Begriff des Ganzen bleibt das Wissen Stückwerk. Das Wissen schließt sich auf seiner Höhe wieder zusammen mit dem ursprünglichen Eindruck. „Mit der Empfindung der Welt beginnen wir vor allem Wissen, und in Empfindung endigt das gereifte Wissen", wie der Naturforscher Pauly einmal sagt.

Unechtes Wissen ist darum weiter die Kenntnis zusammenhangloser Einzelheiten, der geistige Besitz zahlloser Splitter von Namen und Daten, Bestimmungsfaktoren, Ergebnissen, Urteilen, kurz das bunte Neben- und Durcheinander aller möglichen Wissenselemente, die im Gedächtnis hängen geblieben sind ohne irgendwelche, wenn auch noch so unvollkommene Gesamtvorstellung.

Man wird daraus ersehen, wie schwer es ist zu echtem Wissen zu gelangen. Aber es ist doch unbefangen gesehen auch gar keine Schande, auf irgend einem Gebiete unwissend zu sein! Wenn ich nur wissend bin, wo es das Leben von mir verlangt. Und da ist es leicht, weil mich dort das Leben von selbst zu echtem Wissen führt, wenn ich nur selbständig suche und forsche, auf Nachreden verzichte und den Weg eigener Erfahrung gehe.

Die Anwendung dieser Grundsätze auf unser Wissen von Gott

ist sehr einfach. Auch hier wächst wirkliches Wissen nur auf dem Grunde persönlicher Erlebnisse, wenn ich mich meiner Erfahrungen und Beobachtungen denkend bemächtige. In dem Maße als ich so die Tatsachen und Gesetze des göttlichen Waltens im menschlichen Leben klar erkenne, werde ich wissend. Auch hier sind wir auf gemeinschaftliche Ergänzung angewiesen, aber auch hier fördert sie mich blos, wenn sie mir Aufklärung über Verhältnisse gibt, die ich irgendwie schon aus Erfahrung kenne. Echtes Wissen ist also hier ein Wachstum der Erkenntnis auf Grund und nach Maßgabe des Erlebnisses der Gnade, um den biblischen Ausdruck für die Lebensoffenbarung Gottes zu gebrauchen, deren Erscheinung in uns das Glauben ist. Unechtes Wissen aber ist Nachreden von Dingen, die ich gar nicht kenne.

Das echte Wissen ist hier die Erkenntnis, die dem persönlichen Leben aus Gott entspringt, das unechte stammt aus einem Verhältnis zur Theologie, zur Lehre, zum Bekenntnis. Wenn mir die Bibel ein Lehrbuch des ewigen Lebens ist, und ich daraus mein Wissen ohne Rücksicht auf das eigne Erleben schöpfe, so ist es unecht. Wenn ich sie aber als Urkunden gleichartiger Erfahrungen studiere und mir das, was ich von meinem Erleben aus verstehen kann, zur Aufklärung dienen lasse, so ist es echtes Wissen. Der Unterschied ist von weittragender Bedeutung. Das unechte Wissen gewinnt eine intellektuelle Fühlung mit der paulinischen Lehre und denkt sie nach. Das echte Wissen erhält durch die paulinische Vorstellung hindurch Kenntnis des damaligen göttlichen Lebens in den Menschen und gewinnt dadurch Klarheit über sich selbst. Das unechte Wissen kann dort gar nicht scheiden zwischen Ausdruck und Inhalt, sondern hängt an der Fassung, an den Begriffen, an der Theorie und eignet sie sich an. Das echte Wissen verdeutscht, vergegenwärtigt, verpersönlicht sich das, was dort gemeint ist, von der entsprechenden Erfahrung aus.

10. Die Gewißheit.

Warum beschäftigen wir uns so gründlich mit Glauben und Wissen? Weil wir alle nach Gewißheit verlangen und sie so nötig wie festen Boden unter den Füßen brauchen. Über die Sicherheit unsrer Überzeugungen läßt sich aber nichts ausmachen, ohne daß wir über Glauben und Wissen klar werden, weil sie darauf ruhen. Wäre das nicht der Fall, so würden wir uns nicht weiter über ihre Beziehungen Rechenschaft geben, sondern ganz harmlos mit ihnen leben.

Da das der praktische Angelpunkt ist, so ist es nicht verwunderlich, daß die Frage nach der Gewißheit die Verwirrung, die heute über Glauben und Wissen herrscht, am grellsten beleuchtet. Man nimmt allgemein an, das Wissen trage die Gewißheit in sich, es verbürge seine Ergebnisse durch die Art, wie sie gewonnen werden. Die exakte Forschung kann beweisen, was sie behauptet. Dem gegenüber gilt der Glaube als das Ungewisse und Fragwürdige. „Er ist eine gewisse Zuversicht, dessen, was man hofft, und nicht Zweifeln an dem, was man nicht sieht." Dieser Satz, der keine Definition des Glaubens ist und sein will, spricht wohl am kürzesten aus, was man gemeinhin unter Glauben versteht. Danach trägt der Glaube das Zeichen der Unsicherheit an der Stirn, denn er ist ja unbeirrtes Festhalten am Ungewissen. Das ist ja auch ganz verständlich. Hier ist nichts zu beweisen. Deshalb braucht man eine Autorität. Die einen sagen die Bibel, die andern die Kirche, ohne zu bedenken, daß man dann wieder eine Autorität für die Bibel oder die Kirche braucht.

In Wirklichkeit birgt dieses Glauben keine Gewißheit in sich, und die Wissenschaft gibt uns keine Antwort auf die Fragen, über die wir Gewißheit verlangen.

Gehen wir den Verhältnissen auf den Grund, so ist vor allen Dingen ganz klar, daß uns die Wissenschaft keine Gewißheit geben kann, nicht einmal über die Dinge, die sie erforscht. Alles, was sie uns lehrt, ruht auf Voraussetzungen, die sie nicht beweisen kann,

sondern als sicher annehmen muß. Beweise sind überhaupt nur innerhalb eines Gebietes möglich, das uns schon bekannt ist. Sie sind nur die Rückversicherung des Forschers. Die Sache selbst ist unbeweisbar. Es kann uns keine Forschung eine Gewißheit darüber geben, daß alles, was uns umgibt, wirklich existiert, und unsre Vorstellungen den Dingen, wie sie an sich sind, tatsächlich entsprechen. Was wir sinnlich wahrnehmen, sind nur Erscheinungen, Sinneseindrücke. Zwischen ihnen und der Welt, die sie uns vermitteln, „liegt undurchdringlich unsere Hirnschale" (Helmholtz). Unsere Erkenntnis kommt nicht darüber hinaus. Wir müssen es glauben.

Das heißt aber nicht es grundlos annehmen, sondern es empfinden. Unsere Gewißheit liegt auf allen Gebieten des menschlichen Lebens und Erkennens in der ursprünglichen Empfindung, die das Grundelement der Erfahrung ist. Wenn wir also heute allen spekulativen Aufstellungen gegenüber von der empirischen Gewißheit der exakten Forschung reden, so ist darin schon ausgedrückt, daß die Gewißheit auf Empfindung der Sache ruht. Das ist uns allen ganz klar: was wir erleben, das steht über allem Zweifel. Auch daß Täuschungen vorkommen, ändert daran nichts, denn sie erklären sich immer aus der Oberflächlichkeit. Was wir aber dauernd erleben, ist uns so gewiß wie unser Dasein, denn es sind die Vorgänge unsers Daseins. Erleben heißt aber empfinden. Aus der ursprünglichen Empfindung ergibt sich also unmittelbare Gewißheit. Dann ruht aber ihre Sicherheit durchaus auf ihrer Ursprünglichkeit, denn sie allein garantiert ihre Zuverlässigkeit. Das weiß jeder aus Erfahrung: nur wenn wir aus der direkten innern Fühlung mit der Sachlage heraus ohne alle Reflexionen und Umwege aussprechen, urteilen, handeln, sind wir unsrer Sache gewiß. Sobald aber die Ursprünglichkeit irgendwie getrübt ist, wird ihre Zuverlässigkeit fraglich und die Gewißheit erschüttert.

Beeinträchtigt wird aber die Ursprünglichkeit, wenn der Vorgang unsers Empfindens durch Zerstreutheit gehemmt oder durch das Dazwischenfahren von Gedanken, Gefühlen oder Wünschen

gestört wird. Liegt uns also an absoluter Ursprünglichkeit, so müssen wir uns in reiner Empfänglichkeit dem Eindruck ganz hingeben. Je passiver wir uns verhalten, um so aktiver wird die lebendige Wirklichkeit über uns kommen und eine zutreffende Vorstellung von sich in uns hervorrufen. Daß das Bild trotz alledem individuell getönt sein wird, ändert nichts an der ursprünglichen Gewißheit, sondern bezeugt nur, daß wir es sind, die es erlebten.

Was wir aber auf diese Weise erleben, ist ganz gleichgültig, die unmittelbare Gewißheit wird immer dieselbe sein. Sie ist nicht gradweise verschieden nach den Gebieten, um die es sich handelt, sondern nach der Art, wie wir etwas aufnehmen. Ob es sich um körperliche, geistige, persönliche oder göttliche Eindrücke handelt, ist gleich, es liegt nur an der Reinheit und Schärfe des Sinns, den wir dafür haben, wie zuverlässig unsere Empfindung sein wird, und damit an seiner Übung und Bildung.

Je andauernder wir etwas erleben, um so mehr wird sich die Gewißheit befestigen, nicht nur weil sich durch den Gebrauch unser Sinn dafür verfeinert, und wir immer tiefer aufnehmen, sondern auch weil wir die Wirklichkeit dadurch immer vollständiger erleben, und weil durch die Wiederholung der Eindrücke die Zuverlässigkeit gesteigert wird. Die Gewißheit wächst mit dem Grad und der Dauer des Erlebens. So hat sich z. B. unsrer gesamten Wissenschaft durch ihre unausgesetzten Beobachtungen die instinktive Überzeugung von der Realität der Dinge, die sie betrachtet, unerschütterlich befestigt.

Erst in zweiter Linie kann sich unsre Gewißheit auf die Erkenntnis gründen. Aber der Dienst, den sie leistet, ist trotzdem wichtig genug. Denn sie überwacht die Empfindung und prüft ihre Ergebnisse. Erst wenn wir uns in demselben Maße, wie wir uns den Dingen empfindend hingeben, erkennend ihrer bemächtigen, wird unsre Gewißheit nach allen Seiten sorgfältig gesichert.

Schließlich gewinnt sie noch dadurch an beweisender Kraft, daß uns die Erkenntnis über den Zusammenhang aller Erscheinungen umfassend aufklärt. Es ist das von einer Bedeutung,

die nicht unterschätzt werden kann. Alles was existiert, muß sich neben einander vertragen. Wirklichkeiten können sich in ihrem Dasein nicht gegenseitig verneinen und aufheben. Es gibt im Objektiven keine Widersprüche. Alles steht in Einklang mit einander.

Anders in der Welt unsrer Erscheinungen. Sie schießt zusammen aus einer Fülle der verschiedensten Eindrücke, die wir in buntem Wechsel ohne Ordnung und Zusammenhang empfangen. Hier herrscht infolgedessen keine durchgehende Harmonie, sondern vielfache Dissonanz. Was wir erleben und uns vorstellen, scheint oft unvereinbar mit einander zu sein, sich gegenseitig zu widersprechen, und wir wissen nicht, worauf wir uns verlassen sollen. Aus den Widersprüchen steigen die Zweifel auf und das allgemeine Gefühl der Unsicherheit. Deshalb ist es die Aufgabe der Erkenntnis, die Widersprüche in unsern Vorstellungen aufzulösen und uns durch eine einheitliche Weltanschauung die Gewißheit des Einklangs unsers Weltbildes mit der Wirklichkeit zu geben. Freilich hat das nur Wert, wenn es nicht künstlich und gewaltsam geschieht: durch Unterdrückung unbequemer Empfindungen und Leugnung unleugbarer Tatsachen des Erlebens, sondern durch Vertiefung und Erweiterung der ursprünglichen Empfindung wie der umfassenden Erkenntnis.

Die Gewißheit ruht also auf Glauben und Wissen und hängt durchaus ab von ihrer Echtheit. Wir können also niemand Gewißheit geben, sondern sie muß in ihm selbst entstehen. Und niemand hat es in der Hand, sich ohne weiteres Gewißheit zu verschaffen, sondern sie muß in ihm werden. Wenn sie aber aus ursprünglicher Empfindung quillt und durch Erkenntnis aus ihr geschöpft wird, so muß sich ganz unwillkürlich eine zunehmende und vertiefende Gewißheit bilden, wenn jemand in gesunder organischer Weise den Horizont seines Erlebens weitet und sich aller Dinge, die er aufnimmt, geistig bemächtigt. Die Willkür unsers Zufahrens auf die Dinge dagegen und die Unpersönlichkeit unsers Erlebens, die Gewalttätigkeit unsers Unterrichts und die geistige

Störung der Menschen durch Nachempfindungen und Scheinwissen ist die Ursache der allgemeinen Unsicherheit.

Nicht anders kommen wir auch zur Gewißheit Gottes: durch Glauben und Wissen, durch ursprüngliche Empfindung und beherrschende Erkenntnis. Glauben trägt die Sicherheit in sich, weil es Erlebnis Gottes ist. Ohne Erfahrung also keine Gewißheit. Man kann Gott nicht beweisen, aber man kann so aus ihm leben, daß er uns so gewiß ist wie unsere Existenz, weil er Grund und Quelle eines ganz neuen Seins für uns geworden ist. Wenn wir von Christus sagen, daß er der Grund unsrer Gottesgewißheit ist, so kommt das nur daher, weil wir an ihm und durch ihn Gott am stärksten empfinden und am deutlichsten erkennen. Aber wer nicht an ihm Gott erlebt, wer in ihm nicht den Vater sieht, dem gibt er auch keine Gewißheit über Gott.

Auch hier liegt alles an der Ursprünglichkeit und Reinheit unsrer Empfindung, an der Kraft unsrer Empfänglichkeit und der Dauer unsrer Erfahrungen. In dem Maße sie eine zusammenhängende Geschichte werden, wächst unsre Gewißheit. Wenn nun dann auch noch aus diesem Lebensbrunnen das Wissen quillt, das von dem göttlichen Geiste erleuchtet unsre Erscheinungswelt in ihrer Harmonie durchschaut, dann klingen Klarheit und Empfindung zusammen in unanfechtbarer Gewißheit.

11. Der Lebenswert von Glauben und Wissen.

Welchen Lebenswert hat Glauben und Wissen für uns? Wir blicken damit auf von unsrer Untersuchung der intimsten Vorgänge unsers Innern und schauen hinaus in das bewegte Leben. Hat das denn alles, worüber wir klar zu werden suchten, praktische Bedeutung für die Dinge, die dort vor sich gehn und uns vom Morgen bis zum Abend in Atem halten? Wie manche mögen da skeptisch die Achsel zucken! Aber sie irren sich, und zwar ist es der Fundamentalirrtum ihres Lebens. Denn die Tragweite von Glauben und Wissen in ihrer Auswirkung ist ungeheuer und grenzenlos. Glauben

ist die Kraft und Wissen die Klarheit unsers Lebens auf allen Gebieten. Überall wo wir Kraft und Klarheit brauchen, schreit unser Innerstes mit dem Ungestüm des Selbsterhaltungstriebes nach Glauben und Wissen.

Die ursprüngliche Empfindung füllt uns mit Leben. Was wir empfinden, lebt in uns, lebt für uns, ist unser. Ob es die Natur ist oder die Geschichte, Kunst oder das wogende Leben, Menschen oder Ereignisse, wir saugen ihre belebende Kraft in uns auf, genießen sie und nähren uns davon. Es wird Gehalt unsers Lebens, durch innere Verarbeitung umgesetzt in persönlichen Fonds. Und was das Wichtigste ist, auf diesem Wege können wir nur genießen, was uns bekommt, denn für das, was uns nicht zuträglich ist, fehlt uns der Sinn: es läßt uns unberührt. Leer und arm kommt der Mensch zur Welt, aber durch sein Empfinden strömt ihm ein unermeßliches Vermögen zu, das seine Grenzen nur darin findet, daß er seine Schätze nicht verstauen kann, und sie ihn verschütten. Niemand klage über Mangel, der noch empfänglich ist, denn unsre Eindrücke sind gesammeltes Leben, aufgespeicherte Kraft.

Aus den Empfindungen wächst unser Können. Sie bilden unsre Organe aus, üben unsre Fähigkeiten und beleben unsre Anlagen, weil sie alles in Anspruch nehmen. Die Zukunft aller verborgenen Keime in uns ruht auf einem ungestörten tiefgehenden und reifenden Empfindungsleben. Auch das Erwachen und Werden unsrer Persönlichkeit. Unter dem Spiel seiner Sinne und den Stimmen seiner Eindrücke kommt der Mensch zur Empfindung seiner selbst. Das schwingende Leben, das auf ihn eindringt, weckt ihn auf. Er muß sich Rechenschaft darüber geben, Stellung dazu nehmen, auf die Fülle der Anregungen reagieren, in dem Spiel der Vorstellungen Ordnung schaffen, kurz das Leben, das in ihm wogt und unaufhörlich hereinflutet, bändigen, meistern, ihm Sinn und Ziel geben. So erwacht er unter den Eindrücken und wächst daran auf, nährt sich davon und bildet sich daran. Wahrhaftig, die ursprüngliche Empfindung ist die Quelle des Lebens. Was wir werden, werden wir durch sie.

Aber sie ist nicht nur die Kraft unsers Lebens, sondern auch unsers Wirkens. „Glauben" ist die schöpferische Kraft in Kunst, Wissenschaft und Leben. Wir bringen nur hervor, was wir empfangen haben, denn wir bringen nichts mit auf die Welt. Die ursprüngliche Empfindung ist es, die uns befruchtet. Was wir leisten, hängt ganz von ihr ab. Unsre Leistungsfähigkeit wächst mit der Tiefe und Reinheit unsrer Empfindung. Aus ihrer Ursprünglichkeit quillt die Urwüchsigkeit und Originalität unsrer Äußerungen und Schöpfungen. Was aus ihr strömt, hat durchschlagende Wucht. Laß dir etwas einen rechten Eindruck machen, und der rechte Ausdruck kommt von selbst. Die Tiefe und Klarheit der Empfindung und die Einfachheit und Vollkommenheit der Auslösung und Gestaltung stehen in strengem Verhältnis.

Das ist der unfehlbare Wegweiser für jeden Künstler. Pflege die Reinheit und Intensität deiner Empfindung, wahre und stärke die Kraft deiner Empfänglichkeit. Ringe dazu nach Einfachheit und Geschlossenheit deines ganzen Seins, daß die Unmittelbarkeit deines Lebens unangetastet bleibt. Die Ursprünglichkeit deines Empfindens ist die Originalität deines Schaffens; ohne sie ist alles gesuchtes Wesen. Und wenn der befruchtende Eindruck über dich kommt, so harre aus, bis die innere Anschauung in dir wie eine aufgehende Sonne aufleuchtet und dich ganz erfüllt, dann wirst du naiv sicher nnd spielend schaffen, was dir innerlich wurde.

Auch in der Wissenschaft ist es nicht anders. Alle Entdeckungen sind Offenbarungen, alle Konzeptionen Empfindungssache. Die Intuition salbt zum König, wenn du die Zusammenhänge nicht durchfühlst, bleibst du Kärrner. Aber das gilt auf allen Gebieten der Arbeit und des Lebens. Wenn du die Aufgabe, die Schwierigkeit, das Problem bis in die Tiefe deines Wesens empfindest, daß du unter ihm fieberst im Pulsschlag der Sache, um die es geht, dann wird die einzig wahre Lösung vor dir aufleuchten in überwältigender Klarheit. Die praktische Anlage, die Begabung für etwas, von der man redet, die sich jemand nicht geben kann, das ist alles in Wahrheit nichts andres als ursprüngliche Empfindung dafür.

Menschen mit lebendigster Empfindungsfähigkeit sind immer den „Sachverständigen" überlegen, die nur von Wissen strotzen, denn wenn sie die Aufgaben bis in die letzten Tiefen ihres Wesens in sich aufnehmen, werden sie nicht nur in Wahrheit sachverständig, sondern was sie dann schaffen, wird eine ursprüngliche Erfüllung der Aufgabe sein. Die Menschen, mit denen man nichts anfangen kann, sind immer Menschen ohne ursprüngliche Empfindung.

Noch einen Blick auf das Leben der Menschen unter einander. Die Ehe wächst, blüht und gedeiht allein aus der fortwährend herüber und hinüber spielenden feinen Empfindung der beiden Gatten für einander. Die rechte Kindererziehung entfaltet sich von selbst aus der intimen Fühlung zwischen Eltern und Kindern. Das Geheimnis der Wirksamkeit eines Pfarrers ist, daß er seine Gemeinde durchfühlt bis in ihr verborgenstes Sein, daß sie lebt in seiner Seele aus dem unmittelbaren Eindruck der Wirklichkeit. Aller Einfluß auf Menschen ruht darauf, daß wir sie ganz ursprünglich empfinden. Je tiefer wir sie in uns aufnehmen, um so machtvoller wird unsre persönliche Reaktion auf sie sein. Helfen kannst du Menschen nur wirklich, aber dann auch sicher, wenn du auf diesem Wege ihr Leiden auf dich nimmst. Aus der unmittelbaren Fühlung quillt die unmittelbare Wirkung von Mensch zu Mensch, die erst in Wahrheit Lebensgemeinschaft ist.

Die ursprüngliche Empfindung ist kurz gesagt die Quelle der Genialität. Genies sind die objektiven Geister, die sich ganz sammeln können in reiner Anschauung, daß die lebendige Wirklichkeit über sie kommt und sich offenbart bis in ihre letzten Tiefen. Sie sammeln wie Brenngläser die verstreuten Strahlen der Wahrheit, der Schönheit, des Lebens und lassen aus sich die Schöpfungen entstehen, die immer als Leistungen unerklärlich bleiben, weil sie geboren und nicht gemacht werden. Die ursprüngliche Empfindung der Vorgänge, der Wahrheit, der Schönheit, der Möglichkeiten im Völkerringen, der technischen Probleme, der Konjunkturen u. s. f. ist die Genialität des Forschers, des Denkers, des Künstlers, des Politikers, des Erfinders, des Kaufmanns, aber die ursprüngliche

Empfindung Gottes ist die Genialität des Seins, des persönlichen Lebens.

Wo seine Lebensbewegung persönliche Elastizität findet, daß unter ihr das ganze Sein schwingt und auflebt, da wachsen Helden empor in siegreicher Kraft, da blüht die Herrlichkeit des Menschen auf im Duft ihrer ewigen Schönheit, da reifen Früchte göttlichen Lebens, da kommt das Werden der Welt zu seiner Vollendung. Glauben als unmittelbare Fühlung mit Gott ist göttliche Schöpferkraft im menschlichen Leben. „Welche der Geist Gottes treibt, die sind Gottes Kinder".

Glauben ist die Kraft, und Wissen ist die Klarheit des Lebens, denn durch die Erkenntnis werde ich wissend über das, was ich empfinde. Sie bringt uns die Lebensfülle, der ich unmittelbar inne werde zu durchdringendem Bewußtsein und persönlichem Vermögen. Das Wissen setzt die Kraft des Glaubens um in Macht. Darum beruht in der Erkenntnis, die aus ursprünglicher Empfindung erwächst, die Vollmacht des Lebens.

Wenn wir heute auf das Treiben der Menschen blicken, müssen wir sagen: die Unwissenheit ist ihr Unglück. Sie leiden am Leben, weil sie nichts von ihm wissen. Für einen Toren hält man jeden, der etwas ohne zureichende Kenntnis unternimmt, aber das schwierigste, verwickeltste, gefährlichste und verhängnisvollste Abenteuer, was es gibt, das Leben wagen sie, ohne eine Ahnung von den Elementen und Faktoren, den Verhältnissen und Beziehungen, Bedingungen und Gesetzen, die hier walten, zu haben, ohne zu wissen, wie man seine Erlebnisse verwenden, den Ereignissen begegnen, kurz das Leben ausnutzen, meistern und führen muß. Unmassen von Kenntnissen haben sie, aber kein Wissen vom Leben. Und doch hat das Wissen allein Lebenswert, das dem Leben dient.

Alle Erkenntnis der forschenden Geister hat hierin ihr einziges Ziel. Wir forschen nicht um des Wissens willen, so notwendig wir die kalte Objektivität zur Sicherung unsrer Beobachtungen brauchen, sondern um zu begreifen und es anzuwenden aufs Leben. Auch die entlegensten Gebiete der Natur und Geschichte müssen dazu

ihren Beitrag liefern. Der Mensch ist der einzige Zweck aller wissenschaftlichen Erhebungen. Nur das, was durch die Beziehung zu ihm Sinn, Wert und Leben gewinnt, ist wahrhaftige Erkenntnis. Und nur sie allein, nicht Gelehrsamkeit und aufgespeicherte wissenschaftliche Ergebnisse, ist die Klarheit des Lebens.

In dem Maße als wir wissend werden, entschleiert sich uns der Sinn des Daseins, der Zweck des Lebens und das Ziel der Menschheit. In dem Maße kommt Sicherheit in unser Leben, Zielbewußtsein in unser Streben, Notwendigkeit in unsern Fortschritt und Aufstieg in unsre Entwicklung. Erst das Wissen führt unser Schaffen zum Vollenden. Durch die Empfindung wird es hell unter den Menschen, durch die Erkenntnis steigt die Sonne des vollen Tages herauf.

12. Der Weg zum Glauben.

Die ursprüngliche Empfindung von allem, was für uns Menschen in betracht kommt, steht nicht in unsrer Hand. Sie ist Gabe, Gnade, Erlebnis. Es muß über uns kommen, was wir empfinden sollen. „Ein Mensch kann sich nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben." Alle Anstrengung ist fruchtlos. Hier droht nur das Verhängnis der Nachempfindung. Lieber aber unter seiner Blindheit zeitlebens leiden, als sich unter krampfhaften Illusionen für sehend halten und doch blind sein. Denn dann sind wir nicht bloß beschränkt, sondern verlogen. Und damit ist uns alle Aussicht genommen.

Trotzdem sage ich jedem, der mir klagend oder anklagend vorwirft: ich habe nun einmal die Gabe nicht: Nein, du hast dich nur darum gebracht. Sie ist dir verwüstet worden, oder du hast sie verkümmern lassen, denn die Fähigkeit zu empfinden hat jeder Mensch nach allen Seiten seines Lebens. Empfindungslos sind wir nicht von Geburt, sondern werden es erst durch das Leben. Aber unsre Anlage dazu kann nur abgestumpft und zerrüttet, niemals vernichtet werden. Dann kann sie aber auch wieder lebendig

werden. Es mag oft schwer, ja unter Umständen unmöglich sein, aber wo das Bedürfnis sich regt, sind alle Aussichten dazu vorhanden. Denn das regt sich nur dort, wo der vernachlässigte Sinn nach Entfaltung verlangt.

Die Frage ist bloß: wie werde ich empfänglich? Durch Stillesein und Warten. Denn wie kann ich etwas aufnehmen, wenn mich mein Leben, das ich führe, so hin und her reißt, daß mir Hören und Sehen vergeht, oder so in Anspruch nimmt, daß ich für nichts andres mehr Sinn habe, oder so zersplittert und zerstreut, daß ich nichts wirklich ins Auge fassen kann! Wie kann ich etwas merken unter der fieberhaften Hetze meiner Gedanken und Überlegungen! Tumult und Aufregung, Vielerlei und Durcheinander machen den Menschen für jede tiefe Empfindung unzugänglich. Wir müssen mitten im Gewühl des Lebens innerlichst für uns bleiben, unbefangen die Dinge betrachten und alles für merkwürdig nehmen, aber immer nur eins in unser Heiligtum dringen lassen, um seiner Offenbarung zu lauschen. Wie kann ich etwas vernehmen, wenn ich nach mehreren Seiten hin höre, und die Laute in mir schrill zusammenklingen: Kunst, Menschen und meine eigne Erscheinung zusammen, ein Werk und die Kritik darüber, Gott und eine Fülle eigennütziger Wünsche!

Wenn meine Seele schweigt, kann die lebendige Wirklichkeit, die ich erlebe, zu mir reden. Aber wenn ich sie nicht zu Worte kommen lasse, bleibt sie mir verschlossen, und ich vernehme nichts, Darum sei stille und merke auf. Lerne erst einmal überhaupt ursprünglich empfinden vom Geringsten und Äußerlichsten an, dann wirst du auch für das Tiefe und Große empfänglich werden, wonach du verlangst. Das Leben aus innerer Fühlung mit den Dingen ist ja durchgängig eine ganz neue Art Leben. Das Geräusch, das dich umgibt, wird vernehmliche Sprache, die Welt um dich gewinnt ein wundersames Leben. Aber dazu muß man warten können und Geduld haben, bis es sich im Innersten rührt, und die Tiefen aufleuchten. So wächst die Empfänglichkeit.

Aber die Sehnsucht treibt zum Suchen. Man muß sich den

Eindrücken aussetzen, die man gewinnen will, und sich fragend mit den Dingen beschäftigen, die uns noch verschlossen sind: in gesammelter Betrachtung und ruhiger Besonnenheit sich aufschließen, spähen und in sich aufsaugen. Wer also Gottes inne werden will, frage sich: wo finde ich ihn? Überall. Aber ich merke nichts davon. Dann suche, wo du ihn am deutlichsten spüren kannst. In den Tiefen und Hintergründen des Lebens, des Menschen, der Natur und Geschichte. Was kann mir seine Lebensglut am direktesten vermitteln? Wo sich sein Wesen am ursprünglichsten offenbart und ausdrückt. Also wende dich an Jesus, der von sich sagen konnte: Wer mich sieht, sieht den Vater.

Aber natürlich dürfen wir uns ihm dann zunächst nicht mit unsrer Erkenntnis nahen, sondern mit unsrer Empfindung. Denn wir können ja auch hier erst beurteilen, wenn wir erlebt haben. An ihm werden wir Gottes inne, ganz ursprünglich in durchdringender Lebendigkeit, wie ich schon öfters ausgesprochen habe.* Wir werden von ihm überwältigt und belebt. Wir glauben ihn, ehe wir uns dessen versehen. Ist uns aber einmal der Blick und das Verständnis für ihn aufgegangen, dann sehen wir ihn überall.

Aber weder hier noch sonstwo schwingt die ursprüngliche Empfindung ohne weiteres in uns an, wenn wir uns den Erscheinungen aussetzen. Es genügt auch nicht die innere Disposition der Bereitschaft, Sammlung und des schweigenden Fragens suchender Geister, sondern es gehört eine Verfassung unsers persönlichen Seins dazu, die imstande ist, was uns entgegentritt, ungebrochen zu spiegeln: Unmittelbarkeit, Einfachheit, Einheitlichkeit unsers Wesens. „Selig sind die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.“ „Wenn ihr nicht umkehrt und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Reich der Ursprünglichkeit kommen.“

Das gilt aber nicht bloß Gott gegenüber, sondern ganz allgemein. Alles komplizierte, raffinierte, unaufrichtige, zwiespältige,

---

*) Vergl. Band 4 der Blätter: Wer war Jesus von Nazareth?

unreine und scheinsüchtige Wesen ist ursprünglicher Empfindung unfähig. Nur in dem Maße als wir selbst ursprünglich werden, wird sie in uns lebendig. Das mögen sich alle die Quellsucher merken, die das Geheimnis der Genialität für sich finden möchten: umkehren und die Unmittelbarkeit des geistigen Lebens suchen, das ist der Weg zu den Quellen der Kraft. Die Unmittelbarkeit ist die reine Empfänglichkeit, das Organ des eigentlichen Lebens, weil es uns zu ursprünglicher Empfindung und damit ganz von selbst zu wahrhaftiger Erkenntnis führt. M.

Aus dem Leben eines Sonderlings.

Er galt bei seinen Zeitgenossen als Sonderling. Das geht vielen so, und man weiß nicht, ob das ein Lob ist oder ein Tadel. Sonderlinge sind in jedem Falle Menschen, die sich wohltuend von der Masse der Einerleiheitsmenschen abheben. Sie sind Menschen, die in ihrem tiefsten Sein nicht verstanden werden, und ihre Sonderbarkeit stellt ihre Hülflosigkeit nach außen dar.

Leute mit einer reichen Innengeschichte werden zuweilen Sonderlinge. Alle Menschen haben ja eine hochinteressante Lebensgeschichte. Aber bei den meisten findet der Lebensfluß Hindernisse und staut sich auf. Dadurch versumpft ihr Leben und kann oft die ganze Lebensdauer hindurch nicht mehr vorwärts kommen. Sümpfe sind für die Mitwelt sehr lästig, oft gefährlich. Aber wenn es gelingt, dem aufgehaltenen Lebensstrome vorwärts zu helfen, tritt eine Gesundung ein.

Sein Leben war nirgends stehen geblieben, aber der Strom floß innen in der Tiefe des Seins und war die unsichtbare, aber um so stärkere Kraft seines Wesens. Darum nannten ihn die Menschen einen Sonderling. Besonders vom religiösen Standpunkte aus betrachtet kam er den Leuten wunderbar vor.

Zwei große Strömungen beherrschten das religiöse Leben seiner Zeitgenossen. Die eine bewegte sich unwandelbar in den hergebrachten Geleisen der von Urvätern her ererbten Formen. Je älter Religionen werden, desto mehr pflegen sie zu erstarren, und Formen sitzen um so fester, je weniger Inhalt da ist. Sie müssen ja den mangelnden Inhalt ersetzen, und wollte man an ihnen rütteln, so wäre ja der geistliche Zusammenbruch ausgesprochen. Äußerliche Formen und Formeln sind der Ersatz für inneres Leben.

Es war klar, daß diese hochkirchliche Stimmung ihn nicht befriedigte. Aber er war ein kindliches Gemüt und trat nicht in Gegensatz zu ihr. Es muß wohl so sein, dachte er, und stellte sich getrost zu allem Formelkram und Formelwesen dazu und ließ es in freundlicher Geduld über sich ergehen, und wenn ihm je Stunden bewußten Zweifelns kommen wollten, dann überwand er sie, indem er das stille Glück, das aus seinem eignen inneren Leben quoll, dem Gottesdienstgebrauch seiner Zeitgenossen zuschrieb.

Aber die Zeitgenossen selbst gaben einer zweiten Richtung Raum. Niemand täuschte sich darüber, daß aus erstarrten Formen kein Leben herauskomme. Ernste Männer empfanden, daß alles eigentliche Leben wie in tiefen Schlaf versunken war. „Man muß sie wecken" — lautete die maßgebend aufgestellte Losung. Erwecken kann man nur durch Predigen und guten Lebenswandel. Also zogen Erweckungsprediger durchs Land und lehrten die Leute die Wege Jehovahs wandeln. Andere stellte man fest an. Es war eigentlich das Ziel, daß jedes Dörfchen seinen berufenen und verordneten Prediger habe, und Reinheit des Wandels und Befolgung aller Gebote Gottes war die nachdrückliche Forderung, die die Zeit an Hirt und Herde stellte. Mit dieser Predigttätigkeit glaubten viele die religiösen Mängel ihrer Zeit heilen zu können.

Religionen sind auch darin eigentümlich. Sie predigen um so eifriger, je weniger sie zu sagen haben. Sie gleichen darin den Menschen selbst, deren Beredsamkeit am größten wird, wenn das Greisenalter den Zerfall der Kräfte anzeigt.

Natürlich kann man nur predigen auf Grund ernstlicher

Schriftauslegung. Wollte man anders sprechen, so würde vollends alles Salz der Rede verloren gehen und der wüste Redestrom alles Leben ersticken. So pflegte also auch seine Zeit tiefe Schriftgelehrsamkeit neben ihrer umfangreichen Erweckungstätigkeit. Aber es ist merkwürdig mit den gelehrten Schriftauslegern. Als sei die alte Bibel eigensinnig, erscheint es immer, wie wenn sie geflissentlich und jedenfalls mit unnachahmlichem Geschick ihr Bestes den Brillen und Gläsern ihrer Forscher zu entziehen wüßte. Es liegt vielleicht an ihnen selbst. Ihre Gelehrsamkeit heißt sie jede Stelle der Schrift sorgsam gegen die andere abzuwägen und aus lauter Stellen wie aus Bausteinen ein harmonisches Ganze aufzuführen. Da man aber aus Bausteinen sehr verschiedenartige Gebäude errichten kann, und jede Bauform aus Steinen gleicher Größe und gleicher Bearbeitung bestehen kann, so ist's kein Wunder, wenn der Lehrtümer viele werden, die sich selbst so unähnlich wie möglich sind, obgleich alle aus den gleichen Bibelstellen und Beweismitteln gefügt sind.

Gerade dem Lehrtum fehlt das eigentümliche Leben, das die Bibel heimlich durchzieht. Das Lehrtum ist die Schranke, die den Lebensstrom aufhält, und nun versumpft das köstliche Quellwasser und was alles Leid herzerquicklich zu heben vermöchte, trägt selbst zur Verseuchung bei. Das Lehrtum kämpft für die Einerleiheit, und da das Leben ihrer spottet und gerade die Mannigfaltigkeit mit allen Kräften aufzieht, so artet es in fruchtlosen Lehrstreit aus.

Das brachte ihn natürlich innerlich von den Schriftgelehrten und den Erweckungspredigern ab. Aber er gab sich darüber keine Rechenschaft. Es muß wohl alles so sein, und die Arbeit ist ein Bedürfnis und sollte nicht ungetan bleiben. Es ist schon recht, wenn vieles geschieht zur geistlichen und sittlichen Hebung der Zeitgenossen. Er hat wohl auch Geld dafür übrig gehabt, ebenso wie für allerlei Opfer, aber unwillkürlich hielt er seine Person von all dem Treiben fern und war innerlich mit anderen Fragen beschäftigt.

Auch mit biblischen. Aber merkwürdigerweise mit Fragen, die der Schriftgelehrsamkeit höchst uninteressant vorkamen. Sie waren

auch ganz unwissenschaftlich und beinah phantastisch. Es ist eben ungesund zu grübeln, denn über dem Grübeln wird man ein Sonderling, der nirgends mehr recht hineinpaßt — dachten und sagten die Zeitgenossen.

Da er alttestamentlich war, beschäftigte ihn z. B. die Messiasfrage. Überall wo in der Bibel etwas vorkam von einem verheißenen Helden und Erlöser, merkte er auf und las die Worte gleichsam mit verhaltenem Atem. Die Anteilnahme wurde bei ihm körperlich fühlbar. Dann las er nicht weiter und träumte über die Schriftzeichen weg: Wie er wohl aussehen mag? Wie wird's wohl klingen, wenn er redet? Wie mag er wohl auftreten? Und er suchte Antworten auf solche Fragen. Zuweilen kam's ihm dann so vor, als sähe er ihn schon dastehen, und er war ihm wie eine vertraute Persönlichkeit. Die Gestalt wuchs auch in sein Leben hinein. Kam ihn ein Leid an, so sagte er, das ist nur vorläufig, und alles, was nicht endlos ist, ist leicht zu tragen, ist Würze des Lebens. Wenn der Messias kommt — das war schließlich sein Trost und seine stille Freude, sein Hoffnungsanker in allem Schweren des Lebens. So wandelte still der Messias mit ihm, obgleich er noch ferne schien. Das Leben selbst vermag Fernliegendes leicht zu verbinden.

Aber warum ferne? Einmal muß er doch kommen. Warum kommt er nicht jetzt in unsere Zeit hinein? Ja, warum nicht? Das Sehnen der Zeit würde ihm entgegenjauchzen, die geistige Verödung auf allen Gebieten schreit nach dem Messias. Ja wenn er überhaupt kommen soll, dann muß er bald kommen. Wir bringen's ohne besondere Gotteshilfe nicht weiter. Alle unsere Heilmittel sind elende Pflaster, die die Not der Zeit verdecken, aber nicht heilen.

Da wuchs in ihm der Wunsch: Ach wenn ich doch nicht zu sterben brauchte, ohne das Kommen des Neuen zu sehen! Und der heimliche Wunsch fand Worte des Gebets und schließlich wurde er das Gebet, das er einzig vor Gott bewegte: Lieber Gott, laß mich nicht sterben, ehe ich den Messias gesehen habe. —

Die Zeitgenossen fanden seine ganze Gedankenrichtung höchst unpassend. Erstlich sei es ganz unnötig, auf den Messias zu warten. Wenn die Zeit da sei, werde er schon kommen, und er werde ganz gewiß in dem Zeitpunkte eintreffen, wenn es am besten sei. Zweitens sei es gar nicht so wünschenswert, daß der Messias bald komme. Nach den klaren Zeugnissen der heiligen Schrift werde sein Tag von großen Schrecken begleitet sein: die Sonne werde sich verkehren in Finsternis, der Mond in Blut, ein Tag, der brennen wird wie ein Ofen; das Krachen der Himmel, der Aufruhr der Elemente werde ihn begleiten. Ob das wirklich so begehrenswert sei zu erleben? Wenn es an's Wünschen ginge, könne man sich gerade das Gegenteil wünschen, vorher zu sterben oder den Verstand zu verlieren und unempfindlich zu werden für die großen Schrecken des Messiastages. Die ganze Richtung sei schwärmerisch und entbehre der nötigen Nüchternheit und könne nie zu Gutem führen. Endlich sei ein solches Gebet undogmatisch und geradezu lästerlich. Ob man wirklich mit solchen selbstausgedachten Gebeten dem Gotte Israels, dem Herrn der Heerscharen, kommen dürfe? Gott kennt seine Zeiten und würde zu seiner Zeit schon den Messias senden, aber ihm vorgreifen und menschlich dreinreden wollen, sei unglaublich naiv, wenn nicht schlimmer und zeuge von einer geistlichen Verständnislosigkeit, die schon an Borniertheit streife.

Wenn sie so sprachen, fühlte er sich jedesmal tief im Unrecht. Sie hatten ja alle so recht und wußten ihre Anschauungen so schneidig zu vertreten, während er wirklich nichts darauf zu erwidern wußte. Schließlich waren's nur Empfindungen und innere Gefühle, auf die er sich berufen konnte, und diese waren theologisch alle Zeit unbrauchbar. Merkwürdig war nur, daß sie immer wieder auftauchten, wenn sie durch die herrschende Weisheit widerlegt und zurückgedrängt waren. Die Folge war, daß er seine Gedanken in sein Inneres verschloß, seine Zeitgenossen ruhig streiten und in hergebrachten Geleisen lehren ließ und ganz im Stillen seine Hoffnungen und Wünsche für sich pflegte.

Da sahen ihn seine Zeitgenossen als Sonderling an, wenn

auch als einen harmlosen, und ließen ihn seinen Weg gehen, um so mehr als er nicht den Ehrgeiz bezeigte, für seine Sondergedanken zu werben.

Wohl gab es einige, die auf ihn aufmerkten. Es waren jene besinnlichen Leute, die überall in der Minderzahl sind, weil sie Schlagwörter nicht nachzureden verstehen, und weil sie mitten in allem Lärme des Religionsbetriebs doch das Denken nicht lassen können. Dann gab's wohl Fragen über dies und das, und wenn er antwortete und sein übervolles Innenleben entlastete, dann nahmen sie's still auf und verbreiteten es im Verborgenen. Solche Zuhörer wirken befreiend und entlastend auf Menschen, in denen Innerliches wächst. Das Abnehmen bereichert und beglückt den Geber mehr als die Nehmenden.

Besonders eine alte Frau brachte ihm Verständnis entgegen. Frauen fragen nicht überall nach folgerechter Begründung und planmäßigen Gedankenergebnissen. Für das, was blos anempfunden wird, haben sie offene Sinne. Sie können wohl leicht der Schwärmerei anheimfallen, aber Neues, das kommt und seine Schatten vorauswirft, wird von ihnen aufgenommen und Erlebnis, noch ehe es Ereignis wird.

So wurden die Beiden Freunde und hofften miteinander auf den Messias und sein baldiges Kommen. Der Messias war der unerschöpfliche Gegenstand ihrer Unterhaltung, und je älter sie wurden, desto mehr traten alle anderen Dinge zurück. Ja, worüber sie auch sprachen, alles sahen sie nur im Lichte des Kommenden an. Ob die politischen Verhältnisse wohl auf eine baldige Änderung hindeuteten, ob nicht auch in der Religion eine Umwertung aller Werte zu erwarten stehe.

Bei solchen Gelegenheiten unterhielten sie sich wohl in dieser Weise. Wie wird wohl das Kommen des Messias sein? Natürlich muß er doch als Mensch kommen. Wenn er aber als Mensch kommt, hat er nur einen einzigen Weg in diese Welt. Die Erde ist wunderbar eingerichtet. Nach allen Seiten hin liegt sie offen da, ungeheuren Fernen Fläche und Öffnung bietend, aber niemand

kann hineingelangen außer durch Geburt. Hinaus kann er überall hin. Mancher Geist scheint schon bei Lebzeiten zu verdunsten, aber herein kann er nur mit Hülfe einer Mutter.

So auch der Messias. Wirklich, der Messias muß, so fremd es klingen mag, eine ganz richtige Mutter haben. Wer mag wohl das liebe Mädchen sein, das einmal Mutter des Messias wird! Ob sie wohl schon lebt? Vielleicht ist sie selbst schon ein ganz kleines Mägdlein, das herzig auf dem Schoße seines Mütterchens sitzt. Wenn man der einmal begegnen könnte!

Dann war ihnen die Messiasmutter im Geiste so nahe, daß sie meinten, sie müßten sie erkennen, wenn sie ihr begegneten. Sie war ihnen mit ihrem Kinde wie eine liebe Genossin, und jedes Mädchen sahen sie darauf an, ob sie's wohl werden könnte. Nicht jedes Weib verträgt solchen Blick. Aber unsere Freunde gewannen dadurch eine solche Menschenkenntnis, daß sie trotz aller Schwärmerei klarer und schärfer sahen, als andere Menschen ahnten.

Und dann muß den Messias von klein auf die ganze Menschlichkeit unseres Seins umgeben. Viel anders wie bei anderen Kindern kann's um ihn her auch nicht zugehen. Wenigstens äußerlich nicht. Was ihn unterscheidet, muß ein stiller Glanz vom Geiste her sein, der das ganze Sein verklärt. Der Messias kommt furchtbar einfach und doch mit verborgener Herrlichkeit. Die meisten mögen ihn wohl gar nicht erkennen. Aber wir werden's tun. Unsere Augen sind zum Sehen geschult.

So sprachen die beiden Freunde oft, und unvermerkt hatten sie ein ganz anderes Zukunftsbild bekommen, als die Dogmatik ihrer Zeitgenossen gestattete. Darum hüteten sie es wie ein Kleinod, das man nicht jedermann zeigt. Dann bewegten sie die Frage, ob sie wohl das Ziel ihrer Hoffnung sehen würden. Wenigstens in ihren ersten Anfängen. Da antwortete er ernst und freudig: Ich weiß, daß ich's erlebe, daß mein einziger Wunsch, den ich vor Gott bewege, in Erfüllung geht. Ich werde den Messias sehen.

In diesem Glauben lebte er von Jahr zu Jahr. Der Wunsch und die Gewißheit seiner Erfüllung belebte ihn und ließ ihn nicht

ins Grab sinken. Ja sein Leben teilte sich seiner Freundin mit und wirkte ansteckend auf einen Kreis von Menschen, der sich um sie sammelte. Es wurden Leute, die auf Neues, Großes von Gott her warteten, und dieses Neue nannten sie den Trost Israels. In die dogmatischen Vorstellungen der herrschenden Theologie liberaler oder orthodoxer Färbung paßten ihre Gedanken nicht. Darum hielten sie sie verborgen, aber ihrem Empfinden erschienen sie als das einzig Natürliche und Mögliche. Unter allen Umständen würde die nahe Zukunft die Frage entscheiden, so daß es biblischer Lehrauseinandersetzungen gar nicht bedürfte.

Und die Zeit entschied. Je älter sie wurden, desto begieriger warteten sie. Schließlich wußten sie auch den Ort, wo sie gewiß den Messias sehen würden. Im Tempel. Ein Bibelspruch, einer der allerletzten, vergewisserte und tröstete sie oft. „Bald wird kommen zu seinem Tempel der Herr." An diesem „Bald" richteten sie sich auf, und vom Tempel kamen sie zuletzt nicht mehr. Jedes Kind, das im Tempel dargestellt wurde, barg für sie die Möglichkeit des Messias. Freilich sahen sie auch jedem ohne weiteres an: das kann der Messias nicht sein. Wer nach Göttlichem ausschaut, bekommt geschärfte Sinne und lernt schnell, Menschen unterscheiden.

Aber endlich kam doch der Messias. Die alten Freunde hatten ihn herbeigewartet. Er kam ganz einfach. Ohne Krachen, ohne Verfinsterung, ohne Lärmen und Geschrei. Es war so einfach, wie man's gar nicht beschreiben kann. Ein Mädchen aus dem Volk kam in den Tempel, ein Kind auf dem Arm. Ein Mann hatte sich dazu gefunden, der das Kind bei dem diensttuenden Priester meldete und das übliche Opfer übergab. Das geringste, das man überhaupt darbringen durfte, zwei Täubchen. Der Priester warf einen Blick auf das Opfer und übersah sofort die ganze Lage. Dann begann er teilnahmslos seine vorgeschriebenen Formen abzuwickeln.

Die jungen Leute ließen alles willig und ehrerbietig geschehen. Ein stilles Glück lag über ihnen neben tiefem Ernst. Die ganze Gruppe strömte Frieden aus, daß selbst der Priester aufmerksam

wurde. Es war in aller Schlichtheit und Dürftigkeit eine Hoheit und Herrlichkeit über Mutter und Kind, die rührend und ergreifend zugleich war.

Inzwischen war der alte Messiashoffer an die Gruppe herangetreten. Das waren ungewöhnliche Leute. Lange ruhten seine alten Augen auf dem jungen Paare. Als der Priester geendet und sich abgewandt, sagte er: Von wo kommt Ihr? „Von Bethlehem." Von welchem Stamme seid Ihr? „Von Davids." Dann seid Ihr die Gesegneten Jehovahs.

Damit nahm er das Kind vom Arme der Mutter, während Tränen aus seinen Augen stürzten: Du bist's, du liebes Kind! Nicht satt sehen konnte er sich an dem Heißersehnten. Dann entströmten ihm Worte des Lobens und Dankens: Herr nun läßt du deinen Knecht im Frieden ab nach deinem Worte, denn diese meine Augen haben dein Heil gesehen, das du bereitet hast im Angesicht aller Völker, ein Licht zur Entfinsterung der Völker und zur Herrlichkeit deines Volkes Israel.

Amen! rief da eine Stimme. Es war seine alte Freundin Hannah, die inzwischen hinzugetreten war und in seligem Staunen die Gruppe betrachtete. Ja, sie waren beide alt geworden über dem Warten, daß sie der Ablösung froh werden durften. Er war ja da, der lebenslang Ersehnte.

Dann wurde Simeon sehr ernst und wandte sich zu der jungen Mutter insonderheit: Siehe dieser liegt hier zu Fall, aber auch Auferstehen vieler in Israel und zu einem Zeichen des Widerspruchs — auch durch deine eigene Seele wird ein Schwert hindurchgehen — damit offenbart werden aus vielen Herzen die Gedanken.

Alte Leute, die ein ganzes Leben auf Taten Gottes gewartet haben, bekommen etwas Prophetisches, daß sie sehen, was Gott heute tut und das in seiner wahren Bedeutung zu schätzen wissen. Um den Propheten Simeon und die Prophetin Hannah sammelte sich ein Kreis von Leuten, die von Gott mehr hielten, als von der landesüblichen Religion und wurden voll Freude, Ernst und Staunen.

Freilich — armer Simeon, arme Hannah! Was habt ihr

eigentlich gesehen von der großen Zeit, die ihr halft herbeisehnen? Ihr saht nichts, gar nichts davon, als was ihr erhofftet: eine junge Mutter und ein kleines Menschenkind. Weil ihr damit zufrieden wart, reichte eure Lebenskraft nur bis hierher. Vielleicht, hättet ihr Größeres begehrt, wäre euch Größeres gewährt worden. Aber für alle Zeiten merkwürdige Menschen seid ihr doch. Ihr erwartetet in aller Einfalt entgegen aller Gelehrsamkeit und Religion eurer Zeit unmittelbare Taten des lebendigen Gottes, und weil ihr danach ausschautet, bekamt ihr auch zu sehen, was allen Menschen verborgen blieb, ihr saht im einfachsten Leben die Herrlichkeit Gottes und bekamt Recht wider alle geistigen und geistlichen Strömungen eurer Zeit. Wer weiß, ob hätte geschehen können, was geschah, wenn ihr's nicht hättet herbeiglauben helfen! Lh.

Hemmungen des Lebens.

1. Die Trauer.

Wie schwere schwarze Wolken liegt die Trauer über den Menschen und verdüstert die Gemüter. Tief dunkel lastet der Himmel auf der Erde. Alles Licht scheint erstorben oder glänzt nur im fahlen Scheine des Todes. Alle Farben verblassen, die Herrlichkeit der Welt geht unter im einförmigen, trostlosen Grau. Die Fernen verschwinden, alle Höhe und Weite ist dahin. Der Mensch lebt wie unter einem Banne, bedrückt, gelähmt, umdunkelt. Der Lebensmut ist verschwunden, die Freude verflogen, der Glaube zerronnen, die Hoffnung erloschen. Dumpf und matt im Herzen kämpft er mit einer elementaren Schwere in den Gliedern, oder er kämpft auch nicht mehr, sie sind gelöst wie im Tode. Es ist Nacht geworden unter den tiefen Schatten der Verzweiflung.

Unzählige Menschen stehen zeitlebens unter der Wolke oder schleppen sich Jahre und Jahrzehnte im Schatten des Todes dahin.

Haben sie Glück, so reißt sie einmal ein Mensch oder ein Ereignis heraus, sonst bleiben sie in der bannenden Abhängigkeit des dunkeln Schicksals, welches es auch sei. Ich rede hier nicht von der Trauer als leicht vorüberfliegender Stimmung, sondern als dauerndem Zustand, der den Menschen ganz einnimmt und durchdringt, von der Trauer als Nervenlähmung des Lebens, als Siechtum der Kräfte, als Auszehrung der Persönlichkeit.

Wer sich ihr ergibt, oder wen sie übermannt, der ist verloren. Sein Leben ist Vergehen. Denn die Trauer ist die Macht des Todes unter den Lebendigen. Deshalb ist der Kampf ums Leben ein Kampf gegen die Trauer. Sie muß überwunden werden, sonst gehen wir zu Grunde. Wollen wir also Menschen helfen, so müssen wir sie aufrütteln aus der Trauer, und wenn nicht anders möglich, mit Gewalt herausreißen, sonst ist ihnen nicht zu helfen. Schon lange treibt es mich, das einmal auszusprechen, denn je mehr man von Menschen um Hilfe gerufen wird, je mehr man Menschenschicksale überschaut und Einblicke in die Zusammenhänge gewinnt, je mehr sich vor dem Auge des Geistes das innere Leben der Gesamtheit entschleiert, um so stärker erhält man den Eindruck, daß die Verwüstungen der Trauer furchtbar sind, daß ungezählte Menschen in Traurigkeit des Herzens verkümmern und hinsiechen. Und man gewinnt die Überzeugung, daß sie erst davon erlöst werden müssen, wenn sie wieder gesund werden sollen.

* * *

Worüber trauern die Menschen? Es sind nicht die schlechtesten, die niemals ihres Lebens ganz froh werden, weil sie immer über sich selbst traurig sind. Das Elend ihres innern Menschen drückt sie nieder: ein schwerer sittlicher Fall, von dem sie sich nicht erholen können, eine verhängnisvolle Schuld der Vergangenheit, die auf ihnen lastet, eine tiefe innere Erkrankung, die aller Heilungsversuche spottet und immer wieder in häßlichen Ausbrüchen zu Tage tritt, Fesseln der Leidenschaft, wo alle Anstrengungen, sie zu zerreißen, vergeblich sind, die niederschlagende Erfahrung trostloser

Verkommenheit und aussichtsloser Schwäche, die Fruchtlosigkeit alles Ringens, die immer wiederkehrende Ebbe, die jeder aufsteigenden Flut persönlichen Lebens folgt, die Ohnmacht gegenüber den Zufällen des Lebens und die Widerstandslosigkeit gegenüber dem Strom seiner Einflüsse, die tiefe Gebundenheit und Hilflosigkeit des Selbst. Aus allen diesen Niederungen des Daseins steigen unaufhörlich dichte Nebel der Trauer auf und verdichten sich zu den dunkeln Wolken, unter denen keine ursprüngliche Freude und Kraft gedeihen kann, weil ihr die Sonne fehlt.

Selbst auf die Gefahr hin, manchen das Einzige zu verleiden, was sie noch befriedigt, muß es gesagt werden: diese Trauer ist wertlos, unfruchtbar, vom Übel. Daß jemand über seine Vergehen und Schwächen Schmerz empfindet, von den Verschuldungen gegen sich selbst und seine Mitmenschen aufs Tiefste erschüttert wird und unter dem Elend seines ganzen Daseins leidet, wenn ihm die Augen darüber aufgehen, ist echt menschlich, ein Zeichen innersten Werdedranges und sittlicher Widerstandskraft. Denn damit bezeugt der Mensch, daß die Sünde ihm wider die Natur geht und nicht zu seinem Wesen gehört, darin drückt sich die Empfindung des Abstands seines Verhaltens von seiner Bestimmnng aus, darin zittert der Abscheu, der ihn vor seinen Missetaten und seiner Ohnmacht ergreift.

Niemand, wer vorwärts will, suche diesen heiligen Schmerz zu betäuben, sondern empfinde ihn so tief und klar, so ursprünglich wie möglich. Er befestigt dadurch nur die Stellung seines Ich gegenüber den Mißständen und wird innerlich frei davon. Aber so ursprünglich wir das, was geschehen ist, bis ins Mark unsers Wesens empfinden wollen, so entschieden wollen wir uns dagegen wehren, daß diese unmittelbare Empfindung, die sich an Vorgängen und Verhältnissen unwillkürlich entzündet, in Stimmungen der Trauer ausschwingt.

Wir werden es gewiß nicht hindern können, daß die Schatten der bedrückenden Erlebnisse über unsre Seele ziehen. Aber wir dürfen sie nicht festhalten. Das geschieht aber, wenn wir uns dem

Schmerz fassungslos hingeben, damit in den Bann des Übels geraten und es so tatsächlich über uns herrschen lassen. Wohl dem, der von seiner Sünde erschüttert wird, aber wehe dem, der sich niederschlagen läßt! Wohl dem, der unter dem Bankerott seines Lebens sich selbst erfaßt und sich lossagt von seinem nichtigen Treiben, aber wehe dem, der sich in seines Nichts durchbohrendem Gefühle gehen läßt! Wohl dem, der seinen Vergehen den Rücken kehrt und sein Antlitz vorwärts wendet, aber wehe dem, der seine Trauer pflegt und in der Wollust seines ungeheuren Wehs Befriedigung sucht! Wohl dem, der seinen Schmerz männlich erträgt und in seinem Auge den Widerschein des Himmels leuchten läßt, aber wehe dem, der zur Erde gewandt in Sack und Asche trauert! Die Trauer hat keinen Lebenswert und darum auch kein Daseinsrecht in unserm Leben. Darum muß sie überwunden und ausgetrieben werden.

Dazu müssen wir aber vor allem von dem Aberglauben los kommen, der im Dämmer des Halbbewußtseins weithin herrscht, als könnten wir durch die Trauer unsre Verschuldungen sühnen und uns wenigstens einigermaßen wieder ins Recht gegenüber unserm Unrecht setzen. Davon kann gar keine Rede sein. Wir können nichts sühnen. Was geschehen ist, das ist geschehen, und es läßt sich schlechthin nichts wieder gut machen, so viel wir auch Reugeld zahlen mögen. Was geschehen ist, bleibt, und unsre Vergehen leben als negative Wirkungen weiter und pflanzen sich fort, ob wir darüber trauern oder uns freuen, bis sie einmal von positiven Lebenswirkungen überwunden werden. Gott aber kann man nicht versöhnen durch Trauer, sondern nur durch Glauben, und uns selbst können wir, soweit das überhaupt möglich ist, nicht durch Buße und Kummer reinigen, sondern dadurch, daß „wir uns selbst richten" und unsere Schuld tragen — aufrecht, nicht niedergequetscht — samt ihren Folgen. An Gott glauben und sich selbst richten, ist eins: wir geben ihm Recht und bekennen seine Gerechtigkeit, indem wir uns völlig und freudig unter das Naturgesetz der Folge von Sünde und Übel stellen und unter seinem Druck Leben

und Segen zu schaffen suchen. Das ist der einzige Weg, etwas wieder gut zu machen: größer werden als unsre Schuld — in diesem Sinne.

Die andre herrschende Meinung aber, daß der Trauer über sich selbst eine sittliche Schwungkraft inne wohne, ist eine der verhängnisvollsten Täuschungen, die es gibt. Trauer als Widerstandslosigkeit gegen den Schmerz, als Übermacht des Leidens über das Selbst ist eine Frucht der Schwäche und kann fortzeugend Schwäche nur gebären. Positive Wirkungen, die jemals unter ihrer Herrschaft entstanden, sind trotz ihrer, nicht durch sie aufgekommen. So lange wir trauern, sind wir persönlich unfähig. Denn unser Selbst ist geschwächt.

Die Trauer kann uns nicht helfen, denn sie löst uns nicht los von unserm Vergehen oder unserer Schwäche, sondern bindet uns daran. Der ursprüngliche Widerwille und Ekel reißt uns los und erhebt uns durch die Selbstkritik, die darin liegt, darüber, aber der Kummer nimmt uns von dem ein, was wir beklagen. Die Trauer verweilt bei dem Übel und klagt über ihm, aber alles Verweilen bei dem Übel ist vom Übel. Denn wenn wir etwas überwinden wollen, ist das erste, daß wir innerlich frei davon werden und darüber stehen. Befangen davon sind wir ohnmächtig. Es fehlt uns nicht nur der Lebensmut, wir können die schlimme Sache auch gar nicht richtig untersuchen und beurteilen, denn unser Auge ist getrübt, wir können nicht über die Vorbedingungen klar werden, unter denen es anders werden kann, anders werden muß, noch das nächstliegende ins Auge fassen, was sich daraus ergibt, denn unser Blick starrt immer auf den schwarzen Fleck. Es ist doch nicht von ungefähr, daß die Bekümmerten immer meinen, es läge nur an ihrem Willen und dann ganz unglücklich werden, wenn sie sehen, daß sie ihn nicht durch Selbstpeinigung zur Kraftentfaltung aufpeitschen können. Wären sie nicht durch Trauer benommen, so kämen sie vielleicht hinter die Bedingungen ihrer Schwäche und die Möglichkeiten ihrer Stärke. Aber die Trauer ist die Befangenheit im Übel und macht das Übel zum Verhängnis.

Dann kann sie auch nicht einmal einen erzieherischen Wert haben. Man sage nicht, die Trauer stimme uns ernst und demütig, mache uns weich und zugänglich. Ach ja, ich glaube gerne, daß alle die Jämmerlichkeitseigenschaften, die nachgemachten Tugenden im Nebellande der Trauer gedeihen. Aber die gehören alle mit zu dem Übel, von dem uns Gott erlösen möge. Alles, was Stimmungen in uns erzeugen, sind keine ursprünglichen Gewächse und darum nicht echt und nicht fruchtbar. Nur das taugt, was das Leben schafft. Durch unsre Vergehen können wir erzogen werden, wenn wir daran inne werden, was in uns ist, aber nicht durch die Trauer darüber. Ihre schwindsüchtigen Sprößlinge verbleichen vor den wahrhaftigen Tugenden, vor dem Ernst, aus dem die Kraft leuchtet und die Lebenslust zuckt, vor der Demut, die auch unter dem Eindruck der Bedingtheit unsers ganzen Daseins und der Unberechenbarkeit der Zukunft selbstbewußt und lebensgewiß bleibt, vor der Festigkeit, in der sich feinste Empfindung mit gelassener Widerstandsfähigkeit eint, und wie sie alle heißen.

Überall lähmt hier die Trauer, aber beschwingt nicht. Sie stählt nicht die sittliche Kraft, sondern hemmt sie, sie härtet nicht ab, sondern verweichlicht, sie läutert nicht, sondern verdumpft und verdüstert, sie macht nicht männlich, sondern verweibst. Morsch und mürbe wird der Mensch unter ihr, ängstlich und beklommen, ohne Hoffnung und Zuversicht. Wer stark werden will in seinem Elend, der erkenne, statt zu trauern, die unerbittliche Wirklichkeit an, der salbe sein Angesicht und ringe mit ihr im Geist und mit der Tat, bis er sie bezwungen und in ihr einen positiven Grund geschaffen, auf dem er weiter bauen kann. Also auf jeden Fall los von der Trauer und Kampf gegen die Trauer!

Damit wird natürlich auch das Jahrhunderte alte Gewohnheitsrecht der täglichen oder jeweiligen Reue und Buße in unserm Leben angetastet und in Frage gestellt. Ist sie Pflicht oder Verirrung? Das ist ganz klar: worauf es allein ankommt, das ist Schmerz über unsre Sünde als ursprüngliche Empfindung. Was darüber ist, das ist vom Übel. Das ist römische Werkgerechtigkeit,

jüdischer Opferdienst, heidnische Selbstpeinigung oder religiöse Wollust. Die absichtliche, gepflegte, bis an den Rand der Verzweiflung gesteigerte Traurigkeit, alles gewollte und gemachte trübsinnige Wesen, das Wühlen und sich Verbohren im Schmerz, kurz die künstliche Trauer taugt nichts und schadet nur. Sie ist wider die Natur und die Wahrheit. Und die natürliche Trauer nützt nichts. Sie ist nicht Leben erhaltend, sondern Leben zerstörend. Dadurch daß wir bis an die Grenze unsers Vermögens die Traurigkeit festhalten und lebendig erhalten, wird in uns nichts zum Bessern gewandt, keine Bedingung der Sünde aufgehoben, keine innere Gebundenheit gesprengt, sondern nur unsre Kraft geschwächt, und die wirklichen Verhältnisse werden verdunkelt.

Beobachte doch nur einmal das tragikomische Schauspiel der Reue, wie es sich in tausendfacher Gestalt immer wiederholt: Man ergibt sich mit heißem Eifer der Reue und steigert sich in krampfhafte Verzweiflung hinein — bis zur Erschöpfung. Dann verlangt die Natur ihr Recht, übermüdet läßt man sich gehen, kommt allmählich in ein frisches, harmloses sich Ausleben hinein, und ehe man sich dessen versieht, ist man wieder gefallen. Das liegt nicht an der allgemeinen menschlichen Sündhaftigkeit, sondern es ist naturnotwendig, weil alle Vorbedingungen des Vergehens grade unter dem Schutze der Reue ungeschwächt weiter bestehen geblieben sind, und nur das Selbst durch den Trauerdienst geschwächt worden ist. Dahinter kommt man natürlich nicht, sondern meint, die Reue sei mangelhaft gewesen und beginnt noch intensiver zu trauern. Dadurch wird die Widerstandskraft des Selbst noch mehr geschwächt, man erliegt wieder dem Reize, und so geht es fort von Fall zu Fall, von Jahr zu Jahr bis — zum seligen Ende.

Ich glaube, daß der alte Adam noch niemals durch tägliche Reue und Buße ersäuft worden ist, sondern daraus seine Stärke zieht. Jedenfalls kommt der neue Mensch nur herauf durch Glauben. Das ist aber ursprüngliche Empfindung Gottes, Innewerden seiner Gnade und Hilfe, aber nicht Zittern und Zagen unter den Nachwehen seiner Sünde. Wenn ich nicht irre, ist aller-

dings der theologische Begriff von Reue ein andrer: der Glaube gehört dazu, doch spielt auch in ihm die Zerknirschung eine große Rolle; aber praktisch geht so Reue und Buße unter uns im Schwange, wie ich es geschildert habe. Wie soll es auch anders sein, wenn in Wirklichkeit Glauben im eigentlichen Sinne fehlt und nur durch ein Getrösten der Gnade Gottes ersetzt wird!

Darum hat auch Jesus nirgends Reue verlangt, sondern Umkehr. Habe ich mich aber abgewandt und umgekehrt, so kann die Trauer nicht bestehen, und tue ich auch nur einen Schritt vorwärts, so wird auch der Schmerz weichen müssen, wenn er nicht schon unter dem Aufleuchten des Entschlusses verschwand. Trauer ist jedenfalls ausgeschlossen. Denn ich kann nicht zurücksehen, wenn ich vorwärts will. Und jedes Vorwärts weckt ursprüngliche Freude, wenn nicht schon der Blick für die Möglichkeit einer gänzlichen Wendung und für die Begründung eines siegreichen Fortschritts in uns das Feuer der Freude vom Himmel fallen ließ, das alle Traurigkeit verzehrt.

Die Umkehr ist das Geheimnis. Mit ihm wollen wir uns beschäftigen, statt zu trauern. Sie ist mit einem Worte gesagt die Wendung auf das Reich Gottes hin, auf eine gänzlich andere, neue Verfassung unsers Seins und Lebens. Ist uns dafür das Verständnis aufgegangen (d. h. der Glaube erwacht), haben wir das ins Auge gefaßt, so vergessen wir, was dahinten liegt, und kümmern uns nicht groß um das, was noch alles Schlechtes, Schwaches, Kümmerliches aus uns herauskommt, sondern strecken uns nach vorwärts. In dem Maße als das durch die Tat des Lebens geschieht, erstarkt unser Selbst und wird widerstandsfähig, und stirbt die Sünde ab aus Mangel an Lebenssaft und Lebensluft. In dem Maße entsteht eine Neuordnung der Lebensbedingungen und Verhältnisse in uns, unter denen das alte Elend gar nicht mehr möglich ist. Das ist der Ursprung eines neuen Lebens aus Glauben. Aber da ist im Anfang und Fortgang keine Stätte für Trauer.

* * *

Aber am meisten trauern die Menschen gar nicht über sich selbst, sondern vielmehr über alles mögliche andere, worunter sie leiden, was ihnen nicht behagt. Ich bin mir dabei bewußt, daß es in sehr vielen Fällen gar nicht an den Dingen liegt, sondern an den Menschen. Wir sehen oft Beispiele ganz unbegreiflicher Traurigkeit, wo niemand einen Anlaß findet. Sie ist da auch gar nicht in Erlebnissen begründet, sondern in der innern Verfassung des Menschen. Die einen sind Melancholiker und verdunkeln auch das Lichteste, was an sie herantritt, durch Schatten, die sie selbst hervorrufen. Die andern sind in sich verstimmt, so daß sie auch den reinsten Wohllaut als Mißton empfinden. Beides sind Kranke, die man heilen müßte, um sie von ihrem Trübsinn zu kurieren. Andrer Art sind die weichen, wehleidigen, sentimentalen Gemüter, die jeder Hauch trübt, der sie trifft, die geborenen Klageweiber, die alles mit Tränen benetzen. Sie seufzen auch unter dem Erfreulichsten auf, weil es vorübergeht, beklagen jeden Menschen, weil er einmal sterben muß, und wagen sich aus Aberglauben nicht zu freuen, weil ihnen vor der Götter Neide graut. Das ist Gemütserweichung aus Verwöhnung, Nervenschwäche und Lebensschwindsucht. Ihnen müßte einmal das Leben kräftig aufspielen, daß ihnen Hören und Sehen verginge. Dann würden sie schon im harten Kampf ums Dasein ihre Empfindsamkeit verlieren.

Davon sehen wir ab und betrachten nur alle die Anlässe, die das Leben den Menschen zur Trauer gibt. Es ist eine Fülle der verschiedensten Erlebnisse und Verhältnisse, in die sich nur mühsam Ordnung bringen läßt. Wir wollen sie einmal einteilen 1. in solche, die uns direkt betreffen, 2. die uns in Mitleidenschaft ziehen und 3. die uns eigentlich nichts angehen.

Wohl das Leben aller Menschen ist voll Verkehrtheiten in ihrer Lebenshaltung, voll Mißgriffe, verfehlter Unternehmungen und Irrwege, Versäumnisse und unglücklicher Ideen in ihrer Lebensführung. So lange man nur unbewußt darunter leidet, schlägt man sich schlecht und recht durch und geht weiter darauf los. Aber wenn gewisse Wege, die wir eingeschlagen, oder Auf-

gaben, die wir unternommen haben, uns als verfehlt klar werden und sich als fortwirkendes Verhängnis offenbaren, das nicht mehr in unsrer Hand steht, wenn wir inne werden, daß wir unter Verkehrtheiten einer frühern Zeit lebenslang leiden und vielleicht einmal daran zu Grunde gehen werden, dann bewölkt sich unser Himmel, und unsre Seele zieht sich in Trauer zusammen. Von der leisen Mollstimmung, die über dem Leben liegt, bis zur trostlosen Verzweiflung eine ganze Stufenleiter von Kümmernis!

Sollen wir uns nun darin gehen lassen? Niemals. Da keine Trauer Lebenswert hat, müssen wir auch diese von uns abschütteln. Das ist gewiß nicht leicht, wenn einer in der Jugend seine Zeit totgeschlagen hat und nicht mehr nachholen kann, was er versäumte, ein andrer sich in weittragenden Unternehmungen oder maßgebenden Mitarbeitern vergriffen hat und sich nun durch täglich neue Schwierigkeiten und Verdruß gehemmt sieht, ein dritter durch eine verkehrte Wahl des Berufs oder des Gatten sein Leben verpfuscht hat, und es über ihn kommt, daß es das einzige ist, was ihm zur Verfügung steht: da kann ihm die Lebensfreude für immer vergehen.

Aber sie darf es nicht. Wir müssen damit fertig werden. Mit der Sache nämlich, dann verfliegt die Trauer ganz von selbst. Schon wenn ich mich zu diesem Entschlusse aufraffe, wird es wieder hell im Gemüt. Dazu gehört vor allem, daß wir das Unglück, das wir über uns gebracht haben, nicht mehr tragisch nehmen, so tragisch es sein mag, sondern als eine Aufgabe, die uns geworden ist, wenn auch durch eigne Schuld. So lange wir uns als unglücklich beklagen, sind wir von ihm benommen. Wir müssen aber darüber stehen, um seiner mächtig zu werden. Mit andern Worten: stell das Verhängnis aus dem Schatten ans Licht. Es wird damit noch nicht leicht, aber es verliert seine Zauberkraft. Läßt es sich nun nicht ändern oder rückgängig machen — und so mancher besinne sich zwei Mal, ehe er es gewaltsam tut, er könnte sich sonst um den Segen seiner Irrung bringen, nachdem er den Fluch ausgebadet hat — dann soll es so bleiben. Dann soll es

grade so recht sein, und wir wollen daran wachsen, indem wir damit fertig werden.

Bittrer noch als die selbstverschuldeten Bedrängnisse, die wir über uns gebracht haben, sind die Enttäuschungen, die wir an Menschen erleben, wenigstens für alle, die lieben können. Der richtige Egoist schleudert jeden rücksichtslos von sich, der ihn enttäuschte, und wenn er gemein ist, rächt er sich noch an ihm, weil er ihn enttäuschte, aber er trauert nicht. Der Liebende kann das nicht, denn sein Herz hängt daran, und doch muß er sich losreißen, und das ist schwer zu verwinden. Aber muß es denn sein? Ist jener nicht genau derselbe, der er vorher war, wenn sich auch eine häßliche Seite seines Wesens jetzt erst zeigte, oder er sich in schlimmer Weise gehen ließ oder in schwerem Fall zusammenbrach? Ist er weniger deiner Liebe wert, weil er ihrer grade jetzt erst recht bedürftig ist? Und verging er sich gegen dich selbst, dann bist du es grade ganz allein, der ihm helfen kann. Empfindet er, was geschehen, so wird er grade jetzt für jede Liebe ganz besonders empfänglich sein. Aber er hat sich gesellschaftlich unmöglich gemacht! Ach so, deine Liebe ist an die gesellschaftliche Möglichkeit gebunden, die soviel menschlich Unmögliches duldet! Müssen wir uns denn dem grausam oberflächlichen Verdikt des Tyrannen Gesellschaft fügen? Ich meine doch nur, wenn wir seine Sklaven sind. Wer sich freilich seinem Urteil wie einem unerbittlichen Schicksal fügt, der wird sich gefallen lassen müssen, daß ihm die freundschaftlichsten Beziehungen zerrissen werden.

Aber die meisten Enttäuschungen begeben sich in einer andern Sphäre, wo man die Art wirklicher Liebe gar nicht kennt, wo Freundschaft und Vertrauen selbstischer Genuß und verschleierter Eigennutz ist. Da ist auch oft das Unglück groß, wenn ein Freund versagt, aber es ist ein anderes: kein Kummer um den Menschen, der einem ja an sich ganz gleichgültig ist, sondern um den Verlust, der einen getroffen hat. Die Schadenfreude könnte dann sagen: ihnen ist das ganz gesund. Aber das ist nicht der Fall. Sie werden unmöglich dadurch kuriert. Die Trauer hat auch hier

keinen Lebenswert. Darum erhebt euch über eure Verluste, und fühlt euch nicht vom Schicksal beleidigt. Hängt euch nicht mehr an Menschen, sondern stellt euch auf euch selbst. Empfindet unter den Enttäuschungen die Schimpflichkeit eurer Abhängigkeit. Seid zu stolz, um jemand nachzutrauern. Aber ihr werdet ja besser als ich Mittel wissen, euch zu trösten, ihr naiven Egoisten!

Schlimmer noch als die Enttäuschungen sind die Anfeindungen und Verleumdungen von unsern Mitmenschen, der Ärger und das Unheil, das sie uns so vielfach bringen, ihre tiefe Gleichgültigkeit und Lust zur Schadenfreude, die sich so oft hinter ihrer zur Schau getragenen Liebenswürdigkeit verbirgt. Wie viele leiden darunter und lassen sich verbittern! Aber auch hier sind wir es, die sich dadurch aus dem Gleichmut bringen und ihr Leben vergiften lassen. Statt uns innerlich zu wehren, geben wir uns den Anfällen preis. Wir müssen auch hier den Dingen ins Auge schauen, wie sie liegen: es gehört offenbar vorläufig noch zu dem allgemeinen Mißstand der Menschheit, daß unsre Mitmenschen uns mehr Übel sind als Hilfe. Also müssen wir damit rechnen und dafür sorgen, daß ihre Angriffe uns nicht aus dem Gleichgewicht bringen und uns damit unsrer innern Überlegenheit berauben.

Damit stehen wir schon bei den unverdienten Schicksalsschlägen, die uns treffen. Sobald wir darüber trauern, geben wir uns ihnen preis. Wenn sie schon dein ganzes Leben vergiften oder zerstören, so schütze doch wenigstens das Heiligtum deines Selbst vor ihnen. Bleib innerlich unantastbar. Das ist keine unmögliche Forderung. Denn was auch über uns hereinbricht, es kann niemals unsre Seele treffen, wenn wir ihm nicht Einlaß gewähren. Es trifft unser Gedinge, unsere Stellung, unsern Beruf, was wir lieben, woran wir uns freuen, was wir verehren, aber uns selbst im eigentlichen Sinne nur, wenn wir daran hängen und unser Heiligtum nicht in seiner Unzugänglichkeit gewahrt haben. Wer unbefangen bleibt, ist gegen alles gefeit.

Aber wie weit sind alle die davon entfernt, die sich gegenüber jedem Schicksalsschlag, statt sich wenigstens jetzt nun endlich in der

äußersten Not selbst zu sichern, selbst aufgeben, sich durch die Trauer noch selbst dem tückischen Verhängnis opfern, die in kindischem Trotz über das Unverschuldete sich grade erst recht in Trauer wühlen, als ob sie durch Selbstauflösung in Tränen an dem Ungeheuer Schicksal oder an dem, der etwa dahinter steht, Rache nehmen könnten! Sie zeigen damit nur, daß sie nicht wert sind, Menschen zu sein, und dem Leben, mit dem sie betraut werden, nicht gewachsen sind.

Was kann mir denn geschehen? Wenn mich das Leben nicht mehr tragen, sondern begraben will, gut, dann werde ich es tragen und erst recht leben. Damit fange ich dann jedenfalls einmal gewiß an, im eigentlichen Sinne zu leben. Wenn einmal alles um mich zusammenbricht, und ich in nacktem Menschsein auf lauter Trümmern stehe, dann bin ich entschieden einmal aller Lasten ledig, meine Seele hat Luft wie nie zuvor, und eine neue Epoche meines Lebens bricht an. Treffen dich große Verluste, so laß fahren, was sich nicht halten läßt, stürzt ein Bau zusammen, an den du Jahre und Kräfte gewandt, dann war er verfehlt, also freue dich, daß du nicht dein ganzes Leben verbaut hast, und fang etwas Neues an. Wird dir eine Augenweide zerstört, so kehr ihr den Rücken, da du dich nicht mehr daran freuen kannst. Also in keinem Falle laß dich niederschlagen.

Sind es aber Nöte, in die wir geraten, so hilft auch hier kein Trauern, sondern schwächt nur. Dann brauchen wir die ganze Elastizität unsers Wesens, um es tragen zu können. Dazu gehört aber Freude, denn die Trauer lähmt. Also schaff Freude in dein Leben, und wenn keine andre möglich ist, dann laß dich von der Freude deiner übermenschlichen Aufgabe elektrisieren und jauchze ihr entgegen: ich werde dich zwingen, laßt sehen, ob mir das einer nachmacht!

Fassen wir so den Stier bei den Hörnern und zwingen ihn vor uns nieder, statt uns von ihm zertreten zu lassen, dann kommen wir dahinter, daß alle Schicksalsschläge und Nöte positive Lebenskräfte in sich bergen und uns geben, wenn wir uns positiv zu

ihnen stellen. Haben wir das aber erfahren, dann stehen wir über dem Nebelbereich der Trauer, und unsre Welt liegt vor uns in der Lebensglut der Sonne. Dann wissen wir, daß uns nichts geschehen kann, und es ganz in unsrer Hand liegt, ob etwas Epoche in unserm Leben macht oder uns zu Boden drückt.

Soll ich noch Beispiele bringen? Gut, den schwersten Schicksalsschlag, den ich mir denken kann. Ein Mädchen liebt einen Mann mit der ganzen Glut ihres Herzens und vertraut ihm willig. Er verläßt sie, nachdem er sie seelisch ausgesogen hat, und nach der herkömmlichen Anschauung wäre nun das Heroischste für sie, am gebrochenen Herzen zu sterben. Um Himmelswillen nein, das wäre das Ohnmächtigste, sondern du mußt sofort unter Zusammenraffung aller Energie einen Strich unter dieses bitterste Erlebnis machen. Der furchtbare Schlag und die ganze Zeit der Herrlichkeit vorher muß tot für dich sein und heraus aus deinem Leben mit allen Wurzeln und Überresten. Wenn es nicht anders geht, wirf dich in eine andre Umgebung, stürz dich in die Arbeit, tritt in fremdes Elend hinein, wo es am tiefsten ist, daß deine ganze Persönlichkeit in Anspruch genommen wird. Wenn du nicht mehr an Gott glauben kannst, so sieh doch zunächst einmal gefälligst von Gott ab, statt mit ihm zu hadern, und hilf dir selbst. Selbsthilfe ist hier aber allein Amputation, alle innern Beziehungen zu diesem toten und faulen Stück deines Lebens durchschneiden. Sonst stirbst du daran und bist selbst daran schuld, wie jemand, der den Brand in ein Glied bekommt und läßt es sich nicht abnehmen.

Oder was ist die größte Not? Wohl eine aussichtslos unglückliche, in sich ganz unmögliche Ehe, die sich nicht lösen läßt. Ganz gleichgültig, wie die Ursachen und die besondern Verhältnisse liegen, jedenfalls biete dem Unglück die Stirn, statt dich ihm hinzugeben und es sich in dir austoben zu lassen, statt unter ihm zu verkümmern und dein Leben zu vertrauern. Es ist gewiß peinlich, in der Hölle leben zu müssen, wenn es aber sein muß, dann schaffe dir darin die Möglichkeit zu leben. Schütze dich selbst. Umpanzre dein Selbst, daß du gegenüber allen Angriffen der Ge-

meinheit und Quälsucht unnahbar und gegen alle Peinlichkeiten deiner Lage unantastbar wirst. Härte dich gegen deinen Widersacher bis zur Empfindungslosigkeit. Laß sich seine Bosheit in ihrer Wirkungslosigkeit erschöpfen. Wenn sie dir keinen Eindruck macht, wenn du dich nicht ärgerst, und nicht zur Vergeltung hinreißen läßt, sondern in der sieghaften Überlegenheit deines unberührten Wesens dich selbst behauptest, in deinem Adel, deinem Freimut, deiner Gelassenheit und Heiterkeit, wenn du gar bemitleiden kannst, wo andre hassen würden, wenn es dir gelingt, das Unheil auf seinen Herd zu beschränken, daß die andern Gebiete deines geistigen Lebens nicht davon in Mitleidenschaft gezogen werden, wenn du unbeirrt deine Pflicht tust, mit deinem Kinde dich wärmst und freust, deinen Interessen nachgehst und dir persönliche Anregung suchst, wo du sie haben kannst, so wird dein Leben nicht nur erträglich und beglückend werden, sondern du wirst auch zu einem Heldentum einziger Art heranreifen. Denn das Leiden ist die Schule der Vollkommenheit.

Das sind keine Phantasien, sondern Möglichkeiten. Dafür stehen mir Fälle aus dem Leben vor Augen, durch die der Beweis erbracht worden ist, daß es geht. Wer also trauern will, der traure immerhin. Man kann niemand hindern, der sich ums Leben bringen will. Aber das soll er wissen, er bringt sich damit um die Höhe und den Aufschwung seines Lebens, wenn er am Leben verzweifelt.

Freilich gibt es auch einen Kummer, wo dieser Hinweis nicht verfangen wird, weil es jenseits des Unglücks keine Zukunft mehr gibt. Ich denke an den Gram von Eltern um untergegangene Kinder, an die Trauer des Greises über ein verfehltes Leben. Ganz froh werden Eltern verlorner Kinder wohl nie ihres Lebens mehr werden, so wenig sie sich verantwortlich fühlen, und so sehr sie Ersatz und Ablenkung in fruchtbringendem Schaffen suchen mögen, denn ihre eigentliche Zukunft sind doch ihre Kinder. Aber wenn auch der Schmerz darüber wie ein trüber Unterton durchs ganze Leben schwingt, er darf es keinesfalls verstimmen. Dafür

müssen wir sorgen. Der schrecklichste der Schrecken aber, den es für mich seit meiner Jugend gibt, das Bewußtsein eines verlornen Lebens, wenn es bald zu Ende geht: diese Schatten des Todes lichtet nur das Vertrauen auf eine unendliche Gnade, die über allen waltet, und der Glaube an unsre Zukunft in der Ewigkeit.

Schließlich, aber nicht am wenigsten, trauern die Menschen noch über unerfüllte oder unerfüllbare Wünsche, über das, was uns das Schicksal versagt. Es ist leicht und oberflächlich, darüber zu lächeln und es töricht zu schelten. Aber es sind meist nicht Toren, sondern Leidende. Wir werden mit bestimmten Ansprüchen an das Leben geboren. Sie sind unser gutes Recht, weil unsre Natur es verlangt. Aber wievielen bleibt es versagt! Dem einen die Gesundheit, dem andern die ausreichenden Lebensmittel, dem Mädchen der Mann, der Frau die Kinder, der Begabung die Vorbedingungen zu ihrer Entfaltung. Wenn irgendwo die Trauer berechtigt ist, so ist es hier der Fall. Aber Lebenswert gewinnt sie nicht dadurch. Darum muß sie überwunden werden. Wir müssen uns drein finden und mit dem rechnen, was wir haben. Was außerhalb der Grenzen unsers Strebens und Erreichens liegt, darf nicht für uns existieren. Es ist Kraft- und Zeitvergeudung, sich damit zu beschäftigen. Statt zu trauern, suche Ersatz, statt dich unbefriedigt zu fühlen, suche Befriedigung, statt von Unmöglichem zu träumen, treibe die Kunst der Möglichkeiten. Was wir haben, steht in unsrer Hand, nutz es aus und laß dir den Blick dafür nicht durch Gram über Unmögliches trüben.

Das gilt aber von allem, wo es in unserm Leben anders geht, als wir möchten. Wenn ich mit Menschen nicht in Frieden bleiben kann, mit denen ich gern gemeinsam wirken möchte, nun so will ich mich lieber von ihnen trennen, als mich durch Trauer zu schwächen. Wenn ich in meiner Familie kein Verständnis, keine Anerkennung meiner Eigenart und keinen Spielraum für meine notwendige Selbständigkeit finde, dann gehe ich lieber aus meinem Vaterland und aus meiner Freundschaft, so sehr ich sie liebe, statt zu Grunde zu gehen, und klage nicht über das, was

notwendig ist. Nur keine Sentimentalitäten, wenn wir das Meer unsers Lebens befahren. Dazu ist unser Abenteuer zu ernst und zu verantwortungsvoll. Wer am Steuer steht, darf nicht lenken, wie er möchte, sondern wie er muß. Darum sei taub gegen alle Sirenenklänge herzbewegender Wünsche, mögen sie an sich noch so berechtigt sein. Sind sie aber unvereinbar mit unserm Kurs, dann laßt uns ihnen nicht nachtrauern. Wir brauchen alle Geistes- und Gemütskräfte um zu bewältigen, was vor uns liegt. Es liegt Lebensweisheit in dem Operettenvers: Glücklich ist, wer vergißt, was nicht mehr zu ändern ist.

Aber nicht nur aus uns und unserm Leben, sondern auch aus den allgemeinen Verhältnissen, unter denen wir leben, steigen die Wolken der Trauer auf, bedrücken uns und verhüllen Weg und Aussicht. Wer selbst nur leben kann als Glied seines Volkes und die Verhängnisse und Übel im Ganzen als eigne Leiden empfindet, der weiß davon zu sagen. Die innere Auflösung des persönlichen völkischen Zellengewebes, das nur noch durch harte wirtschaftliche Notwendigkeiten zusammengehalten wird, die sittliche Rückenmarkschwindsucht im weitesten Umfange, die Herrschaft aller Mächte der Lüge und egoistischen Rücksichtslosigkeit, die Versumpfung des suchenden deutschen Geistes im aufgeblasenen Bildungsphilistertum, die Verwüstung der edelsten deutschen Keime durch den Romanismus, die wilde Konkurrenz aller Einseitigkeiten unter einander, das Versanden edelster Geister und Bestrebungen in schimpflicher Eitelkeit, die babylonische Sprachverwirrung unter den Suchenden von heute, die breite Verständnislosigkeit gegen die einfachsten Forderungen nationaler Selbsterhaltung — und unsre, der Leidenden gänzliche Ohnmacht dagegen: das ist fürchterlich. Wenn das über uns kommt, dann überfällt uns eine unwiderstehliche Gliederschwere der Niedergeschlagenheit, Hoffnungslosigkeit, Verzweiflung. Das ist eine der schwersten Anfechtungen, die es gibt. Man ist gelähmt, erschüttert und gibt alles verloren. Man gehorcht weiter der Pflicht, aber wie der Soldat auf einem hoffnungslosen Posten.

Aber je stärker diese Anfechtung ist, um so energischer müssen

wir ihr widerstehen. Sie ist die bannende Macht der Übel selbst, die über uns kommt, um uns in ihre geistige Gewalt zu bringen. Da gilt es alle persönlichen Kräfte dagegen aufzurufen zu sprengender Wucht. Es ist die Versuchung, die unsere innere Berufung zur Mitarbeit an der Zukunft, am Aufschwung, am Sieg auf die Probe stellt und entscheidet, ob wir zu den Auserlesenen gehören, die das Schicksal ihres Volkes in den Händen tragen. Haben wir aber das vielköpfige Ungeheuer erkannt, dann wird uns sein fauchender Qualm nicht mehr den Atem nehmen: wir stehen und kämpfen, statt in Trauer zu erliegen. Sobald wir aber nur Widerstand leisten, ist der Bann gebrochen, der Glaube richtet sich auf, die Hoffnung wird zäh, die Siegeszuversicht wächst, und die Freude am Kampf leuchtet in uns auf, wie es auch weiter geht.

Auch hier gibt es Schicksalsschläge und Tücken, die oft solche verzweifeln lassen, die durch die allgemeinen Zustände nicht entmutigt werden. Irgend ein Unglück bringt Verwirrung und allgemeine Niedergeschlagenheit in die Reihe der Kämpfenden: ein Führer fällt, ein Rückhalt bricht zusammen, eine sichere Hoffnung erweist sich als trügerisch. Hierher gehört der stärkste Traueranfall, den ich jemals erlebt habe, an den ich nur mit tiefstem Schauder zurückdenken kann. Ein Mensch, auf den ich die allergrößten Hoffnungen für unsre Zukunft gesetzt hatte, brach plötzlich so völlig zusammen, daß er überhaupt nicht mehr für den Gang der Dinge in Betracht kam. Vielleicht war der Fall noch durch das ohnmächtige Mitleid mit ihm kompliziert, jedenfalls schlug die Trauer ganz über mir zusammen. Es war wie ein Bann, der tagelang körperlich fühlbar auf mir lag, der alles verdunkelte und mich ganz apathisch machte. Hätte ich das nicht erlebt, würde ich gar keine Ahnung haben, bis zu welcher Stärke die Trauer anschwellen kann. Da lernte ich ihre Macht kennen.

Aber grade weil sie solch bannende Macht hat, müssen wir im voraus gegen sie gewappnet sein, daß sie uns nicht werfen kann, wenn sie uns auch überflutet. Was war es denn? Ein Faktor wurde ausgeschaltet, den ich in Rechnung gestellt hatte. Muß es denn

nach meiner Rechnung gehen? Wenn man das Meer der Möglichkeiten befährt, darf man nicht Anker werfen wollen und muß froh sein, wenn der Sturm die Ankerketten zerreißt, daß man frei wird zur Fahrt, zum Kampf mit den Elementen. Es gibt in solchen Fällen nur eine Losung: ausgeschaltet, weg, vorwärts!

Am meisten aber werden wir in Mitleidenschaft gezogen durch das Elend und Unglück unsrer Nebenmenschen. Die Trauer aus Mitleid ist am allgemeinsten verbreitet, denn die unwillkürliche Mitempfindung mit den andern ist ein elementarer Zug des Menschen. Aber auch hier halte ich es nicht mit dem Spruche: „Weinet mit den Weinenden", denn dadurch wird dem Nächsten nicht geholfen. Die Genugtuung darüber, daß es einem andern nahe geht, und über die ursprüngliche Anerkennung meiner schlimmen Lage durch Unbeteiligte, die darin liegt, ist ein schlechter Trost, denn er ruht auf verdächtigen Instinkten. Ich beneide niemand, dessen Schmerz dadurch geteilt wird. Und unfruchtbar ist es außerdem. Das rechte Mitleiden trauert nicht mit dem Nächsten, sondern hilft ihm oder trägt mit ihm. Wir wollen das Schwere, was auf dem andern liegt, innerlich auf uns nehmen. Durch Mittrauern trösten wir bestenfalls, durch Mittragen helfen wir ihm auf. Für jeden fein empfindenden Menschen gibt es nichts Schrecklicheres als einen Haufen Klageweiber, als alle Kondolenzausdrücke. Aber jeder wird es als eine große Nothilfe spüren, wenn er merkt, daß ein anderer sein Leiden tief innerlich auf sich nimmt und als eignes trägt. „Ēiner trage des andern Last", das ist das Geheimnis unmittelbarer Hilfe. Man beobachte nur einmal, wie schnell unter dem Eindruck solcher Teilnahme die Trauer schwindet. Es ist, als müßten sich unter den Strahlen der Sonne die Wolken verziehen.

Wer das Elend um sich nicht heben oder es innerlich nicht aufnehmen kann, der wende sich lieber davon ab, als daß er darüber in Trauer versinkt. Damit stehen wir schon vor den Dingen, die uns nichts angehen. Nur was uns in Anspruch nimmt, darf uns in Mitleidenschaft ziehen. Gegen alles, was leidvoll auf mich eindringt, ohne daß ich auch nur das Geringste dagegen tun kann,

muß ich mich wehren, denn es zehrt nur unfruchtbar an mir, verdunkelt meinen Sinn und lähmt meine Elastizität. Da ich aber alle meine Kräfte ungeschwächt zu meinem Leben mit seinen Pflichten und Aufgaben brauche, ist es Fahrlässigkeit und Untreue, wenn ich mich von irgend etwas hemmen lasse, was nicht auf meinem Wege liegt und von mir überwunden werden kann. Allen empfindsamen Seelen wird das grausam scheinen. Aber das Leben ist zu ernst, als daß ich in unfruchtbarer Betrübnis meine Kraft vergeuden dürfte.

In dem Maße als ich Jammer und Not, wie sie uns tagtäglich nahe tritt oder in ihrem allgemeinen Verhängnis lebendig vor meinem Bewußtsein steht, innerlich tragen und immer aufs Neue im Glauben und Sehnen überwinden kann, also soweit die Lebensglut in mir immer wieder mit der Todesmacht des Übels fertig wird und alle Nebel der Trauer, die in mir einfallen, siegreich in Licht auflöst, ist es meine heiligste Pflicht, mit der Macht der Finsternis zu ringen und das höchste Heldentum zu bewähren, zu dem ich berufen bin. Denn aus dieser überwindenden Kraftentfaltung persönlichen Lebens entspringt die Welterlösung. Christus trug die Sünde der Welt, weil er es vermochte. Aber wer das nicht kann, sondern in Trauer erliegt, der lasse das, was über seine Kräfte geht, der wende sich entschlossen von all dem ungeheuren Weh ab und wahre sein Leben. Flieh aus dem Schattenreich, es ist Frevel, es zu betreten, wenn du nicht dazu berufen bist, und stell dich in die Sonne, damit du leben kannst.

Und wenn der Pessimismus theoretisch tausendmal Recht hätte, praktisch ist er vom Übel, weil wir den Optimismus wie das Licht zum Leben brauchen. Also muß ich alle pessimistischen Anwandlungen unterdrücken, wie auch immer. Wir sehen ja auch, wie ihn niemand praktisch als ursprüngliche grundlegende Lebensempfindung festhalten kann. In gesunden Menschen wenigstens verlangt die Natur immer wieder ihr Recht, und das ist Lebenslust. Jede pessimistische Weltanschauung hat keinen Lebenswert, und darum ist sie falsch. Die sind schon blutarm und schwächlich, die in der Trauer

über die fürchterlichen Qualen in der Menschheit, über das Leiden in der Tierwelt, über die Macht des Todes und die Möglichkeit des Bösen hinschwinden. Was geht das mich an? Das ist Gottes Sache und Sorge. Ich bin froh, daß ich es nicht zu verantworten habe. Und er wird es schon verantworten können. Mehre ich nicht das Reich der fürchterlichen Macht des Übels, wenn ich mich ihr opfere? Deshalb will ich vor allem die Augen verschließen, wo ich nicht helfen, was ich nicht tragen kann, und leben.

* * *

Ein besonderes Kapitel ist die Trauer um die Menschen, die uns der Tod entreißt. Die Gefolgschaft des Sterbens ist ihr eigentliches Machtbereich, denn hier ist ihre Herrschaft organisiert und durch uraltes Herkommen geheiligt und gefestigt. Sie ist das Totenopfer, das sich erhalten hat. Trotz der Jahrhunderte Christentum, die hinter uns liegen, herrscht hier noch das Heidentum unbeschränkt, wenn es sich auch mit christlichen Vorstellungselementen vermählt hat. Der Totenkultus ist in Wahrheit die Weltreligion, zu der sich alle Menschen bekennen. Sie wird von einer streng ausgebildeten Sitte getragen, der sich jeder willig unterwirft, und von einem Trauerdienst gepflegt, dem sich auch die unabhängigsten Geister nicht zu entziehen wagen. Ihre Frömmigkeit ist die Pietät gegen die Verstorbenen, ihr Andenken und ihre Reliquien, die Pflege der Erinnerung an ihre Züge, Taten und Meinungen, eine Verherrlichung ihrer Personen, die nur Gutes an ihnen findet. Ihre Erbauung besteht in Weinen und Klagen. Man vergegenwärtigt sich immer wieder den Verlust und wühlt im Schmerz. Man entsagt aller Freude, verzichtet auf geistige Anregung, verdüstert sein Gemüt, seine Kleidung, seine Umgebung und vergräbt sich in die Vergangenheit. Man sucht Befriedigung in seiner Untröstlichkeit, im Schauder über die Unermeßlichkeit seines Verlusts.

Glücklicherweise ist das Leben und unsre gesunde Natur stärker als die Religion des Todes. Infolgedessen werden die meisten, nachdem sie sich ihr einige Zeit hingegeben haben, wieder heraus-

gerissen. Die Urwüchsigen am ersten, die Empfindsamen zuletzt. Aber wieviele nehmen Schaden daran, siechen darunter hin oder gehen daran zu Grunde! Wie oft ist das Ende der Trauer der Tod, oder sie mündet aus in stumpfe Apathie! Welche Verluste an Leben bringt uns fortwährend der Totenkultus, weil er das persönliche Leben nach Wachstum und Auswirkung hemmt, weil er erschöpft und aufreibt, weil er das Leben verleidet und für seine Ansprüche und Aufgaben stumpf macht, weil er alles, was in seinem Schatten steht, verkümmern läßt! Ich will hier gar nicht auf die ausschweifenden Verirrungen eingehen, die diese Religion wie jede andere hat, in denen man die Trauer immer raffinierter auszubilden sucht, sich mit Askese peinigt, oder sich absichtlich einem langsamen Tode weiht, oder aus mediumen Seelen die Schatten des Todes herausquält. Die gewöhnliche Trauer ist Verhängnis genug, sobald man sich ihr hingibt, statt sie zu überwinden, denn sie vergiftet das Leben.

Ich sage nichts gegen den Schmerz, der uns durchdringt, wenn uns das Liebste entrissen wird. Niemand suche ihn zu betäuben, so lange er ihn ertragen kann. Große Schmerzen sind überall Lebensanstöße, Quellen der Reinigung und Erneuerung, seltener Klarheiten und neuen Aufschwungs, solange sie ursprüngliche Empfindungen sind. Aber Schmerz und Trauer sind ganz verschieden und wesensfeindlich. Die Trauer lähmt die Wirkung des Schmerzes, sie läßt seine quellende Kraft versumpfen. Ich kenne jemand, der hat kaum Tage um den Verlust seiner Mutter getrauert, aber wie sehr auch die Zahl der Jahre wächst, der Schmerz, sie nicht mehr zu haben, lebt immer wieder ganz ursprünglich in ihm auf, sobald er einmal an sie denkt, obwohl er niemals Erinnerungen gepflegt oder Reliquien gehegt hat und überhaupt das ist, was man einen pietätlosen Menschen nennt. Aber die Trauernden vergessen meist schnell, sobald sie aufhören zu trauern.

Den ursprünglichen Schmerz verstehe ich und respektiere ihn, wenn man vom Liebsten scheiden muß, die Trauer verstehe ich, wenn sie wie eine Ohnmacht über einen kommt, und bedaure ihn,

aber die Fassungslosigkeit im Schmerz, die ausschweifende und maßlose Selbstpreisgabe in jammernder Verzweiflung, die Hingabe an Bitterkeit und die Abstumpfung gegen alle Ansprüche des Lebens, der Totenkultus und das Leben in Flor und Krepp ist Wahnsinn, ob es auch Methode hat. Wenn es sich aber dann noch mit „christlichem Glauben" verbindet, wird es einfach widerwärtig.

Es ist doch ausgemachter Wahnwitz, wenn man mit den verstorbenen Lieben weiter leben will, wenn man alles, was man erlebt, von ihnen aus reflektiert, in Gedanken ihnen unterbreitet, sich Vorwürfe darüber macht, wenn nicht der erste Gedanke des Morgens oder der letzte des Abends ihnen gilt, und sie immer geistig über allem Tun und Lassen schweben läßt; oder wenn man jede Verkürzung der Trauer als einen Raub an dem empfindet, was ihnen gehört, und der Tote in erster Linie und beherrschender Stellung gegenüber den Lebenden und den Pflichten des Lebens steht. Das ist doch die krasseste Widernatur, die sich denken läßt. Das ist Hades, Leben im Schatten des Todes. Wehe aber dem, der Lebensbeziehungen zum Totenreich sucht und pflegt!

Je näher der Tod an uns heranmäht, um so leidenschaftlicher müssen wir uns dem Leben zuwenden. Wer aber leben will, der kehre der Vergangenheit den Rücken und schaffe Zukunft, indem er die Gegenwart auslebt, aus der die Zukunft wächst. Nur was vor uns liegt, haben wir in der Hand. Die Vergangenheit liegt begraben, also wühle sie nicht heraus. Was der Tod uns entreißt, können wir nicht festhalten: also müssen wir es fahren lassen, ob es Vater oder Mutter, Mann, Weib oder Kinder sind. Je näher sie uns standen, um so dringender ist diese Pflicht, denn um so größer ist die Lebensgefahr, in der wir stehen. Die Lebenden haben Recht, laß die Toten ruhn. Und wenn du dann ganz allein stehst, dann erst recht, denn um so schwerer wirst du dich aus dem Bannkreis des Todes retten, und um so mehr gilt es dann für dich, daß in dem Moment, wo der Mensch die Augen schließt, für den du vielleicht bisher ganz allein lebtest, eine ganz neue Epoche deiner Geschichte anbricht, der du dich keinen Augenblick entziehen darfst.

So ruft uns jeder Verlust, der uns trifft, mit eindringlicher Stimme zu: gedenke zu leben, und zwar sofort!

Man wird mir einwerfen: Das ist ja ganz unmöglich. Ich gebe zu, daß es oft unsäglich schwer sein kann, ungefähr grade so, als ob man sich das Herz herausreißen soll. Aber weil es das ist, deshalb ist die Forderung so furchtbar ernst. Gibst du der Trauer den kleinen Finger nur, so nimmt sie die Hand und zieht den ganzen Menschen nach. Nein, ihr mögt sagen, was ihr wollt, hier gilt das harte Wort Christi: „Laß die Toten ihre Toten begraben und folge du mir nach" in seiner ganzen Unerbittlichkeit. Wir müssen der Forderung des Lebens gehorchen, sonst sind wir verloren. Für Zeit jedenfalls, und wir werden niemals das mehr werden, was wir ohne Verlust dieser Entwicklung, die der Totenkultus uns kostet, was wir aus der Ursprünglichkeit des Schmerzes heraus durch die leidenschaftliche Wendung zum Leben geworden wären.

Deshalb dürfen wir nicht trauern, denn die Trauer ist die Herrschaft des Todes unter den Lebendigen. Gewiß kommt sie übermächtig über uns, aber wir dürfen uns ihr durchaus nicht hingeben, geschweige sie pflegen, sondern müssen sie zu Boden ringen, koste es was es wolle. Versuch es durch Arbeit und Ablenkung der Gedanken. Zerstreu dich lieber, statt zu trauern, geh auf Reisen, umgib dich mit fremden Menschen, kurz zwinge dich, nicht dran zu denken, sondern zu vergessen, wenn du anders nicht der Trauer Herr wirst. Zerstöre den heiligen Hain lieber, als daß du Totenkultus treibst. Räume alle Bilder und lieben Erinnerungen weg, wenn die Trauer an ihnen Macht über dich gewinnt. Sei lieber brutal als sentimental gegen dich, denn es geht ums Leben.

Dieser Kampf gegen das Trauern um die Verstorbenen ist deshalb so schwierig, weil er das allgemeinste und geheiligtste Herkommen angreift, das es gibt, und die wohlgemeinten Äußerungen tief empfundener Pietät, Liebe und Dankbarkeit für ein Verbrechen am Leben erklärt. Unser Empfinden ist nach dieser Richtung belastet, befangen und verkehrt. Der Totenkult herrscht unangefochten. Die Kirche hat ihn anerkannt und beutet ihn aus. Niemand ahnt,

daß es ein krasser Widerspruch ist, wenn jemand sagt: „Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, der Name des Herrn sei gelobt" und wehklagt, oder sich zu Christus bekennt und trauert wie die andern, die keine Hoffnung haben. Diese Begräbnisse, wo „der kirchliche Offiziator seine Zeremonien verrichtet", sind heidnisch dem Wesen nach, so christlich die Reden sein mögen. Welch ein Beweis für die Übermacht der Trauer! Und nun erst die öffentliche Meinung: Wer wagt heute wegen Pflichten gegen Lebende den Toten das letzte Geleit abzuschlagen! Wem kommt auch nur der Gedanke, daß diese Trauerkondukte eine unendliche Zeitvergeudung und damit eine Versündigung gegen das Leben sind! Wer wagt es der für Frauen oder gar Kinder so furchtbaren Tyrannei der schwarzen Kleider nach einem nahen Todesfall zu trotzen! Wer schickt lieber die Blumen zu Lebendigen, etwa Kranken oder Armen, statt zu Toten! Wer wagt sich der Rohheit der Kondolenzbesuche zu entziehen!

Das sind nur einige Schlaglichter zur Abwehr, denn man wird mir übertriebenen Radikalismus und eine seltene Gefühllosigkeit vorwerfen, aber ich bin nicht gefühllos, sondern nur rücksichtslos, weil es um's Leben geht. Je mehr wir tief empfinden, was es um das Leben Großes, Ernstes, Herrliches, Verantwortungsvolles und Weittragendes ist, um so größer wird unsere Erbitterung sein über die verhängnisvolle Macht, die der Tod durch die Trauer über die Lebenden entfaltet. Man muß nur seine verwüstenden Wirkungen erlebt haben: das langsame Hinsterben hinterbliebener Frauen in Trauer, dem gegenüber die Witwenverbrennung in Indien eine Wohltat ist, das Verbleichen blühender Kinder in einem sonnenlosen Trauerhaus, wo die Mutter über den Manen des Gatten ihre heiligsten Pflichten vergißt, die Zerrüttung einer Ehe, weil die Frau mit all ihrem Fühlen und Denken an dem entrissenen Liebling hängen bleibt, den Verlust an Menschen und Kräften für die Gemeinschaft, wenn einsam Zurückgebliebene sich nicht mehr ins Leben zurückfinden wollen, sondern sich dem Gedächtnis der Verstorbenen weihen, die seelischen Leiden, Geistesstörungen und

Selbstmorde, zu denen oft die Trauer führt! Und über allem: man muß erfahren haben, wie übermenschlich schwer es ist, Menschen der Trauer zu entreißen und fürs Leben zu retten, wenn sie ganz von ihr befangen sind, um zu begreifen, welch ein furchtbares Verhängnis der Hang zur Trauer ist, den wir ahnungslos mit allen Mitteln pflegen.

Wer aber die Trauer überwindet und sich innerlich frei von dem schweren Verlust macht, indem er sich mit lebhafter Entschlossenheit zu der harten Notwendigkeit durch sein Leben bekennt, der wird auch hier die Erfahrung machen, daß selbst die verwüstendsten Eingriffe in unser Leben positive Kräfte für uns bergen, wenn wir uns positiv zu ihnen stellen. Man mag noch so sehr den Kopf dazu schütteln und sagen: bei mir nicht, oder: dort ist es unmöglich, ich berufe mich auf die Beobachtung, die ich in schwersten Fällen gemacht habe, auf das ganz freiwillige Zeugnis von solchen, die mit sterben zu müssen meinten oder schon hinsterbend waren und dann, einmal der Trauer entrissen und zur rechten Stellung in ihrer furchtbaren Lage gekommen, zu einem Aufschwung des Lebens gelangten, der ohne den mörderischen Schicksalsschlag nie eingetreten wäre, so daß sie, wenn auch unter Schmerzen, Gott für seine dunkle Fügung danken und seine väterliche Vorsehung verstehen lernen konnten.

* * *

Die Trauer ist also in allen Formen und bei allen Anlässen eine zentrale Hemmung des Lebens, die sich nach allen Seiten hin verhängnisvoll auswirkt, indem sie alle Leben bejahenden Elemente in uns schwächt und die Fruchtbarkeit zu nichte macht, die alles Leid durch unsre rechte Stellung dazu für uns gewinnen kann. Darum vertreibt die Trauergeister aus eurem Leben: die Verstimmungen, den Ärger, den Trübsinn, das ewige Unbefriedigtsein, die Niedergeschlagenheit, den Pessimismus, die Kopfhängerei, die melancholischen Anwandlungen, den Lebensüberdruß, die Verzweiflung und laßt die Freude einziehen mit ihrem lichten Gefolge!

Das ist durchaus nicht Sache des Temperaments, das nur den Charakter der Trauer bestimmt, sondern des Willens und der Selbsterziehung.

Die Freude ist der Sonnenschein unsers Lebens. Im Schatten verkümmern wir, in der Sonne leben wir und blühen auf. Wo Freude ist, da ist Selbstgewißheit und Lebenszuversicht, brausendes Leben, feurige Energie, aufgeschlossener Sinn und tiefste Empfänglichkeit. Da dringt empor und treibt alles heraus, was in uns Leben bejaht, stärkt, bereichert und verklärt. Da wird das Herz weit und flutet über in ursprünglicher Liebe ohne Wahl und Grenzen. Freude ist der Strahlenglanz der Menschen, der ihn unantastbar macht. Die Schatten der Übel fallen wohl auf ihn, aber sie ziehen vorüber, denn sie können nicht an ihm haften. Von der Freude erleuchtet sehen wir überall die verborgene Herrlichkeit der Dinge glühn und auch die nächtlichsten Tiefen hellen sich auf, wo ihre Strahlen hinfallen. Freude ist die positive Energie in unserem Leben, aus der unwillkürlich die positive Fühlung zu den Menschen und Vorgängen entspringt. Sie ist die Lebenssphäre innerer Unabhängigkeit und Überlegenheit, das Klima der Kraft und des Heldenmuts, der Unmittelbarkeit und Ursprünglichkeit. Wer die Freude nicht kennt, die urwüchsige, naive, lautere, rücksichtslose Freude, der kennt nicht das Leben und weiß nichts von der Herrlichkeit des Menschen.

Die Trauer wohnt in den Tiefen, die Freude auf den Höhen. Je weiter wir empordringen und die Höhe persönlichen Lebens gewinnen, je reiner die Luft wird, in der wir atmen, je mehr die Trägheit aus unsern Gliedern weicht und die Elastizität unsrer Bewegungen wächst, um so kräftiger umflutet uns ihr strahlendes Sonnenlicht. Deshalb können wir weder die gelassene Heiterkeit innern Glücks noch den eruptiven Jubel des Herzens aus überströmendem Leben durch Zucht von Stimmungen, sondern nur durch Leben gewinnen, denn die echte Freude strömt aus der ursprünglichen Empfindung wahrhaftigen Lebens, in dem unsre verborgene Herrlichkeit zur Entfaltung drängt. Man beobachte nur,

wie jede Steigerung des Lebens Freude ausstrahlt. Darum ist die Geschichte der Menschheit nach der innersten Seite ein Kampf des Sonnenreichs gegen die Herrschaft der Nebel und Schatten. Wie die Arbeit unsrer Vorfahren unser Vaterland durch die Kultur der Sümpfe der Sonne gewonnen hat, so muß durch persönliche Kultur die Menschheit der Freude gewonnen werden. Die Freude ist die Seligkeit der innern Erlösung von dem Übel.

Es ist deshalb eine tiefe Notwendigkeit, daß Jesus, die Wende des Schicksals der Menschheit, im Strahlengewande der Freude unter die Menschen trat und die Trauergeister aus ihnen vertrieb. Er hat wenig über die Freude gesprochen, aber überall, wohin er trat, Freude verbreitet. Wie strömt sie aus seinem siebenfachen Heilruf auf dem Berge, wie strahlt sie aus seiner ganzen Persönlichkeit, wie leuchtet sie aus seinem Walten unter den Menschen! Er hat uns ihre tiefste Quelle aufgeschlossen, aus der sie unerschöpflich flutet, das Wohlgefallen und die Gnade unsers Vaters im Himmel, die auf der Menschheit ruht wie die Strahlen der Sonne. Lebt diese Empfindung ursprünglich in uns, dann quillt in unserm Herzen auf, was Paulus in die Worte faßte: „Freuet euch in dem Herrn allewege, und abermal sage ich, freuet euch!"

M.



Vom Leben und Sterben.

Der Tod.

Die meisten Menschen fürchten den Tod, auch wenn sie sich gelegentlich danach sehnen. Ich fürchte ihn nicht, aber ich hasse ihn als den unerbittlichen grausamen Vernichter des Lebens. Viele feiern ihn als Erlöser. Ich verstehe aber nicht, wie man den schrecklichen Mörder, der das Leben zu Tode foltert, preisen kann. Und wie kann man eine qualvolle, restlose, endgültige Zerstörung Erlösung nennen! Das widerstrebt doch unsrer Empfindung und stellt alle unsre Begriffe auf den Kopf. Selbst wenn unser Dasein als solches Verhängnis, das Leben nur Leiden und unser irdisches Wesen nur Übel wäre, so wäre der Tod doch nur der Gnadenstoß, aber niemals Erlösung, Befreiung, Hilfe, Rettung. Es gibt kein Sterben, ohne daß Leben verzweifelt und zugrunde geht. Wer sich mit jedem Atemzuge seines Daseins freut, jauchzend das Leben umschlingt und mit ihm ringt, in rastlos quellender Jugend nach Höhen strebt, die sich im Ätherblau des Himmels verlieren, und eine ewige Bestimmung tief empfindet, die kein Ende kennt: der kann sich mit dem Tode nicht abfinden, dem ist er das feindliche Ungeheuer schlechthin, das Unfaßliche, Unmögliche, Ungehörige, Unsinnige, das sein innerstes Wesen in Aufruhr und leidenschaftlichste Empörung versetzt.

Ja wenn die Menschen nur stürben hochbetagt und lebenssatt,

wenn ihr Leben ausginge, wie eine Kerze am Ende ihrer Leuchtzeit verlischt, wenn uns allen der Wunsch in Erfüllung ginge: möcht ich nicht eher sterben, als ich will, dann könnte man den Vorgang begreifen, denn dann wäre es der Mensch, der am Abend seines Tagewerks sein Erdendasein abschlösse. Aber der Tod, der uns anspringt wie ein Raubtier und nicht ruht, bis er uns zerrissen hat, der Tod, der sich heimtückisch festsetzt und im Verborgenen wühlt, bis der Mensch widerstandslos zusammenbricht, der Tod, der Menschenknospen bricht, ehe sie sich entfalten, Blüten verweht, ehe sie Frucht bringen, und Früchte knickt, ehe sie ausreifen können: das ist der Feind. Wenn man zusehen muß, wie ein gesunder Junge im Morgenrote seines Lebens zu einem Schemen aufgezehrt wird, das unter jammerndem Seufzen seinen Geist aushaucht, oder wie ein herrlicher Mensch in Fieberschauern aufgerieben und die Fülle der Kräfte durch unablässige Anstürme der Krankheit unerbittlich bis zum letzten Herzschlag aufgezehrt wird, wenn man mit Schrecken wahrnimmt, wie unter der Übermacht des Todes das geistige Leben einer starken Persönlichkeit immer mehr gehemmt, das Bewußtsein befangen, umdunkelt, gestört, gelähmt und erdrückt wird, wenn man ein Wesen verscheiden sah, das glühend von Leben und Werdelust von Stufe zu Stufe empordrang und in sich noch eine Fülle keimhafter Herrlichkeit barg, die der Entfaltung harrte: dann ergrimmt man in allen Fasern seines Wesens über dieses schauerliche Verhängnis, das uns auflauert, dann dünkt uns das Gerede vom Toderlöser ein wahnwitziges Gefasel, dann weiß man, daß der Tod die Höllenfahrt des Lebens ist, dann gibt es nur eine Losung: Kampf gegen den Tod.

Was ist der Tod? Wir kennen ihn alle, aber wir wissen es nicht. Wir kennen ihn allerdings nur aus Beobachtung, nicht aus Erfahrung. Ob die es wissen, die gestorben sind? Für uns ist er jedenfalls ein Geheimnis. Zerfall, Verwesung ist nur die Folge des Todes. Aufhören des Lebens sagt nur, was er bewirkt. Von sich aus ist Leben ohne Ende. Nur eine fremde Macht kann es abbrechen. Wir wissen nicht einmal, ob er es wirklich aufhebt.

Vielleicht verändert dies merkwürdige Ereignis nur die Seinsweise des menschlichen Wesens.

Was wir nach dem Eintritt des Todes verfolgen können, ist nur der Wandlungsprozeß des Körpers, der Wandlungsprozeß des Geistes, des Selbst ist uns verborgen. Schon darin liegt es, daß uns der Tod ein Geheimnis bleiben muß, denn wir kennen den Menschen nur als beseeltes Wesen. Der Körper zerfällt, aber verschwindet nicht. Kein Atom Stoff geht verloren. Was ist es mit dem Geist, dem Bewußtsein, dem Ich?

Die Seele belebt den Körper. Der entseelte Körper zerfällt. Krankheiten, die zum Tode führen, machen immer den Eindruck, als ob der Geist durch den Aufruhr im Körper die Macht über die Lebensfunktionen verliere, immer mehr geschwächt werde und schließlich den Zusammenbruch des Lebensgefüges nicht mehr aufhalten könne. Andrerseits hängt bei vielen Krankheiten der Ausgang davon ab, ob die Lebenskraft den Prozeß aushält. Ist das nun bloß eine ererbte oder aufgespeicherte Energie des Körpers oder auch eine Spannkraft des Geistes, des Willens, der Persönlichkeit? Daß die mitspricht, wird kaum ein Arzt leugnen. Aber wie weit greift ihre Wirkung, wie weit könnte sie greifen, wenn sie danach wäre? Ich meine, nach dieser Richtung sind noch wenig Versuche gemacht worden.

Auf dem Wege der körperlichen Hygiene sind wir im Ringen mit dem Tode zweifellos schon vorwärts geschritten, und wir wären gewiß viel weiter, wenn er ernstlicher begangen würde. Aber der eigentliche Entscheidungskampf liegt meines Erachtens auf dem Gebiete des Geistes. Doch diese Tragweite des persönlichen Lebens bleibt nur luftige Theorie, solange es noch so wie heute erst bloß im Keimen begriffen ist. Das aber wage ich auszusprechen, daß nicht der Tod unsre Bestimmung ist, sondern Leben ohne Ende. Denn der Tod ist schlechthin wider die Natur des Lebens, er widerspricht seinem Wesen durchaus. Das Verhängnis des Sterbens ist nur unser Schicksal, solange wir noch auf dem Wege nach dem Ziele der Menschheit wandern, und in dem Maße als wir noch

von ihm entfernt sind. Die Menschwerdung wird den Tod überwinden.

Gibt es ein Leben nach dem Tode?

Aber was wird aus denen, die unterdessen sterben? Ist es für uns aus mit dem Tode, oder leben wir fort? Sein oder Nichtsein — das ist die Frage. Über unsern Friedhöfen liegt gedankenlos die Stimmung: „Auf Wiedersehn!" und sie ergreift auch manche Materialisten, wenn der Tod ihnen das Liebste von der Seite reißt. Aber wenn das Bewußtsein nicht durch Trauer getrübt ist, sagen viele der Nachdenklichen: „Macht euch hier das Leben schön, keine Hoffnung gibt es, kein Wiedersehn." Dies Wort spricht so ganz den Eindruck der Oberfläche aus, daß es den meisten ohne weiteres einleuchtet. Aber die Wahrheit liegt nie an der Oberfläche, und der Schein trügt. Darum ist die Frage berechtigt: woher wißt ihr denn das so genau?

Das Einzige, was wir sicher behaupten können, ist die Beobachtung, daß nach dem Eintritt des Todes der Leichnam verwest. Wer nun in dem menschlichen Bewußtsein geistige Äußerungen körperlicher Vorgänge sieht, muß annehmen, daß der Duft der Seele verfliegt, wenn die Blume stirbt. Aber der Versuch, unsre Erscheinungswelt materialistisch zu erklären, gilt heute selbst bei atheistischen Philosophen als „Gipfel der Absurdität".*) Und in der Tat macht es jedem Unbefangnen den Eindruck, daß der Materialismus die Dinge genau auf den Kopf stellt. Denn das einzig Gewisse, was wir kennen, ist unser Geist, die Erfahrung unsrer Empfindung, der Vorgänge unsers Bewußtseins.

Wenn aber umgekehrt der Geist den Körper beseelt und als Ausdruck und Organ braucht, wodurch er mit der Welt, die wie er vorderhand durchaus auf körperliche Erscheinung angewiesen ist, in Lebensaustausch steht, wenn der Körper zum Leichnam wird, sobald der Geist die Macht verliert ihn zu beleben, so ist mit dem Eintritt des Todes über das Selbst des Menschen nichts weiter

*) Vgl. z. B. Adickes, Kant contra Haeckel.

gesagt, als daß es nicht mehr als belebendes Element im Körper waltet.

Bekanntlich zeigt sich die Überlegenheit des menschlichen Geistes auch darin, daß er selbst das Törichtste zu denken vermag. So meint man, daß unser geistiges Leben sich in Nichts auflöse. Aber erstens kennen wir kein Nichts, und zweitens hat sich noch nie etwas in Nichts aufgelöst. Dagegen kennen wir die Gesetze von der Erhaltung der Kraft und des Stoffes, und in dem Maße als wir das Geheimnis des Geistes ahnen, leuchtet uns auch das Gesetz von der Erhaltung des Geistes ein. Daß das seiner selbst bewußte und gewisse Selbst schlechthin aufhöre zu existieren, ist ein unvollziehbarer Gedanke. Es verliert nur das Bewußtsein.

Das kommt schon während unsers Lebens oft genug vor, und daher wissen wir sehr wohl, daß es damit nicht vergeht. Denn sonst empfände es sich beim Erwachen als etwas ganz Neues und die Erinnerungen von früher, die etwa in den Gehirnwindungen hängen geblieben, als etwas Fremdes. Verliert der Lebende das Bewußtsein, so steht ihm, wenn es wiederkehrt, sofort das körperliche Austauschorgan für alle Lebensbeziehungen zur Verfügung, dem Sterbenden dagegen wird es genommen. Das ist der Unterschied, der den Sterbenden das Weiterleben unter uns unmöglich macht. Aber so sehr sein Ich von nun an aus dem Lebensgefüge der Sinnlichkeit ausgeschlossen ist, so wenig ist damit seine Existenz als solche beeinträchtigt. Denn in dem Maße als es von ihm ausgeschlossen ist, wird es auch von ihm entbunden. In dem Maße als die sinnlichen Lebensfäden zerreißen, fallen auch die sinnlichen Lebensschranken.

Über diese Existenzweise wissen wir natürlich nichts, wir schließen nur darauf. Das ist aber um so weniger bedenklich, je geheimnisvoller uns auch der im Körper befangene und an seine Sinne gebundene Geist ist. Daß wir ihn im Leibe nur in körperlich bedingter Existenz kennen, hebt jedenfalls die Möglichkeit des Übergangs in eine andere Art des Seins, die uns grade die Lösung vom Körper wahrscheinlich macht, nicht auf.

Man hat nämlich kurz entschlossen behauptet: Mag der Geist etwas für sich sein, jedenfalls kennen wir ihn nur in gänzlicher Abhängigkeit vom Körper. Deshalb ist es ihm unmöglich, ohne Körper zu existieren. Aber der richtige Schluß müßte lauten: deshalb ist es ihm unmöglich ohne Körper so, wie wir ihn kennen, zu existieren, was jeder ohne weiteres unterschreiben wird. Und damit wäre gegen eine andre uns unbekannte Seinsweise nichts ausgemacht.

Außerdem besteht die Gefahr, daß man die Abhängigkeit des vorläufig auf den Körper angewiesenen Geistes einseitig übertreibt und so unversehens wieder in die groteske Annahme verfällt, daß sein Wesen aus körperlichen Bewegungen entspringe. Der Körper ist aber mindestens ebenso vom Geiste abhängig wie dieser von jenem, und wir erwarten mit der fortschreitenden Menschwerdung die wachsende Übermacht des persönlichen Lebens über das körperliche. Deshalb besteht gar keine Veranlassung zu der Annahme, der Zerfall des Körpers müsse den des Geistes nach sich ziehen.

Und schließlich sind wir grade in neuerer Zeit auf Spuren geraten, die uns zeigen, daß der Geist nicht absolut an körperliche Vermittlung gebunden ist. Ich meine das Hellsehen und die geistige Fernwirkung. Es liegen eine Fülle von Erfahrungen vor, die auch von Psychologen und Ärzten auf Grund eigner Erlebnisse bestätigt werden, daß es eine unmittelbare Fühlung und Mitteilung zwischen gleich gestimmten Persönlichkeiten gibt, wo nach herkömmlicher Anschauung die weite Trennung jede Beziehung unmöglich machen müßte. Jedenfalls liegt da irgend welche Emanzipation des Geistes vom Körper vor. Wenn der Geist den Körper aber nicht einmal hier in der Welt der Erscheinungen unbedingt zu seiner Auswirkung braucht, wieviel weniger zu seiner Existenz, sobald er die Sphäre der Sinnlichkeit verläßt!

So erweisen sich die Einwände gegen den Glauben an ein Fortleben nach dem Tode als hinfällig. Werden wir uns einerseits der Grenzen unsrer Erkenntnis und der Schranken unsrer Schlüsse bewußt, und bleiben wir andererseits eingedenk, daß wir

in unserer gegenwärtigen Verfassung wahrscheinlich nicht die einzig mögliche Existenzweise bewußter Geister sind, so fällt ihre Beweiskraft in sich selbst zusammen.

Aber auf diesen notgedrungenen Erwägungen, die durch die epidemische Befangenheit der Menschen gegenüber dem Tode veranlaßt wurden, ruht keineswegs unsre Gewißheit. Ist es nicht seltsam und unbegreiflich, daß man sich gewöhnlich nur an den Körper wendet, wenn man über die Zukunft des Geistes etwas wissen will? Ich halte es jedenfalls für zuverlässiger, ihn selbst zu fragen.

In meinem Selbstbewußtsein ruht unerschütterlich die elementare Gewißheit meiner Ewigkeit. Und wenn mich die ganze Welt mit der einmütigen Behauptung, daß unser Geist verweht, betäuben wollte, so würde sie nur die ursprüngliche Empfindung auslösen: in mir ist ewiges Wesen, ewiges Leben. Daß das nicht alle empfinden, stört mich nicht, denn wie viele kommen denn zu sich selbst, und wie viele spüren nun gar erst den Grund ihres Selbst! Wie vielen weicht einmal die alles trübende Benommenheit von den Augen, die das befangene Dahintreiben mit sich bringt! Oder daß sich die Menschheit erst spät ihrer Unsterblichkeit bewußt wurde, ist das ein Wunder, da sie erst so spät ihres eigentlichen Wesens inne ward? Sobald die Empfindung des eigenartigen und einzigartigen Selbst jedes einzelnen Menschen und seines unschätzbaren Wertes ins Bewußtsein trat, erwachte sofort die Klarheit ewiger Bestimmung und ewigen Lebens. Der das Wort: „was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme Schaden an seiner Seele!" in das halbdunkle Bewußtsein der Menschheit leuchten ließ, hat auch das Leben und unvergängliches Wesen ans Licht gebracht.

Diesseits und Jenseits.

Leben ist unsre Bestimmung, der Tod ist nur unser Schicksal: das Verhängnis des Menschengeschlechts, das jedes seiner Glieder erreicht, so lange die Menschheit noch auf dem Wege, im Kampfe ist. Der Tod ist aber nur das Ende unsers Abenteuers, nicht unsers

Seins. Er reißt uns nur aus dem geschichtlichen Zuge des Lebens heraus. Aber wohin führt er uns? — — Ins Jenseits? —

Ich muß offen gestehn, daß ich in meinen Vorstellungen mit dem Jenseits nichts rechtes anzufangen weiß. Seitdem ich nicht mehr Himmel und Erde, Gott und Welt räumlich trennen kann, fließt mir auch Diesseits und Jenseits zusammen. Was sich jenseits meiner sinnlichen und geistigen Wahrnehmung befindet, kann mich deswegen doch als lebendigste Wirklichkeit umgeben! Die Grenzen unsers Erlebens liegen in uns, in den Schranken unsers Vermögens, nicht außer uns. Die Kluft, die zwischen Lebenden und Entschlafnen besteht, ist nicht eine Kluft des Raums, sondern der Seinsweise.

Gott ist doch nicht etwa im Jenseits? Ach nein, er erfüllt alles, er trägt und durchdringt unsre Welt, wirkt in uns und waltet in unserm Leben, in Natur und Geschichte. Wo Menschen mit ihm persönliche Fühlung gewinnen, da ist der Himmel auf Erden. Wo ursprüngliches Wesen aus seiner Lebensfülle unter uns treibt und gestaltet, da ist Himmelreich. Jesus hat uns das verlorene Paradies wiedergebracht, wenn er es auch nur als einen Keim in die Menschen legte. In ihm wohnte Gott unter uns, und er hat sein Zelt doch nicht abgebrochen, als Jesus von uns schied, sondern hat es aufgerichtet über alles Fleisch. Aber wir merken nur in dem Maße davon, als wir Empfinden dafür, als wir Glauben haben.

Liegt nun das Diesseits im Jenseits und das Jenseits im Diesseits, so ist gar nicht ausgeschlossen, daß unsre heimgegangnen Lieben uns umgeben wie der Windhauch, der um unsre Schläfe spielt. Wir alle wissen, daß die stärkste Linderung unsers Schmerzes, die uns unsre Natur bietet, die starke Empfindung ist, die in unserm Unterbewußtsein unvertreibbar lebt, daß die geliebten Entschlafnen gar nicht wirklich fort sind, daß sie wieder hereintreten werden. Vielleicht ist das Bewußtsein ihrer unsichtbaren Gegenwart, das sich darin ausspricht, eben so wahr wie die Gewißheit, die darin liegt, daß wir sie wiedersehen werden.

Mag das aber nun sein, wie es will, jedenfalls sind sie unserm

Erleben entzogen. Denn sie sind in eine Art des Seins übergegangen, die uns unfaßlich und unzugänglich ist. Wir haben keine Ahnung, wie sie sind und sich befinden, geschweige einen Sinn für ihr Sein und Leben. Ich halte den ganzen Spiritismus für eine Aufzucht okkulter (geheimnisvoller) Fähigkeiten mediumer Seelen. Ob die Entschlafnen ihrerseits unser Leben und Treiben wahrnehmen und unser Schicksal mit verklärter Ruhe verfolgen, weiß ich nicht. Aber ich glaube, daß sie schlafen, einen tiefen traumlosen Schlaf, bis zum herrlichen Erwachen, wenn die Menschheit am Ziele ist, und Sichtbares und Unsichtbares in Erscheinung und Verklärung tritt. Wenn wir dann aufwachen, werden wir ihnen in die Augen schaun.

Jedenfalls sind sie aber uns jetzt verborgen. Ihr Einfluß, den sie zweifellos noch weiter auf uns ausüben, quillt aus ihrer Vergangenheit, nicht aus ihrer Gegenwart. Ihre Lebensschwingungen, die von ihnen ausgingen, werden infolge des Verlustes, der uns ihre ganze Herrlichkeit ans Licht bringt, wie in einer Linse zusammengefaßt und wirken auf uns mit gesammelter Kraft. Darüber hinaus gibt es nichts. Wer darüber hinaus will, gerät in Täuschung und phantastisches Treiben. Wo Gott geschieden hat, soll der Mensch nicht anbinden wollen.

Sie ruhen in Gott, wir leben in Gott. So bleiben wir vereint in ihm, ob diesseits oder jenseits sinnlicher Erscheinung und Lebensvermittlung. Deshalb wollen wir nicht mehr vom Diesseits und Jenseits reden, sondern von der Gegenwart und der Zukunft und nicht darauf warten, daß wir in den Himmel kommen, sondern darauf daß das Reich Gottes auf Erden kommt.

Dem überwiegenden und beherrschenden Interesse am Jenseits verdanken wir eine ganz falsche Stellung zu Gott und Welt, zum Leben und zur Geschichte. Im Neuen Testament suchen wir vergeblich unser landläufiges Nebeneinander von Christentum und Himmelreich, von diesem und jenem Leben, von Diesseits und Jenseits, wenn wir es nicht hinein lesen. Was Jesus wollte, ist nicht eine Jenseitsreligion, sondern ein Unternehmen im Diesseits: das

Kommen des Reiches Gottes auf Erden. Ihm handelte es sich nicht um ein Nebeneinander der Orte, sondern um ein Nacheinander der Zeiten: den gegenwärtigen und den zukünftigen Aeon. Damit ist eine ganz andre Perspektive unsrer Lage und Bestimmung, unsers Schicksals und Ziels gegeben.

Jesus kam nicht, um eine Religion zu stiften, sondern um ein Feuer anzuzünden auf Erden, um eine Bewegung des Lebens in Fluß zu bringen, um eine innere und äußere Umwälzung hervorzurufen, aus der die göttliche Verfassung der Menschheit hervorgehen sollte, die zur Vollendung in Herrlichkeit führt. Alle, die den Weg, den er wies, wirklich gehen, bilden die durch seinen Geist geschlossene und von ihm geführte auserwählte Mannschaft, die auf dem Zuge ist, das Reich zu gewinnen und ins Leben treten zu lassen, während in der übrigen Menschheit in allen Lebensbewegungen, ohne daß sie es ahnt, der innewohnende göttliche Drang vorbereitend wirkt. Bei dem ganzen Unternehmen handelt es sich aber natürlich nicht bloß um einen Gewinn für die direkt Beteiligten, sondern um das Heil der Menschheit überhaupt, und an dem Erfolge nehmen alle teil, ob sie einst auf der Schwelle menschlicher Geschichte standen oder ganz außerhalb des Kriegsschauplatzes lebten oder sich zeitlebens dem Ringen göttlicher Kräfte verständnislos gegenüber verhielten.

So lange wir nun noch im Kampfe stehen, und in dem Maße als wir noch vom Ziele entfernt sind, stehen wir unter der Herrschaft der Mächte des Chaos, des Übels und des Todes. Stirbt ein Mensch, so wird er aus dem Kampfgetümmel ausgeschieden, gleichgültig ob er aktiv oder passiv beteiligt war. Er ist im Felde gefallen und kommt für das Ringen der Mächte nicht mehr in Betracht. Er verschläft die Kriegszeit. Wir andern, an deren Seite er stritt, können nicht bei ihm verweilen, sondern müssen vorwärts. So fallen unausgesetzt Tausende um uns, und unausgesetzt wird neuer Ersatz geboren, nicht nur aus dem Fleisch, sondern auch aus dem Geist. Und der Zug rückt vor und dringt weiter.

Wir wissen nicht, wann er das Ziel erreicht, ob es in fluten-

der und ebbender Entwicklung weiter geht oder auch Katastrophen reifen, aber wir wissen, daß der Sieg Gottes sein wird. Sein Reich kommt auf Erden, seine Schöpfung wird einmal fertig. Ist es aber erreicht, so wird es allen, was Mensch heißt, zu Gute kommen. Denn vor Gott leben sie alle. Dann gibt es das große Wiedersehen, wenn Menschheit und Gottesreich eins ist, und alles in uns tritt in herrliche Erscheinung — im Diesseits.

Wie das dann sein und sich abspielen wird, darüber nachzugrübeln läßt mir der Kampf, in dem ich stehe, keine Zeit.

Das Ende.

Trotz allem bleibt der Tod der Feind, aber er verliert seine Schrecken. Wenn das Leben in uns spürt, wie es in lähmender Ohnmacht seiner unheimlichen Gewalt erliegt, krampft sich das Menschenherz in ratloser Verzweiflung zusammen: nun ist alles aus. Wer jemals in flehenden Blicken, trostlosen Bewegungen und resignierten Seufzern die ergreifende Sprache des Todesgrauens vernommen hat, der wird immer wieder im Geiste über diese unerhörte Vergewaltigung unsrer Natur ergrimmen, wenn sich die Erinnerung daran in ihm zitternd regt. Leichten Herzens wird niemand in den Tod gehen, der mit allen Fasern seines Wesens lebte und liebte. Je stärker wir lebten, um so schwerer wird es uns werden.

Aber um so erhebender ist es dann, wenn das verzagte Herz angesichts der unabwendbaren Notwendigkeit fest wird im Bewußtsein, in Gottes Hand zu stehen und in seiner Gnade zu bleiben. Da offenbart sich die Überlegenheit des Menschen auch über den Tod: mitten in der letzten Not faßt er festen Fuß auf dem ewigem Grunde, der Jesus Christus heißt. Die verschüchterte Seele glüht noch einmal auf in Glaube, Liebe und Hoffnung, und in der Gewißheit, daß ihr nichts geschehen kann, befiehlt sie ihren Geist in des treusten Vaters Hände.

Hier kann die teilnehmende Liebe, wenn sie dem Scheidenden in der letzten Not zur Seite tritt und ihm das Herz stärkt, außer-

ordentliche Hilfe bringen. Denn nirgends wird sich die Verheißung Jesu so übermächtig erfüllen, daß, wo zwei zusammen sind in seinem Namen, er bei ihnen ist, und wo zwei eins werden, worum sie bitten, es ihnen widerfahren soll. Da erscheint er mit Kraft und Gnade, der dem Tode die Macht genommen und Leben und unvergängliches Wesen ans Licht gebracht hat.

Aber helfen sollen wir, nicht quälen. Was hat man nicht schon Menschen auf dem Sterbebette zugemutet, wie hat man nicht schon gebrochene Herzen mißhandelt, alles in der guten Meinung, Seelen retten zu können! Als ob das nicht Gott besorgte. Wenn der jemand im Zusammenbruch des Lebens ins Gebet nimmt, dann braucht er keine Folterknechte, um den armen Sünder zu bekehren. Aber viele meinen, auf dem Sterbebette sei der eigentliche Ort zu religiöser Behandlung, und da müsse jedenfalls alles noch einmal von vorn angefangen, alle Vorstellungsreihen des Glaubens noch einmal vergegenwärtigt werden. Ich halte von dieser Vergewisserung und von diesem Kontoabschlusse des Lebens nichts. Wenn irgendwo gilt hier das Motto: Werdet wie die Kinder. Und wenn sich eine zitternde Seele im Vertrauen auf Jesus Gottes Gnade übergibt, so hat kein Mensch ein Recht, Gewissen aufzuregen und die reine Lehre zu prüfen. Hier gilt das Vorbild des Meisters am Kreuze. Als sich der Schächer an ihn wandte: „Herr, gedenke an mich, wenn du in dein Reich kommst", da sagte ihm Jesus ohne weiteres: „Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein". Und ich glaube, da war ihm mit einem Male das Herz fest ohne Furcht und Zweifel.

Gewiß: „es ist dem Menschen gesetzt, einmal zu sterben und danach das Gericht." Wer wollte sich dieser ernsten Mahnung verschließen, in der das Bewußtsein von Bibel und Menschheit merkwürdig übereinstimmt! Aber wir wollen darüber doch nicht vergessen, daß sich das eigentliche Gericht schon hier vollzieht, sowohl das allgemeine, da jeder Mensch durch alle Äußerungen seines Lebens unabänderlich ausdrückt, was in und an ihm ist, wie das besondre über die Stellung, die wir zum Zuge des Lebens einnehmen, wenn die Kunde von ihm zu uns dringt: „wer nicht an den Sohn

glaubt, der ist schon gerichtet". An „jenem Tage" wird nur die Wirklichkeit offenbar. Die Augen werden uns über uns selbst aufgehen, darin besteht das jüngste Gericht. An unserm Bestande aber können wir in unsrer letzten Stunde am allerwenigsten etwas ändern. Wenn also von ihm allein das Schicksal unsrer Ewigkeit abhängt, dann ist in der Todesnot nichts mehr zu machen.

Aber das ist nicht der Fall. Unsre Zukunft nach dem Tode hängt von Gottes Gnade ab, und die ist größer als unsre Schuld. Diese tröstliche Gewißheit verdanken wir dem Werk, Wort und Beispiel Jesu. In ihm hat Gott die Welt mit sich versöhnt, und nichts kann uns hinfort von der Liebe Gottes scheiden, weder Sünde noch Tod. Wo sich im Menschen also ein verlorner Strahl göttlichen Geistes, der unser ewiges Leben ausmacht, aus Irrung und Befangenheit bewußt oder unbewußt nach dem Lichte sehnt, dem er entstammt, da können ihn keine Zwischenschichten der Finsternis von der seligen Vereinigung mit seinem Ursprung zurückhalten. Ob sich in der letzten Stunde dieser tiefe unverwüstliche Drang in klar bewußtem Verlangen auslöst oder in unaussprechlichen Seufzern ausdrückt oder im schweren Banne des Todes gebunden bleibt, ist für unser Schicksal ganz gleichgültig.

Ob Strahlen der Herrlichkeit Gottes überhaupt ganz verloren gehen können, das ist eine schwere Frage, die niemand ausmachen wird. Wenn man darüber sinnt, scheint es unmöglich. Viele Bibelsprüche sprechen allerdings dafür. Aber wenn Christus trotz seiner vorausgegangenen Wehe und Drohungen ewiger Verdammnis am Kreuze für seine höhnenden Mörder betet: „Vater vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun", so haben wir kein Recht, dieses ergreifende Anliegen des Heilandes an seinen Vater in der Sterbestunde für eine leere Demonstration oder ein unerhörbares Gebet zu erklären. Hätte er es für unmöglich gehalten, so hätte er nicht so gebetet.

Das ist meine Meinung, die ich niemand aufdrängen will. Infolgedessen gebe ich keinen auf, mag er leben und sterben, wie er will, so wenig es für unser ewiges Schicksal gleichgültig sein wird, wie wir leben, und was wir hier werden, und hoffe, daß

auch ich nicht aufgegeben werde nach dem Worte Jesu: mit welchem Maße ihr messet, wird man euch wieder messen.

Unter diesen Umständen halte ich es auch für kein Unglück, wenn jemand, ohne eine Ahnung vom Übergang in die andre Seinsweise zu haben, abscheidet, sondern für eine Gnade von Gott. Denn es bleibt ihm die Todesnot des Körpers und Geistes und das schwere Leid des Abschieds und der hilflosen Sorge um die Zurückbleibenden erspart. Der schnelle Tod ist ein freundlicher Tod.

Meines Erachtens ist es viel nötiger, daß sich die Angehörigen auf die schwere Stunde des Hingangs vorbereiten und rüsten als der Sterbende, damit sie ihm in dem innern Gedränge der Todesnot beistehen können. Dem Kranken muß bis zuletzt der Glaube ans Leben gestärkt werden, denn es ist nicht Gottes Wille, daß wir den Kampf mit dem Tode aufgeben, so lange noch ein Schimmer von Aussicht auf den Sieg besteht. Da würde der Gedanke, zu unterliegen, nur schwächen und die Ohnmacht besiegeln. Um so mehr aber müssen die beteiligten Nothelfer auf das Äußerste gefaßt sein und bereit stehen, dem Sterbenden die Arme zu stützen und das Herz zu stärken, sobald er unter das dunkle Tor des Todes tritt. Wenn er es dann ohne Furcht und Klagen durchschreitet und in Frieden seinen Geist aushaucht, so haben die Zurückbleibenden, auch wenn es ihnen das Herz zerreißt, doch den einen Trost, daß sie ihm den einzigen letzten Liebesdienst erwiesen haben, der überhaupt möglich ist, und in allem Schmerz die eine Freude, daß er starb wie ein Held.

Der Abschied.

Es ist unsagbar schwer, wenn man vom Liebsten, was man hat, muß scheiden. Zuerst ist es wohl der Eindruck des Sterbenden und Heimgegangnen, was uns erschüttert. Was er litt und durchmachte, was er aufgab und verlassen mußte, darunter bebt das Herz und zieht sich in unerträglichem Schmerz zusammen. Man denkt nicht an sich selbst unter der Wucht des Ereignisses, sondern man beklagt den, der uns entrissen wurde. Aber dann! —

Was soll ich sagen! Dann kommt es über uns riesengroß, die Nacht der Verzweiflung und Schatten des Todes, und das Herz schreit auf im wilden Schmerz über seinen Verlust, den es weder fassen noch ertragen kann. Es ist ja alles eine groteske Unmöglichkeit. Das Leben stockt, und unsre ganze Welt stürzt in Trümmer. Wenn es das bloß wäre! Aber es wird uns ja unsre Liebe genommen, die unser Leben war. Was eine Einheit war, wird auseinandergerissen. Je größer die Herrlichkeit war, um so dunkler wird es. Man friert nach der Sonne, die untergegangen ist, wo kein Aufgang folgt. Je mächtiger die Lebensquelle strömte, um so mehr verschmachtet man. Jeder Atemzug tut weh. Jeder Gedanke an den Verstorbenen ist wie ein jäher Stich, jede auftauchende Empfindung ein verzehrendes Feuer.

Das ganze geistige Leben geht im alten Kreislauf, es flutet unwillkürlich immerfort hinüber zu ihm und stürzt entsetzt, erschüttert, in Aufruhr gebracht immer wieder zurück vor der undurchdringlichen Scheidewand des Todes. Man muß sich ganz umbilden und zu einer neuen innern Verfassung kommen. Man muß vollständig umdenken und umleben lernen. Man steht ja wieder allein in der Welt und merkt erschauernd, wie die öde Einsamkeit mit eiskalter Hand nach dem Herzen greift. Dann bäumt sich alles innerlich auf, um ohnmächtig vor dem unerbittlichen Ereignis wieder in sich zusammenzubrechen, und man ringt nach Luft, weil man in der dumpfen Aussichtslosigkeit zu ersticken glaubt.

Warum schreibe ich das? Es macht kein Vergnügen, einem andern sein zuckendes Herz zu zeigen. Ich spreche es aus, damit man mir glaubt, wenn ich sage: Und ob dein Schmerz wie ein Weltbrand gen Himmel flammt, du mußt und kannst dich fassen. Wenn des Heimgegangnen Herz vor dem dunkeln Tor des Todes fest werden konnte, dann mußt du es erst recht, der du im Lichte des Lebens stehst. Ermanne dich gegen die Trauer und tritt sie unter dich. Heb dein Haupt empor und freu dich deines Daseins. Am Leben verzagen ist Frevel gegen Gott.

Tröste dich. Die Heimgegangnen brauchen wir nicht zu be-

klagen. Wohl empfinden wir tief, was sie der Welt noch hätten sein und werden können, welche Keime und Knospen hier abstarben, welche Lebenswirkungen uud Liebesquellen hier abgeschnitten wurden. Aber ihr ihnen gestecktes Ziel hatten sie erreicht, und ihre vorläufige Aufgabe ist erfüllt. Sie ruhen nun vom Werke ihres Lebens. Daß sie noch so lebensfreudig, genußfähig und schaffenslustig waren, geht ihnen nicht verloren. Ihre schwellende Energie ruht wie eine verborgene Kraft, um sich einst in Herrlichkeit zu entfalten. Sie sind daheim, sei es im tiefen Schlaf des Morgens wartend, sei es im beglückenden Bewußtsein, im Vaterhause geborgen zu sein — wer kann es sagen? Wir stehen noch draußen im Felde, im Auslande und kämpfen um die Zukunft des Menschengeschlechts. Wer weiß, wann wir fallen? Aber wenn das Reich gewonnen ist, werden wir und sie erwachen und uns in freudigem Erkennen grüßen. Und dann geht das Leben erst recht eigentlich an. Das gegenwärtige ist nur das Vorspiel. Das wahre Dasein hebt erst an, wenn sich alle Dissonanzen aufgelöst und alle verlornen Klänge wiedergefunden haben in der Harmonie der Herrlichkeit Gottes.

Nicht die Entschlafnen, sondern wir Hinterbliebnen, wir allein haben den Verlust und müssen ihn tragen, wir leiden den Schmerz und müssen mit ihm fertig werden, wir schmachten in Entbehrung, sind geschwächt von den offnen Wunden, das Herz voller Tränen, und müssen uns aufraffen zu neuem Leben, Kämpfen und Siegen, sonst gehen wir zu Grunde. Die Lage ist so schrecklich und gefährlich, daß kein Mensch, der nicht unter dem niedergegangnen Wetter des Schicksals den Verstand verloren hat, nach Trost verlangt, sondern sich zu retten sucht, wie er kann. Wer aus dem brennenden Hause stürzt, jammert nicht nach Beruhigung, sondern sein ganzes Wesen durchdringt der Ruf: lebe! So treibt uns auch nach dem Verlust des Liebsten unsre Natur aus den verborgensten Tiefen unsers Seins ungestüm zum Leben, und wohl dem, der ihrer Stimme gehorcht! Und wenn wir vom Schmerze benommen auch taumeln, nur vorwärts, nicht rückwärts blicken, damit wir nicht zur Salzsäule werden!

Wir dürfen nicht dem Schmerz nachgeben, den verzweifelten Gedanken nachhängen, nicht in beschaulicher Ergriffenheit über dem Verluste brüten, sondern müssen uns fassen, männlich sein und stark werden. Raffe zusammen, was du noch hast, halte dich an das, was dir noch geblieben ist, und wärst du es schließlich auch ganz allein, und lebe! Aber kann man denn weiterleben, wenn einem sein Alles genommen ist? Ja freilich, du selbst bist doch übergeblieben. Das genügt. Der Mensch muß und kann leben, so lange er noch nicht tot ist. Aber lohnt es sich denn nach solchen Verlusten noch? Das Leben hat ja doch keinen Reiz mehr! Halt lieber Freund, wir leben nicht von Reizen und nicht der Reize wegen. Das ist menschenunwürdig. Wir leben aus innerm Drange, oder wir vegetieren nur. Darum, wenn dir der Tod ans Herz greift, laß dein Herz aufwachen, das vielleicht bis dahin selig träumte, und lebe!

Ich habe nie das ewige Verlangen nach „Glück", von dem man so viel reden hört, ganz verstehen können. Ich finde es weichlich und schwächlich. Die Menschen, die immer Glück haben wollen, sind die Marodeure des Feldzugs, mit denen nicht viel anzufangen ist. Wenn das Glück uns blüht, sollen wir es gewiß genießen, so tief und voll es nur irgend möglich ist. Aber wir sind nicht des Glücks wegen da, sondern um zu werden und zu wirken, um zu kämpfen und Frucht zu bringen. Wollen wir das aber, dann dürfen wir uns nicht wundern, wenn es nur durch Tiefen zu den Höhen und durch heißes Gedränge zu weiten Horizonten geht. Dann sind wir von vornherein auf alles gefaßt und entschlossen, allenthalben lebensmächtig zu bleiben.

Die Forderung, sich loszureißen und zu leben, sieht schwerer aus, als sie ist. Denn das Leben läßt uns keinen Augenblick los, sondern nimmt uns sofort wieder in Anspruch. Wir brauchen nur seinen Forderungen mit dem ganzen Nachdruck der Persönlichkeit nachzugeben, so gelingt es, und wir finden uns wieder in der Bewegung. In dem Maße aber, als wir des Lebens mächtig bleiben oder aufs neue werden, stellt sich die Freude wieder ein, die wir zum Gedeihen brauchen wie die Pflanze das Licht.

Aber können wir uns denn mit totwundem Herzen des Lebens freuen? Gewiß, wie der schwer verwundete Sieger nach durchrungener Schlacht. Die Wunden werden freilich lange offen bleiben und die Narben der geschlossenen brennen. Das innre Frieren wird uns immer wieder überfallen, und das Herz sich zusammenkrampfen, wenn Menschen oder Vorgänge daran rühren. Aber wenn uns das Fieber der Sehnsucht schüttelt, werden wir um so energischer drauf los leben, um nicht davon geschwächt zu werden. Es geht schon, wenn du willst. Nur denke nicht an die Zukunft. Das ist unerträglich, dieses Gespenst der langgezogenen furchtbaren Einsamkeit. Denke nur an den Tag und lebe ihm. Es ist genug, daß ein jeder Tag seine eigne Plage habe. Dann umschwebt dich das Gefühl, die Entbehrung gehe vorüber, und das erleichtert es dir, wenn es auch nur Täuschung ist. Zieh alles heran, was dir darüber hilft, geh jedem Lichtstrahl nach, der dir Freude bringt. Stell dich in die Sonne wie einer, der von schwerer Krankheit aufgestanden ist, und suche fröhliche Menschen auf, damit der Pulsschlag deines Lebens angeregt wird.

Erst wenn du das innere Gleichgewicht wieder gewonnen hast und aufs neue im Vorwärts stehst, dann werde dessen inne, was du verloren hast, bis in seine letzten Tiefen, um ganz zu fassen, was dein einst war, und es niemals zu verlieren. Wenn du dann aus vollem Herzen sagen kannst: ach, es war ja so schön! dann freust du dich, daß du das Glück jedenfalls gehabt hast, und saugst es in der Erinnerung noch aus bis auf den letzten Tropfen. Wenn dir auch die Tränen dabei aus den Augen stürzen, das tut nichts. Der Trost bleibt und tut wohl wie Öl auf den Wunden.

Aber der beste Trost fehlt noch. Der heißt weder: es gibt ein Wiedersehen, noch: es war so schön, sondern: es ist Gottes Wille.

Die Heimsuchung.

Wohl dem, der sich in allem demütig unter Gottes Willen stellt! Der wird auch in den schwersten Stunden des Lebens von seiner starken Hand gehalten, dem wird selbst der Heimgang des

Liebsten, was er hat, eine göttliche Heimsuchung voll Gnade und Segen. Und so sollte es wohl eigentlich sein: die Scheidenden und die Bleibenden sollten sich geborgen wissen in seiner Gnade und seine Herrlichkeit schauen.

Wissen wir aus unserm Leben, daß wir einen gnädigen Gott haben, der uns wie ein Vater liebt und für uns sorgt, so nehmen wir alles gern und willig aus seiner Hand, was er uns schickt. Wenn wir es auch nicht verstehen und schwer darunter leiden, er weiß, warum es sein muß, und er meint es gut mit uns. Wir haben das ja bisher noch immer nachher erfahren, und darum zweifeln wir nicht, sondern sagen in treuherziger Zuversicht: Gott sei gelobt für alles! Wir beugen Verstehen und Wünschen unter seine Hand, auch wenn sie schwer auf uns liegt, denn es ist die Hand des Vaters, und erdulden Schmerz, Einsamkeit und Ungemach freudig, denn es ist sein Wille.

Darauf kommt es an, nicht daß man notgedrungen sagt: dein Wille geschehe. Diese Bitte des Vaterunsers ist eine leichte Sache, wenn man dabei immer an das denkt, was man selbst will, und nun wünscht, es möchte auch Gottes Wille sein. Erst in den Stunden, wo das Wasser der Trübsal bis an die Seele geht, zeigt es sich, ob man sie überhaupt jemals wirklich und ernstlich gemeint hat. Wer da murrt, zweifelt oder lästert, der stand im letzten Grunde doch immer auf dem eignen Willen. Wer im Ernst Gotte lebt, der wird nicht mit ihm rechten, sondern ihm vertrauensvoll recht geben, der wird nicht fragen: warum mußte es so sein, sondern nur, wozu soll es dienen? Denn wenn auch ein Vater des Lebens einmal seine Kinder nach Willkür und Laune behandeln kann, der Vater unsers Seins hat immer Gedanken des Friedens und des Heils mit uns und nicht der Qual.

Freilich ist es oft ein großes Unglück, das uns in schier unerträgliche Lagen bringt. Aber wie vielen ist es schon schlimmer ergangen! Es ist doch ein ganz unberechtigtes Verlangen, daß wir es besser haben sollen als andere. Unsre unmündigen mutterlosen oder elternlosen Kinder sind noch längst nicht so schlimm dran

wie die unglücklichen Waisen in den Lagern des südafrikanischen Kindermords. Wenn wir es besser haben als andere, so ist es Gnade von Gott, die uns verpflichtet. Wenn wir es schlimmer haben, so ist es ein Vertrauensbeweis, dessen wir gewürdigt werden. Vielleicht sind wir widerstandsfähiger als andere und leiden stellvertretend, wenn sich das allgemeine Übel grade auf uns wirft. Es ist nur in der Ordnung, daß die Zäheren unter uns mehr zu erdulden haben als die Schwächeren.

Unsre Ergebung in Gottes Willen muß kindliches Vertrauen sein ohne Wahl und Grenzen, und weiter: aus Ehrfurcht und Liebe geboren, nicht aus der Not. Wo sich das Herz sträubt, wenn der Mund spricht: wie Gott will, da gibt es keinen vollen Einklang zwischen Kind und Vater. Wenn wir uns erst dann damit abfinden, wenn es nicht mehr anders geht, gehorchen wir nicht Gott, sondern dem Zwang der Verhältnisse. Unsre Kindesehre liegt darin, daß wir aus vollem Herzen sagen: Mit Willen dir ergeben, und daß wir freiwillig hingeben, was er uns nehmen will. Das ist eine Prüfung des Lebens, scharf wie ein Schwert, über die Frage, ob wir Gott wirklich über alle Dinge lieben.

Wenn wir erst nach der Katastrophe sagen: dein Wille geschehe, so ist das kein Gebet, sondern eine nachträgliche Zustimmung zur vollendeten Tatsache, der wir, so lange es ging, widerstrebten. Wenn aber unser stürmisches Verlangen schon vorher in dem Herzenswunsche zur Ruhe kam: was auch kommt, auf jeden Fall möge dein Wille geschehen, dann stellt sich das Kind unbedingt auf die Seite des Vaters. Und von Stund an gehen wir fest und treu an seiner Hand.

Damit geben wir nicht unser Wünschen auf, sondern wir läutern es nur. Ja so kommt überhaupt erst Festigkeit in unser Gebet, weil es frei wird von Eigensucht. So lange wir uns nicht so gestellt haben, peinigt uns, wenn wir zu Gott rufen, immer die Angst, es könnte nun aber doch nicht sein Wille sein. Sobald wir jedoch ein für allemal den Ausgang aufrichtig von Herzen und Willen in seine Hand gestellt haben, stehen wir ganz getrost über Furcht

und Zweifel. In dieser Ruhe und Gewißheit des Einklangs mit Gott erstarkt der Glaube, der spricht: ich weiß, daß du nicht immer willst, was du kannst, weil du oft aus Fürsorge nicht kannst, was du zu unsrer Freude möchtest, aber ist es möglich, so gehe dieser Kelch an mir vorüber, doch nicht wie ich will, sondern wie du willst.

Damit ist uns das hereinbrechende Unglück schon zu einer Heimsuchung Gottes geworden, mag es ausgehen wie es will. Wir haben uns ihm ergeben und werden fortan von ihm getragen, gehalten, emporgehoben, gefestigt und getröstet. Ob es dann zum Äußersten kommt, oder wir noch zuletzt davor bewahrt bleiben, der Vorgang zwischen Kind und Vater bleibt derselbe und erschließt uns eine Fülle von Segen. Niemand wird aus diesem Allerheiligsten treten, ohne daß der Vater sein Antlitz über ihm leuchten ließ: fortan liegt Welt und Leben verklärt in seinem Licht.

Das erhellt uns auch die Schatten des Todes, wenn er unwiderstehlich an das Lager derer tritt, für die unser Herz zittert. Nichts bleibt uns an Schmerz und Leiden erspart, wir werden nicht abgestumpft, sondern nur instand gesetzt, es zu ertragen. Der Verlust wird nicht geringer, aber wir werden getröstet. Die schwere Last wird nicht leichter, aber wir werden stärker. Wir brechen nicht zusammen, sondern bleiben aufrecht. Das Auge sucht das Antlitz unsers Vaters: Es ist der Herr! Und staunend löst sich die Frage los: Was ist das? Was willst Du von mir? Denn nichts geschieht von ungefähr. Wenn er uns trotz allem jemand, mit dem er uns verbunden hatte, so jäh von der Seite reißt, so ist das von weittragender Bedeutung, aber nicht des Verhängnisses, sondern des Heils.

Wer innerlich so steht, der erfährt, daß der Herr ihm nahe tritt mit Gericht und Gnade. Der Einbruch des Todes in unser Leben ist kein Strafgericht über uns. Den Aberglauben, daß unverschuldetes Unglück Strafe für irgend welche Missetaten sei, hat Jesus endgültig zerstört (vergl. Luc. 13, 1 ff.). Aber das persönliche Erlebnis solcher Schicksalsschläge wird uns, wenn wir sie aus Gottes Hand nehmen, ein inneres Gericht, das erzieherisch auf uns wirkt. „Wenn wir uns selbst richteten, so würden wir nicht gerichtet.

Wenn wir aber gerichtet werden, so werden wir vom Herrn erzogen, auf daß wir nicht mit der Welt zu Grunde gehen," sagt Paulus. Das ist es, was wir erfahren. Ich sage nicht, daß das die Ursache und Veranlassung ist, warum wir so hart geschlagen werden. Aber es soll eine der vielen heilsamen Wirkungen sein, die solche Katastrophen für uns haben, sobald wir in ihnen Gottes Fügung erkennen. Wir sollen uns das Böse wie das Gute zur Erziehung dienen lassen.

Wir kommen zweifellos durch solch einen schmerzhaften Griff an unser Herz einmal zur gründlichen Selbstbesinnung und gewissenhaften Einkehr in uns selbst; je deutlicher wir die heilige Nähe Gottes spüren, um so mehr. Wenn eine Epoche unsers Lebens so jäh abgeschlossen wird, fühlen wir uns energisch gedrungen, uns Rechenschaft von unserm Haushalt zu geben. Die fundamentale Erschütterung unsers Seins und Lebens durch die Katastrophe, die über uns hereingebrochen ist, läßt uns die Probe erleben, ob unsre Grundfesten unerschütterlich sind. Durch nichts wird es so klar, wie wir zu Gott stehen, als durch Nöte, die uns die Sonne verdunkeln und das Herz zerreißen. Durch nichts wird innerer Halt, Festigkeit, Gleichgewicht so geprüft, als wenn der Rückhalt innigster Liebe und Lebensgemeinschaft zusammen bricht. Durch nichts wird die Wirklichkeit unsers Seins und die Fähigkeit unsers persönlichen Lebens so offenbar wie in solchen Fällen, wo zunächst jedenfalls alle Theorien wesenloser Schein werden, alle Nachempfindungen kraftlos versagen und alle nachgeredeten Meinungen zusammenbrechen, und erst alle diese hölzernen Stützen wieder aufgerichtet werden müssen, wenn man Halt daran gewinnen will.

So tritt angesichts der Vergänglichkeit alles Irdischen und der Aussicht auf das Kommende unser Leben und Treiben in durchdringende Klarheit, der Schein zerfließt, und die wahren Werte kommen an den Tag. Wir fühlen uns gewogen und in unserm Wert bestimmt. Allen Jammer, der in uns wühlt, erleben wir als das Umgraben, und allen Trost, der darauf fließt, als das Düngen des barmherzigen Gärtners, der es noch einmal mit uns versucht, viel-

leicht zum letzten Mal. Schließlich gibt es auch Irrwege, die uns erst klar werden, wenn wir einmal durch einen starken Schlag aus beharrlicher Gewohnheit geweckt werden, oder innere Gebrechen, von denen wir ohne operative Eingriffe nicht loskommen. Wohl uns, wenn wir uns das Unheil und die furchtbare innere Not, die es mit sich bringt, nach allen Richtungen zum Besten dienen lassen! Und das kann ja nicht anders sein, wenn anders wir wirklich Gott lieben.

So wird schon das Gericht zur Gnade. Aber sie erschöpft sich nicht darin, sondern flutet nach seinem Wetterleuchten über uns in Strömen des Segens. Wir spüren die Nähe Gottes in der feierlichen Stille, die uns umgibt, wenn das geliebteste Herz aufhört für uns zu schlagen. Sein Blick ruht fragend, erwartend, hoffend auf uns, wenn wir aus unserm Jammer zu ihm aufblicken, ob wir ihm in unsrer Herzensnot vertrauen und an seine Liebe glauben. Tun wir das, dann redet er zu uns, zu jedem in besondrer Weise, erbarmend und tröstend, voll Verständnis für uns und erleuchtend. Er redet von seiner Treue und seinem Vertrauen zu uns, von unserm Schicksal und unserm Ziele. Er lichtet die Zukunft und zieht uns die Schleier der Befangenheit von den Augen, daß wir über die Gräber hinweg in das Reich ewigen Lebens schauen. So richtet er uns auf und stärkt uns, daß wir fest werden und sichere Schritte vorwärts tun können.

Die erste Frucht unsrer ungetrübten Fühlung, die wir mit unserm Gott gewonnen haben, ist aber die, daß wir zu uns selbst sagen: mußte es sein, dann ist es jetzt jedenfalls so recht, und zu ihm: ja, lieber Vater. Dadurch wird die positive Beziehung zu dem schweren Erlebnis ein für allemal festgelegt, und damit sind wir fortan für alle seine Lebenskräfte empfänglich und für seine zerstörenden Wirkungen unangreifbar.

Wenn man so die richtige Stellung dazu gewonnen hat und in der rechten Lebensbewegung bleibt, erlebt man innere Wandlungen, daß man sich kaum mehr wieder erkennt. Befangenheiten schwinden, Gebundenheiten lösen sich, Entwicklungsknoten reißen, neue Klarheiten leuchten auf. Manches, was in uns verborgen

und vergessen lag, kommt ans Licht und entfaltet sich. Auch in den Tiefen finden wir Schätze des Lebens, die wir bergen und uns aneignen müssen, und gewinnen wir erst die Höhe wieder, so gibt es weite, umfassendere Horizonte und überraschende Ausblicke. Vieles verblaßt und versinkt, anderes gewinnt Farbe, weil es uns näher tritt. Das Leben wird uns nicht verekelt, aber geheiligt, denn es tritt in das Licht der Ewigkeit. Wir kommen aus dem Konzept unsrer Pläne und sehen uns ganz unvermuteten Schwierigkeiten und Aufgaben gegenüber. Manchem wird sein ganzer Lebenskurs verfehlt vorkommen, andre sehen sich nur neue Wege gewiesen. Wie kann man alle die möglichen innern Vorgänge und Wandlungen auch nur andeuten, die solch eingreifendes Erlebnis zur Folge hat! Aber jedenfalls werden wir durch die Trennung vom Liebsten und die Erhebung darüber objektiver, sachlicher, uninteressierter für unsere Person: wir treiben tiefere Wurzeln in das Ganze, dessen Glieder wir sind, und strecken uns leidenschaftlicher nach dem Ziel, das uns allen winkt.

Der Aufschwung.

Ein schwerer Verlust ist wie eine schwere Krankheit, die wir durchmachen müssen. Wie wir sie durchmachen, entscheidet, wie wir sie überstehen. Es liegt an uns, ob sie uns dauernd schädigt, oder zu einer Heilkrise wird, in der sich unsre Natur selbst erneuert. Wenn wir sie als Heimsuchung Gottes hinnehmen, strömt uns von ihm neue Lebenskraft zu, die sofort die entscheidende Wendung zur Gesundung zur Folge hat.

Aber es genügt nicht, daß wir uns von ihm helfen und heben lassen, wir müssen uns auch selbst helfen, die Höhe behaupten, seinen Lebensanstößen nachgeben und seinen Segen Frucht bringen lassen. Sonst verrauscht alles, was wir erlebten und empfanden, in unfruchtbaren Stimmungen. Passiv bringen wir es nun einmal im Leben zu nichts, nicht einmal zu Erfahrungen. Die Heimsuchung selbst nimmt ja schon, wie wir sahen, unsre Initiative und Tatkraft aufs äußerste in Anspruch. Aber wir dürfen nicht glauben,

daß es damit getan ist, wenn wir ihre heilsamen Wirkungen erlebt haben, daß wir uns nun gehen lassen könnten. Nein, auf die Heimsuchung muß der Aufschwung folgen wie auf die Gesundung das vollmächtige Leben.

Dazu gehört vor allem, daß wir das Unglück, was über uns hereinbrach, persönlich erleben, d. h. es nicht über uns ohnmächtig und benommen ergehen lassen, es nicht resigniert und verzweifelt erleiden, sondern es unter Aufbietung aller unsrer Kraft mit Bewußtsein und Willen erfassen und seiner mächtig werden, mit dem Verhängnis ringen und es bezwingen. Dann werden wir durch die Sturmflut des ungeheuren Wehs nicht begraben, sondern emporgetrieben. Die Wucht des hereinbrechenden Unheils, die uns in die Tiefe reißt, setzt sich um in eine Kraft des Aufschwungs.

Das ist zweifellos unsre Aufgabe, mag sie uns noch so schwer werden und noch so unvollkommen gelingen. Wir dürfen uns auch hier nicht von den Ereignissen leben lassen, sondern müssen selbst leben. Die Bestimmung des Menschen bleibt in allen Fällen die innere Überlegenheit, die sich nicht unterkriegen läßt, sondern was unvermeidlich ist, persönlich bewältigt. Statt dessen aber lassen sich die meisten Menschen willenlos und halb bewußtlos vom Unglück hin und her werfen, an allen Ecken und Kanten blutig schlagen und innerlich zerreißen. Überall, wo etwas bis an die Grenze unsrer Widerstandsfähigkeit geht, ist für uns die größte Gefahr, die es gibt, dem verführerischen Reize eines wollüstigen Ohnmachtgefühls zu erliegen.

Ich habe zeitlebens einen instinktiven Widerwillen gegen den Gemeinplatz gehabt, daß die Zeit alle Wunden heile. Das ist nicht wahr. Die Zeit heilt nicht, sondern stumpft nur die Empfindung ab und verwahrlost die Wunden, woraus eine Menge Gebrechen entstehen und bleiben. Sollen Wunden wirklich heilen, so müssen sie sachverständig behandelt und verbunden werden. Dazu ist nötig, daß wir unsern Verlust bis in die letzten Tiefen ausmessen, um seiner innerlich Herr zu werden, damit uns keiner seiner Schmerzanfälle, die wie eine rastlose Brandung uns umtoben,

hinfort mehr aus dem Gleichgewicht bringen kann, so sehr wir dadurch immer wieder erschüttert werden mögen. Natürlich geht das Ausmessen nur nach unserm Vermögen. Vielleicht ist es erst allmählich möglich. Vielleicht brauchen wir zuerst oder dazwischen Ablenkung, um Kraft zu schöpfen und uns zu erholen. Aber wir dürfen nicht ruhen, bis wir den bittern Kelch bis auf den letzten Tropfen geleert haben.

Haben wir aber die Wunde ausbluten lassen, so müssen wir sie schließen und verbinden. Das geschieht, wenn wir streng und fest unsre Lebenslage ins Auge fassen, wie sie geworden ist, ihr Rechnung tragen und energisch danach leben und vorwärts schreiten. Haben wir einen Lungenflügel verloren, mit dem wir atmeten, nun so müssen wir mit dem andern allein weiterleben und trotzdem höher kommen.

So sicher es aber ein Beweis ist, daß uns Gott hilft, wenn wir uns solcher Art selbst helfen, so wenig liegt es schon in der Ergebung in Gottes Willen beschlossen, daß wir des Schicksals mächtig werden. Gewiß quillt es aus ihr, wenn wir damit für Gott eintreten und ihm nicht bloß notgedrungen nachgeben. Aber doch nur wie der zweite Schritt aus dem ersten folgt: er muß getan werden. Und es ist nicht nur ein Tritt, sondern es muß Schritt für Schritt weiter gehen, sonst bleibt es eine Zuckung und wird kein Leben.

Es gibt eine innerlich faule und unfruchtbare Ergebung in Gottes Willen, die sich in asketischer Opferlust selbst aufgibt und das Unheil willenlos an sich austoben läßt. Das ist religiöse Wollust, die auf schlimmen Instinkten ruht, oder unpersönliches Gelebtwerden unter frommer Selbstbespieglung. Die Wirkung ist darum hier genau so verhängnisvoll, wie wenn sich jemand in Trotz und Verzagtheit kopfüber in seinen Schmerz stürzt. Hin und her geworfen schlägt man sich Beulen und Wunden, innerlich zerrissen und vom Fieber des Wehs verzehrt wird man völlig geschwächt. Das Opium frommer Stimmung stumpft nur die Empfindung ab, aber überwindet nicht das Leiden. Deshalb sage ich:

wir müssen auch die schwerste Heimsuchung persönlich erleben und bewältigen. Aber nicht bloß den Verlust, sondern auch den Segen.

Wenn wir uns freiwillig unter Gottes Rat und Willen stellen, werden wir zunächst in ganz erstaunlicher Weise von ihm getragen und gehalten. Wir fühlen wie selten im Leben die starke Hand des Vaters, die stützt und führt. Wir werden empor gehoben und schreiten leicht, frei und fest über die wilden Wogen des Unheils. Ohne alles Ringen und Mühen gelangen wir durch die göttliche Energie des Heils, die im Unwetter waltet, auf die Höhe, sobald wir die positive Fühlung zu ihr gewinnen, und leben auf in der Sphäre seines Lebens voll Kraft und Klarheit. Aber wir behaupten nur die Höhe und bewahren uns nur den Segen, wenn dieses wunderbare Erlebnis eine ihm gleiche persönliche Energie auslöst, die das Verhängnis innerlich überwindet und sich des Lebens, das aus ihm quillt, selbsttätig bemächtigt. Sonst geht es nach der Erhebung wieder hinab in die alten Niederungen, und die Segensströme verlaufen sich im Sande. Es ist keine Frage, daß Gott seinen Kindern in solcher Trübsal viel und reich gibt: wir werden überschüttet, aber darum heißt es nun, erwerben, um es zu besitzen; er tritt uns ganz nahe, aber darum gilt es nun, in seiner Gegenwart zu wandeln und ihm zu leben.

Deshalb wird die Heimsuchung erst erfüllt und der Aufschwung vollendet, wenn wir mit unsrer ganzen Person in den Zug des Lebens eintreten, der unabhängig von allen Zufällen des Daseins und Schiebungen der Geschichte beharrlich nach dem letzten Ziele strebt und rücksichtslos in Glück und Unglück um das Werden des Neuen in uns ringt, dessen Vollendung uns von allem Übel erlöst.

Der Kampf mit dem Tode, in den wir hineingeführt werden, ist der Werbeplatz für das eigentliche Leben. Fast alle werden zur Heeresfolge aufgerufen, denn wer käme nicht einmal zeit seines Lebens mit dem Tode in persönliche Berührung! Aber wenige sind es, die dem Rufe folgen. Die meisten hören ihn gar nicht vor Wehklagen oder sind außer Stande, ihm zu gehorchen, von Trauer geschwächt.

Wenn wir einmal in das heiße Gedränge kommen, wo es bei den Menschen, die wir als untrennbar von uns empfinden, auf Tod und Leben geht, und die Möglichkeit solch wesentlichen Verlustes unser Bewußtsein erschüttert, dann zerfließt die landläufige oberflächliche Lebensauffassung wie ein Wahn, in dem wir befangen waren. Da lösen sich die innern Banden, mit denen wir ganz harmlos von Idealen hingerissen wurden oder Gütern dienten oder Genüssen ergeben waren. Denn ihre wunderbare Schönheit verbleicht. Wir kommen aus der allgemeinen Zerstreuung und Hingebung unter Schrecken der Unsicherheit zu einer tiefen Selbstbesinnung auf das Wesentliche, Bleibende, Zukunftskräftige. Worum sich Tausende zeitlebens vergebens theoretisch bemühen, wird hier ganz von selbst. Wohl dem, der da nicht der Verzweiflung des „Alles ist eitel" erliegt, sondern das Ewige erblickt! Sobald wir Gott empfinden und uns freiwillig zu seinem Willen bekennen, werden wir durch die Kraft seines Erlebens aus dem nichtigen Getriebe herausgehoben und in das Werden des Lebens und der Wahrheit eingefügt, das dem Tode überlegen ist und ihn überwinden wird.

Da hören wir mitten im Aufruhr des Zusammenbruchs unsrer Welt seine Stimme: trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes, alles andere steht in zweiter Linie. Wie oft haben wir es gehört, gesagt, gewollt, jetzt verstehen wir es und tun es. Denn hinter dem Aufruhr stehen die mächtigen Motive des Lebens, die uns gar keine Wahl lassen: die Hinfälligkeit alles Irdischen, unsre Ohnmacht, mit Kräften des Lebens dem Kranken zu helfen und ihm seine Qualen zu erleichtern, die ungebrochene Macht des Todes, die unhemmbar näher kommt, die Wertlosigkeit von allem andern in dieser furchtbaren Lage. Wer das erlebt, der kann gar nicht anders, den treibt es mit Ungestüm dazu: hier bin ich, alles soll fortan diesem einen Ziele dienen. Alles will ich dafür einsetzen, alles ihm unterordnen.

Das wird schon vor der Katastrophe die Lebenskraft, die uns im Feuer der Trübsal unantastbar macht, und bleibt es auch, wenn

sie hereinbricht. Wie viele erleben das an der Oberfläche! Sie können sich nach solchem Verluste nicht mehr in das Leben finden, es ist ihnen öde, leer, sinnlos, zwecklos, aber sie spüren nicht, was dahinter liegt. Sie erfassen nicht das Positive, das ewige Leben. Sie finden nicht den Anschluß an den Lebenszug, von dem aus alles eine neue Perspektive und den eigentlichen Wert und Sinn gewinnt. Wer aber Gottes Stimme lauscht und sie versteht, der hört den Ruf, und wen er ergreift, der wird dem Zuge eingereiht. Dann stehen wir über allem Schicksal, wie es uns kommen möge: es ist unser Element, in dem wir leben und durch das wir unserm Ziele zu getragen werden, nicht mehr unser Los, für das wir leben, das uns hemmen und vernichten kann. Unsre Bestimmung liegt im Werden des Reiches Gottes, und was wir leben, hat nur Wert als Erscheinung und wachstümliches Treiben seines Kommens. Unabhängig und überlegen gegenüber allen Zufällen nehmen wir, was uns zufällt, aus seiner Hand und wenden es damit zum Besten.

In dem Maße als das Tat und Werk unsers Lebens wird, behaupten wir die Höhenlage, auf die uns Gott durch die Tiefen geführt hat, damit wir in ihr Wurzel schlagen. Wenn wir aber die Tendenzen der Menschwerdung und der Neuordnung aller Dinge nicht ins Leben, sondern nur in die Gedanken treten lassen, fallen wir zurück. Dann haben wir von dem Schlage des Todes nichts gewonnen, sondern doppelt verloren. Darum laßt uns sorgen, daß unsre Lieben nicht fruchtlos gestorben sind. Der nutzlosen Verluste ist es wahrlich genug in der Vergangenheit. Sorgen wir dafür nicht nur im Blick auf das Ganze und auf uns, sondern auch im Blick auf sie, die uns vorläufig genommen wurden. Denn das ist das einzige lebendige Denkmal, das wir ihnen errichten können, daß wir die Früchte schaffen, die ihr Heimgang in uns zeitigen soll.

M.

Eine Judengeschichte aus unsern Tagen.

Schon längst hätte ich gern die Geschichte eines merkwürdigen Juden erzählt, den ich selbst gut kannte, und der unstreitig zu den nicht gewöhnlichen Zeitgenossen gerechnet werden muß. Aber sie erzählt sich schwer, weil ich sie eigentlich nicht kenne. Ich kann allenfalls flüchtige Erinnerungen und Stimmungsbilder festhalten, weiß aber keinen Bescheid über das Woher und Wohin und Wozu. Ein Jude ist allewege schwer zu fassen.

Bisher konnte man die Geschichte nicht erzählen, weil noch zu viele der handelnden Personen am Leben waren. Aber inzwischen hat der Tod die meisten abgerufen. Von meinem auch entschlafenen jüdischen Freunde haben viele erzählt, so lange er lebte. Es war mir Bedürfnis, auch einmal etwas zu erzählen, was den Vorzug der Wahrheit hat. Sie haben alle Idealbilder entworfen, die sie sich selbst ausgedacht hatten, und die sie für wahr hielten. Denn sie kannten ihn alle nicht. Er war nichts weniger als ein Ideal, aber er war interessant, um so mehr als seine Geschichte sich in biblischen Wirklichkeitsbahnen bewegte. Es ist keine Bekehrungsgeschichte, für erbauliche Zwecke ist sie nicht verwendbar, auch keine Lebensbeschreibung, nur ein Erinnerungsblatt an einen Vergessenen, der seinerzeit berühmt war, von einem, der ihn geliebt hat, nachdem er ihn lange nicht verstanden.

Joseph Rabinowitsch.

Er hieß Joseph Rabinowitsch und war ein rassereiner russischer Jude. „Jossel" nannten ihn seine Eltern und Freunde bis an sein Lebensende. Und er hatte den klugen Kopf und die weite Überlegung der reinen Rasse. Schlauheit funkelte aus den kleinen grauen Augen.

Er machte auch ganz die Laufbahn des echten Juden durch. Er besuchte die Chederschule, dann tauchten sie ihn tief ein, aber

sehr tief in den Talmudismus. Das Talmudwesen ist etwas Schweres, ein Sammelbecken spitzfindiger Unwirklichkeiten. Es erinnert stark an tiefmittelalterliche Religionskünste, aber das Schlimme dran ist, daß es heute noch eine Geistesfessel ist, die für weite Schichten des begabten Volkes noch nicht gesprengt ist. Ein rabbinischer Zug aus dem Talmud hing seinem Denken lebenslang an. Nicht zufällig hieß er „Rabinowitsch".

Da ihm wohl von Geburt ab ein Fuß verkrüppelt war, war er an sich mehr auf Stille und Denken angewiesen als andre seines Volkes. Trotzdem schüttelte er das Talmudwesen ab, wie viele tun, gründete als Halberwachsener einen Hausstand und begann einen kleinen Handel. Aber gerade hierbei hinderte ihn seine natürliche Unbeweglichkeit, und er verlegte sich auf eine mehr geistige Tätigkeit. Er begann Zeitungsartikel zu schreiben, Geschäftsberater in verzwickten Fällen zu werden, und schließlich brachte er's zum Rechtsbeistand vor Gericht. Er übte diese Tätigkeit in Kischinew, der Hauptstadt Bessarabiens, aus. In Deutschland, wo man nur studierte Rechtsanwälte anerkennt, nennt man solche Leute Winkeladvokaten.

Mir sagte er einmal, als er von seinem Leben diese notdürftigen Angaben machte: Sie sind ein furchtbar langweiliger Mensch. Erst haben Sie alle möglichen Schulen besucht, dann haben Sie die Universität durchgemacht, alles mit Examen und Zeugnissen belegt, dann haben Sie eine „Stelle" bekommen. Als Sie die hatten und sicher gestellt waren, haben Sie auch geheiratet, und ich glaube, jetzt werden Sie noch in eine Lebensversicherungsgesellschaft eintreten. Bei mir dagegen ging alles durch lauter Plötzlichkeiten. Examina habe ich keine bestanden, staatlich anerkannte Schulen überhaupt nie besucht. Zuerst habe ich geheiratet, dann einen Lebensunterhalt gesucht, und alles was ich geworden bin, bin ich ohne Norm und Regel allein durch das Leben geworden. Darum denke ich nicht an heute noch weniger an morgen und freue mich des Lebens, während Sie nie aus dem Sorgen und Denken herauskommen, weil bei Ihnen alles nach Schnur und Regel geht. —

Hat nicht der große Jude gerade so gelebt und gedacht und gehandelt? Hat er nicht ebenso den Seinen gesagt: Sorgt euch doch nicht für den andern Morgen, machts doch wie die Lilien und die Sperlinge. Steckt euch doch kein Geld ein. Nehmt einen Stecken in die Hand, und fertig seid ihr zur Reise in die Welt! Über diesen „Text" habe ich viel predigen hören, auch selbst viel darüber gesprochen. Aber gesehen in dieser unbeabsichtigten, selbstverständlichen Wirklichkeit hab ich's nur bei Juden, besonders bei diesem Juden. Eine Wirklichkeit ist immer noch etwas Mächtigeres als die schönste Auseinandersetzung, ein Erlebnis mehr als die klarste Lehre.

Rabinowitsch hat mich oft getröstet. Mir schien's manchmal, wie das oft jungen Leuten so geht, als sei mein Leben so unnütz und wertlos, so elend und in den Winkel gestellt. Da sagte er: Warum kränken Sie sich darüber? Leben Sie doch! Was Ihr Leben zu bedeuten hat, das können Sie gar nicht wissen. Es gibt einen großen Plan, der liegt in der Hand eines großen Feldherrn und kommt unaufhaltsam vorwärts. Aber der Feldherr hat viele Soldaten. Den einen heißt er marschieren, den andern schießen, und einem gibt er eine Trompete und befiehlt ihm, er soll weiter nichts machen als Täterretäh! Alle nützen, aber keiner hat etwas zu bedeuten. Und jetzt gehen Sie nach Hause und machen Sie Täterretäh!

Was tun? Der Jude hatte eigentlich recht. Ich ging also und machte Täterretäh, bis mir die Trompete aus der Hand genommen wurde.

Rabinowitsch hatte ein großes Sprachtalent. Er schrieb und sprach ein klassisches Hebräisch, ebenso ein fertiges Russisch. Für gewöhnlich aber redete und schrieb er einen wilden Jargon, den er aber in einer Beweglichkeit zu handhaben verstand, die einzig im Jargon, diesem übersprachlichen Mischgebilde, möglich ist. Er verständigte sich aber mit allerlei Leuten, obgleich es ihn nie jemand gelehrt hatte. Ich traf ihn einmal an einem englischen Briefe herumbuchstabieren. „Geben Sie her," sagte ich, und nahm den

Brief. Leider brachte ich auch nichts Rechtes heraus. Es war eine grauenhafte Handschrift. Mit überlegenem Lächeln sah mir der Jude zu. „„Glauben Sie mir, ich werde mit dem Brief ganz allein fertig. Ich will jeden Brief lesen und verstehen, wenn er mich interessiert. Ich brauche nur etwas Zeit.““

Als er Zeitungen schrieb, arbeitete er besonders für die große hebräische Zeitschrift „Melitz“. Damals tauchte der bekannte Plan einer jüdischen Kolonisierung Palästinas auf, der ja heute so außerordentlich bedeutsame Gestalt gewonnen hat. Rabinowitsch trat mit Wort und Schrift für den Plan ein und sah schon damals in der Wiedergewinnung Palästinas die Lösung der Judenfrage. Der eifrige Artikelschreiber muß auch in jener Zeit in irgend ein Palästinakomitee gelangt sein, jedenfalls machte er mit den Mitteln eines solchen und im Interesse des „Melitz“ eine Reise nach Palästina.

Die großen Rothschildschen Kolonien waren zu jener Zeit schon vorhanden. Es war Ende der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Sie wurden ja seiner Zeit als Keim der Zukunft begrüßt und mit ganz unglaublichen Kosten ins Werk gesetzt. Rabinowitsch sah sie, aber er sah auch, daß das keine Lösung der Judenfrage sei. Was immer nur von außen geschürt und gestützt werden muß, das hat keine eigene Gesundheit. Die Kolonien stehen trotz reichster Unterstützung heute noch nicht auf eigenen Füßen.

Da fragte er: Was fehlt eigentlich dem armen Juden, daß er nicht zur Ruhe kommen kann unter den Völkern? Er ist der Gescheidteste von allen, er ist der Erwählte Gottes aus alter Zeit, er ist auch der Reichste und doch der Allerärmste, der Abscheu der Völker und trotz der ungeheuren Reichtümer doch auch an Geld der Ärmste, wenn man die Massen ansieht. Und merkwürdig, die Christen, diese Gojim, haben's gut. Sie gedeihen politisch, sie haben Macht, Ehre, Bildung, auch weit allgemeineren Wohlstand. Warum haben wir alles das nicht? —

So stand er und überlegte und rechnete und fand schließlich, daß die Christen alles den Juden geraubt hätten, und enthielten ihnen ihr rechtmäßiges Erbe nur vor. Denn woher hatten's die

Christen? Von einem Juden. Seit die Völker den Juden Jesus hatten, seitdem war mit ihnen ein Umschwung eingetreten, und seit die Juden Jesum sich hatten nehmen lassen, seitdem waren sie so gequält und verarmt. Gebt also den Juden Jesum, dann gebt ihr ihnen Reichtum, Bildung, Ehre, Macht, Freiheit. Dann ist die Judenfrage gelöst. Sie wird aber nicht durch Rothschildschen Landkauf gelöst. Umgekehrt. Der politische Besitz folgt Jesu nach.

Der Gedanke tauchte blitzartig bei ihm auf, als er auf dem Ölberge stand und Jerusalem sah. Dort rechnete er nach, ob es richtig sei. So rechnete er aus der Weltgeschichte Jesus heraus. Er rechnete wie Abraham und alle seine Väter gerechnet hatten. Ihm lag doch am Christentum nichts. Er wollte nur Wirklichkeitswerte, wollte Freiheit und Macht für sich und sein Volk. Aber wenn ein Jude einmal auf diese Spur gesetzt ist, dann ist er spursicher.

Wer war nun der Jude Jesus, den sein Volk so verabscheute? Am Ende hatte er gerade das Beste seines Volkes gewollt und gesucht, und sie hatten ihn nur mißverstanden! Irgendwoher verschaffte er sich die Lebensgeschichte Jesu, und aus dieser hörte er den Volksgenossen heraus. Wenn ein Jude die Bibel des Alten oder auch Neuen Testaments liest, so studiert er zunächst keine Religion, sondern das Volksbewußtsein erfaßt ihn. Der Jude hört den Juden und fühlt die Blutsverwandtschaft. Da fesselte ihn besonders Paulus. Paulus hat ja auch den rabbinischen Zug nie verleugnen können. Das zündete geradezu in Rabinowitsch. Dieses uns schwer verständliche Umspringen mit dem Alten Testament, was der große Apostel gelegentlich übt, war gerade das, was den alten Talmudisten begeisterte. Wer so die Bibel lesen kann, der hält den Schlüssel zum Fortschritt des Volkes in der Hand. Paulus und Jesus sind die großen Volksbefreier, und diese haben die Juden verloren. Daher das nationale Unglück! Wir müssen sie für die Juden wiedergewinnen!

Also kurz umgekehrt vom Ölberg, Komitee Komitee sein lassen, nach Hause gegangen und dort den Kischinewer Juden die neueste

Neuigkeit mitgeteilt: Jesus ist unser Bruder. Den müssen wir wieder bekommen.

Das war natürlich nicht so leicht gemacht. Da seine Verkündigung ungeheures Aufsehen erregte, war es ratsam, sich dazu einen Schutz der Polizei zu sichern. In Rußland lebt sich's außerordentlich frei und behaglich. Nirgends fühlt man sich so wenig beengt wie da. Zudem fehlt dem ganzen gesellschaftlichen Leben das Hasten und die Unrast, die sonst überall in der Welt außer vielleicht in Afrika die Nerven zerrüttet und nicht zur Ruhe kommen läßt. Man darf nur eines in Rußland nicht. Man darf kein Aufsehen erregen. Berühmte Leute kann Rußland schlechthin nicht vertragen. Sie sind verdächtig und werden polizeilich beaufsichtigt und bewacht. Das Land ist die reine Genesungsstation für sonst unheilbare Berühmtheiten. Alles was irgendwie hervorragt, geht entweder freiwillig über die westliche oder unfreiwillig über die östliche Grenze des europäischen Rußlands. Das liegt im Wesen des Absolutismus, wo nur Einer groß sein darf.

Diesen Fehler mußte also Rabinowitsch zu meiden suchen. Er wandte sich also an die Oberen der Polizei und brachte diesen den Glauben bei, daß er der unbedeutendste und harmloseste Mensch sei, verschaffte sich Empfehlungen nach Petersburg und Moskau, besuchte russische Bischöfe und Erzbischöfe, war überall so unbedeutend wie möglich und bat schließlich die Behörden ihm zu gestatten, eine jüdische Synagoge zu gründen für Israeliten des neuen Bundes und der Stadtbehörde Kischinews zu befehlen, den Zugehörigen zu dieser Synagoge eine Begräbnisstätte zuzuweisen.

Jüdische Synagogen mags in Kischinew, das damals unter nicht ganz 200 000 Einwohnern mindestens 80 000 Juden zählte, hunderte geben. Sie bestehen mit und ohne polizeiliche Erlaubnis. Kein Mensch kümmert sich drum. Aber eine solche, wie Rabinowitsch sie in's Werk setzen wollte, war natürlich den meisten Erzbischöfen nicht unangenehm, bedurfte aber für mancherlei Möglichkeiten seitens der wahneifrigen Judenschaft besondern Schutzes und grundlegender staatlicher Erlaubnis. Hat man nun in Rußland einen Schein

8*

mit Siegel und ministerieller Unterschrift, dann ist man wohl geborgen. Jeder Polizeidiener klappt ehrfurchtsvoll vor diesem Papier zusammen. Man darf's nur nie aus der Hand geben. Es gewährt Duldung für Jahrhunderte, so lange man's in der Urschrift besitzt.

Rabinowitsch wußte all das wohl und verstand es zu benutzen.

Missionserlebnisse.

In diesem eigentümlichen Augenblick seines Lebens fiel Rabinowitsch in die Hände von Missionsgesellschaften. Man hätte ihm wünschen mögen, es möchte nie geschehen sein. Aber es geschah, und er mußte einfach durch alle Folgen, die das nach sich zog, hindurchgehen.

Es kam ganz einfach. Ein junger, begabter, feuriger Missionar, der eben seine erste Missionsreise nach dem Osten unternahm, lernte den merkwürdigen Juden kennen, hörte ihn, sah die eigenartige Niederschrift seines neuen Glaubensbekenntnisses, in dem er einige bestimmte Lehrpunkte als für Israeliten des neuen Bundes aufgestellt hatte, und berichtete seiner Gesellschaft darüber. Er nahm auch eine Abschrift dieser „Dokumente von Joseph Rabinowitsch" mit, und Professor Delitzsch in Leipzig*), der große Kenner und Freund des Judentums, gab sie in deutscher Übersetzung heraus. So gelangte Rabinowitsch in die Öffentlichkeit des Auslandes und erregte die Aufmerksamkeit der Missionsfreunde. Das geschah im Jahre 1884.

Missionsgesellschaften verstehen es ohne Zweifel, gerade die tüchtigsten und begeisterungsfähigsten Leute an sich zu ziehen. Sie brauchen auch Menschen, die alles opfern können. Es gibt solche

---

*) Professor Franz Delitzsch war der Vater des jetzt aus dem Babel-Bibelstreit bekannten Professors Friedrich Delitzsch. Auch dieser ist sowohl als akademischer Lehrer, wie als Fachgelehrter ein ganz hervorragender Mann. Er ist eigentlich der Begründer der wissenschaftlichen Assyriologie und hat als solcher außerordentlich Wertvolles geleistet. Auch mit einem seiner geringsten Werke „Babel und Bibel" hat er gleichsam mit dem ausgestreckten kleinen Finger eine ganze Welt in's Wanken gebracht.

und nicht wenige. Nun gibts irgendwo einen Bibelspruch, der heißt: Geht hin in alle Welt, lehrt alle Völker und tauft sie. Zu wem und wann das gesagt ist, danach fragen die Leute nicht. Es steht da, und sie sind fertig in die Welt zu gehen und alles bestmöglichst auszuführen, wie die Vorschrift besagt. Solche Soldaten kann man sich eigentlich nur wünschen. Sie haben auch unzweifelhaft viel fertig gebracht und an der Umgestaltung und Gesittung der Weltverhältnisse viel mitgearbeitet. Wenn der Konsul, der Kaufmann, der Soldat, der Pflanzer, der Forscher in die Welt geht, warum soll da nicht auch der Religionsmann gehen? Er wird draußen das öffentliche Gewissen darstellen, daß die andern nicht zu wild werden und sehr wesentlich an der Hebung und Gesittung der Völker mitarbeiten.

Aber anders liegen die Verhältnisse, wenn der Missionar zu den Juden geht. Der Jude ist nicht draußen, sondern überall drinnen und könnte ganz genau wissen, wie es mit dem Christentum steht. Er weiß es auch, und weil es ist, wie es ist, darum zieht es ihn nicht an. Rabinowitsch sagte einmal: Ich bin durch die Stätten der verschiedenen Missionsgesellschaften gereist: Lauter Schaufenster, in denen Waren ausgelegt sind, für die gewaltig gelärmt wird. Aber alles Waren, die man eigentlich nicht braucht. —

Was noch am meisten an ihnen von Juden geschätzt wird, ist, daß sie vielen zu persönlicher Bildung helfen. Sie haben manchem Jüngling ermöglicht, sich eine Bildung und Lebensstellung zu erobern. Daher wollen alle, die zu den Missionaren kommen, selbst Missionare oder irgend etwas höheres werden, sie wollen gleichsam Volkstum und Religion so teuer wie möglich verkaufen. Der Jude hat nur Sinn für Wirklichkeitswerte. Wenns dann durchaus sein muß, behängt er sich mit der neuen Religion, aber billig ist das Geschäft keinesfalls für den Verkäufer.

Was konnten wohl diese Gesellschaften einem Rabinowitsch bringen? Ihre geheimsten Gedanken kannte der kluge Mann schon, ehe sie sie aussprachen. Aber eines hatten sie, das war für ihn wertvoll, und schmunzelnd steckte er ein, was von denen, die sich an ihn

herandrängten, so leicht zu erlangen war. Er hatte vermeintlich biblisches Recht dazu. Schon Jesajas sagt: Die Macht der Heiden wird zu dir kommen, die Menge der Kamele wird dich bedecken. Sie werden aus Seba alle kommen und Gold und Weihrauch bringen.

Wahrhaftig das sollten diese Gojim tun. Und sie brachten beides, Gold und Weihrauch in Mengen, wie es verheißen war. Gold ist Freiheit, und für Weihrauch ist ein Judenherz sehr empfänglich. Rabinowitsch bedurfte der Freiheit. Er löste sich vom Melitz, löste alle geschäftlichen Beziehungen zu den Juden, erwarb ein schönes Grundstück in der Stadt und erbaute sich darauf eine schöne neue Schule, wo er den „Israeliten des neuen Bundes" allsabbatlich predigte. In England und Schottland hatten sich verschiedene Gesellschaften erboten, mit Rat und Tat zur Seite zu stehen. Sie schätzten sich glücklich, seinen Kindern eine gute Ausbildung zu geben und an seinem großen Werke mitzuhelfen. Da der Wettbewerb der Helfenden groß war, so stiegen selbstverständlich in Kischinew die Werte nach dem Gesetz von Angebot und Nachfrage. Rabinowitsch kam dadurch in eine recht erträgliche Stellung der Unabhängigkeit in dieser Welt. Allmählich hat er seinen Freunden auch die nötige taktvolle Verschwiegenheit beigebracht.

Das war namentlich anfangs sehr lästig, daß die Missionsblättchen so wenig verschwiegen waren. Alles wurde immer gleich gedruckt. Sie müssen das tun. Ohne Bericht kein Geld. Will man also Geld haben — und ohne Geld gibts keine Mission — so muß man fleißig berichten. Sie brachten unglaubliche Dinge in Wort und Bild. Einmal sogar eine Augenblicksaufnahme von der „Bekehrung des Rabinowitsch auf dem Ölberge", wo er mit einem neuen Testament in der Hand und hängendem Kopfe angesichts Jerusalem sich sichtlich bekehrte. Rabinowitsch pflegte solche Dinge mir vorzulegen, schweigend, aber mit so unbeschreiblichem Lächeln in den Augen, den Schultern, den Händen, dem ganzen Körper, wie nur ein Jude lächeln kann. Und er nahm soviel Gold und Weihrauch, als die Gojim nur irgend herzuschleppten aus Seba. Er fühlte sich vollständig berechtigt dazu. Er tat ja auch eine Gegen-

leistung. Er gab seinen ehrlichen Judennamen Joseph Rabinowitsch als Aushängeschild. Damit ließ sich zu jener Zeit prachtvoll klappern und lärmen, und die Einnahmen der Komitees waren immer höher als die Ausgaben. Aber allmählich gewann er sichre Leute, die ohne Lärmen große Summen zuwege brachten, und es gelang ihm, sich vom Missionsmarkt zu lösen und sichre Verbindungen einzugehen.

Bilden ließ er aber in England nur Töchter. Judensöhne müssen die Rasse fortsetzen. Diese behielt er daheim. Denn er dachte nicht einen Augenblick daran, etwa nicht Jude zu sein. Sein Ziel war, gerade erst recht Jude zu werden, den gestohlenen Jesus unter die Juden zu tragen, damit auch die Schätze der Welt den Juden eigen würden. Es ist ihm doch nie eingefallen, ein christliches Fest zu feiern. Den Sabbat und die Synagogenfeste hielt er, zuweilen gedachte er der christlichen mit ehrender Erwähnung, aber sie lagen ihm ferne.

Als die Missionsverbindungen begannen, war aber auch eine sehr mißliche Frage da, die Tauffrage. Rabinowitsch hätte vielleicht niemals an Taufe gedacht, die Missionsleute hielten die Taufe für unumgänglich. Es erhob sich nun die neue Schwierigkeit unter ihnen, wer taufen sollte. Alle wollten. Das schaffte Rabinowitsch eine zeitlang Ruhe. Gar zu gern hätte ihn der lutherische Ortspastor von Kischinew getauft. Dieser betrieb seit vielen Jahren im Nebengeschäft ein kleines Missionsunternehmen, für das er viel Geld brauchte und sammelte, und das im Laufe von 25 Jahren ungefähr 200 Judenseelen der Christenheit einverleibte. Es war aber sehr kostspielig und hatte nichts übrig von Gold und wenig von Weihrauch.

Dieses Angebot kam für Rabinowitsch von vornherein nicht in Betracht. Das hätte ihm erstens eine sehr lästige Aufsicht und fatales Dreinreden in seine Angelegenheiten verschafft, ihn aber außerdem gründlich aus seinem Volke ausgewurzelt und in's Luthertum verpflanzt. Dafür aber war er nicht zu haben, auch um Gold und Weihrauch nicht.

Da trat ein englischer Missionsunternehmer auf, ein gewisser Wilkinson, ein geriebener Herr, wahrscheinlich auch von der reinen Rasse. Er fühlte, daß er diesen Erwerb für seine Unternehmungen dringend nötig habe, und war sehr leistungsfähig. Er erbat von Rabinowitsch eine geheime Unterredung irgendwo auf dem Festlande. Natürlich nahm der an und erschien vor Wilkinson und dessen Stabe. Die Zusammenkunft endete damit, daß Wilkinson allerdings Gold und Weihrauch opfern durfte, aber beides ohne den Alleinvertrieb und das Recht der Ausschließlichkeit zu erwerben. Rabinowitsch meinte, er müsse, da er in Deutschland sei, durchaus den alten Vater Delitzsch in Leipzig sprechen.

Delitzsch war von allen christlichen Gelehrten der gründlichste Kenner des Rabbinismus. Er hat außerdem ein Werk geschaffen, das seinen Namen unvergeßlich macht, eine hebräische Übersetzung des Neuen Testaments, die mustergiltig und unerreicht dasteht. Außerdem war Delitzsch damals mit seiner ganzen Person für Rabinowitsch, den er von Angesicht nicht kannte, eingetreten, indem er seine „Dokumente", in denen er seine Volkshoffnungen und Gedanken aussprach, veröffentlichte.

Delitzsch war eine makellose Persönlichkeit durch und durch und genoß in allen des Hebräischen kundigen Kreisen, ebensowohl christlichen als jüdischen, ungemessenes Ansehen. Er war zudem ein Mann von unendlicher Liebe und Hoffnungsfreudigkeit und sah in Rabinowitsch eine Erfüllung aller Wünsche, die er je von Juden gehegt. Er verstand ihn, nur war er doch zu sehr lutherischer Theolog, um ihm Tauffreiheit zubilligen zu können. Aber das natürliche Gefühl sagte Rabinowitsch, daß nur Delitzsch ihn im Wettbewerb der Gesellschaften so sicher stellen könnte, daß er, ohne eigenes zu opfern, doch der Schätze der Gojim teilhaft bleiben könnte.

So kam er nach Leipzig, von Wilkinson und denen um ihn streng bewacht. Ich hatte damals eben meine Studien beendet und genoß bei Delitzsch die Vertrauensstellung eines Privatsekretärs, als die interessanten Herren ankamen. Was tun? Delitzsch ver-

anstaltete eine Besprechung, zu der noch ein befreundeter Gelehrter aus Berlin kam, und nun wurde der ganze Fall Rabinowitsch theologisch erörtert. Mir fiel die Abfassung der Sitzungsberichte zu. Da warf irgend jemand die Tauffrage auf. Ich glaube, es war jemand, der Rabinowitsch nicht wohl wollte und ihn dadurch in Verlegenheit bringen wollte. Ob er die Absicht habe, sich taufen zu lassen? Rabinowitsch wand sich und schwieg. Ob er sich etwa geradezu nicht taufen lassen wolle? — For wus net (warum nicht)? lautete die vorsichtige Antwort. — Dann sollte es doch geschehen. — Einverstanden. — Aber sogleich geschehen. — Ebenfalls einverstanden.

Aber das war bei Wilkinson das brennende Interesse. Er hätte so nötig gehabt, ihn zu taufen. Das hätte Berichte gegeben, noch nie dagewesene. Als er aber sah, daß ihm unmöglich dieses Gute allein zugebilligt werden könne, sollte es wenigstens auch der Wettbewerb nicht haben. So kam ein eigenartiger Ausgleich zustande. Getauft sollte Rabinowitsch werden, und zwar sogleich, aber von einem Engländer, der kein Missionsmann sei, und auf deutschem Boden, aber nicht in Leipzig.

In der Bethlehemkirche in Berlin auf der Wilhelmstraße wurde an einem der nächsten Tage von einem amerikanischen Professor und Prediger, ich weiß nicht mehr genau in welcher Sprache, die denkwürdige Taufe vollzogen. Die Taufe selbst sollte eine interkonfessionelle Stellung schaffen und dem Rabinowitsch nur den Charakter Christ verschaffen, ihn aber im übrigen in seinem Judentum in keiner Weise antasten. In der kleinen Taufgesellschaft waren, wie mein Freund v. G. behauptete, nicht zwei Menschen eines Glaubens.

Delitzsch selbst konnte als lutherischer Theolog dieser interkonfessionellen Taufe nicht wohl beiwohnen, weil er aber doch gern dabei sein wollte, schickte er mich. Ich war der Unbedeutendste und vertrat als solcher das Luthertum in dieser christlichen Gesellschaft. Als ich meinen Bericht erstattete, sagte Delitzsch: Gehen Sie nun nach Kischinew und sehen Sie dort zu, wie es geht. Ihm war sehr bange. Er beschwor die Missionsmänner, doch mit dem

elenden Mammon sich nicht zu versündigen und das Keimende nicht mit Gold zu verderben. Er erbot sich, persönlich alle etwaig notwendigen Unterstützungen gewissenhaft übergeben und verwenden zu lassen. Er wollte einen Menschen nach Kischinew stellen und alles selbst öffentlich verrechnen unter eigner Verantwortung. Aber Wilkinson ließ alles das scheitern. Er brauchte für sein Unternehmen zu nötig eine Abteilung ‚Rabinowitsch‘, als daß er anders als nur scheinbar auf die Vorschläge der Ehrenhaftigkeit hätte eingehen können. Und der Jude hatte alles so gut durchschaut und ließ es geschehen. Das Sprenklichte mußte ihm zufallen, und er sorgte dafür, daß die ganze Herde sprenklicht wurde.

Lehrjahre neben Rabinowitsch.

Ich habe damals Jahre des tiefsten Wehs und der furchtbarsten Einsamkeit verlebt. Voll idealer Begeisterung war ich dem Auftrage meines väterlichen Freundes und Lehrers gefolgt. Das Christentum hielt ich für die Wahrheit aller Wahrheit. Ich meinte, es könnte gar nicht anders als die Welt erobern, es müsse durchdringen. Ich machte mich auf Haß und Feindschaft gefaßt, aber zehn Leben hätte ich dafür hingegeben. Aber man wurde gar nicht gehaßt. Es war alles wie süßer, klebriger Sirup. Das „Wort Gottes" ließ die Menschen urgleichgültig und erzeugte Gähnen. Überall ein vorsichtiges Schleichen, kein unaufhaltsames Daherstürmen.

Die Taufe hatte auf Rabinowitsch sichtlich auch den leisesten Eindruck nicht gemacht. Ich hatte immer gelernt „wirket Vergebung der Sünden, erlöst vom Tode und Teufel und gibt die ewige Seligkeit . . ." Das muß man doch merken. Sie soll sogar heiligen Geist geben, aber zu sehen und zu merken ist nichts davon. Rabinowitsch sagte einmal ganz gemütlich zu mir: Sagen Sie bitte, kennen Sie alle Ihre Gemeindeglieder genau? „Nein." Und doch beunruhigen Sie sich nicht sonderlich darüber. Warum machen Sie Anspruch, den Juden ganz genau kennen zu wollen, wenn er Ihr Gemeindeglied werden will. Taufen Sie ihn doch ganz ruhig.

Was er ist, wird man dann sehen. Soviel wie Ihre Gemeindeglieder wird er auch sein!

Dann kamen die Missionsvertreter. Das ist nun doch gewiß die Auslese des Christentums. Sie kamen alle angereist, die Christentumsbewegung in Kischinew zu studieren. Ja wozu denn? Was ging's sie denn an? Hatten sie wirklich weiter nichts zu tun, als müßig die Welt zu durchstreifen? Nein, sie wollten berichten und dran verdienen. Dann lasen wir gedruckt ihre Eindrücke. Sie wußten alles viel besser, oder sie streuten unendlichen Weihrauch. Damit verdarben sie alles, was allenfalls Gutes im Stillen hätte erwachsen können. O diese elenden Missionsberichte, dieses unwahre Wesen! Aber wo war denn die Wahrheit? Bei welcher christlichen Richtung und Art ist der heilige Geist? —

Sie lehren auch, Jesus Christus wäre von den Toten auferstanden und lebe, und werden sehr böse, wenn's ihnen jemand nicht glaubt. Aber wenn er lebt und alle Gewalt hat: Wo ist er dann? Warum hilft er dann nicht dem Christentum? Warum leitet er seine Kirche nicht in alle Wahrheit? Welche ist denn eigentlich „seine" Kirche? Anspruch erheben sie alle drauf, aber nicht eine hat „die Wahrheit". Oder lebt er am Ende nicht, dann ist alles hinfällig. Diese Art Christentum ruht auf einem „Satz". Das ist aber ein sehr zweifelhafter Stützpunkt. Wenn es nicht auf großen Erlebnissen und unzweifelhaften Bezeugungen des Auferstandenen und Lebendigen ruht, ist es nur eine Lehre, eine Religion wie andere, aber keine lebendig machende Gewalt.

Schließlich ging ich all den christlichen Herren aus dem Wege. Ich las ihre geheimsten Gedanken, ehe sie nur den Mund aufmachten, und sah Rabinowitsch lächeln, ganz still lächeln, mit den Fingerspitzen lächeln, während der Mund mit ihnen christliche Brüderschaft machte. Er kannte sie alle noch viel besser wie ich. Er wußte, daß sie alle nichts hatten. Aber ich konnte nicht lächeln. Mir wurde eine Welt zerschlagen, mir wurde das Heiligste angetastet, und das tut weh.

Ich habe auch einen Charakterfehler davongetragen, der mir

wohl lebenslang anhängen wird, ein unüberwindliches Mißtrauen gegen alles besonders Christliche. Ich war auch viel zu jung und unreif, um solche Riesenlasten so allein zu tragen. Zwei sehr geistesmächtige Freunde, denen ich damals mein Herz schriftlich ausschüttete — einer war Delitzsch — baten mich, ich möchte ihnen keine solchen Briefe mehr schreiben. Ich habe damals Zeiten verlebt, in denen ich glaubte, ich würde lebenslang nie mehr imstande sein zu lachen. Aber ich glaube seitdem, daß es nichts, nichts gibt, was ein Mensch nicht ertragen könnte. Für alles Gold und allen Weihrauch Sebas möchte ich von jenen Jahren nicht eine Stunde missen, ich bin auch gewiß, daß kein einziger Mensch die Erinnerung an getragenes Leid je hergeben wird. Leid ist verborgene Herrlichkeit. Was ich habe, das geht in Ewigkeit nicht mehr verloren. Das sind keine „Sätze", das ist Leben und Wahrheit.

Ich sah meine Hauptaufgabe bei meinem sonderbaren Auftrag darin, Rabinowitsch möglichst sich selbst zu überlassen. Hätte ich gekonnt, so hätte ich ihn vor seinen Missionsfreunden geschützt und abgesperrt. Delitzsch hatte das dringend gewünscht. Aber es ging nicht. Wilkinson und ähnliche waren viel schlauer. So suchte ich ihn wenigstens vor den anfangs versteckten, später immer offeneren und gehässigeren Angriffen des schwer enttäuschten lutherischen Pastors zu schützen. Der hätte eigentlich gute Tage haben können. Von Rabinowitsch' Predigten wurden eine Menge jüdischer Elemente angelockt, die wie Motten nach dem Lichte schwirrten und mit offenem oder heimlichem Neide die Laufbahn ihres Stammesgenossen bewunderten. Sie bedauerten unendlich, die gute Idee nicht selbst gehabt zu haben und so nach jeder Seite hin gut dazustehen. Jeder fühlte sich gescheidt genug dazu. Aber sie konnten in dem lutherischen Missionsunternehmen recht wohl Verwendung finden. Das füllte sich plötzlich und gab unbezahlbare Berichterstattungsgelegenheit. Die Sache kam sehr in Schwung. Darüber hätte man sich freuen sollen.

Ich machte den Vorschlag, diese müßigen Elemente, die die häßlichsten Zwischenträgereien machten, mir zu überlassen. Ich be-

trieb damals weit weg auf dem Lande eine Bauernwirtschaft und beschäftigte diese Talmudjuden als Knechte und Hülfsarbeiter. Die Neuheit der Sache, das Leben in der frischen Luft tat ihnen sichtlich wohl. Aber die schwere, schwere Arbeit in bessarabischer Sonnenglut und namentlich die Aussichtslosigkeit für die Zukunft, stieß sie auf die Dauer ab. Sie wollten ja alle Missionare werden, alle verdienen, alle Rabinowitsche sein und sahen sich plötzlich in einer Sackgasse. Da riet ich, falls sie nicht arbeiten wollten, sie alle zusammen davonzuschicken, damit sie nicht durch müßiges Sitzen in der Stadt zur Brunnenvergiftung beitrügen. Aber das ging nicht. Das wäre ja viel zu unchristlich gewesen. Es soll ja keiner hinausgestoßen werden, steht irgendwo. Nur immer nach der Liebe gehandelt!

Es ging aus einem ganz andern Grunde auch nicht. Dieser wird wohl ausschlaggebend gewesen sein. Mission braucht Berichte und Geld. Wer nicht berichtet, kann nicht sammeln, wer nicht sammelt, kann keine Mission treiben. Man kann in der Mission arbeiten ohne Geist, aber nicht ohne Geld. Darum hat einmal ein bedeutender Mann zu einem Missionar gesagt: „So lange ihr ohne Geld nicht bestehen könnt, glaube ich nicht, daß ihr das Werk Jesu betreibt, und wenn ihr zu den Weltvölkern keine andern Wege wißt als Eisenbahnen und Dampfschiffe, glaube ich nicht, daß euch Jesus Christus gesandt hat". Schließlich mischte sich noch die Polizei ein und untersagte ihnen den Aufenthalt auf meinem Landgute, weil nach russischem Recht Juden nur in Städten wohnen dürften.

Rabinowitsch sah mir lächelnd zu: Sie gefallen mir. Aber unglaublich töricht sind Sie auch, von einer seltsamen Verständnislosigkeit und Verkennung des Wirklichen. Eine geradezu stehend gewordene Redensart war: O lieber Chotzky, See weesen gur nischt (wissen gar nichts), horchen Sie auf alte Rabinowitsch! Dann redete er ohne Ende, nie über das Leben selbst, aber immer über die Bibel.

Er konnte wirklich reden, es schien als entlaste er damit seine

heiße Seele. Denn er glühte innerlich und war unendlich vereinsamt. Ich war damals so unreif wie nur jemand ist, der just die Universität mit guten Noten durchlaufen hat und stand vor dem Manne wie vor einem ungeheuren Rätsel. Ich wußte, daß er viel pfiffiger war als Wilkinson und die Schlausten, die uns heimsuchten. Aber dann glühte er wieder in einer verborgenen Wahrheit, die er von irgendwoher bezog, nur nicht vom Christentum. Es gab also offenbar eine Möglichkeit, Wahrheit zu finden, trotz aller vorhandenen Christlichkeit. Ja es gibt wirklich geistliches Leben trotz des Christentums und Glauben trotz der Religion. Unabhängig von aller verbrieften Geistlichkeit gibt es geheime Zugänge zum Reiche Gottes. Sie sind schwer zu finden. Gewiß. Aber die sie finden, denen darf weder Christentum noch Religion schaden.

Es geht hier ebenso wie im Leiblichen. Es gibt Heilungen ohne Ärzte durch die Hand ganz einfacher Leute. Man nennt sie im medizinischen Lager zwar Kurpfuscher. Es hat aber schon mancher Kurpfuscher da geholfen, wo Ärzte das Leben abgesprochen hatten. Wie kommt das? Weil Heilung im Grunde weder mit dem Arzt noch mit dem Kurpfuscher irgend etwas zu tun hat, sondern eine still waltende Naturkraft ist, die höchstens hier und da in rechte Bahnen gelenkt werden kann. Ebenso gibt's göttliches Leben im Geiste, das mit der Kirche gar nichts zu schaffen hat. Es kommt überhaupt von Gott, nicht von der Kirche. Höchstens kann hier und da ein Kirchenmann drauf aufmerksam machen. Andre Leute können das aber auch. Natürlich sind auch geistliche Kurpfuscher in privilegierten Kreisen nicht beliebt.

Was unser keiner dem Rabinowitsch bieten konnte, das hatte er in eigenständiger Unmittelbarkeit. Das waren freilich lauter Dinge, die ich in meiner Dogmatik nicht gelernt hatte, und ich hatte doch alles so gut gewußt. Da kamen Sachen heraus, deren Möglichkeit meine Professoren gar nicht erwogen hatten. Dann saß ich bei dem wunderbaren Manne wie betäubt von schweren Dünsten. Mir waren diese Besuche lange Zeit eine un-

endliche Last. Ich ging nur aus Pflichtgefühl, weil ich's Delitzsch versprochen, und saß dann stundenlang schweigend und innerlich seufzend vor Rabinowitsch und hörte wie im Faust der Schüler hörte, dem das große Mühlrad im Kopfe herumging.

Aber meinem Gegenüber war's wie eine Erleichterung. Wie wenn ein Dampfkessel geöffnet wird, so strömte er aus, nach einer ganz kurzen, flüchtigen Begrüßung. Er fing immer damit an, daß er mir seine letzte Predigt erzählte. Da kam gleich der ganze Muteifer zu Tage. Ich habe nie einen Menschen gesehen, der so in der Bibel lebte wie er. Da erwog er jedes Wort, jeden Buchstaben und wußte in heiliger Begeisterung die tiefsinnigsten, überraschendsten Betrachtungen dran zu knüpfen. Aber ohne jede Spielerei und elende Geistreichelei. Das war alles tiefster Ernst. Es kam ihm auch nie drauf an, daneben zu greifen, es lag ihm nie am Einzelnen. Ihn trieben große, tiefe Gedanken und Wahrheiten. Wie sie herauskamen, das kümmerte ihn nicht. Und alles redete er in Bildern und Gleichnissen, und ohne Gleichnisse redete er nichts, was er redete.

Namentlich Paulus war sein ganzes Glück und Entzücken. Als ob der Apostel neu auflebte und, wie er's bei Lebzeiten getan, die ganze Nacht durch redete und zur Zeit und zur Unzeit, öffentlich und sonderlich verkündigte, was in ihm brannte und glühte, so war's bei Rabinowitsch. Es war furchtbar schwer, alle seine Gedanken mitzudenken, aber er heischte unerbittlich strengste Aufmerksamkeit. Sowie das Auge etwas ermattete, schüttelte er den Besucher am Arm: „Sie hören doch zu! Verstehen Sie, was ich eben sagte?" Und er sprach mit den großen, schönen Händen ebenso wie mit dem Mund und dem flammenden Auge, er ließ sich vom Stuhl auf den Teppich sinken und knieend und liegend sah er dem Besucher von unten in's Auge, als wollte er sich hineinbohren, um die Lasten seines Innern anderswo niederzulegen, weil sie ihn zu zersprengen drohten.

Da verstand ich etwas von Paulus oder den alten Propheten. Nicht daß ich sie erklären könnte. Gott behüte mich! Nein, ich

verstand ihre Seele, in der das Gotteswort glühte und brodelte, das einen Ausweg heischte und nirgendshin zu den Zeitgenossen fand und nun in seinem Träger bohrte und drängte voll seliger Wonne, voll glühenden Eifers, voll schmerzlicher Verzweiflung zugleich. Daß es ein Gottesbewußtsein geben kann, das Menschen zu heiliger Raserei zu treiben vermag, weil es übermächtig aus ihnen flammt, das ein zweischneidiges Schwert ist und seinen Träger ebenso durchwühlt wie den Angegriffenen, das wurde mir drückendes, furchtbares Erlebnis. Ich kannte das Gotteswort nur in Gestalt wohlverarbeiteter Predigten und hatte selbst alle Regeln auswendig gelernt, die man uns in einem homiletischen Universitätsseminar diktiert hatte von Disposition und Partition, passender Einleitung und schwungvollem Schluß. So was nennen sie Wort Gottes. Aber hier kam etwas in eigner Spur als freie Tochter der Natur. War das Wort Gottes? War der glühende starke Mann, der sich zu meinen Füßen wand und krümmte, in dessen Barte der Schaum stand, war das ein Prophet? Und das glühte alles aus der Bibel heraus, aus dem Pentateuch und den Psalmen, den Propheten und Paulus! War's so, wenn sie in Zungen redeten? —

Einmal hatte er den Propheten Maleachi vor: Haben Sie ihn gelesen? fragte er mißtrauisch. Ich bejahte. Wissen Sie auch, wer Maleachi war, was Maleachi ist, und wer dort redet? — Gur nischt weesen See! — Dann kam der Prophet, aber in Fleisch und Blut, und stürmte in dem alten Wort, wie der Wind in Drähten reißt und wurde lebendig, voll unwiderstehlicher Gewalt und schauerlicher Majestät, voll Gnade und voll Rache. Er brannte wie ein Ofen und war wie das Feuer des Goldschmieds und scharf wie die Seife der Wäscher, er glühte und schmolz und reinigte. Er war wie der Engel Jehovahs, der ihm den Weg bereitete, bald, bald mußte die Türe aufgehen und . . . . . Wer war dieser Maleachi, was war er? —

Ich kannte ihn auch, ich war ein fleißiger Student und habe wirklich ein gutes Examen gemacht. Aber ich kannte ihn in diesem Stile: Der Prophet Maleachi, meine Herren, gehört zu den spätesten

Propheten. Man kann nicht genau aber ungefähr sein Alter bestimmen aus der Stellung zum Tempel und den sittlich religiösen Gebrechen seiner Zeit ..... O du langweiliger Maleachi, wenn die Schriftgelehrten deine Leiche ausgraben!

Oder Rabinowitsch erzählte von dem genialen Politiker Balak, dem Sohne Zippors, der die berühmte erste Antisemitenliga gründete und dafür zum Könige gemacht wurde und die Führung aller im Judenhaß geeinigten Völker überkam, der dann den Hofprediger Bileam kommen ließ, um Israel zu verfluchen, dessen Eselein aber solche Dinge zu sagen wußte, daß dem großen Volksversammlungsredner das Fluchen verging.

Der Prediger.

Aus der Glut, aus der Tiefe, aus dem Vollen heraus predigte Rabinowitsch. Aber wer bisher nur hat predigen gehört, wird mich mißverstehen. Er fing übrigens an wie jeder Prediger und las seinen vorgeschriebenen Text. Ein langer Text. Das waren die jüdischen Perikopenreihen, die allsabbatlich in jeder Synagoge gelesen werden. Es kommt im Laufe eines Jahres der Gesamtinhalt der fünf Mosesbücher zur öffentlichen Verlesung, nicht ausgewählte Abschnittchen davon. Es treffen also auf den Sabbat eine ganze Reihe von Kapiteln. Nach dieser Textverlesung stürmte auf einmal ein ausgewählter Abschnitt des Neuen Testaments daher, ebenfalls Hebräisch in der Delitzschübersetzung. Schon das erschütterte und durchbebte einen ahnungslosen jüdischen Zuhörer. Was Delitzsch da mit erlesener Meisterschaft in's Hebräische übersetzt hat, ist ja eigentlich eine Rückübertragung in das Denken derer, die im Neuen Testament schrieben und redeten. Jüdisch ist's ja gedacht und erlebt, das Griechische ist nur die ungewohnte Waffenrüstung der Mehrzahl der Schreiber, aber hier kam's wieder jüdisch zu jüdischen Ohren. Da wirkt das Neue Testament an sich schon ganz anders.

Dann flutete die Predigt daher. Der Redner hatte wohl den Plan, beide Texte zusammenzupredigen, aber wenn er an die Ausführung

ging, dann packten die Texte ihn und warfen ihn zwischen sich hin und her, daß er brauste, schäumte, tobte, weinte, lachte, die bittersten Witze riß und dann seine Hörer hineinführte in die Tiefe des Erbarmens, der Gnade und Wahrheit. Das kannte keine Grenzen weder der Zeit noch des Herkommens noch der Sprache. Unter zwei Stunden hörte der Strom kaum auf zu fließen. Zuhörer kamen und durften gehen, aber wenn sie gehen wollten, fesselte sie die glühende Rede, daß nur die fortkonnten, die ohnehin besser nicht gekommen wären. In drei Sprachen im wilden Wechsel stürmte die Rede daher, ein Wort jagte das andre wie ein brausendes Wildwasser, das sich fortwährend überstürzt und nicht Rast nicht Ruhe kennt, keine Einteilung ließ den Gedanken zur Sammlung und zum Ausruhen kommen. Die Gedanken kamen, wie sie wollten, und blieben, so lange es ihnen gefiel. Sie hinterließen keinen Vorrat für die nächste Predigt und fürchteten keine Verarmung. Die Maschine, wenn sie einmal losgelassen war, kannte nicht Halbdampf, nicht Vorsicht, sie raste vorwärts bis ihre Kraft erschöpft war, ein Hindernis hätte sie zerschmettern, aber niemals hemmen können.

Ich mied diese Redestürme. Ich kann nicht stundenlang zuhören. Das Hebräisch und Russisch, sogar das Deutsch war mir nicht geläufig genug, um annähernd zu verstehen. Rabinowitsch sah's gern, daß ich wegblieb: „Sie sind in der Öffentlichkeit für mich keine gute Gesellschaft." Er liebte mit den Juden allein zu sein. Die verstanden ihn. Sie waren keineswegs in einem Zustande, den wir Erbauung nennen. Sie lachten, spotteten, wurden wütend und ärgerten sich, aber sie verstanden. Weiter wollte der Redner nichts. Gold und Weihrauch nahm er von den Gojim. Englische Damen schwärmten daheim für ihn, aber seinem Volke war er ein nagender Wurm, der keine Ruhe ließ. Wie das Wort ihn drängte und drückte, so gab er's weiter, unbekümmert um Liebe und Haß, Gehorsam oder Widerspruch. Das Wort hatte ihn, ein willenloses Werkzeug, wie konnte er da nach solchen Dummheiten fragen, obs Menschen gefiel oder nicht. Wer danach fragt, den kann das

Wort nicht brauchen. S' ist doch kein Sirup, der süße Fäden zieht, sondern ein Schwert, das haut und sticht. O Wort, Wort, was bist du? Wo bist du? —

Darum vereinsamte der Mann so furchtbar. Alle die sonst mit dem Wort umgehen, haben es so wunderschön in der Gewalt. Sie drehen es, sie wenden es, sie lassen's blitzen und machen's wieder dunkel, sie biegen und schmieden, sie bauen und mauern damit; es ist wie sanfter klebriger Ton, den Künstlerhände formen, weiches Wachs, aus dem sie artige Figürchen kneten. Aber den Mann überkams wie ein wilder Riese, der ihn packte und schüttelte, der ihm überall zu stark wurde, ihn jagte und quälte es, und ob er's wollte oder nicht wollte, so mußte er's doch tragen. Wir sind ja alle des Wortes mächtig, aber seiner war das Wort mächtig.

Alle die redemächtigen und redegewandten Gegner fragten immer: Ja was wird denn daraus? Welche Erfolge hat denn nun eigentlich Rabinowitsch? Er „berichtet" ja gar nicht. Wenn er doch nur einmal eine Zahl nennen wollte, wie viele Anhänger er nur hat. Er tauft auch nicht. Folglich gibts gar keine Gemeinde des Rabinowitsch. Die neue juden-christliche Konfession hat tatsächlich keine Anhänger. So maßen sie alles mit ihrem Maße und hatten alle so recht. Eines Tages war der Kischinewer Missionsbericht zu der Überzeugung gekommen, Rabinowitsch habe eine schiefe Stellung in Wort und Wandel. Das Letztere setzte er offenbar hinzu, weils auch so nett mit dem „W" anfängt. Beweisen konnte er nur das Erstere. Aber das war leicht zu erweisen. Wenn alles in wohlerwognen Formen in so herzlicher, lieblicher Weise diese zarten Gedanken predigt, die aus Erklärungen und Kollegienheften herausgefeilt und dann für eine gut angezogne und wohlgesinnte Gemeinde mit Schick zurechtgemacht sind, wenn kein Mensch in der Welt von Predigt eine andre Vorstellung hat als die von wohlfrisierter Zahmheit, und wenn dann plötzlich ein wilder ungekämmter Bursche daherkommt wie weiland der Kuhhirt Amos und stürmt und poltert und glüht seiner selbst nicht mächtig, geschweige des Worts, so hat natürlich dieser „eine schiefe Stellung"

im Wort, denn hätte er eine gerade, so würde er ja so predigen wie die andern, hätte einen richtigen Taufunterricht in Kischinew durchgemacht, dann vielleicht ein Missionsseminar, dann wäre er von einem Komitee ordnungsmäßig ordiniert und angestellt worden, aber so wildes Wesen bekundet ganz richtig eine schiefe Stellung in Wort und Wandel. O du Weisheit der Gasse!

Aber ernstlich, was kam denn aus der ganzen Geschichte für das Christentum heraus? Was wurde aus dem Anhang oder den Zuhörern von Jossel Rabinowitsch? Wo blieb die mit so vielem Pomp angekündigte „Christgläubige Gemeinde der Israeliten des neuen Bundes" in Kischinew?

Nun, wer hatte diese Gemeinde angekündigt? Rabinowitsch nicht, sondern die Missionsgesellschaften, die sich dort eingemischt hatten, und die Rabinowitsch mit angeborner Schlauheit nur hatte gewähren lassen, um sie einige geschäftliche Angelegenheiten regeln zu lassen. Er selbst hatte die russische Regierung nur gebeten, sie möchte ihm gestatten, eine jüdische Schule zu gründen für Israeliten neuen Bundes und ihm dazu auch eine Begräbnisstätte zuzuweisen. Die Regierung hatte gewillfahrt und ihm Erlaubnis und Erbbegräbnis gegeben, er hat auch die jüdische Schule gegründet und hat allsabbatlich dort eine Zuhörerschaft um sich vereinigt. Eine christliche Gemeinde war nie in Rede und Absicht. Es sollte für das Judentum etwas herauskommen, nicht für das Christentum. Eine jüdische Schule ist vollkommen fertig, wenn sie sich allsabbatlich mit Zuhörern füllt, gleichviel ob das feste oder zufällige sind. Juden sind sie doch alle und fest angeschriebene Gemeindeglieder brauchts gar nicht zu geben. In jüdischen Schulen pflegt auch nicht getauft zu werden. Es ist nun wohl möglich, daß Rabinowitsch selbst die Sache von Anfang an anders dachte. Aber als sie diesen Verlauf nahm, war er's zufrieden, und er hatte auch gehalten, was er versprochen.

Natürlich war das orthodoxe Judentum ebenso empört über Rabinowitsch, wie anfänglich das Christentum erfreut. Aber Rabinowitsch kümmerte sich um beide nicht, sondern ging seinen

eigenen Weg nach dem Drange, der in ihm aufgewacht war, und dem er gehorchen mußte.

Er sagte von sich und war viel klarer, als Freunde oder Feinde ahnten: Ich habe die Aufgabe, weiter nichts zu tun als den Juden zu sagen, daß Jesus ihr Messias ist. Nicht mehr, nicht weniger ist mein Beruf. Was die einzelnen dann daraus machen, kümmert mich nicht. Ich hindre keinen einzigen Christ zu werden. Er soll nur mich nicht fragen, wie er das machen soll. Ich selbst taufe niemanden, ich darf gar nicht taufen. Ich habe nur das Recht, eine jüdische Schule zu gründen, und die habe ich. Aber Täufer gibt's doch in Kischinew genug. Da ist der russische Erzbischof und die um ihn, da ist der römische Dekan, da ist der lutherische Pastor. Mag doch jeder, der getauft werden will, nach Geschmack sich eine Christentumsrichtung aussuchen. Ich gehöre keiner an. Ich bin ein armer Jude und will ein solcher bleiben. Anhänger will ich nicht haben, meine Zuhörer will ich bei mir gar nicht sehen. Was ich ihnen zu sagen habe, sage ich öffentlich: Jesus ist euer Messias. Mit dieser Wahrheit geht hin und macht, was ihr wollt, was ihr müßt.

Einmal sagte er: Wissen Sie was ich bin? Ich bin ein armer Lumpensammler. Aus den Lumpen wird dann schönes weißes Papier gemacht, und wenn's fertig ist und sauber und fein auf dem Tisch liegt, dann kommt Seine Hochwürden, der Herr Divisionsprediger von Kischinew, setzt sich hin und schreibt darauf in großen Zügen: Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes! Das ist etwas Großes. Aber ich, wer bin ich? Ich habe Lümpchen aufgelesen.

Taufnöte.

Nach einigen Jahren entschloß sich seine Familie, sich taufen zu lassen. Er hatte ein sehr inniges, zartes und schlichtes Familienleben. Seine Frau war eine stille, einfache Jüdin, die ihm viele Kinder geboren hat, „der Zeuge meines Lebens", wie er sie nannte.

Einen unmittelbaren Einfluß auf die religiösen Entschließungen der Seinen auszuüben, hielt er sich nicht für berechtigt. Er hielt's für unwahr. Es ist merkwürdig. Soviel der Jude lügt, so hat doch niemand ein so zartes Empfinden für Wahrheit als der Jude. Niemand unterscheidet auch so fein Wahrheit und Lüge wie er.

Als sie sich aber entschlossen, wie er getauft zu werden, freute er sich, glaube ich. Gesprochen hat er nicht viel darüber. Aber in einem Punkte stand er ihnen mit Rat bei, wie und wo sie sich sollten taufen lassen. Die Frage war für seine Familie sehr schwierig. In der Bethlehemskapelle in Berlin eine interkonfessionelle Ausgleichstaufe zustande zu bringen, wäre wohl kaum zum zweiten Male gelungen, aber alle andern wollten durch die Getauften ihren Bestand vermehren. Christ zu werden durch die Taufe ist ja überhaupt völlig unmöglich in der Welt. Eine Taufe, die Christen schafft, gibt's gar nicht. Macht wohl irgend eine Missionsgesellschaft Christen? Sie schaffen alle nur Katholiken oder Lutheraner oder Methodisten oder — ach, es gibt ja so unendlich viele! — aber keine Christen schlechthin. Natürlich wollte Rabinowitsch, wenn er im Herzen mit den Seinen eins war, auch äußerlich eine Gemeinschaft mit ihnen bilden. Da war die Verlegenheit groß.

Mit Sehnsucht und Spannung hatte der missionseifrige lutherische Pastor gelauert, bis diese Verlegenheit im Hause von Rabinowitsch entstehen würde. Daß der Jude kein griechisches oder römisches Religionsjoch sich aufhalsen würde, wußte er ganz genau. Dann würde er der rettende Engel sein und diese Familie in Taufunterricht und Pflege nehmen und einen Missionsbericht schreiben, um den ihn alle andern Gesellschaften beneiden sollten.

Endlich, endlich tauchte die Frage auf, zuerst durch Geschwätze, dann wirklich: Jetzt kommt also der große Augenblick! Man muß aber nie zu sicher sein, wenn man mit einem Juden zu tun hat. Es kommt zuweilen dann alles anders. Auch Rabinowitsch fand einen Ausweg. Unweit Odessas war ein reformiertes, halb vergessenes Kirchspiel, das seit Jahrzehnten von einem lutherischen

Pastor friedlich mitbedient wurde. Die Leutchen, schlichte Kolonisten, wußten wohl, daß sie reformiert seien, wußten aber nicht ganz genau, was das wäre, und saßen friedlich und träumerisch mit im Schatten der lutherischen Kirche. Da fand sich plötzlich ein junger Jude herzu, den die Sache von Rabinowitsch angelockt hatte. Er war irgendwo getauft und zum Prediger ausgebildet worden. Dieser schärfte den Leutlein das reformierte Gewissen und wußte es dahin zu bringen, daß sie ihn zu ihrem eigenen Pfarrer erwählten. Dieser wagte es und erteilte der Familie von Joseph Rabinowitsch die christliche Taufe. Kurz darauf verschwand er wieder von der Bildfläche. Er soll ein sehr begabter, geistig beweglicher Herr gewesen sein. Ich habe ihn leider durch eigentümliche Zufälle nicht kennen gelernt. Ob übrigens die Söhne von Rabinowitsch auch daran teilnahmen, weiß ich nicht. Ich würde es nicht für unmöglich halten, daß er die jüngeren Knaben wenigstens vorläufig ungetauft ließ.

Als später einmal der Hauswirt von Rabinowitsch behufs irgend einer polizeilichen Ermittelung unter die Abteilung „Religion" bei Rabinowitsch und seiner Familie geschrieben hatte „russischen Glaubens", fragte er vorsichtigerweise an, ob das so richtig sei. „Hast du's geschrieben so, laß es stehen", erwiderte Rabinowitsch und wandte sich ab. Man kann in große Verlegenheiten kommen, wenn man einfacher Christ sein will. Das gibts in der Welt nicht. Es gibt aber auch keine Verlegenheit, aus der ein Jude nicht heraus käme. Erst ganz neuerdings hat der ehemalige römische Priester Bourrier in Paris und die um ihn erklärt, sie wollten nunmehr französische Christen sein, also französische Volks- und Stammesgenossen und im übrigen nur Christen.

So wollte Rabinowitsch ein Jude sein, der nur zum Christus gehört. Die Christentumsgeschichte hat sich außerhalb des jüdischen Volkslebens abgespielt. Sie ging ihn nichts an. Er brauchte und suchte den Christus und fand ihn in der Bibel, nicht im Christentum. Er fand ihn aber auch in seinen eigenen Erlebnissen, und je gewisser er seiner wurde, um so weniger fragte er nach dem

Christentum. Er hats nie bekämpft, obwohl Christen ihn sehr heftig angriffen, aber es hat ihn auch niemals interessiert.

Eigentümlich ist, daß Rabinowitsch in dieser Haltung am besten von russischen Christen und Kirchenmännern verstanden wurde. Das ist im Grunde eine liebenswürdige, freundliche Kirchengemeinschaft, die trotz gelegentlicher politischer Härten große Duldsamkeit zu üben versteht. Ihr hat Rabinowitsch viel Freiheit und Duldung zu verdanken. Er war ihr auch lebenslang dankbar und freundlich gesinnt.

Wenn Rabinowitsch übrigens sich völlig ablehnend gegen jede seelsorgerliche Beratung seiner Zuhörer verhielt und gelegentlich zornig erklärte, er wünsche keinen von ihnen in seinem Zimmer zu sehen, so lag darin tieferer Sinn und keineswegs Laune oder Bequemlichkeit. Er wollte auch den Schein der Missionstätigkeit meiden. Er war zwar gegen alle Missionare äußerst duldsam. Er ließ sie berichten und schreiben und drucken, er nahm sie freundlich auf und gab sich ihnen mit seiner ganzen Bibelklarheit, er ließ sie auch Gold und Weihrauch herzuschleppen, aber er dankte nicht sonderlich, ihre Briefe beantwortete er im allgemeinen nicht und hielt sich immer unverworren mit ihnen. Einige wenige haben's durchgesetzt, bei ihm reden zu dürfen. Bestimmt weiß ich's nur vom greisen Sommerville. Aber der war kein Missionar.

Wer einigermaßen die Verhältnisse kennt, weiß, daß der Jude, der sich taufen lassen will, entweder innerlich sehr heruntergekommen ist oder in großer Not steckt. Vielleicht drückt ihn Armut, vielleicht ungestillter Bildungsdurst nach westeuropäischer Kultur, vielleicht eheliches Unglück, so daß er einen bequemen religiösen Scheidegrund haben will, aber die Beweggründe lassen sich in der Regel als Zahlenwert darstellen. Die reichen Juden, die sich gelegentlich taufen lassen, etwa um in Rußland politische Rechte zu erlangen, gehen nicht zum Missionar, sondern zu irgend einem Gemeindepfarrer, weil der nicht soviel Umstände mit Taufe und Taufunterricht macht. Auf ein Geschäft läuft's in der Regel hinaus, und wenn schon ein Jude den sauern Schritt tut, sein Volkstum und seine Geschichte zu verleugnen, dann will er wenigstens einen möglichst hohen Preis da-

für herausschlagen. Am liebsten wird er Missionar in englischen Diensten und verheiratet sich mit einer reichen, schwärmerischen englischen Dame, die sich stets dazu bereit findet.

Ich erinnere mich aus meiner großen Proselytenbekanntschaft nur einer einzigen Ausnahme. Das war ein Brüderpaar, tief, tief aus russisch Polen. Zuerst langte der ältere Bruder an, von Rabinowitsch ungemein gefesselt, ein Talmudjude reinster Züchtung, von einer Innigkeit der Gesinnung, die etwas ungemein Rührendes hatte. Da Rabinowitsch niemand bei sich aufnehmen konnte, kam er zu mir und bat mich flehentlich, ich möchte ihm behülflich sein, daß er Christ würde. Ihn trieben Gewissensnöte. Die ganze verschrobene Talmuderziehung wurde ihm deutlich, und er hatte nur den einen Wunsch, da herauszukommen.

In Kischinew gingen ihm ungeahnt neue Lichter der Wahrheit und Erkenntnis auf, und er wollte nur immer hören und hören. Schließlich sagte ich ihm, er solle doch auch einmal statt nur immer zu lesen und zu grübeln etwas nützliches tun, er habe doch sein Leben lang noch nicht gearbeitet, und lud ihn ein, in meine Wirtschaft einzutreten. Da kam er, schnitt sich die langen Locken ab, zog den Talmudrock aus und mit mir Bauernkleider an und begann ernstlich zu arbeiten im Schweiße seines Angesichts. Freilich die Pferde lernte er nie unterscheiden, die Rinder erst recht nicht, aber zu Feldarbeiten, sogar zum Grasmähen, ließ er sich recht gut verwenden. Aber taufen ließ ich ihn nicht. Ich wollte diesen unvergorenen Most erst richtig ausgären lassen und dem grübelnden Talmudkopf einmal Ruhe schaffen unter dem Einfluß körperlicher Arbeit. Ich kam schließlich auch seinen eigenen Wünschen entgegen, denn er meinte, seine Mutter müsse sterben, wenn sie höre, daß ihr Liebling abtrünnig geworden sei. Da er nun durch die Taufe Mörder werde, sei für ihn die Taufe Sünde. Mich hielt er lange für eine Art höheres Wesen und forderte mich beständig auf, Wunder zu tun und Kranke zu heilen, denn das müsse möglich sein. Er sei so ein „eingetünkter Jüd", aber ich müsse es können.

Leider konnte ich's auch nicht, sondern war ein gewöhnlicher Sterblicher an Alter und Unreife ihm ganz gleich. Da in ihm aber nur der Sinn für Wahrheit brannte, trat bald der Umschlag ein. Das war gut. Der Mensch hatte sein Leben lang in einem Nebel irgend welcher Schwärmerei zugebracht. Erst hatte er im Talmud geschwärmt, später im Christentum. Beides ist krankhaft. Aber unter harter körperlicher Arbeit, umgeben von der grauen Alltäglichkeit und drückenden Aussichtslosigkeit gesundete das schwärmerische Gemüt und wurde zunächst mit Schrecken inne, daß er unter ganz gewöhnliche Alltagsmenschen geraten sei. Das verdroß ihn, und ein wohltätiger Haß löste die Schwärmerei ab. In diesem verließ er mich, nicht ohne vorher mein Bild, das er wirklich in einer leichtfertigen Stunde mir abgeschwatzt hatte, im Düngerhaufen zu begraben. Aber Wahrheit war doch geworden. Es fiel ihm ein, daß er eine Frau verlassen habe, und daß das Unrecht sei. Man hatte ihn nach Judenart verheiratet, mit einem Mädchen, das er vorher nicht gekannt, aber weil er ein sehr frommer, weltabgewandter Mann war, hatte er am Hochzeitstage sein junges Weib verlassen. Nun nahm er sie zu sich und ernährte sie redlich. Ich traf ihn später in Odessa als Bänderjuden und Hausierer. Ein Kind war ihm geboren, und die Freude des Wiedersehens war außerordentlich. Er dankte mir insonderheit, daß ich ihn nicht habe taufen lassen.

Weniger glücklich ging's mit seinem jüngeren Bruder. Der war von Haus aus Tischler und wurde mir, da sein Bruder ihn nach sich zog, als solcher sehr nützlich. Geistliches Verständnis ging ihm ziemlich ab. Aber er setzte es durch und ließ sich in Kischinew lutherisch taufen. Dann heiratete er ein deutsches Mädchen, gründete einen eigenen Hausstand, kam aber nicht vorwärts, weil er der Trägheit verfiel. Schließlich eröffnete er eine Landschänke, soll aber sehr verarmt und verkommen sein.

Unter solchen Umständen sagte sich Rabinowitsch, daß alles Geschäftswesen völlig auszuschließen sei. Das jüdische Volk solle ganz ruhig zunächst in seinen bürgerlichen Verhältnissen weiter leben nur mit dem Bewußtsein seines Messias. Womöglich ohne Taufe,

obgleich er das nicht aussprach. Aber die Taufe, wie sie heute im Christentum geworden ist, hat besonders in Rußland mindestens ebensoviel bürgerliche Folgen wie religiöse. Zudem wurzelt sie den Getauften aus seinem Volkstum aus. Würde aber alles bürgerlich und religiös beim Alten bleiben, der Jude nicht kirchlich, sondern synagogal gegliedert, nur Jesus bei ihm, so würde von diesem Jesus aus schon eine Umwertung aller Werte und Verhältnisse ebenso erfolgen, wie bei den übrigen Christen geschehen sei. Rabinowitsch wollte etwa dasselbe, was heute der Zionismus will. Nur wußte er, daß der Schlüssel zu allem Guten, auch zum heiligen Lande, in den Händen Jesu liege, des Juden Jesus. Und wenn sie diesen hätten, müßte ihnen alles andre zufallen. Auch alle Schätze der Weisheit und der Erkenntnis liegen bekanntlich im Christus verborgen. Darum kümmerte er sich nicht um die Wirkungen, sondern um die Werte selbst, nicht um Politik und Religion, auch nicht um die Taufe, sondern nur um Jesus, den Messias für die Juden.

Deshalb wollte er mit keinem Juden in seinem Zimmer sprechen. Er wußte, daß es doch nur auf eine Bettelei und Geschäftsmacherei hinauslaufe. Aber wenn er ihn zum Schweigen nötigte, nötigte er ihn vielleicht zum Nachdenken, zum Nachdenken über Jesus. Wenn sie dann anderswohin liefen und die Taufe begehrten, so konnte er's ja nicht hindern — wer wollte auch einen Juden hindern! — Aber es waren nur Überläufer, die er nicht mehr brauchte. Hätte er die Absicht gehabt, irgend einen Erfolg zu erzielen, irgend welche Anhängerzahlen aufzustellen oder eine feste Gemeinschaft zu bilden, wäre ihm natürlich dieses Überläufertum höchst lästig gewesen. Aber er hatte ja nur die Aufgabe, den Juden zu sagen, daß Jesus ihr Messias sei. Da schaute er nicht rechts, nicht links und fragte nie, was draus würde.

Ob's ihm immer leicht war, so auf alles zu verzichten? Ich glaube nicht. Aber nachmachen wird's ihm so leicht niemand. Sie suchen alle das Ihre und nicht das des Herrn ist. Rabinowitsch hat seine Haltung eine überaus schwere Vereinsamung eingetragen.

Jeder wollte ihn modeln, jeder womöglich von ihm Vorteil haben, aber mit keinem konnte er sich verständigen.

Der Schriftsteller und Theolog.

Von jeher war Rabinowitsch der Feder mächtig. Veröffentlicht hat er wenig. Es sind Predigten von ihm erschienen in einzelnen Blättern, aber niemand würde aus ihnen die Art des Predigers erschließen. Einige kamen in deutscher Übersetzung heraus, aber der Übersetzer war obendrein noch ungeschickt.

Mir sind immer zwei Schriften bemerkenswert gewesen, die erste und die letzte, die ich von ihm kenne. Die erste ist in klassischem Hebräisch geschrieben, aber niemals gedruckt worden. Sie führte den Titel „Horeb und Sinai".

Es ist bekanntlich seit etwa 100 Jahren, durch einen französischen Arzt aufmerksam gemacht, die Theologenwelt in einer eifrigen Untersuchung der Quellenschriften der Bibel, besonders der sogenannten Mosesbücher begriffen. Wer denkend die Bibel liest, dem fällt bald eine sehr verschiedene Schichtung der Überlieferungen auf, die friedlich in der Bibel zu einer Geschichte verarbeitet nebeneinander stehen. Wir haben z. B. zwei sehr verschiedene Schöpfungsberichte in den beiden ersten Kapiteln der Bibel, den unerreicht großartigen von Cap. 1 und den weniger bedeutsamen von Cap. 2. Wir haben zwei Sintflutberichte, die stellenweise ziemlich durchsichtig Vers um Vers ineinandergearbeitet sind. Zweimal ist die Vermittelung der zehn Gebote erzählt. Beide Berichte stellen verschiedene Quellen dar u. s. f. Wer des Hebräischen kundig ist, bemerkt schnell, daß die Namen für Gott in den verschiedenen Quellen verschieden sind, und neuerdings hat man eine ganze Reihe von Urschriften festgestellt und ist wissenschaftlich mit ungeheurem Fleiß und beachtenswertem Erfolg der Sache nähergetreten. Doch das ist bekannt.

Auch Rabinowitsch, der von jeher ein eifriger Bibelleser war, und der jedes Wort erwog, oft sogar nach Judenart jeden Buch-

staben beachtete und über seiner besonderen Bedeutung nachsann, konnte nicht entgehen, was die Forscher beschäftigte, obgleich er von den wissenschaftlichen Arbeiten keine Ahnung hatte. Ihm war besonders die doppelte Berichterstattung über die Gesetzgebung aufgefallen. Er vermutete gleich darin zwei Quellen, und weil das eine Mal erzählt ist, das Gesetz sei auf Horeb gegeben, das andere Mal auf Sinai, so nannte er die zwei Quellen die Horebquelle und Sinaiquelle, sann dann noch weiter drüber nach und legte seine Ergebnisse im eingangs erwähnten Schriftchen nieder.

Er sagte sich ferner, daß die beiden Quellen umfassender sein würden, als nur für jene Kapitel, und daß die eine überall Horeb, die andere überall Sinai als Berg der Gesetzgebung bezeichnen würde, ja daß die Namen Horeb und Sinai die Erkennungszeichen zweier verschiedener Geistesrichtungen sein könnten, die von so verschiedener Eigenart sein würden wie die zwei Berichte selbst. Ein Unterschied des Horebgeistes und des Sinaigeistes müßte sich durch die ganze Bibel hindurch verfolgen lassen und die einzelnen Teile sehr verschieden bewerten. Es würde z. B. der Prophet Elias, der am Horeb so große Offenbarungen hatte, in innerer Verwandtschaft mit der Horebquelle stehen, ja man würde eine fortlaufende Reihe Horebleute in der biblischen Geschichte nachweisen müssen, aber auch eine fortlaufende Reihe Sinaileute.

Nun hat der „Sinaibericht" etwas gesetzliches an sich. Auch Paulus redet bekanntlich tadelnd vom Sinai, „dem Testament, das zur Knechtschaft gebiert", der „Horebbericht" hat die freiere, geistigere, prophetische Art. Es würde also der eigentümliche Gegensatz in der biblischen Geschichte zwischen Priestertum und Prophetentum, Gesetz und Verheißung, bis in die Bibelquellen hinein zu verfolgen sein.

Demnach schied für Rabinowitsch z. B. ohne weiteres das dritte Buch Mosis, genannt Leviticus, aus als Sinaibuch. Er las also nie die Leviten. Dagegen empfand er alle Propheten als auf der Horeblinie stehend und sah, wie sich die beiden Linien in's Neue Testament fortsetzten, und wie Jesus in der Horeblinie stand

als ihre leuchtende Spitze, die Sadducäer und Pharisäer den üblen Auslauf der Sinailinie bildeten. So fand er das Ja und das Nein der Bibel, die positive und negative Kraft in den beiden parallelen Geschichtsdrähten, dasselbe was Paulus nennt Verheißung und Gesetz, oder wir heute Reich Gottes und Religion, die den Gegensatz von Geist und Buchstabe darstellen.

Wissenschaftlich hat die Schrift natürlich keinen Wert. Jeder Kenner sieht, wie roh und unvollkommen diese Art Quellenscheidung ist, und sie verliert sich ja sehr schnell aus der sachlichen, philologischen Beobachtung in die freieste Phantasie. Es ist rabbinische Art so. Aber theologisch war sie für Rabinowitsch höchst beachtenswert, wie ein Leitstern, der ihn klar scheiden lehrte zwischen Bibel und Bibel und ihn hoch über den gedankenlosen Bibelleser emporhob

Er brachte die Schrift mit, ehe er getauft war, und legte sie Delitzsch vor. Delitzsch hat sein Leben lang mit unerhörtem Fleiße gegen die Bibelkritik gekämpft, war aber viel zu wahrheitsliebend, als daß er nicht Schritt für Schritt vor den ernsten Ergebnissen ihrer strengen Forschung zurückgewichen wäre und anerkannt hätte, wo die bekämpften Gegner Wahrheit zu Tage gefördert hatten. Er mußte dabei freilich als betagter, geistesfrischer Greis erleben, daß die mühsame Arbeit seines ganzen Lebens zusammenbrach, aber er ließ es geschehen um der Wahrheit willen. Er sagte wiederholt: Ich habe nur ein Wichtiges geleistet. Das sind nicht meine wissenschaftlichen Bücher, das ist meine Übersetzung des Neuen Testaments in's Hebräische. Auf dem Totenbette las er die Korrekturen zur ersten Stereotypausgabe. Ich glaube, es war die dreizehnte Auflage. Er sagte zu mir: Ich danke Gott, daß ich meinen klaren Verstand bis in's Sterben behalten durfte und dieses Werk vollenden. Dann ging's schnell zu Ende.

O du großer lieber Mann! Was du aber deinen Schülern und vielen, vielen, die dir nahe traten, persönlich gewesen bist, das wird dir ewig nicht vergessen werden! Das ist auch ein großes Werk, das unvergänglich ist. Friede über Dir!

Als Rabinowitsch mit seiner Schrift kam, tobte der Kampf

gegen die Kritik am heftigsten. Delitzsch schlug die Hände über dem Kopf zusammen: Sie überbieten sie ja alle! Sie gehen ja noch viel weiter wie Wellhausen! — Die Schrift selbst hat später Rabinowitsch bei sich verborgen gehalten. Es schadet auch weiter nichts.

Aber auf seine letzte Schrift legte er großen Wert. Sie ist in glattem Judendeutsch geschrieben mit hebräischer Quadratschrift, ein winziges Büchlein, etwa vom Umfange der Evangelien oder weniger und ist eine kurze Darstellung des Lebens des Messias Jesus für Juden. Er schickte es mir zu. Man kommt aber nicht immer zum Lesen, besonders wenn's etwas mühsam ist. Da ich ihn ohnehin bald besuchen wollte, steckte ich das Buch als Reiselektüre ein, um es an Bord zu lesen. Es wurde aber auch da nichts Rechtes mit dem Lesen.

Als ich zu ihm kam, war eine seiner ersten Fragen: Haben Sie mein neues Buch gelesen? „Ich hab's in der Tasche und habe angefangen", sagte ich unsicher. So! Ich habe sogar das Ihre gelesen, wenigstens teilweise, und Sie haben nicht einmal meines durchgebracht, das doch viel wichtiger ist. Das Ihrige ist wertlos. Das ist für Gebildete, die ohnehin zu viel haben, aber das meinige ist für arme Juden, daß sie Jesum kennen lernen. Also heraus damit!

Dann saßen wir und lasen, und er erklärte das Gelesene. Hinter jedem Satze verbarg sich eine Fülle von Gedanken, kein Wort, das nicht in besondrer Weise zum Nachdenken zu reizen hingestellt war. Es war 10 Uhr morgens, als wir begannen, am Abend waren wir fertig. Nur kurze Mahlzeiten unterbrachen das Lesen und Erklären. Meine geistigen Kräfte waren übrigens auch erschöpft. Ich freute mich, als es Abend wurde. Den nächsten Tag tauschten wir freundschaftliche Gedanken aus. Rabinowitsch hatte noch große Lebenspläne. Aber es war unser letztes Beisammensein.

An dieser Schrift wurde mir auch ein Biblisches klar. Alle biblischen Schriftsteller schreiben so außerordentlich knapp und kurz,

besonders die neutestamentlichen. Denselben Zug hatte Rabinowitsch. Sein Schriftchen zu erklären, dazu bedurfte es des ungezügelten Redestromes während eines vollen Tages, das geschriebene Wort ist knapp und verbirgt seinen Inhalt für jeden, der es oberflächlich herunter liest. Ob nicht Paulus auch so geredet, da er so schrieb, und die Propheten erst mit ihren großenteils winzigen Büchlein! Alles war in die Persönlichkeit gelegt, aber das geschriebene Wort ist verschwiegen und zurückhaltend wie die ganze Sprache des merkwürdigen Volkes. Was sie zu sagen haben, sagen sie zwischen den Zeilen des Geschriebenen. Daraufhin dürfte man schon sein Bibellesen noch einmal einer Durchprüfung unterziehen. Es ist doch schon jedem aufgefallen, wie viel der Jude reden kann, wie viel Worte er zu machen weiß. Wie knapp aber ist das Geschriebene des überlieferten Schrifttums. Erst neuerdings haben jüdische Zeitungsschwätzer gelernt, das Geredete selbst festzuhalten, eine Unart, in der sie alle andern Völker weit übertreffen und die Menschen haben sich gewöhnt, gedankenlos zu lesen. Aber das ist Nachahmung Fremder. Das Eigne ist anders. —

Hätte man von Rabinowitsch eine besondre Theologie verlangt, so wäre er in Verlegenheit gekommen. Er hätte das Ansinnen einfach nicht verstanden. Viele seiner christlichen Freunde fanden es unrichtig, daß er den Sabbat und alles mögliche Jüdische beibehielt, dagegen das Christliche, sogar die Taufe übersah. Aber er hatte schließlich nichts gegen die christlichen Sachen. Daß ihm die Taufe, die wir ihm damals in Berlin erteilten, nicht gerade einen hervorragenden Eindruck hinterließ, kann man sich ja denken. Ja wenn die Taufe das Siegel der Umgeburt wäre, das Wasserzeichen des neuen Menschen! Aber ist sie denn das? Erlebt man das? — Das müßte man bald merken. Lehre und Erleben verhält sich wie Soll und Haben. Man braucht nicht erst Kaufmann zu sein, um zu merken, daß das ein großer Unterschied ist. Wenn der Ausgleich nicht gelingt, ist der Zusammenbruch da. Darum ist allewege das gute Teil mehr Haben und weniger Soll. Lauter Haben und gar kein Soll ist die allerbeste Lebensgrundlage.

Rabinowitsch hat Lehrsätze genug aufgestellt. Wir haben seinerzeit seine „Dokumente" veröffentlicht und meinten wunder, was wir da Neues, Wertvolles und Beachtenswertes brächten. Er selbst aber legte gar keinen Wert drauf. Das hatte er so niedergeschrieben, wie einem zuweilen etwas durch den Sinn fährt, das einem des Aufhebens wert erscheint. Darum gab er's nicht heraus, sondern ließ es die Gojim besorgen. Die „Dokumente" waren sehr wertvoll. Sie brachten den englischen Goldstrom in Gang. Das war ihr Wert. Die Engländer können jede Missionsarbeit weit überbieten. Sie haben mehr Geld als andre Leute. Den Völkern haben sie's geraubt und bekehren damit die Völker. Sie verfertigen Götzenbilder, und wenn sie am Handel reich geworden, zeichnen sie Missionsbeiträge.

Rabinowitsch legte nicht einmal auf den Sabbat sonderlichen Wert. Er schätzte ihn zwar sehr hoch ein. Er sagte: Die Christen haben einen Messias, aber keinen Sabbat, die Juden einen Sabbat, aber keinen Messias. Aus beiden sollte eines werden.

Es ist ja auch so. Der Sonntag ist eine zwar sehr alte und ehrwürdige, aber ziemlich willkürliche Einrichtung. Die Apostel feierten ihn, hätten aber nie gedacht, daß er je den Sabbat verdrängen sollte. Darum hat nun vor dem Sonntag niemand recht Ehrfurcht, und den christlichen Völkern fehlt der eigentliche Ruhetag. Die Juden haben in all ihrer Handelsunruhe einen Tag des Friedens allwöchentlich. Das erhält den Einzelnen ebenso wie das Volk und die Familie gesund. Der Sabbat ist ein Wirklichkeitswert. Darum hielt ihn Rabinowitsch fest. Nicht aus biblischen oder dogmatischen Gründen. Aber das wußte er auch, daß der Mensch nicht um des Sabbats willen gemacht ist. „Mir scheint's zuweilen, als habe Jesus alle seine Wundertaten nur an Sabbaten vollbracht", sagte er einmal nachdenklich. „Damit hat er den Sabbat erst zu dem gemacht, was er sein sollte. Die Sabbatfrage muß für die Menschheit noch einmal gelöst werden." Er meinte damit natürlich nicht die Bestrebungen sabbatbrüderischer Sekten, sondern meinte es im großen Sinne des Hebräerbriefs, wo unsre deutsche Bibel übersetzt „die Ruhe Gottes".

„Es steht noch außen der Sabbat Gottes.“ Eine religiöse oder theologische Wertbemessung kannte Rabinowitsch nicht. Das wäre ihm nie deutlich zu machen gewesen.

Für einen jungen ausgelernten Theologen mit dem guten Examen hinter sich war Rabinowitsch eine schwere, schwere Prüfung. Mir war's, als stünde ich vor einem wild wogenden, ungestümen Meer, und hinter mir stand der alte, ehrwürdige Vater Delitzsch mit dem brennenden Herzen und dem strammen Luthertum: Ach, Chotzky, ich weiß, daß Sie unbändig sind und vor niemand Respekt haben, daß Ihnen nichts in der Welt etwas gilt; aber wenn Sie mir auch den Rabinowitsch rauben, dann haben Sie meine eigne Ehre zertreten, denn ich bin für ihn eingestanden, dann haben Sie mit frevlem Mute ein Stück aus meinem Herzen und Leben gerissen!

Was soll man unter solchen Umständen tun? Nun ich versuchte den Rabinowitsch verstehen zu lernen. Es hat viele Jahre gekostet, ehe ich ihn verstand. Aber „umsonst“ war diese Erkenntnis auch nicht. Sie hat mich meine ganze angelernte Theologie und Dogmatik gekostet. Zuerst merkte ich's gar nicht, daß ich von der hergebrachten Bahn abgewichen war. Aber die Leute fanden, ich sage alles so anders wie andre Menschen. Es war mir, als wüchsen neue Gedanken auf, deren Quell ich nicht kannte.

Solche Dinge werden nicht über Nacht, sie reifen in Jahren aus, und es dauert sehr lange, ehe man nur einiges davon in Worte fassen kann, ehe man nur selbst etwas weiß von dem heimlichen Wachsen und Werden. Nach irgend einer Richtung umdenken ist ein langsamer, oft schwerer Lebensvorgang, der bis in die letzten Wurzeln des Seins greift, aber es fallen dabei wenigstens auch alle Mittellagen des ganzen, halben oder teilweisen Vergleichs mit irgend einem Dogma. Diese sind als solche ausgewischt und weggenommen, und an ihre Stelle ist der wirkliche Lebenswert getreten nicht die eingelernte Lehre, sondern das wirkliche Erleben. Das macht uns weit liberaler als die äußerste Linke und weit positiver als die äußerste Rechte. Das wird ja in beiden Lagern nicht ver-

standen, aber es schafft eine Ewigkeitsstellung. Mir scheint, es gibt nichts, was nicht von Grund aus umgedacht werden müßte.

Das Ende.

Von Zeit ist im Vorstehenden keine Rede gewesen. Es ist alles durcheinander erzählt, wie's in Erinnerung und Feder floß. Vielleicht bemerkt mancher Leser eine gewisse sachliche Ordnung, wie sie sich in der Erinnerung ausgestaltet. Eine Lebensbeschreibung wollte ich nicht geben. Jeder, der Rabinowitsch gekannt hat, würde ganz anders erzählen und urteilen als ich. Was ich niederschreibe, hat nur persönlichen Wert, aber gibt vielleicht manchem Anlaß zum Nachdenken.

Wir hatten jahrelang neben einander gelebt, ohne uns nahe zu kommen. Ich versaß zuweilen Stunden in seinem Zimmer, aber jeder Besuch kostete mich Aufbietung aller Willenskraft. Der Mann war meinem Wesen zu fremd. Ich kann auch nicht sagen, daß er mir zunächst sehr angenehm war. Das eigentümlich Jüdische stieß mich lange sehr ab. Die Art, wie er als ganz selbstverständlich die Gojim behandelte, war mir gräulich. Wenn ich nicht innerlich eins gewesen wäre mit ihnen, hätte ich ihnen ihr Gold und Weihrauch an den Kopf geworfen und die Menge der Kamele aus Seba einfach nicht zugelassen. Aber Rabinowitsch dachte gar nicht an solches Zartgefühl. Er verstands gar nicht. Er kannte nur den Wirklichkeitswert und nahm ihn, wo er ihn fand.

Wir saßen einmal in größerer Gesellschaft am Frühstückstisch. Man trug kalten Fisch auf, den sich jeder mit Essig und dergleichen würzen sollte. Rabinowitsch sah nachdenklich auf seinen Teller. Der Fisch ist eine gute Sache — meinte er dann — aber es gehört Senf und Salz und Essig dazu, ihn schmackhaft zu machen. Der Senf — und damit langte er tief in den Senftopf und ließ vor unsern Augen die goldgelbe Flüssigkeit niederträufeln — ist das Geld. Das sollen die Engländer dazu schaffen. Die Sache selber haben wir hier. Aber sie wird so schmackhafter.

Ich muß auch offen gestehen, daß ich ihm im Anfang lange

Zeit nicht recht getraut habe und glaube nicht, daß er mein Tun und Lassen freundlich ansah. Mir erwuchsen zuweilen ganz unerklärliche Nöte und Schwierigkeiten mit der Polizei, die ich auf jüdische Quellen zurückführen mußte, die Rabinowitsch nicht ferne gestanden haben können und mir die ganze Schlauheit und Bosheit, deren Juden fähig sind, reichlich zu kosten gaben. Ich glaube auch, daß ich Rabinowitsch ebenso schwer war, wie er mir. Aber dann tat's ihm wieder wohl, jemand zu haben, dem er sich aussprechen konnte in allem Wechsel seiner Stimmungen, ohne Gerede befürchten zu müssen. Er hat manche Zornesschale vor mir ausgegossen, die ihm dann zur Erleichterung abgenommen war. Das war sein Nutzen, und mein Nutzen am Geschäft war die Gedankenwelt dieses klugen, klugen Mannes und die biblischen Wanderungen, die er mit mir unternahm.

Es war aber ein mühsamer Umgang bei dieser tiefgreifenden Verschiedenheit, in der wir durch Geburt, Erziehung, Volkstum und Geschmacksrichtung standen. Dazu war das Zusammensein eine furchtbare Anstrengung. Dieses wilde Sprachgewirr machte mir namentlich im Anfang viel Not. Russisch verstand ich noch gar nicht. Hebräisch sprechen die Juden ganz anders aus als die Christen, und welcher studierte Jüngling will überhaupt mit einem Juden im Hebräischen fortkommen? Und Rabinowitsch verlangte stets die gespannteste Aufmerksamkeit, erlaubte aber nie auch nur ein Wort dazwischen zu werfen. Bei dem leisesten Versuche etwas zu sagen, erwiderte er: Hören Sie doch, was ich sage.

So lebten wir einige Jahre fremd neben einander. Ich fügte mich in mein Schicksal, und Rabinowitsch wurde mir eine Gewohnheit. Da geschah eines Tages etwas Unerhörtes. Ich besinne mich ganz genau auf den Augenblick. Wir saßen in seinem Garten hinter der neuerbauten Schule. Rabinowitsch hatte eben seine letzte Predigt erzählt, und ich dachte schon an baldigen Aufbruch. Da hielt er plötzlich inne im Reden, sah mich an und sagte: Was sagen Sie, Chotzky? — Die Zumutung, etwas zu sagen, war bei ihm so ungeheuerlich, daß ich zunächst sprachlos war.

Dann sagte ich ihm, daß mir einige Gedanken gekommen seien über das eigentliche Wesen der Theologie, und daß ich sie in einsamen Stunden auf dem Lande draußen in der bessarabischen Steppe angefangen habe niederzuschreiben. Ich wolle ihm einiges davon erzählen, wenn's ihn nicht langweile. Dann hörte er aufmerksam zu, was mir ganz neu war, und sagte schließlich: Is güt!

Seitdem durfte ich manchmal etwas sagen. Einmal bemerkte er: Es ist doch merkwürdig, daß wir Jahre so friedlich neben einander gelebt haben. Alle, die zu mir gekommen, sind nach kurzer Zeit im Streit weggegangen, und was ich von der hiesigen Mission erlebt habe, wissen Sie. Aber wir haben stets in Frieden gelebt.

Rabinowitsch antwortete nie auf Angriffe. Sie gingen ihm wohl nahe, aber er meisterte seinen Zorn in der Stille. Er fing auch nie mit jemand Streit an, aber an ihm wurde mancher zum Streit gereizt, namentlich war jeder verloren, der selbst gern eine Rolle spielen wollte. Solche konnten an Rabinowitsch zur Raserei gebracht werden. Dann sprach Rabinowitsch ihnen mit erhabener Ruhe seine Verwunderung aus, daß diese lieben Freunde so unerwartet und plötzlich ein andres Gesicht machten wie gestern und ehegestern. Sie verschwanden dann gewöhnlich bald von der Bildfläche. Es kamen namentlich einige Theologen angereist, meist jüdischer Abkunft, die sich für berufen hielten, bei Rabinowitsch das pastorale Amt und die Verwaltung der Sakramente zu vertreten. Sie wurden alle freundlich und willfährig aufgenommen, aber ihrer keiner blieb lange.

Ich antwortete damals, daß ich unsern Frieden nicht als Verdienst, sondern ganz natürlich rechnen müsse. Alle, die gekommen seien, hätten an Rabinowitsch nur gewinnen wollen. Die meisten wollten Missionsberichte herausschlagen, die sie drucken lassen könnten, und die ihre Leser interessieren würden, als das Ergebnis ihrer Studien über die „Kischinewer Bewegung", wie man damals sagte. Andre wollten ihre Urteilskraft erproben, indem sie den Irrtümern von Rabinowitsch in Wort und Wandel nachspürten, andre wollten neben und mit ihm berühmt werden. Denn Rabino-

witsch selbst war schauderhaft berühmt geworden — nicht ganz ohne seine Schuld. Aber wir zwei konnten einander äußerlich weder nützen noch schaden. Wenn wir also verkehrten, geschah es nur vom Menschen zum Menschen, und als einfache Menschen konnten wir einander wirklich etwas sein. Ich hatte an ihm einen unerschöpflichen Quell von allerlei Weisheit, die nicht in Büchern steht, und er fand den einzigen Menschen, der ihm ohne Nebenabsichten nahte. Weil er sie alle durchschaute, lebte er in namenloser innerer Einsamkeit. Er klagte oft: Zu mir kommt niemand und sagt: Rabinowitsch, was tust du, wie geht's dir, wie fühlst du dich? Alle sehen in mir das Besondere. Sogar wenn sie mir Briefe schreiben, denken sie immer, sie müßten hebräische oder biblische Brocken mit hineinwerfen, um mir zu nützen oder sich selbst in der rechten Höhe darzustellen.

So fanden wir schließlich die Harmlosigkeit des Verkehrs, die er dankbar empfand. „Wir haben viele Bewundrer und viele Wohltäter, auch viele Feinde, aber nur einen Freund", pflegte er zu sagen. Und so blieb's auch bis zum Ende.

In jener Zeit wagte ich's auch einmal, Rabinowitsch ein Buch zu bringen. Mich beschäftigten damals in der Steppeneinsamkeit die Zündelschen Bücher.*)

Es war nicht leicht, Rabinowisch ein Buch zu bringen. Er bekam aus England große Kisten voll frommen Geschreibs. Jeder seiner Wohltäter fühlte sich verpflichtet, ihn mit christlichen Büchern zu versorgen. Ich traf ihn einmal, als er eben eine große Kiste ausgepackt hatte, und die prächtigen Einbände auf dem Tische geschichtet lagen. Er sah mich schweigend an und breitete wie segnend die Linke über den Haufen. Dann sagte er mit einem leichten Seufzer: Ich habe noch viel mehr!

Ein andres Mal hatten sie ihm eine Kiste voll hebräischer Spruchkärtchen geschickt. Es war aber eine sehr große Kiste mit vielen Tausenden solcher Kärtchen. Weil aber auf jedem noch

---

*) „Jesus in Bildern aus seinem Leben" und „Aus der Apostelzeit". Beide sind in Zürich im Verlag von S. Höhr erschienen.

irgend ein buntes Blümchen oder dergleichen angebracht war, erklärten die Zöllner an der Grenze die Ware für zollpflichtig. Sie verlangten eine Kleinigkeit dafür. Aber Rabinowitsch hatte für dergleichen keine Kopeke übrig. Die Ware verfiel also dem Staate, und das Zollamt suchte sie irgendwie loszuschlagen. Da keine Liebhaber dafür da waren, bot man die Kiste um den Wert des Zolles der kleinen Kischinewer Missionsanstalt an. Diese nahm die Sache gern an, denn es wurde dort ein kleiner Verschleiß von hebräischen Bibeln und Neuen Testamenten, auch einzelnen Bibelteilen getrieben. Von da ab nahm dieser Handel ungeheure Ausdehnung an. Man wußte alljährlich zu berichten, daß man Bibeln, Neue Testamente, Bibelteile und „Exemplare christlicher Schriften" in so und soviel Tausenden verbreite. Diese „Exemplare" waren zum großen Teile die hebräischen Spruchkärtchen, die ausgestreut wurden, und die die Zahlen so anschwellen machten. Zahl ist Alles, wenn man berichten muß.

Aber den Zündel hätte ich Rabinowitsch doch gern gebracht. Er hat ihn auch wirklich gelesen. Dann sagte er: „Der Mann hat Paulusen güt üntergehört. Ich wollte, er könnte so auch Duviden (David) oder die Nebijim (Propheten) ünterhören." Zündel wurde von der Theologie wie in stillschweigendem Übereinkommen völlig totgeschwiegen. Man wußte einfach nichts mit ihm aufzustellen. Es ist sehr bezeichnend, daß er der einzige war, der vor diesem Judenkinde Gnade fand. Er war ein biblisch denkender Mann. Das ist etwas ganz ungeheuer Seltenes.

Doch erinnere ich mich eines Engländers, den Rabinowitsch erwähnte. Es war die Jesajasauslegung von Smith. „Wenn Sie das könnten im Deutschen werden, was der Smith im Englischen ist!" sagte er zu mir. Ich verschrieb mir sofort das merkwürdige Buch. Seitdem stehen zwei schöne blaue Bände in meiner Bücherei „The Book of Isajah by the Rev. George Adam Smith." Sie gehören zu einem Bibelwerk „The expositors Bible", herausgegeben von W. Robertson. Wenn's nur nicht so schwer wäre, Bücher zu lesen, wären die beiden Bände längst aufgeschnitten.

Leider währte dieser nähere Umgang mit Rabinowitsch nicht allzulange. Ich verließ bald darauf Bessarabien und wohnte viele Jahre in der Krim. Es war ein oft ausgesprochener Wunsch von ihm, mich dort zu besuchen, doch kam er nicht zur Ausführung. Aber alljährlich zum 12. März, seinem Tauftage, schrieb oder telegraphierte ich wenigstens. Er wartete darauf und bemerkte es, wenn der Brief zu spät eintraf. Einmal hatte ich's vergessen und dachte erst im Mai daran, setzte mich sofort hin und schrieb: Was werden Sie von mir denken, aber ich hab's dieses Jahr vergessen, Ihnen zu schreiben. Darauf kam wendend die Antwort: Nicht umsonst haben Sie es vergessen. Ich war krank und in Italien und kam wieder an dem Tage, als Ihr Brief eintraf.

Wenige Tage darauf kam die Todesanzeige. Ich weiß nicht, wer ihn begraben hat. Die Regierung hatte ihm ja eine Begräbnisstätte zuerteilt. Wer mag ihn aber begraben haben? Seit er weder sich noch seine Familie hatte lutherisch taufen lassen, wartete der lutherische Pastor auf diesen Augenblick: Wer wird ihn begraben? Es gibt keinen Geistlichen dieser Konfession. Die Russen werden's nicht tun, wenigstens nicht in jenem Garten. So muß also doch der lutherische Pastor aushelfen! Leider war der hochwürdige Herr gerade auf Wochen verreist, sodaß er den interessanten Fall nicht in seinem Bericht verwerten konnte. Mich interessiert die Frage nicht. Es wäre mir nicht schwer, den Tatbestand festzustellen.

Ein anderes hat mich tief beschäftigt: Was bedeutete dieses Leben? Eine Empfindung habe ich, aber keine Worte dafür. Von irgendwelchen Erfolgen, die sich zahlenmäßig darstellen ließen, kann keine Rede sein. Ich halte das für einen Vorzug. Zwar hat mir Rabinowitsch in traulichen Stunden manches erzählt, was andre als Riesenerfolge ausposaunt hätten. Er schwieg darüber und sagte: Es gehört nicht in diese Welt. Fremde Juden kamen und gingen, wenn er predigte. Mit den wenigsten wurde er bekannt. Der echte Jude ist überaus scheu in seinem geistlichen Denken. Er verbirgt Jahre hindurch, was ihn innerlich beschäftigt. Was so

kommt und religiöse Geschwätze führt, ist oft nur der Auswurf. Den mied Rabinowitsch ängstlich. Die echten Leute kamen ihm wenig zu Gesicht. So kann man ihm keine Erfolge nachrechnen. Wozu auch? Was geht's uns an? Gott weiß es, der diesem Manne diese eigenartige, anscheinend so kleine Aufgabe zuwies, eine rufende Stimme zu sein: Jesus ist der Messias. Das sagen und schreiben und drucken sie freilich alle, und noch viel, viel mehr als das wissen sie von sich zu geben. Darum haben sie auch von soviel Erfolgen zu berichten. Aber ich weiß aus eigner Anschauung, daß diese kleine Aufgabe zu erfüllen sehr schwer war, und alle Kräfte eines starken Seins dazu gehörten. Ich glaube, Rabinowitsch starb in dem Augenblicke, als es über ihm hieß: Er hat ausgerichtet, was er sollte. Mir war dieses Sterben des sehr rüstigen Mannes außerordentlich verwunderlich. Nach menschlicher Rechnung hätte er noch viele Jahre leben können.

Was wird aus seiner Schule, seiner Sache geworden sein? Ich weiß es nicht. Wahrscheinlich wird alles anscheinend im Sande verlaufen. Aber ich bin innerlich doch froh, daß diese Wüstenstimme einmal gehört worden ist. Mir kommt's vor wie ein freundliches Zeichen des Friedens in unsrer großen Zeit, die wir erleben, wenn's auch viele nicht merken.

Seit es Rabinowitsch gelungen war, sich ganz von allen Missions-zusammenhängen zu lösen, hatte auch seine Berühmtheit nachgelassen. Er freute sich dran. Es war, als würde eine alte Schuld getilgt. Auch sonst fiel mancherlei von ihm herunter, was mir früher schwer war. Er verlor den schlauen Ausdruck, und es kam etwas wie Friede und Klarheit, auch große Freudigkeit über sein ganzes Wesen, was sich auch äußerlich auf ihm ausprägte. Eine eigen-artige, merkwürdige, unaussprechliche Herzensfreude leuchtete auch sonst oft aus seinem Wesen. Es war, als genieße er ein inneres Schauen, das ihn jauchzen machte. Aber der große Zorn, der oft aufflammte und bei jedem, der ihn hat, ein starkes, volles Empfindungsvermögen anzeigt, wurde später immer mehr in überaus große Freude verkehrt. Er freute sich an Gott, er freute

sich am Messias. Davon ging oft sein Mund über, und man merkte, daß es Wahrheit war.

Wenn er sich zu Tisch setzte, sah er die Seinen an und sprach ganz frei einige Worte des Lobes und Dankes für allgemeines und besonderes Gute, das ihnen von Gott widerfahren. Er faltete dazu nicht die Hände, aber es war der natürliche Ausdruck der guten Stimmung, in die einen gesunden Menschen ein bereitetes Mahl versetzt. Dann wurde ihm als Vorspeise ein wenig Knoblauch gereicht. Ich saß selten, aber gern in diesem jüdischen Familienkreis. Juden haben unter sich eine große Behaglichkeit, aber es gelingt wohl wenigen, in dieses Vertrauen hineingezogen zu werden.

Was mir am meisten an Rabinowitsch auffiel, war das Eigenständige in seiner ganzen Entwicklung. Er wurde und wuchs vor unsern Augen, aber die Kräfte dazu schöpfte er aus einem verborgenen Sein, über das wir keine Macht hatten, das wir nicht überwachen konnten. Er wandelte sich beständig. Auch darin stand er in einem eigenartigen Gegensatz zu seinem nicht unbedeutenden lutherischen Gegner, dem Kischinewer deutschen Stadtpastor. Dieser war gestaltet wie ein Engel des Lichts. Eine lange, weiße Mähne umwallte wie ein Heiligenschein sein farbenfrisches Antlitz. Wenn er redete, geschah es nur in herzlicher, lieblicher, sanfter, milder Weise, und wenn er predigte, weinte er die halbe Predigt vor Rührung. Um ihn säuselte lauter Liebe. Aber er wurde nicht. Er war so, wie er sich's einmal in jungen Jahren angewöhnt hatte und war nie dazu gewachsen. Aus seinen Predigten und seinen geistlichen Gesprächen hörte man noch unschwer seine akademischen Lehrer heraus, die ihm alle diese Weisheit einmal kollegienheftmäßig beigebracht hatten, aber etwas Selbständiges schien nie dazu gekommen zu sein in einem mehr als 30jährigen Amtsleben. Rabinowitsch, der nichts weniger als einen frisierten, erbaulichen oder gemachten Eindruck machte, war jedes Jahr ein anderer. Er wuchs.

Es war, als wäre irgendwie bei ihm der Brennpunkt des

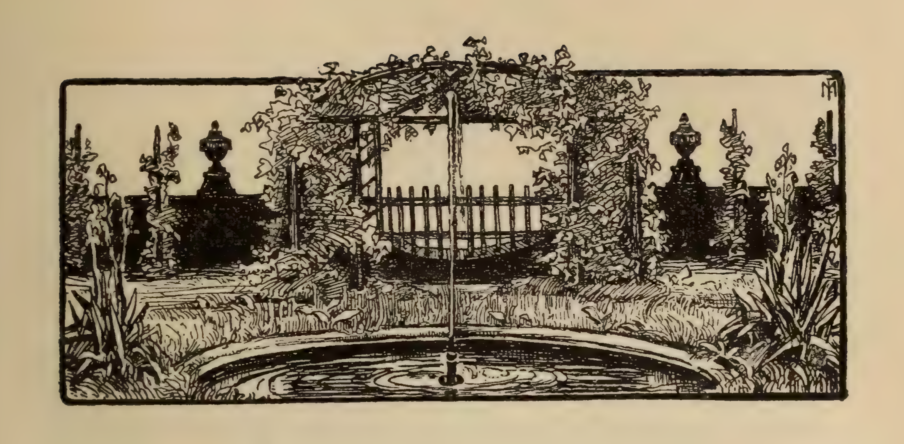
wahren Seins getroffen und käme nun in vollständiges Leuchten und Glühen, und das ganze Wesen würde allmählich in dieses Glühen hineingezogen und komme ins Ausschmelzen. Was tat's da, ob viel oder wenig umgeschmolzen war? Dem lutherischen Pastor hätte man eine Lüge nie verzeihen können. Die wäre ja ewig liegen geblieben bei diesem fertigen Heiligen. Rabinowitsch konnte man alles verzeihen. Er war ja ein armer Jud, der immer weiter wuchs und alle Schäden verwachsen konnte. Und alles kam bei ihm in Werdefluß.

Als wir zum letzten Male beisammen waren, fiel mir die große friedliche Ruhe auf, die ihn durchgeistigte und verklärte. Er war viel milder geworden. Es war, als müßte man bald auch das letzte Unebene herabfallen sehen. An Rabinowitsch ist mir immer der Gedanke gekommen: wie wär's, wenn bei jedem Juden der Punkt gefunden würde, von dem aus Leben sprießen und den ganzen Menschen durchwachsen könnte! Wo bliebe dann wohl der Antisemitismus, dieser kurzsichtige, törichte Rassenhaß! Das unangenehme jüdische Wesen kann doch weiter nichts sein als ein äußerer Erbbehang, der sich nur so lange halten kann, bis der Lebenspunkt geweckt ist. Dann wächst es sich aus. Es wurde mir schließlich gar nicht schwer, den Juden überhaupt daraufhin anzusehen, wie er wohl sein würde, wenn die Rassezufälligkeiten abfielen. Das gab ein überraschendes, erfreuliches Bild, das sich da vor dem geistigen Auge auftat. Ein Bild, das das Volk liebenswert erscheinen ließ, wenn die Vergänglichkeit fiel, und der Ewigkeitswert hervortrat. Was ich an diesem Manne erlebt, war zweifellos eine Weissagung auf die Zukunft.

Schließlich handelt sich's gar nicht um Juden, sondern um Menschen. Gewiß hat jeder seinen Lebenspunkt, von dem aus er werden und wachsen kann, sodaß alles Todwesen von ihm abfallen muß. Es muß doch jeder Mensch für Ewigkeitswerden in Aussicht genommen sein. Wie muß es erst sein, wenn jeder seine Wahrheit, die Wahrheit des Menschen, findet und sie aus sich heraus offenbart, weil er sie in sich verkörpert! Der Mensch

glaubt nur immer nicht an sich und seinen Ewigkeitswert und stärkt durch seine Kleinmütigkeit gerade das, was von ihm abfallen soll.

Rabinowitsch brachte es fertig, eine Aufgabe zu erfüllen, deren er innerlich ganz gewiß war, ohne sich um die Folgen zu kümmern, ohne zu fragen, ob's und wem's gefällt. Er konnte in der größten Vereinsamung und Verlassenheit überströmen von Glück, daß er Gottes gewiß war, ohne zu fragen, ob sein Lebensglück groß oder klein war. Ich glaube, solche Leute sucht man im Himmel. Ob man viele findet? — Lh.



Hemmungen des Lebens.

2. Die Furcht.

Unter allen Hemmungen des Lebens, die uns beschäftigen, ist wohl der Furcht am schwersten beizukommen. Denn niemand will sie eingestehen. Spricht man über Trauer, Sorge, Unsicherheit, Befangenheit, Ärger, Stimmungen, so finden sich immer welche, die darüber klagen. Aber zur Furchtsamkeit will sich niemand bekennen, obgleich fast alle darunter leiden. Wie allgemein muß sie verbreitet sein, wenn Schopenhauer von der Tapferkeit sagen kann, sie sei die Kunst, die Furcht zu *verbergen*!

Die Furcht wird versteckt und geleugnet. Denn alles andere ist verzeihlich, aber die Furcht gilt für schimpflich. Und doch ist sie ebensowenig wie alles andere eine Schande, sondern nur eine Schwäche. Man hat sie gewiß aus wohlgemeinten erzieherischen Gründen an den Pranger gestellt, um durch den Schimpf, den sie nach sich zieht, die Scham darüber zu wecken. Aber Furchtlosigkeit ist nicht Sache des Willens, sondern des Könnens. Infolgedessen hat man sie damit nur in die Verborgenheit gescheucht und dem Verhängnis aller verpönten Übel überantwortet, durch Verheimlichung und Vernachlässigung unheilbar zu werden. Darum wollen wir, statt uns über sie zu entrüsten, lieber versuchen, sie zu ver-

stehen, um sie zu überwinden oder noch besser, von ihr erlöst zu werden.

* * *

Furcht ist die innere Erschütterung unsers Bewußtseins unter dem Eindruck von etwas Schwerem, Schlimmem, Schädlichem, Verderblichem, was uns bevorsteht, die quälende Befangenheit unter der Übermacht feindlicher Mächte oder unüberwindlicher Schwierigkeiten, das Erschauern vor unumgänglichen Widerwärtigkeiten, die peinliche Beengung und Bedrückung des Lebensgefühls durch die Wucht und Last drohender Gefahren oder Aufgaben. Wovor wir uns fürchten, ob es Unglück oder Gefahren, Verluste oder schlimme Folgen, Strafe oder Schande, Menschen oder Elemente, unangenehme Pflichten, Anstrengungen, Schwierigkeiten oder Opfer, Schmerz oder Tod ist, das ist ganz gleichgiltig, die Furcht ist überall wesentlich dasselbe: das Erzittern der Seele vor allem, dem wir nicht gewachsen, gegen das wir nicht gefeit sind oder es nicht zu sein glauben. Und überall ist es ein ganz unwillkürlicher Vorgang in uns, den wir gar nicht in der Hand haben. Werden wir unsrer Überlegenheit oder Unantastbarkeit inne, so verschwindet die Furcht ebenso von selbst, wie sie kam.

Es ist auch gleichgiltig, worin wir durch das drohende Übel beunruhigt werden, ob in unsrer Sicherheit, Bequemlichkeit und Ruhe oder in unsrer öffentlichen Bedeutung und Wirksamkeit oder in unsern Plänen und Wünschen: es ist immer eine Unruhe, die unser innerstes Lebensgefühl ergreift, eine beklemmende Spannung, die uns den Atem versetzt. Aber sie löst sich sofort, sobald wir glauben, der Gefahren Herr zu werden. Mag dann die Empfindung der Widerwärtigkeit des Unvermeidlichen noch so lebhaft sein, wir fürchten uns jedenfalls nicht mehr davor.

Furcht ist also eine unmittelbare Äußerung von Schwäche, Unfähigkeit, Ohnmacht, einer wirklichen oder einer eingebildeten. Die Unruhe, in der sie zu Tage tritt, wird aber nicht als Gefühl der Schwäche, sondern als Vorgefühl der drohenden Schädigung

oder Belästigung empfunden. Furcht ist demnach für den Menschen objektiv die Wirkung eines Schwächezustandes, subjektiv die Wirkung einer bevorstehenden Notlage.

Sie entspringt aus der verborgenen Schwäche unter dem Eindruck kommender Erlebnisse, die sie offenbaren und besiegeln werden. Solange wir also etwas nicht für furchtbar halten, ängstigen wir uns keine Spur, mag es noch so gefährlich sein. Und andrerseits erzittern wir vor ganz harmlosen Dingen und wesenlosen Einbildungen, sobald wir meinen, daß sie uns in Not und Schaden bringen. Die Furcht hat also zur Voraussetzung, daß wir in dem Kommenden etwas Schreckliches, eine unerträgliche Last, eine unüberwindliche Schwierigkeit, ein unentrinnbares Verhängnis s e h e n. Wir fürchten uns also genau so eindringlich vor den Gespenstern unsrer Phantasie, vor bloßen Möglichkeiten, die wir uns vorstellen, wie wir ganz unbefangen Ereignissen entgegen gehen, die uns vernichten müssen, aber uns in ihrer Verderblichkeit unerkannt bleiben.

Wir sind deshalb am empfindlichsten gegenüber allem Unbekannten, von dessen Verhängnis wir nur eine unklare oder theoretische Vorstellung haben, vor allem Unberechenbaren, Unerwarteten, Geheimnisvollen. Darauf reagiert die menschliche Schwäche im Gefühle unsrer Unzulänglichkeit gegenüber allen Möglichkeiten des Lebens am lebhaftesten.

Wie von dem Umfang und der Stärke des Eindrucks wird aber die Furchtbarkeit der Dinge auch von dem Grade der Schwäche abhängen. Je ohnmächtiger jemand dem Leben mit seinen Zufällen und Forderungen gegenüber steht, desto mehr wird er sich fürchten, desto größer wird die Menge dessen sein, was ihn in Schrecken versetzt, desto grotesker wird das Verhältnis zwischen seiner Angst und der wirklichen verhängnisvollen Bedeutung der Dinge werden, die ihn außer Fassung bringen.

So richtig wir aber die Furcht als das Scheuwerden des Menschen vor dem, was ihm bevorsteht, charakterisieren können, so wesentlich ist sie von der Scheu verschieden, die im Leben der Menschen eine große Rolle spielt. Dort scheuen wir davor, etwas

zu erleben, zu erleiden, zu bewältigen, hier scheuen wir uns, etwas zu tun. Dort handelt es sich um Erlebnisse, hier um Äußerungen unsrer Persönlichkeit. Diese Scheu ist die feine Empfindung des Menschen für alles Widernatürliche, Ungehörige, Verführerische, der ablehnende Geschmack des Selbst allem Fremdartigen und Unzuträglichen gegenüber. Sie ist also keine Schwäche, sondern eine Stärke, die Äußerung eines kraftvollen persönlichen Wesens. Sie ist der abweisende und zurückhaltende Instinkt der Persönlichkeit.

Wenn wir uns fürchten, handelt es sich zunächst nur um Anfälle, die über uns kommen, sobald uns etwas droht, was uns beunruhigt. Sie sind so verschieden wie ihre Anlässe und die Art, wie wir sie nach unsrer subjektiven Verfassung empfinden. Schreck, Angst, Bestürzung, Entsetzen, Grauen, Niedergeschlagenheit, Kleinmut, Zagen sind alles eigentümliche Erscheinungsformen der Furcht, die vom kaum merklichen innern Erzittern bis zum ausbrechenden Wahnsinn eine ganze Skala von Heftigkeitsgraden durchlaufen können.

Aber in dem Maße als sich die Anfälle wiederholen und die Widerstandskraft des Selbstbewußtseins schwächen, entsteht eine zunehmende reizbare Empfindlichkeit für alles, was nur irgendwie gefürchtet werden kann, und daraus ein Zustand dauernder Unruhe, der von allem erregt wird, was dem Menschen nahe tritt. Ich meine die herrschende Furchtsamkeit, Ängstlichkeit, Verzagtheit. Und daraus entspringt ein alles durchdringendes Ohnmachtsgefühl gegenüber dem Leben: die scheue Feigheit, das unüberwindliche Mißtrauen gegen alles, was bevorsteht, die fassungslose Verzweiflung an sich selbst.

Je größer aber die Schwäche, je zuständlicher die Furcht, je wesentlicher die Feigheit ist, um so weniger gehört dazu, Furcht zu erregen. Die geringfügigsten Kleinigkeiten und lächerlichsten Harmlosigkeiten vermögen dann im Menschen einen Aufruhr der Angst und des Entsetzens hervorzurufen, der ihn in die jämmerlichste Verfassung bringt. Schwächung des Lebensgefühls, nervöse Reizbarkeit, völliger Zusammenbruch des Selbstgefühls und wirkliche Geistes-

krankheit sind die Stadien auf dem Wege der Zerrüttung des Menschen durch die Furcht.

* * *

Nach alledem liegt es auf der Hand, daß die Furcht eine Hemmung des Lebens ohnegleichen ist. Äußerlich und innerlich. Von allen peinlichen Empfindungen greift die Furcht am meisten an. Ihre Qual macht den Menschen körperlich ganz elend, denn sie geht direkt auf die Nerven und zieht dadurch alle Lebensfunktionen in Mitleidenschaft. Wie oft führte schon ein Schreck zu Herzschlag oder eine furchtbare Gefahr zum Ausbruch des Wahnsinns! Ich glaube auch, daß unsre Jugend viel weniger durch Überanstrengung nervös angegriffen wird, als durch die Angst, die sie in der Schule Tag für Tag, jahraus jahrein im Gefühle ihres ungenügenden Könnens vor den drohenden Vorhalten, Strafen und verhängnisvollen Folgen haben.

Ebenso geistig. Die Furcht löscht unser Gedächtnis aus, raubt unserm Bewußtsein den Ertrag unsrer Erfahrung, lähmt unsre Urteilskraft, macht uns den Dingen gegenüber befangen, dem Nächstliegenden und Nötigen gegenüber blind, läßt die Wirklichkeit hinter wesenlosen Gespenstern zerfließen, bringt das folgerichtige Denken in Verwirrung und überantwortet uns so einer Hilflosigkeit ohne gleichen. Der Mensch verliert den Kopf, jeder Willkür preisgegeben und zum Sinnlosesten imstande. Kein Wunder, daß Angstbesessene oft den Eindruck von Verrückten machen, mit Vorliebe auf das Törichtste verfallen und so Widersinniges anfangen können, wie z. B. sich aus Furcht vor einer geringen Sache das Leben zu nehmen.

Von Selbstgewißheit, persönlicher Haltung und Lebensführung kann da natürlich nicht mehr die Rede sein. Die Furcht ist ein Schwächezustand der Persönlichkeit, der rapid nach allen Seiten Schwäche verbreitet. Sobald einen Menschen die Angst packt, gerät alles in ihm in Erschütterung, und die Grundfesten seines Wesens erbeben. Er verliert das Gleichgewicht, es kommt wie ein Schwindel über ihn, und im eigentlichsten Sinne des Wortes fällt er in Ohn-

macht. Er verliert jede menschenwürdige Haltung; ist er doch nur noch ein zerknittertes Jammerbild. Er hat kein Zutrauen mehr zu sich, sondern gibt sich selbst auf und würde sich am liebsten feig in ein Mauseloch verkriechen. Natürlich ist der Grad der eintretenden Schlappheit nach den Menschen und den auftretenden Furchterregern verschieden. Aber in dem Maße als der Satz gilt, daß unter Umständen alle feil sind, kann man wohl auch sagen, daß unter Umständen alle feig werden.

Die Furcht unterjocht das Selbst, fortan ist es allen willkürlichen Einflüssen des Lebens, schwingenden Stimmungen und auftauchenden Instinkten hingegeben. Wie ein Spielball wird es zwischen Trotz, Hoffnung, Zweifeln und Entsetzen hin- und hergeworfen. Es ist nicht mehr zurechnungsfähig. Kein Wunder, daß alle sittlichen Grundsätze ins Wanken kommen. In der Angst ist der Mensch zu allem fähig. Er lügt, betrügt, stiehlt, mordet, wenn es darauf ankommt, ohne sich zu besinnen. Ist er einmal scheu geworden, so zerreißt er alle Zügel und durchbricht alle Schranken.

Man meine nun aber doch nicht, das komme nur in den äußersten Gefahren des Daseins vor. Was die gräßliche Angst auf grobe Weise bewirkt, das tut die scheue Furchtsamkeit im feinen, aber genau dasselbe. Sie ruiniert den Menschen körperlich, geistig, persönlich. Sie reibt genau so auf, wenn auch allmählicher, hemmt, trübt, verwirrt und zersetzt grade so das geistige Leben, wenn auch verborgener, und läßt es zu persönlichem Leben überhaupt gar nicht kommen. Unter ihr vergeht alles eigentümlich Menschliche, worauf unser Adel und unsre Bestimmung ruht.

Unter der Furcht verliert der Mensch die Selbstbeherrschung, auch wenn er die Fassung bewahrt. Ebenso wenig aber wie er sich in der Hand hat, beherrscht er dann auch die Situation mehr, in der er sich befindet. So kann er aber gar nicht persönlich leben, sondern reagiert nur. Und zwar notwendig unvernünftig, weil er die Unbefangenheit verloren hat. Denn daraus folgt, daß er weder den Verhältnissen gerecht werden, noch das rechte ergreifen

kann. So wird jeder in dem Maße als er sich fürchtet, besessen, entäußert und in's Sinnlose gezogen.

Ferner kann auch Entschlossenheit und Stetigkeit nicht bestehen, wenn das Herz furchtsam ist. Denn man zagt und zaudert, wird unsicher und fahrig, ist bald außer sich, bald geistesabwesend. Die Widerstandskraft wird erschüttert, das Lebensgefühl wird geschwächt, der Wagemut sinkt zusammen. An Stelle der Elastizität und Energie tritt Nervosität und aufgeregtes Wesen, das zu immer tieferen Abspannungen führt. Wie soll da eine persönliche Haltung möglich sein, wie kann man sich da auch nur selbst behaupten!

Das alles ist aber von allgemeiner Tragweite. Wer sich fürchtet, kann gar nicht wahr nnd aufrichtig sein, denn seine Unmittelbarkeit ist gebrochen und sein ursprüngliches Empfinden gelähmt. Bekanntlich lernen die Kinder das Lügen nur aus Furcht. Laßt sie ihrer Unmittelbarkeit froh werden und verbannt die Furcht aus der Erziehung, statt sie als Mittel zu verwenden, so werden sie nie in die Versuchung kommen, die Unwahrheit zu sagen. Wer sich fürchtet, Anstoß zu erregen, mißverstanden zu werden, Schaden davon zu haben, schlimm beredet zu werden, kann sich gar nicht geben, wie er fühlt, gar nicht sagen, was er denkt, gar nicht tun, was er eigentlich sollte. Und wenn er sich zwänge, formal bei der Wahrheit zu bleiben, so gewönne er doch nie die Wahrheit seines Wesens und Lebens, denn die muß erst werden und ununterbrochen sich entfalten, wenn sie gedeihen soll. Im Klima der Ängstlichkeit ist das aber ausgeschlossen. Nur dem Furchtlosen kann man sagen: sei und werde, was du bist, und tue, was du sollst. Der andere wird und tut, was die Not, die Gefahr, die Rücksicht gebietet.

Wie die Wahrheit hört natürlich auch die Freiheit dort auf, wo die Furcht beginnt. Niemand kann seine Selbständigkeit wahren, wenn er vor andern zittert, wenn er auch nur zu vermeiden sucht, in Konflikt mit jemand zu kommen, widersprechen zu müssen, weil es unter Umständen gefährlich werden könnte. Wer die Folgen ängstlich zuvor erwägt, der beugt sich, drückt sich, bringt das Opfer des Verstandes und des Gewissens. Die Furcht macht uns zu

Knechten der Menschen, zu Lakaienseelen und erbärmlichen Wichten. Sie knebelt den Mund und wirft uns in Ketten. Sie setzt an Stelle der inneren Notwendigkeit, die allein Freiheit ist, die äußere Notwendigkeit und richtet den Menschen ab, immer der Übermacht der Umstände zu gehorchen, wenn's das Gewissen verlangt, sogar mit sittlichem Pathos. Furchtsamkeit ist die Rückenmarkschwindsucht der Persönlichkeit. Sie raubt uns die Vollmacht und Überlegenheit im Drange des Lebens, in der sich erst die wahre Freiheit offenbart und auswirkt.

Und noch eins. Nicht ohne tiefen Sinn lautet ein Wahlspruch: furchtlos und treu. Denn wer die Furcht kennt, kann gar nicht treu sein, weder sich selbst noch andern Menschen, weder seinem Beruf noch seinem Volk, weder seinem König noch seinem Gott. Wer in bleicher Angst vor unberechenbaren Möglichkeiten und schlimmen Folgen zurückschreckt oder in feiger Unterwürfigkeit gegen Vorgesetzte erstirbt, der kann unmöglich die Ehrfurcht vor sich selbst und den eingeborenen Forderungen seines Wesens wahren und die Pflichten seiner Bestimmung unbestechlich und unbeugsam erfüllen. Aus der Furcht werden die Kompromisse, Verleugnungen und Meineide des Verhaltens geboren. Wer Unannehmlichkeiten scheut, kann keinem Menschen die Treue halten, sondern wird ihn verraten, ehe der Hahn dreimal kräht. Treue fordert Selbstverleugnung und Selbsthingabe: man muß unter Umständen sein Leben lassen können, wenn man sie durchhalten will. Wer kann das, wenn er sich fürchtet? Niemand kann einen Beruf wirklich erfüllen, wenn er nicht in unerschütterlicher Ruhe alle wogenden Widerwärtigkeiten, die sich gegen ihn erheben, am Bug brechen läßt, und trotz allem seinen Kurs festhält. Die Feigheit kann sich nur subaltern mit ihm abfinden. Wer kann seinem Volke die Treue halten, wenn er die Gemeinheit der Masse fürchtet? Wer kann seinem König treu zur Seite stehen, wenn er vor der Ungnade zittert? Oder kann man Gott treu bleiben, wenn einen irgend etwas in Schrecken versetzt? Furcht ist Unglaube, und ängstliche Rücksicht gehorcht den Menschen mehr als Gott.

So erniedrigt also die Furcht und macht gemein. Man verliert die Selbstachtung, und alle Menschenwürde geht zu Grunde. Es ist nicht vornehm, die Vergeltung zu fürchten, die man verdient, die Folgen zu scheuen, wenn man innerlich muß, vor dem Schicksal zu zittern, wenn es einmal verheerend kommt, und sich aus Angst vor Menschen in Liebedienerei und Unterwürfigkeit zu erschöpfen. Alle Vornehmheit ist die unmittelbare Lebensäußerung eines unabhängigen und überlegenen Sinns. Die Furcht raubt ihr also den Gehalt und macht sie zur Grimasse. Aller Adel geht verloren, denn wer der Angst Zugang gewährt, gibt seine Persönlichkeit preis. Alle Schönheit vergeht unter ihrer verzehrenden Unruhe: sie macht uns bleich, entstellt und verzerrt. Selbstgewißheit, Lebenszuversicht, Daseinsfreude, Wagemut, sieghaftes Wesen, Opfersinn, Spannkraft und Wucht des Lebens, leichter Sinn und Lebensübermut, kurz alle Erscheinungen heldenhaften Wesens vernichtet die Furcht, denn sie macht aus Helden Memmen.

Man braucht diesen Andeutungen nur weiter nachzugehen, um zu erkennen, daß die Furcht nicht nur eine Hemmung im Leben des Einzelnen, sondern auch ein Verhängnis für das gemeinschaftliche und öffentliche Leben ist. Was uns beschäftigt, sind keine psychologischen Finessen und Spezialitäten persönlicher Kultur, sondern Schicksalsfragen für Volk und Rasse, praktische Angelegenheiten für das soziale und politische Leben.

Furcht und Ängstlichkeit ruiniert die Ehen, oft schon ehe sie geschlossen sind, und dann erst recht durch alle Störungen, die sie im Gefolge hat, von der gebrochenen Unmittelbarkeit bis zur fortgesetzten unwahren persönlichen Haltung, die fortzeugend immer Böses gebären muß. Die Furcht vor Eltern und Erziehern, vor Schelte und Strafen lähmt die Erziehung und fällt wie ein Reif auf die Frühlingspracht der Jugend. Sie vergiftet den Verkehr der Menschen untereinander, weil sie die Harmlosigkeit raubt, und durchsetzt alle Beziehungen mit Unwahrheit und Unzuverlässigkeit, mit Mißtrauen und Heuchelei. Und wer fürchtet denn heute nicht das Gerede der Leute, den schleichenden bösen Leumund, den gesell-

schaftlichen Meuchelmord! Sie erschüttert die Gemeinschaft im Berufsleben und tötet die Menschenwürde der Untergebenen. Sie fördert alle Auswüchse eines kleinlichen Egoismus, persönliche Empfindlichkeit und heimliche Machenschaften. So zerstört sie fortschreitend im Volksleben die Gradheit und den hohen Sinn, das Vertrauen und die positive Haltung der Menschen unter einander. Alles großzügige, sachliche, nationale Wirken für hohe Ziele und Ideale geht unter ihrem verheerenden Einflusse zugrunde. Ein Blick in die Geschichte belehrt uns, daß die Furchtlosigkeit die Vorbedingung ist für die fortschreitende Kultur, und daß ein Volk, in dem die Furcht Platz greift, zur Knechtschaft reif ist.

Deshalb ist es niederschlagend, zu beobachten, wie sich heute die Furchtsamkeit in unserm Volke ausbreitet und folgerecht allenthalben unsre nationale Entfaltung hemmt. Die Furcht vor dem Leben und seinen Anforderungen ist die Hauptursache der verminderten Eheschließungen und der abnehmenden Geburtenziffer. Die Ängstlichkeit ist das Element des Philistertums und der spießbürgerlichen Beschränktheit, die sich zu keinem nationalen Höhenfluge weder nach innen noch nach außen erheben kann. Ist von einer Jugend, die sich zu ihrem Beruf durch die Rücksicht auf die Sicherung ihres Lebens bis zur Pensionsberechtigung ihrer Witwen bestimmen läßt, Unternehmungssinn und Abenteuerlust zu erwarten? Oder von Eltern die rechte Leitung des kommenden Geschlechts, die andauernd vor den elenden Prüfungen zittern? Wie soll es vorwärts gehen, wenn sich die meisten vor eigenen Spuren und unausgetretenen Wegen fürchten! Unsere ganze geistige Entwickelung stockt heute in Kirche und Schule, sozialem und politischem Leben aus Furcht. Sie fürchten alle die Unruhe, den Kampf, die Not, wenn sie in das Beharrende Bewegung bringen würden. Die Abgeordneten fürchten die Wähler, der Reichstag die Presse, die Presse die Abonnenten, die Wähler die geschäftliche Benachteiligung, die Arbeiter den Terrorismus der Genossen. Die Macht des Ultramontanismus, des schwarzen Todes in unserm geistigen und politischen Leben, ruht lediglich auf der epidemischen Furcht vor der Hölle,

auf der abergläubischen Scheu vor der Rache des Himmels in Haus und Beruf, von der zwei Drittel unsers Volkes besessen sind. Unter der Feigheit der Untergebenen gedeiht der Größenwahn der Vorgesetzten. Die Furchtsamkeit der Minister erzeugt die Befangenheit der Könige und befestigt ihre Irrtümer. Wer will, mag sich diese Züge vervollständigen. Wir Deutschen fürchten alles, nur nicht Gott, den lebendigen. Denn würden wir den wirklich fürchten, so würde uns alle Furcht vergehen.

* * *

Was die Menschen fürchten, hat sich im Laufe der Zeiten verschoben. Früher ängstigten sie sich vor dem Sturm, der durch die Wälder braust, vor Blitz und Donner, Finsternis und Nebelstreifen. Die Welt mit ihren elementaren Vorgängen und geheimnisvollen Erscheinungen war ihnen unheimlich, weil sie noch nicht mit ihnen vertraut waren. Alles machte auf sie den Eindruck furchtbarer Ereignisse und Mächte, vor denen sie im Gefühle ihrer Ohnmacht erzitterten. Oder sie fürchteten sich vor Überfällen von Menschen und Tieren, weil sie sich schutzlos fühlten.

Je mehr nun sowohl die Erkenntnis das Unheimliche harmlos, das Unbegreifliche verständlich, das Fremdartige vertraut machte und das Elementare der Natur sich zu Diensten unterwarf, als auch die fortschreitende Zivilisation das Leben sicherte, um so mehr mußten die Anlässe der Furcht zusammenschwinden.

Aber obwohl wir in der Aufklärung der Erscheinungen und in der Unterwerfung der Naturkräfte Ungeheures erreicht haben, und unser Leben heute in ganz ungeahnter Weise gesichert ist, macht es doch den Eindruck, als ob die Furcht unter uns nicht geschwunden, sondern gewachsen sei. Wenigstens nehmen wir alle an, daß die Furchtlosigkeit in den heroischen Zeitaltern stärker war und allgemeiner verbreitet. Das mag mit daran liegen, daß dieselbe Erkenntnis uns den Blick für Gefahren geöffnet hat, die wohl immer bestanden, aber dem Bewußtsein verborgen waren — ich will nur die Bazillen nennen —, aber die wirkliche und ausreichende Ur-

sache der wachsenden Furchtsamkeit kann das unmöglich sein, denn die kolossale Sicherung des Lebens gegen früher bleibt bestehen, und jede neu entdeckte Gefahr wird nur Anlaß, sie zu erhöhen.

Wir finden darin vielmehr nur die Bestätigung für unsern Satz, daß die Furcht und die Furchtlosigkeit überhaupt nicht von äußern Umständen, sondern nur von der innern Verfassung des Menschen abhängt. Der ist doch nicht etwa furchtlos, der keinen Anlaß hat, sich zu fürchten, sondern nur der ist es, dem nichts furchtbar werden kann. Wir können also die Furcht nicht dadurch überwinden, daß wir Not und Schmerz aufheben, da die Furchtbarkeit immer ein persönlicher Eindruck ist, sondern nur dadurch, daß wir die Furchtsamkeit wegschaffen. Man kann im Gegenteil vermuten, daß das Wachstum der Furcht eine notwendige Folge der Verringerung der Gefahren ist, weil infolgedessen der Mut im Menschen weniger in Anspruch genommen, geübt und gestärkt wird. Vielleicht steht die Furcht im umgekehrten Verhältnis zur Größe und Menge der Gefahren, die wir erleben. Vielleicht ist das heroische Zeitalter an der Zivilisation zugrunde gegangen. —

Wie überwinden wir aber das Übel, wenn es von außen nur angeregt wird, dagegen von innen entsteht? In vielen Fällen ist die Ängstlichkeit eine rein körperliche Sache, eine Frage der Gesundheit. Denn die Nervosität verbreitet ein Zittern durch das innere Leben, sodaß es die geringsten Anlässe in Aufruhr und Angst bringen können. Sie erfüllt den Menschen mit einer ganz allgemeinen Furcht vor dem Leben, vor den Folgen und Ausgängen unsers Handelns und läßt die Phantasie alle Vorgänge mit einem wilden Heer von Möglichkeiten umschwärmen. Wenn wir von solchen Gespenstern gequält werden, können wir immer auf eine tiefe nervöse Depression schließen, die geheilt werden muß, wenn wir dem Verfolgungswahn entrinnen wollen. Es ist gut, das zu wissen, nicht nur um den Warnungsruf daraus zu vernehmen und Wege der Heilung zu suchen, sondern auch um die Furchtgebilde nicht zu tragisch zu nehmen und ihnen keinen Einfluß auf unser Verhalten zu gestatten. Wie wir uns oft während eines entsetzlichen Traumes

sagen: es ist ja nur ein Traum, so sollen wir uns hier beruhigen: es sind ja bloß die Nerven. Damit treiben wir die Gespenster aus dem innersten Sitz des Bewußtseins an die Oberfläche und befreien uns damit von der Furcht im tiefsten Grunde unsers Wesens.

Furchtlosigkeit ist Widerstandskraft des Geistes. Wollen wir also die Furcht überwinden, so müssen wir alles vermeiden, was unsre Widerstandsfähigkeit schwächt, und alles pflegen, was sie stärkt. Geschwächt wird sie nun zweifellos zunächst durch körperliches Leiden, und zwar in dem Maße als es uns geistig in Mitleidenschaft zieht. Deshalb disponiert jede nervöse Abspannung ohne weiteres zur Furcht. Starknervige, elastische, spannkräftige Menschen werden immer tapfer sein, weil alle furchtbaren Eindrücke an ihnen abprallen. Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß in dem Zeitalter der Überanstrengung — nicht nur des beruflichen, sondern auch des gesellschaftlichen und geistigen Lebens — die Furchtsamkeit überhand nehmen muß. Hüten wir uns also vor allem Übermaß, stärken und schonen wir unsere Nerven, sorgen wir für Gesundheit und Kraft des Körpers, wenn wir die Furcht überwinden wollen.

Mindestens ebenso wird aber unsere geistige Widerstandsfähigkeit herabgesetzt, wenn wir sie nicht üben, also durch die Schwächlichkeit des persönlichen Lebens. Wenn man überall widerstandslos jedem Reize nachgibt, jeden Eindruck in sich ausschwingen läßt, wenn man den Erscheinungen gegenüber keine innere Zurückhaltung übt, nicht gelassen bleibt und seine Unabhängigkeit nicht wahrt, wenn man sein Urteil nicht aussetzen, Launen nicht widerstehen, Anregungen und Triebe nicht abweisen kann, dann darf man sich nicht wundern, wenn man von jedem furchtbaren Eindruck ohne weiteres überrumpelt wird. Wer also von Furcht frei werden will, der übe seine Widerstandskraft allgemein, auf allen Gebieten des Lebens. Wer den Versuchungen gegenüber ohnmächtig ist, vom Enthusiasmus angesteckt und mitfortgerissen wird, von Menschen und Verhältnissen sich treiben läßt, der wird sich auch allen Schrecken

unterwerfen. Denn Furcht ist Haltlosigkeit, Befangenheit, innerliches Erliegen. Mut aber ist Unbefangenheit, Unabhängigkeit, Gefaßtheit. In dem Maße als wir persönlich selbständig werden, werden wir furchtlos, weil damit unsere Widerstandsfähigkeit nach allen Richtungen wächst. Innere Selbständigkeit ist Freiheit, auch von Furcht.

Sobald wir dem beunruhigenden Reize einer Schwierigkeit gelassen widerstehen, bleiben wir im Gleichgewicht unsers Sebstbewußtseins und unbefangen, der Furcht erregende Einfluß ist gebrochen. Während das Temperament der Aufregung alles ins Gigantische übertreibt, was es sieht, können wir dann die Gefahren in ihrer wirklichen Bedeutung beurteilen und ihnen vernünftig begegnen. Geht man ihnen aber so zu Leibe, so wird im Menschen eine Überlegenheit offenbar, die, wo sie nicht abwehren und überwinden kann, unerschütterlich zu ertragen versteht, und ihnen in dem Maße gewachsen wird, als sie bestanden werden müssen. Was dem Befangenen Furcht erregt, weckt dem Unbefangenen Mut.

Die persönliche Passivität ist die Quelle der Furcht. Wer sich dem furchtbaren Eindruck preisgibt, muß ihm erliegen. Wer ihm aber widersteht, macht die persönliche Aktivität mobil, die dem Verhängnis entgegentritt, und zwar genau in der Stärke des Eindrucks. Unter ihrer Betätigung entfaltet sich der Mut, denn er quillt aus ihr hervor. Ist er doch nichts anderes als die ursprüngliche Empfindung des Dranges, es mit allem aufzunehmen.

Wir werden also die Furcht in dem Maße überwinden, als wir persönlich tätig sind. Daß das etwas anders ist als sachlich tätig sein, als Arbeitseifer, Betriebsamkeit oder gar Vielgeschäftigkeit, liegt wohl auf der Hand. Es ist die Fähigkeit, auf alles, was uns begegnet, persönlich zu reagieren. Sie muß wie alle Fähigkeiten geübt werden, wenn sie lebendig bleiben, wenn sie stark, elastisch und vollmächtig werden soll. Und sie muß sich auf allen Gebieten des Lebens entfalten, wenn wir von ihr unter schweren Ereignissen nicht verlassen werden wollen. Niemand wird furchtlos bleiben, der sonst allem nachgibt, alles über sich ergehen läßt.

Vor allem wächst aber die Furchtlosigkeit durch dauernde und steigende Bewährung in den Ängsten des Lebens. Denn was mich nicht zum Fürchten bringt, das macht mich mutiger. Jeder Sieg stärkt die Lebenszuversicht, und je öfter sich die Erfahrung wiederholt, daß wir auch den größten Schwierigkeiten und Verhängnissen gegenüber innerlich unantastbar bleiben, um so unerschütterlicher werden wir. Denn durch solche Erlebnisse wird die Widerstandskraft, die darunter wächst, noch durch das Bewußtsein der Überlegenheit erhöht, das der Erfahrung entspringt. Deshalb wird immer ein Leben voll Gefahren die beste Schule der Tapferkeit sein und bleiben.

Furchtlosigkeit ist aber nicht bloß eine Frucht der allgemeinen Selbstzucht im Leben, die uns zur Widerstandsfähigkeit führt, sondern auch der speziellen und aktuellen angesichts der drohenden Ereignisse, in den Momenten der Gefahr. Da heißt es: raff dich auf, nimm dich zusammen, faß dich fest, und wenn das: „du mußt" auf dich einstürmt und dich ersticken will, so überwinde es mit dem: „ich will", daß es ohnmächtig vor dir zusammensinkt. Sobald wir allem, was uns Schreckliches bevorsteht, mit dem festen Entschlusse entgegentreten: ich will und werde es ertragen, es bestehen, mit ihm fertig werden, ich will mich nicht unterkriegen lassen, wie es auch geht, so feiert die Überlegenheit des Menschen immer ihren Triumpf über alle Angst der Welt, und es zeigt sich, daß wir im Grunde unsers Wesens souverän gestellt sind über alle Schrecken des Schicksals. Wieviele sind schon furchtlos in Qual und Tod gegangen, einfach weil sie nicht innerlich unterliegen *wollten*, sondern größer sein als Schmerz und Schrecken!

Freilich macht nicht schon der Wunsch den Willen. Sehnsüchtige Zuckungen ohnmächtiger Schwäche können sich vornehmen und vorreden, was sie wollen, es fehlt dann immer die Tatkraft es zu verwirklichen. Deshalb ist die Furchtlosigkeit eine Frage der Energie des Willens, der Stärke der Selbstbeherrschung, und niemand wird sich unter furchtbaren Eindrücken in Zucht halten können, der sich nicht überhaupt zu beherrschen lernte. Die Gefahr macht offenbar, was unser Wille vermag.

Schimpflich ist es jedenfalls, wenn er nicht mehr vermag als der Zwang der Not. Bekanntlich gewinnen viele Menschen ihre Kaltblütigkeit wieder, sobald sie der Gefahr Auge in Auge gegenüberstehen, ja sie fühlen ihre Fähigkeiten so gesteigert, daß sie sich ganz unerwartet ihr gewachsen zeigen. Jedenfalls ist die Furcht dann wie verschwunden. Es ist ein Zeichen mangelnder Selbsterziehung und einer Ohnmacht persönlichen Lebens, wenn dieselbe Wirkung dem Willen nicht gelingt, sobald er von vornherein das drohende Unwetter bei seinem Auftauchen fest ins Auge faßt.

Schwerer ist natürlich die Furcht zu bannen, wenn uns nichts anderes übrig bleibt, als uns einfach in unser Schicksal zu ergeben, statt uns durch einen energischen Angriff gegen sie sichern zu können, z. B. vor bevorstehenden körperlichen Qualen, unheilbaren Leiden, unabwendbaren Verlusten, vor Schande, Wahnsinn oder Tod. Aber auch hier gelingt es nur dadurch, daß wir uns der Gefahr zuwenden, statt vor ihr ratlos hin und her zu flattern. Bekanntlich ist die Furcht am stärksten, so lange noch eine Aussicht besteht, daß das Schreckliche vorüberzieht. Wird uns einmal klar, daß es unabänderlich und unumgänglich ist, so läßt die zitternde Unruhe nach und vergeht meist ganz, sobald man bestimmt mit dem Unvermeidlichen rechnet. Ergeben wir uns daher von vornherein in das Notwendige und fassen wir uns darin: was geschehen muß, das wird und soll geschehen, so fühlen wir uns überlegen und in unserem innersten Wesen unantastbar, denn wir haben uns entschlossen, uns nichts daraus zu machen. Ob wir das in stoischer oder fatalistischer Form tun, ist gleichgültig. Es kommt nur darauf an, daß wir in dieser inneren Stellung wirklich festen Fuß fassen.

Wir können uns also tatsächlich über unsere Furcht innerlich erheben und sie dadurch überwinden. Im schlimmsten Falle, wenn wir uns auf die Überlegenheit besinnen, die uns nichts in der Welt anfechten kann, auf die Überlegenheit unsers Wesens. Als Menschen, die sich selbst in ihrem unbedingten Selbstbewußtsein, in ihrer bleibenden Bedeutung und ewigen Bestimmung erfassen, stehen wir über allem, was uns begegnet. Wir sind an und für uns selbst

über alle Schläge des Schicksals und Leiden des Lebens erhaben und darum unantastbar. Es kann uns im tiefsten Grunde unsers Wesens gar nichts geschehen, denn es bleibt nur an der Oberfläche. In uns selbst dringt nur herein, was wir hereinlassen. Aber dadurch, daß wir es ergreifen und einlassen, verliert es allemal seine Schrecken.

Unser Geschick, daß wir durch eine Welt von Angst und ein Leben voll Leiden hindurch müssen, daß wir durch eine Fülle von Unglücksfällen, Widrigkeiten, Qualen und Verhängnissen in unserm Leben, unsern Werken und Wirken beeinträchtigt und gehemmt, gestört und zugrunde gerichtet werden, daß in jedem Momente uns alles zerschlagen werden kann, und wir selbst bis über die Grenze des Wahnsinns hinaus gemartert werden können: unser Menschenschicksal wird dadurch nicht geändert. Im Gegenteil werden wir uns angesichts dieser Lage grade in der Empfindung unsers Wesens, das eigentlich über alledem erhaben ist, erst der ungeheuren Tragik des menschlichen Daseins, in allen Fasern des Wesens und allen Bewegungen des Lebens mit diesem unberechenbaren sinnlosen Getriebe verwachsen zu sein, voll bewußt. Aber wir beweisen uns auch sofort als Menschen, wenn wir sie mit Klarheit und Willen auf uns nehmen, und sie sich an unserer eingeborenen Überlegenheit ohnmächtig erschöpfen lassen. Ergreifen wir aber mit Bewußtsein und Neigung das tragische Leben, so stehen wir ohne weiteres jenseits von Furcht und Schrecken.

* * *

So überwinden wir die Furcht. Etwas anderes ist es, von ihr erlöst zu werden. Dort vertreiben wir die Furcht, wehren sie ab, zerstreuen sie durch den Widerstand, den wir ihr leisten, hier werden wir gegen sie immun, gefeit und unzugänglich. Dort zwingen wir sie unter uns, wenn sie uns anfällt, hier stehen wir von vornherein darüber und werden von ihr gar nicht erreicht. Dort ist Furchtlosigkeit unsere Tat, hier unsere Natur, dort ist der Mut Selbstzucht, hier ursprüngliche Empfindung. Die Erlösung von der Furcht hebt

also erst wirklich ganz die Hemmung des Lebens auf, die sie uns ist. Deshalb interessiert uns die Frage aufs lebhafteste: wie kommen wir dazu?

Wir sahen zunächst, daß wir alles fürchten, dem wir nicht gewachsen sind. Wir überwinden deshalb die Furcht, wenn wir der Gefahr gewachsen sein wollen oder uns auf irgend etwas zurückziehen, das uns eine Überlegenheit gibt. Dagegen werden wir von ihr erlöst, wenn wir tatsächlich allem gewachsen werden und infolgedessen wissen, daß wir allem überlegen sind. Dann werden wir das, wovor sich andere fürchten, unter Umständen als schwer, unangenehm, bedauerlich, tragisch, aber nicht mehr als furchtbar empfinden.

Das gelingt uns aber, sobald wir die richtige Stellung zum Leben nach Seiten der Anschauung wie des Verhaltens gewinnen. Das Meer, das wir zu befahren haben, mit dem mächtigen Wogendrange der Ereignisse, die wir erleben, muß aufhören für uns das feindliche Ungeheuer, das es gar nicht ist, zu sein, dem wir befangen, mißtrauisch und ängstlich gegenüber stehen, und uns das gewaltige Lebenselement werden, das uns trotz all seiner Tücken vertraut ist, weil wir auf ihm geboren und groß geworden sind, das wir lieben, weil es nach unserm Willen uns dient, das wir brauchen, weil es uns trägt nach unserm Kurs. Nur Landratten fürchten sich in Sturm und Wellen. Der Seefahrer kennt das unberechenbare Element zu gut und weiß zu schlagfertig allen seinen Vorgängen zu begegnen, als daß er sich fürchten sollte.

So wie wir uns heute gegen früher zur Natur und ihren Kräften stellen, so müssen wir auch zu dem Leben und seinen Möglichkeiten Stellung nehmen, dann werden wir von der Furcht erlöst. Sobald wir allem gegenüber, was uns begegnet, sofort nach dem Lebenswert fragen, den es für uns haben kann, offenbart es uns welchen und wird uns zu einem Lebensfaktor, dem wir nur Förderung zu danken haben. Erfüllt uns aber dieses Bewußtsein auf Grund stetiger Erfahrungen, so ist es unmöglich, daß uns irgend etwas erschrecken könnte. Denn wenn die Überlegenheit unsers

Selbst, die darin liegt, daß es aus allen Verhängnissen Lebensquellen zu schlagen weiß, allenthalben lauter und wirksam zur praktischen Geltung kommt, so sind wir gegen die Furcht gefeit.

Wir sahen weiter, daß wir uns nur fürchten, wenn wir etwas als furchtbar ansehen. Der Nährboden der Furcht sind also die Überlegungen, Bedenken und Zweifel, Argwohn, Umständlichkeit und Unsicherheit. Je weniger wir arges wähnen, je naiver wir alles an uns herankommen lassen, um so weniger werden wir in die Versuchung kommen uns zu ängstigen. In dem reflektierten Wesen, im umständlichen Verhalten, im ausgeklügelten und konstruierten Handeln faßt die Furcht mit Vorliebe Fuß und bringt das ganze innere Gemächte in Verwirrung. Wo man aber ganz ursprünglich aus unwillkürlichem Empfinden grade heraus und direkt drauf los lebt, kann der Argwohn gar nicht haften. Die Unmittelbarkeit macht uns gegen die Furcht gefeit. Wenn wir wieder werden könnten wie die Kinder, würden wir von der Furcht erlöst.

Wohl uns, daß wir es werden können! Denn das unmittelbare Leben aus ursprünglichem Empfinden ist nicht lediglich ein unwiederbringliches Gut der Kindheit, sondern die köstliche Blüte, die das persönliche Leben hervorbringt, vorausgesetzt natürlich, daß es überhaupt zur Blüte kommt. Die Unmittelbarkeit geht uns meist in den geistigen Entwicklungsjahren verloren, aber sie wird wieder gewonnen, wenn wir aus den Tiefen unsers Selbst kraft innerer Notwendigkeit zu leben beginnen. Dann fällt das angelernte und angewöhnte komplizierte Wesen ab, denn unser eigenstes Wesen kommt hervor und äußert sich unmittelbar.

Endlich sind wir in dem Maße gegen die Furcht immun, als uns die Lust am Abenteuer durchdringt. Sie erfüllt uns mit einer Stimmung und Spannung, die von allem, was andern furchtbar ist, immer in das Gegenteil von Furcht ausgelöst wird. Wem das der eigentliche Lebensreiz ist, in das stärkste Gedränge zu stürmen, sich kopfüber in die Gefahren zu stürzen, das Ungeheure zu unternehmen, das Unheimliche kennen zu lernen, dem fehlt die Anlage zur Furcht. Der steckt entweder in einer Befangenheit, daß er nichts

von alledem merkt, was andere zu fürchten macht, oder in einer Unbefangenheit und Überlegenheit, daß ihm nichts einen solchen Eindruck machen kann.

Ich weiß nicht, was zutrifft. Vielleicht beides: eine Lebensübermacht, die unerschütterlich ist, und eine Lebensglut, die nichts verderblich empfinden kann. Aber einen Hymnus möchte ich singen auf die Abenteuerlust, diesen hinreißenden Ausklang aller heroischen Lebensschwingungen des Menschen. Was gibt es herrlicheres als den Lebensübermut, der allen Verhängnissen entgegen jauchzt und ihre bösen Zauber bricht, als die brennende Neugier, die auch das Ungeheuerlichste mit lebhaftem Interesse begrüßt, weil es wieder etwas ist, wo man dahinter kommen kann, als die leidenschaftliche Kampfeslust, die es mit allem aufnimmt, wohl geworfen, aber nicht bezwungen werden kann, weil sie sofort wieder zum Angriff aufspringt, als die Siegesgewißheit, die ein Erliegen einfach nicht zu fassen vermag, sondern unaufhörlich immer wieder alle Kräfte spannt, als den Tatendrang, der unternehmungslüstern nach Heldenaufgaben sucht, um sie zu bewältigen, als die ewigjunge Werdelust, die nach schwindelnden Höhen ringt, als die elastische Beweglichkeit, die von nichts verblüfft wird, sondern alles zu nehmen weiß, weil sie auf alles gefaßt ist, als die Freude an der Unruhe und der ewigen Veränderlichkeit unsers Daseins, die sich im wildwogenden Meere als in ihrem Lebenselemente fühlt! Ach, was kennt ihr vom Leben, wenn ihr die Abenteuerlust nicht kennt! Die Furcht kennt ihr, die Trauer, die Sorge, die Enttäuschung, die Langeweile und ein erbärmliches Behagen.

Wer auf Abenteuer lebt, kennt alles, was andere fürchten, aber es beunruhigt ihn nicht. Klippen und Abgründe ziehen ihn magisch an, aber er weiß alle Gefahren durch Kühnheit zu überbieten. Wie keinem andern stehen ihm die Aussichten der schleichenden Qual und des jähen Todes, des Scheiterns seiner Unternehmungen und des Zusammenbruchs seines Lebensbaus klar vor Augen, aber er spielt in Gedanken überlegen damit und läßt sie, wenn es sein muß, kaltblütig über sich ergehen. Die Lebensbegeisterung und das Selbst-

gefühl wird dadurch nicht gedämpft, sondern eher zur Ekstase entfacht. Je tiefer er empfindet und lebt, um so mehr ist er von der Tragik des Menschenloses erfüllt, aber sein tragischer Enthusiasmus trägt ihn über alles empor und breitet um ihn eine Sphäre, in der die Furcht gar nicht mehr aufkommen kann.

* * *

Furcht ist Schwäche und Hemmung des Lebens, Mut ist Macht und Aufschwung des Lebens. Er setzt anstelle nervöser Reizbarkeit einen Überschwang der Kraft, anstelle von Zittern und Zagen ursprünglichen Lebensdrang, anstelle von Ängstlichkeit die Wucht unmittelbarer Lebensgewißheit, anstelle der Feigheit Tapferkeit und Heldentum. Aber freilich nicht der Mut als vorübergehende Stimmung, als die vergnügte Munterkeit, die ein glückliches Erlebnis oder ein kleines Gelingen mit sich bringt, sondern als die starke Spannung des Lebens, die durch die Schwere bevorstehender Ereignisse nur erhöht wird und sich immer nach Maßgabe des Drucks auswirkt, der überwunden werden muß.

Mut ist die Schwingung schwellenden Lebens, der Blutdruck des persönlichen Seins, der Lebensdrang eines vollmächtigen Menschen, das Temperament innerer Gesundheit und urwüchsiger Kraft. Er quillt aus der Übermacht des persönlichen Lebens über alles, was Menschen begegnen kann. In dem Maße als unsre innere Haltung dem Leben gegenüber ergebend, zurückhaltend, zugestehend, empfangend und leidend ist, fürchten wir uns, in dem Maße als wir unternehmend, bestimmend und schöpferisch sind, haben wir Mut. Wer gelebt wird, ängstigt sich, wer selbst lebt, ist voll Zuversicht. Furcht ist Sklaventum, Mut Herrentum des Lebens.

Der einzige und auch der kürzeste Weg zum Lebensmut ist deshalb die Pflege des persönlichen Lebens, aber im Vollsinne des Wortes, von dem die meisten, die „Persönlichkeit" im Munde führen, keine Ahnung haben. Gewinnen wir die innere Unabhängigkeit von allen Verhältnissen, die Überlegenheit über alle Einflüsse und die Vollmacht zu leben unter allen Umständen, so erfüllt

uns ein unangreifbarer Lebensmut und eine unverwüstliche Lebenszuversicht.

Der Prophet dieses inneren Lebens höchster Spannung war Jesus. Er nannte es Glauben. Aber er verkündigte es nicht nur, sondern erweckte in den Menschen den Lebensmut und erschloß ihnen seine unerschöpfliche Quelle: Gott, den lebendigen. „Als der Glaube kam", entsprang er aus der persönlichen Fühlung des Menschen mit der Lebensmacht des Alls. Der neue Mut ist nichts anderes als der Lebensdrang der ursprünglichen Empfindung Gottes. In diesem Ursprung und Zusammenhang ruht seine himmelhohe Überlegenheit über alles, was Menschen begegnen kann. „Ist Gott für mich, wer mag wider mich sein?"

Darum war der erste Strahl der Erscheinung Jesu: „Fürchtet euch nicht", und seinen Jüngern sagte er zuletzt: „In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden". Damit ist in einem Satz unser Schicksal und seine Wendung ausgedrückt. Des Menschen Sohn bezwang das Ungeheuer, das uns Furcht einflößt, mit der Übermacht des Gottes Sohns. Fortan sind ihm alle gewachsen und überlegen, die aus der ewigen Tiefe unsers Ursprungs leben. M.

Vom Glauben des modernen Menschen.

Moderne Menschen und Glauben — das sollte man eigentlich nicht in einem Atem nennen. Es sollte überhaupt gar nicht nötig sein, vom Glauben zu sprechen, da seit etwa 400 Jahren der Protestantismus weiter nichts getan hat, als über den Glauben zu reden. Man sollte meinen, der Gegenstand sei erschöpft.

Nun die Sache ja, aber die Menschen müssen irgendwie Stellung dazu nehmen. Religiöse Einflüsse drängen sich von klein auf

an uns heran und nötigen uns eine Entscheidung auf. Namentlich in der Jugend ist der Mensch geneigt, alle solche Fragen endgültig zu erschöpfen, und wenn er auch später kaltblütiger wird und es aufgibt, mit den großen Rätselfragen des Daseins fertig zu werden, so bleibt schließlich bei sehr vielen von den jugendlich stürmischen Lösungen aller Rätsel ein unbehagliches Gefühl nach, wie die Folgen einer lange zurückliegenden Erkältung. Dann gibts eine Reihe von Punkten, auf die der Mensch nicht zu sprechen ist, und wie bei zahllosen Menschen ihre Ehe das ungelöste Daseinsrätsel ist, so bei andern und oft bei denselben ihre Religion.

Der Fehler bei solchen ungelösten Fragen ist nur, daß jede ein Gebrechen darstellt. Der Mensch ist aber so eingerichtet, daß er nur gesund sein kann. Auch die kleinste Unregelmäßigkeit stört das ganze Gefüge, ein einziger hohler Zahn vermag den Menschengeist auf's nachdrücklichste zu beeinflussen, obgleich die Zähne keineswegs unsere Denkwerkzeuge sind. Ein Mensch mit einem Gebrechen empfindet sich nicht als vollen Menschen, er entbehrt der Freiheit und, was das schlimmste ist, er verliert das Selbstvertrauen und schätzt sich als armen, elenden Staubbewohner weg, wo doch eine ruhige Überlegung ihm sagen müßte, daß er Gottes ist und berechtigt zu ewigem Leben.

Weiter ist schlimm, daß Gebrechen empfindlich machen. Niemand kann's eigentlich vertragen, wenn dran herumhantiert wird. Man hat keine Ursache zu glauben, die Menschen seien in bezug auf ihr religiöses Gebrechen weniger empfindlich. Nun wird ja gesagt, der Arzt müsse die wunden Stellen anfassen, um sie auszuheilen. Aber alte Gebrechen heilen schwer. Es gehört dazu weniger ein Arzt als eine lebenskräftige Natur, der noch ganz besondere Umstände des Lebens zu Hülfe kommen müssen. Im allgemeinen ist nicht anzunehmen, daß unsrer Zeit beides zur Verfügung stünde.

Aber andrerseits ist unverkennbar, daß viele Menschen hier wirklich fragen und suchen. Das sind Leute, die sich weder mit ihren Jugendlösungen zufrieden geben noch gewillt sind, Gras drüber

wachsen zu lassen, die ein Übel nicht zum Gebrechen ausreifen lassen wollen, weil es möglicherweise in frischem Zustande heilen könnte. Da nun überall das Glauben in allerlei Formen ausgeboten und angepriesen wird, so wird der Mensch ja immer wieder vor die Frage gestellt: Was mache ich damit, wie stelle ich mich dazu?

Da sind nun verschiedene Fragen, die dabei auftauchen. Zunächst: Muß der moderne Mensch wirklich glauben, warum muß er? Wir wollen gleich die letzte Antwort vorweg nehmen. Die Religion antwortet ihm, wenn er nicht glaube, so sei er in Zeit und Ewigkeit ein verlorener Mensch. Sie hat dafür selbstverständlich einen Bibelspruch bereit: Wer nicht glaubt, der wird verdammt werden. Da das nun niemand gerne möchte, so ist es in jedem Falle sicherer, er glaubt alles, was von ihm verlangt wird, und hat auf diese Weise religiösen Frieden wenigstens nach außen.

Das ist freilich ganz gewiß, daß mit solchem Biederwesen die innere Ruhe nicht erkauft wird. Muß ich wirklich? Muß der Mensch müssen? Ein Tropf, wer heute diese Frage bejaht, in einer Zeit, wo die Morgenluft der Freiheit immer stärker und erquickender weht. Ich muß, was ich will, aber was ich nicht will, kann ich nicht müssen. Wenn man sich dann überlegt, was für ungeheure Loslösungen und Befreiungen Jesus anstrebte und auch durchsetzte, da kommts einem doch so vor, als dämmerte gerade unserer Zeit eine Ahnung von dem auf, was er eigentlich wollte, als hätte die Welt ein reichliches Dutzend Jahrhunderte geschlafen und riebe sich jetzt allmählich die Augen, weil ein Tag der Freiheit im Anbrechen ist. Was ist das Sehnen der Zeit? Freiheit ist's. Unaufhaltbares, unbändiges Drängen nach Freiheit. Und da sollte der Mensch müssen?

Aber darf denn der Mensch glauben? Unser ganzes Denken strebt danach, sich auf die feste Grundlage des Wissens zu stellen. Das Meßbare, Wägbare, Beweisbare, gradaus Liegende, das ist's, wonach der Zug der Zeit geht. Ein herrlicher Zug. Ein Zug des Lichts gegen Spinnweben und Gespenster. Woran ist denn dieser Sinn erwacht? Doch nur und ausschließlich an der Natur

und ihrer unausschöpflichen Wunderwerke. Ein Sinn, der Jahrtausende geschlummert.

Ich habe mich immer über die Alten gewundert. Da haben sie nun in dem schönen Griechenland und Italien gesessen und sind überschüttet worden mit dem verschwenderischen Reichtum dieser kostbaren Natur, aber über die Schönheit ihrer Gegenden hört man kaum ein Wort von ihnen. Aber eins weiß ich, daß ein bedeutender Schriftsteller der Alten redet von der „Scheußlichkeit“ der Alpen. Ein Land, das heute die wahre Erquickung jedes Reisenden ist, das überschwemmt wird von Erholungsbedürftigen, das vor Jahrhunderten ebenso liebliche Matten und Täler gehabt haben muß, dafür hatten sie kein edleres Empfinden. Scheußlichkeit!

Das ist also anders geworden, zweifellos besser. Der Sinn für Natur ist erwacht, und nicht nur für ihre Schönheit, auch für ihre Wahrheit. Darf man da glauben? Die Wahrheit ist eine strenge Herrin. Es sind alle Versuche umsonst, sie auf die Dauer mit Halbheiten abzuspeisen. Sie wird jeden zermalmen, der sich ihr nicht ganz stellt. Keine Zeit hat je soviel Sinn für Wahrheit gehabt wie unsere. Wie steht sie zum Glauben? Darfst du noch glauben?

Und kannst du denn glauben? Wende dich hin, wohin du willst, mach nur deine Augen recht weit auf, verhehle dir nichts, auch wenn du keine Erklärung für Schwierigkeiten hast, kannst du wirklich glauben? Nimm einmal alle Glaubenssätze, die du aus der Kindheit herübergerettet hast wie verkümmerte, schwindsüchtige Gliedmaßen und prüfe sie mit klarem Denken ohne weitere Rücksicht auf gute Sitte und religiösen Brauch, allein mit der Rücksicht, die du der Wahrheit schuldig bist: Kannst du da glauben?

Nun — sagen viele — alles nicht, aber doch manches, wie zum Beispiel . . . . Es wird sich bei näherem Besinnen sogar vieles finden, was noch fest steht. —

Ich glaube nicht. Alle Glaubenssätze sind Bausteine eines religiösen Gefüges. Sie gehören mit mathematischer Notwendigkeit zusammen. Nimmt man nur Einen Stein aus einem Bauwerk

heraus, so ist's eine Ruine, deren Zusammensturz unausbleiblich ist, nicht eine Frage der Möglichkeit, nur der Zeit. Ich kenne Menschen, die haben im Alter auf den Trümmerhaufen ihrer zerfallenen Glaubenssätze zu trauern, wie die Juden an der Klagemauer ihrer alten Tempelruine in Jerusalem. Das ist schwer.

Darum soll einmal vom Glauben der modernen Menschen ganz einfach und offen geredet werden. Ich möchte aber vorher viele Leser freundlichst bitten, für ihre Person lieber nicht zuzuhören und das Folgende zu überschlagen.

Glaube und Wirklichkeit.

Die Zeiten des braven Kirchenvaters werden wohl endgültig vorüber sein, der den Satz aufstellte: Ich glaube, weil es absurd ist. Auch vielleicht die, in denen es hieß: Obgleich wir's nicht begreifen, glauben wir doch. Aber auch daran müssen wir uns gewöhnen, daß man sagt: Das Gewisse kann man nicht glauben, denn man weiß es. Nur das ist Gegenstand des Glaubens, was wir nicht wissen. Ob sich wirklich Wissen und Glauben ausschließen? —

Was ist eigentlich Glaube? Das kann man so wenig erklären wie das Leben. Man brauchts auch nicht zu erklären. Die Hauptsache ist, daß man sein Leben lebt. Was es dann ist, wird mit jedem Schritte vorwärts deutlicher werden, immer anders beleuchtet, aber auch immer klarer.

Ebenso geht's mit dem Glauben. Er ist eine andere Form des Lebens, gleichsam eine besondere Stufe des Daseins, von der man voraussetzen darf, daß nicht jeder ohne weiteres drauf steht. Eine ähnliche und verständlichere Form des Lebens ist z. B. die echte Kunst. Sie ist angeboren, nicht angelernt, sie ist nicht erworben, sondern freies Geschenk des Lebens. Erlernen kann man allenfalls, das Tonzeug kunstgerecht zu bearbeiten, aber die Tonkunst selbst kann man nicht erlernen, ihre Handgriffe wohl, aber nicht ihr Wesen. Man soll also Schüler, wenn der Ehrgeiz der Eltern nun

einmal auf Töne gerichtet ist, nicht schelten oder gar schlagen, weil sie unmusikalisch sind. Ich würde als Tonlehrer in solchem Falle mir ein Herz fassen und den geehrten Eltern sagen: Entschuldigen Sie freundlich, aber Ihr sonst prachtvoll veranlagtes Kind ist für die Tonkunst nicht geschaffen. Da müßte ich freilich auf Entlohnung verzichten, aber wenigstens wäre der Wahrheit und den armen Kindern gedient.

Wenn nun Glaube eine mindestens ebenbürtige Form des Lebens ist, sollte es da wohl anders sein? Man könnte dann auch Formen und Handgriffe anerziehen, aber nicht die Sache selbst. Weder mit Bitten noch Schelten noch Drohen. Wie es Klavierspieler gibt, die der Schrecken ihrer Umgebung sind, so könnte es auch Glaubensmenschen geben, denen man ein fremdes Wesen anerzogen hat, und die nun das sonderbarste Gebahren zeigen. Wer nicht hineingeboren ist, kann's weder haben noch lernen. Umgeboren muß man sein, sonst fehlt's.

Es stellt der Glaube auch in eine Welt der Wirklichkeit, nur eine andere, anders geartete. Auch der Künstler lebt in einer Eigenwelt, und eigentlich hat jeder Mensch seine besondere Welt, in die er hineingeboren ist. Nur schwer können wir uns in eine Nebenwelt hinein verständlich machen. Völlig gelingt's überhaupt nicht.

Daraus folgt, daß der Mensch nirgends so auf sich selbst angewiesen ist, wie in seinem Glauben. Glaube ist neue Wirklichkeit, und jede Wirklichkeit verlangt die Anstrengung aller Kräfte, sie zu erforschen und zu durchdringen. Wird ein Kind geboren, so bringt es die Werkzeuge, seine fünf Sinne, in voller Kraft aber ohne die geringste Ausbildung mit und hat viele Jahre nötig, um tasten, schmecken, riechen, sehen, hören zu lernen. Es hat sich z. B. herausgestellt, daß die wenigsten Menschen richtig sehen. Jahrtausende hat die menschliche Geistesarbeit gebraucht, ehe sie sah, was unsere heutige Naturwissenschaft sieht. Die feinsinnigsten Forscher machen Sehfehler. Um sich in der vielgeschmähten Sinnenwelt zurechtzufinden und sie richtig zu würdigen, dazu gehört eine unerbittlich strenge Wahrheitsliebe. Die meisten Menschen beurteilen alles sinn=

lich wahrnehmbare falsch, weil es ihnen an der eisernen Zucht der Wahrheit mangelt. Jeder kann sich davon überzeugen, wenn er zuhört, wie verschiedene Menschen das gleiche Erlebnis wiedergeben oder vor Gericht unter Eid bezeugen. Sie sind dabei ganz ehrlich, denken nicht daran, einen Meineid zu schwören, aber ehrlich nur in den Grenzen ihrer natürlichen Wahrhaftigkeit. Da diese im allgemeinen sehr gering ist, hat sich der Kenner gewöhnt, den Erzählungen der Menschen nicht allzuviel Wert beizulegen.

Richtig sehen, richtig hören u. s. f., das sind schwere Künste. Mir scheint, nur darum wird die Welt der Sinnlichkeit von vielen Seiten so verachtet, weil die Leute nicht Selbstzucht genug haben, diese Künste zu erlernen. Schon das Sinnliche stellt uns vor ungemein ernste Aufgaben, und es mag wohl sein, daß der Mensch diesen hohen Beruf noch gar nicht richtig erfaßt hat. Zweifellos bringt die Vernachlässigung des Sinnlichen empfindliche Lücken in der Entwickelung der Menschen mit sich, die auf späteren Stufen lange störend sein werden, wie alles Lückenhafte.

Genau so liegen die Aufgaben in der Welt des Glaubens, die eine andere Wirklichkeit darstellt. Durchaus nicht eine übersinnliche. Alles Übersinnliche ist uns unerbittlich verschlossen, das Reden darüber wäre eitel Faselei. Aber verfeinerte Sinne oder anders gerichtete Sinne gehören dazu. Nur der, der hineingeboren wird, bringt diese tiefere Fähigkeit der Sinne mit in die neue Welt der andern Wirklichkeit. Die also erschlossenen Sinne haben aber noch nicht den geringsten Inhalt. Sie müssen also ebenso gewissenhaft geübt werden, mit ebenso unerbittlicher Wahrheitsliebe wie die gewöhnlichen. Auch im Glauben muß man richtig sehen, richtig hören und fühlen lernen und dann die Ergebnisse der Sinne richtig verbinden. Die Sinne des Glaubens sind keine andern als die natürlichen, sie sind nur entwickelter, beweglicher, innerlicher.

Vielleicht wird's an einem Beispiel deutlicher. Es wächst auf den grasigen Hügeln eines gewissen Landes eine rotblühende Lilienart, die im Frühling die Steppen bezieht. Der Bauer sieht darin ein Unkraut, wie es andere Unkräuter gibt, denn die Pflanze ist

weder gutes Mastfutter noch Milchfutter. Er kennt ihren Namen nicht einmal. Der Gelehrte sieht in ihr vielleicht die liliacea rubra palaestinensis und weiß die Klasse nach Linné und dem natürlichen System. Zweifellos hat der Gelehrte unendlich viel mehr gesehen als der Bauer. Der Bauer sah nur eines: Nicht milchgebend. Der Gelehrte sah alles, Form, Bau, Abstammung, Fortpflanzung, Vorkommen der Pflanze und aller ihrer Teile. Und doch nicht alles. Eines Tages trat vor die liliacea rubra palaestinensis ein Mann, betrachtete sie lange und tief. Dann wandte er sich an seine Umgebung und sagte: Sehet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen. Sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht und sind doch schöner angezogen als Salomo in aller seiner Pracht. Die hat der Vater also gekleidet. Seht ihr die Herrlichkeit des Vaters? — Dieser letzte sah, was nur der Glaube sieht.

Alle drei sahen mit dem Muskel, den man Auge nennt, mit dem bekannten sinnlichen Endpunkt gewisser Nervenstränge. Aber jeder sah etwas anderes, und es ist nicht schwer zu sagen, wer am meisten gesehen hat. Tausende von Gläubigen hatten die Blume auch vorher gesehen, aber auch kein Gläubiger hatte den Vater gesehen, bis dieser sah und andere sehen lehrte.

Beiläufig bezeugt dieses Wort, als eines der wenigen im ganzen griechischen Schrifttum, daß einmal jemand von den Alten in der Natur das Schöne gesehen hat. Aber der die Schönheit sah, sah mehr. Er sah nicht als Künstler, er sah als Lebendiger in der Welt des Glaubens.

Das ist also die tiefere Wirklichkeit, die überall an der sinnlichen hängt. Wer sie davon lösen wollte, der würde zwei Welten verderben. Er würde damit bezeugen, daß er die Welt des Glaubens nicht verstanden hat. Der die Lilien im Glauben sah, trat nicht vor seine Zeitgenossen und sagte: Wißt ihr, was ich eben über das Lilienfeld habe dahinschweben sehen? Einen Engel mit sechs Flügeln und einem schneeweißen Gewande. Der hat mir den Vater bezeugt. Vielmehr blieb er in der Sinnenwelt und sagte, Lilien sah ich, Spatzen sah ich, Regen und Sonnenschein sah ich, und in

ihnen sah ich die Gesinnung des Vaters. Nicht in's Übersinnliche, sondern in's Sinnliche wies er. Dort ist der Glaube.

Wer nun Unwirkliches durchaus glauben will, der mag das ja tun, aber er geht absonderliche Wege, auf denen er sich sehr leicht verrennt. Wer's recht versteht, hat nie nötig, den Boden der Wirklichkeit zu verlassen, der Wirklichkeit, in die er hineingeboren ist.

Eine Geschichte vom Glauben.

Es war einmal ein alter Mann. Von Beruf Landwirt, ein ganz hervorragender Schafzüchter. Dadurch war er sehr reich geworden, außerdem stammte er aus einer hochangesehenen, mächtigen Familie. Alles, was die Erde Gutes bietet, stand dem Alten zur Verfügung, und viele Leute sagten, es fehle ihm nichts. Und doch fehlte ihm eigentlich alles, was zum Lebensglück gehört. Denn er hatte eines nicht. Wo das Eine fehlt, da wird der Reichtum zu einer viel schwereren Last als die Armut, denn er ist meistens vergesellschaftet mit langer Weile. Er hatte kein Kind und war schon 75 Jahre alt und sein Weib 65.

Schließlich findet sich der Mensch in alles, und wenn auch die Sehnsucht nicht ganz erstirbt, so wird sie doch mit den Jahren milder, und die Enttäuschung verliert ein Teil ihrer Bitterkeit. Aber oft dachten doch die beiden Alten: alles gäben wir hin für ein einziges Kind.

So denken und sprechen viele reiche kinderlose Leute. Aber diese beiden Alten erlebten etwas besonderes. Als der Mann wieder einmal seine ganze schwere Lage in dieser Welt durchgedacht hatte, sah er Gott. Gott ist an sich nicht unsichtbar. Er verbirgt sich nur hinter den Schleiern der Sichtbarkeit. Und er hörte Gott reden und vernahm, daß er einen großen Namen bekommen sollte, zum großen Volke erwachsen sollte, ja für alle Geschlechter der Erde, die noch je über die Erde gehen würden, zum Segen werden sollte. Es würde nie mehr einem Menschen wirklich Gutes erwachsen, außer im Zusammenhange mit ihm.

Das war natürlich die kühnste Verheißung, die überhaupt denkbar war, die unermeßlich groß ist. Der Alte war vor Freude und Seligkeit überwältigt. Auch der hundertste Teil von dieser Verheißung wäre mehr gewesen, als die kühnsten Träume der Menschen ausmalen können.

Nur eine Bedingung war dran geknüpft. Eine merkwürdige. Die beiden Alten sollten ihre ganze Freundschaft und ihr Vaterland verlassen und irgendwohin in eine unbekannte Ferne ziehen, die ihnen gezeigt werden würde. Das ist an sich eine harte Bedingung. Wer mitten in einer behaglich wohlgefügten Verwandtschaft festsitzt, wo alles fest zusammenhält und ihn allseitig wie ein schützender Wall von Liebe und Zärtlichkeit umgibt, kann sich eine kleine Vorstellung machen, wie schwer es war, sich durch das Entsetzen aller Vettern und Basen hindurchzukämpfen, als ihnen der Entschluß mitgeteilt wurde: Wir wandern aus.

Beinah wäre den Auswanderern der Entschluß leid geworden. Denn die Verheißung war nur einmal gekommen, aber die Vettern und Basen kamen hundertmal und erörterten das Warum? und Wohin? und Wozu? und auf alle Fragen hatten sie keine Antwort. Man kann doch einer Verwandtschaft nicht sagen: Weil Gott mich ruft. „Warum ruft er denn uns nicht? Was bist du mehr als wir? Bist doch unser Fleisch und Blut?" Man kann auch nicht sagen: Wir gehen in's Blaue. Da gehen sie hinter die Frau: Höre, dein Mann ist verrückt geworden. Dir fällt's doch nicht ein, mitzugehen! Bedenke . . . . . Und die Schwiegermutter kommt: Haben wir dir dazu unsere Tochter gegeben, daß du sie in's Unglück und in die Ferne schleppst?

Sie mußten also schweigen und sagten höchstens: wir haben unsere Gründe, und so sehr oft das Schweigen verbittert, so ist es doch immer noch die einzige Art, wie man gewissen Menschen etwas Achtung abnötigen kann. Aber der Entschluß war nicht leicht in einer Zeit, wo die Ferne der Inbegriff von Wildheit und Gefahr war, und wo mit dem Wegzug zugleich jede Verbindung mit der Heimat und den Lieben unwiderruflich abgeschnitten war.

Dann kam der Umzug. Wer nur einmal gezogen ist, weiß, wie viele Dinge sich um uns her im Laufe der Zeit ablagern. Wir sind immer umspült von einem wahren Meer von Sachen, dessen Wogen alljährlich zahllose Gegenstände um uns aufschichten. Wir merken das erst, wenn wir einmal umziehen. Da sehen wir deutlich, wie sehr wir von Fremdstoffen und Dingen belastet sind. Ein Umzug ist wie ein wohltätiges Reinigungsbad vom Kram der Welt. Aber nicht leicht. Die Dinge haben die Unart, einem ans Herz zu wachsen, von vielem möchte man sich nicht trennen und muß doch das Meiste hergeben. Aber erst wenn ein Landwirt umzieht, wenn ein Schafzüchter geht und nicht einmal weiß wohin!

Das gab einen Riß in's Leben der beiden alten Leute, den wenige ertragen hätten. Die Bedingung, an die ihre Verheißung geknüpft war, sah so harmlos aus, aber war bitter schwer, eine richtige Kreuzigung aller selbstischen Regungen, ein Schnitt in die natürlichsten und heiligsten Zusammenhänge.

Aber der Alte war ein guter Rechner. Was er gesehen und gehört hatte, überbot alles, was je dagewesen war und ließ Vaterland und Freundschaft weit, weit hinter sich zurück. Schwerer war's für sein Weib. Sie hatte nicht gesehen und nicht gehört und war nur auf den Bericht ihres Mannes angewiesen. Nur das langjährige unerschütterliche Vertrauen, das eine alte Ehe erzeugt, wenn sie recht geführt wird, half ihr über die Klippe. Dann stand sie aber fest und tapfer zu ihrem Manne.

Was sie also zog, waren lauter Wirklichkeiten: Mutterglück, Ehre und Weltgröße, alles sehr wertvolle Dinge, wertvoller als der behagliche Sitz bei der Freundschaft in der schönen Heimat.

So zogen sie also in's Blaue. „Ihr werdets bald bereuen", riefen ihnen die Verwandten zum Abschied zu, und beinah hätten sie Recht behalten. Zwar ärmer wurden sie nicht. Was beim Umzug verloren ging, ersetzte sich bald wieder, denn der Alte war ein Meister in der Schafzucht. Es war auch immer, als ginge heimlich manches Gute mit und setzte sich um sie her in allerlei Gelingen um und hielt ihren Mut aufrecht in schweren Tagen, die

ihnen reichlich wurden. Aber das Unsichtbare blieb außer Rechnung. Unsere Freunde rechneten nur mit Wirklichkeiten. Darum hieß der Alte der Vater des Glaubens.

Vermutlich hatten sie gedacht, daß sie, um Volk zu werden, bald einen Erben bekämen. Aber der blieb aus. Geredet haben sie nicht viel drüber. Aber das stumme Schweigen seines Weibes lastete schwer auf dem Manne. Hatte er sich nicht am Ende doch verhört, und sie war auf dies Sagen hin mit ihm in's Ungewisse gegangen? Würde sie mitgegangen sein, wenn sie diese Enttäuschung vorausgeahnt hätte?

Aber da kam ihm auf's Neue eine Bestätigung. Er sah wieder einmal Gott. Der sprach zu ihm: S'ist recht, daß du gezogen bist. Dieses ganze Land sollen einmal deine Kinder bekommen, und Kinder sollst du haben soviel wie Sterne am Himmel und wie Sand am Meer. Geh, stell dich hinaus und fang einmal an, die Sterne zu zählen.

Während der Mann an die Sterne sah, war die Erscheinung verschwunden. Leider kam nur weder ein Kind, noch gelangten sie zu einem Eigentum in dem Lande ihres Wohnens. Doch! ein Stückchen Land gelang ihnen, für teures Geld zu erwerben. Von reichen Leuten nimmt man gern doppelte Preise. Aber was sie kauften, hätten sie auch umsonst bekommen. Ihr einziges Eigentum war eine Begräbnisstätte.

25 Jahre voll schweren Wartens, voll allerlei Irrungen, auch viel häuslichen Unfriedens vergingen. Man hatte sich schließlich auf einen Erben geeinigt, und das war, wie es immer so geht, eine Quelle von Kummer und Herzeleid geworden. Aber nach 25 Jahren wurde es doch, und kam ein richtiger Leibeserbe zur Welt. Die höhere Wirklichkeit hatte die gemeine überflutet, und aus der Welt des Glaubens flossen ungeahnte Lebenskräfte.

25 Jahre sind eine lange Zeit, wenn man immer in's Ungewisse warten soll. Da können Menschen mürbe werden in Bangen und Zweifeln. Aber unsere Alten überstanden die Zeit und genossen auch noch lange ihr Elternglück und sahen sich samt ihrem Sohne

in ein Vorwärts des Werdens gestellt, das nur in den Grenzen der Erde und der Zeit sein Ziel finden konnte. Dieses Rechnen von Wirklichkeit zu Wirklichkeit, dieses planvolle Sein in aller scheinbaren Planlosigkeit das war Glaube. Keine Flut unklarer Empfindungen und Gefühle. Die wären ihnen bald vergangen auf den Kreuz- und Querzügen ihres schweren Lebens und den Irrungen, die über sie kamen. Es war viel eher ein zielbewußtes Rechnen als ein Fühlen, ein Rechnen mit der neuen Wirklichkeit, die ihnen die einzige wurde, ein Rechnen mit Gott. Ihre Verwandten rechneten auch, aber nur mit Dingen, denn sie verstanden Gott nicht. Auch unsere Alten hätten lebenslang nur mit Dingen gerechnet, wenn ihnen die andere Welt der wahren Wirklichkeit nicht wäre aufgeschlossen worden, und sie den Eintritt gewagt und darin bestanden hätten. Die Verwandten waren nicht ungläubig, sie waren nur unwissend. Dagegen würden unsere Alten, wenn sie nicht ins Blaue gegangen wären, Ungläubige oder Ungehorsame gewesen sein.

Die neue Wirklichkeit, die ihnen ohne ihr Zutun rein als Geschenk aufging, überwuchs die alte, jemehr sie all ihr Sein und Leben in ihren Dienst stellten, und schließlich wurde sie so mächtig, daß Gott ihnen näher stand als alle Dinge. Damit hatten sie die einzige Gewißheit, die es gibt, als festen Boden erlangt. Denn die Dinge sind ein Meer des Zufalls, Gott der Fels des Bleibens. Das Leben im Lande der Gewißheit, das Rechnen mit der Wirklichkeit Gott, das ist Glaube. Er läßt sich am besten vergleichen mit einem großen geschäftlichen Wagnis, bei dem alles gewonnen aber auch alles verloren werden kann. Der Mensch, der den Glaubensblick hat, ist innerlich genötigt, sein ganzes Leben umzurechnen und auf dem Boden der neuen Wirklichkeit seine einzigen Stützen zu suchen und alle Brücken abzubrechen, die anders wohin führen.

Abraham konnte nicht zugleich in die Welt gehen und in Ur oder Haran sitzen bleiben und nicht zugleich auf den Leibeserben warten und der Freundschaft pflegen. Er mußte alles auf's Spiel setzen, um alles zu gewinnen. Wäre er mit seinem Weibe ein ge-

fühlsseliges Ehepaar gewesen, dann wären sie wohl in der Rührung zerschmolzen. Aber er war Gott sei Dank! ein Hebräer und verstand eigentlich nur zu rechnen. Darum wurde er der Vater der Gläubigen, der Menschen, die mit neuen Wirklichkeiten zu rechnen verstehen und nicht in Schwärmereien herumirrlichtelieren.

Wirklichkeitsgrenzen.

Wäre ich Kaufmann, so würde ich meine Söhne für das Geschäft erziehen und würde ihnen, falls sie sich brauchbar erweisen, eine Geschäftsregel aufstellen. Ich würde sagen: Kinder, rechnet nie mit bloßen Möglichkeiten, rechnet nie auf Dinge, die jenseits der geschäftlichen Wirklichkeit liegen. Sonst seid ihr keine Geschäftsleute. Wollt ihr diese Regel nicht befolgen, so werdet meinetwegen Dichter und Philosophen, aber nicht Kaufleute.

Dem Glauben liegt aber eine viel kühlere Rechnung zugrunde als jedem Geschäft. Wer hier mit bloßen Gefühlen eintritt, wird bald den Zusammenbruch erleben. Solche zusammengebrochene Rohre gibts ja massenhaft in den Gebieten, wo man von Glauben redet. Der Wind weht sie hin und her, und an den Stellen, wo sie brüchig sind, schneidet sich in die Hand, wer mit ihnen in Berührung kommt.

Dem der wirklich den Weg des Glaubens gehen will, würde ich die Geschäftsregel in dieser Form aufstellen: Glaube nichts, was jenseits deiner Wirklichkeit liegt. Darin ist wirklich die Naturwissenschaft ein mustergültiges Vorbild. Rein nichts glaubt sie, was sie nicht kühl und klar erweisen kann, und was sich nicht durch tausendfaches Erproben bestätigt. Dabei ist aber keine Wissenschaft so beweglich im Aufstellen von Vermutungen und Annahmen. Das sind die Möglichkeiten des Seins. Sie werden alle durchprobiert, bis die einzige Wirklichkeit unerschütterlich fest erwiesen ist.

Auch der Gläubige ist innerlich der beweglichste und freieste Mensch mit offenem Blick nach allen Seiten für alle Möglichkeiten. Aber er ist auch der kühlste Rechner, sobald es sich darum handelt, sich auf Wirklichkeiten zu stellen. Wer sich in der Wirklichkeit ver-

sieht, der muß zu Falle kommen. Wer glauben will, wagt mehr als bloß ein Vermögen. Er wagt ein Sein.

Man nimmt gewöhnlich an, zum Glauben gehöre, daß man eine Summe von Glaubenssätzen unterschreibe. Wer sie alle unterschreibt heißt ein Rechtgläubiger, wer nur einen Teil sich aneignet ein Liberaler, und je nachdem er nun viele oder wenige Glaubenssätze vorweisen kann, steht er mehr rechts oder mehr links. Hat er gar keinen Glaubenssatz, so nennen sie ihn einen Ungläubigen.

Glaubenssätze sind aber weiter nichts, als was in der Wissenschaft die Hypothesen sind. So wenig eine Wissenschaft von Hypothesen lebt, so wenig der Glauben von Dogmen. Er kann ja schließlich damit arbeiten, ebenso wie die Wissenschaft es tut, aber draufstellen darf er sich nicht. Nicht auf ein einziges Dogma.

Ich würde vorschlagen, keinem einzigen Glaubenssatz zu glauben, welcher es auch sei, und keinen anzunehmen, den ich nicht an meiner Wirklichkeit erprobt hätte. Ob man dann ein Ungläubiger oder Liberaler heißt, ist am Ende gleichgültig. Es steht ein Sein auf dem Spiele, nicht ein Name. Das eigene Wesen ist immer wichtiger als fremde Anerkennung.

Bist du aber hineingeboren in die Welt des Glaubens, so wirst du's ja bald merken, dann erforsche diese Welt mit der ganzen Kraft deines Wesens. Es werden sich dir Glaubenswahrheiten ergeben, die für dich ewig unumstößlich sind. Ist einer aber nicht hineingeboren, so ist ihm alles das verschlossen, und mit dem besten Willen könnte er sich nicht hineingebären. Ein solcher mag dann, wenn er durchaus etwas damit zu tun haben will, Glaubenssätze unterschreiben, aber ich täte es nicht.

Es wird sich aber bei gespannter Aufmerksamkeit herausstellen, daß die Wirklichkeit, die dich umgibt, weit größer ist, als du ahnst. Wer hätte, um ein Beispiel zu brauchen, vor 50 Jahren an die Wirklichkeit der Bazillen gedacht! Diese winzigen Spaltpilze, die uns zu Millionen umgeben und erfüllen, waren immer da, aber sie waren nicht im Bereiche *unserer* Wirklichkeit. Sobald sie aber eintraten, waren sie stark genug, eine Weltanschauung umzugestalten,

und in vielen Lebensgewohnheiten und Arbeiten umwälzende Veränderungen hervorzurufen.

Es gibt kein treffenderes Bild des Glaubens. Angenommen es wäre alles Sein von Ewigkeit durchwallt von einem lebendigen Gott, der alles Seins Wurzel, Inhalt und Ziel wäre. Ich verlange von niemandem, daß er mir das glaubt, ich stelle diesen Satz als Hypothese auf. Da wäre es doch möglich, daß es langer Zeit bedürfte, ehe diese Wahrheit in unser Bewußtsein träte und unsere Wirklichkeit würde. Einen Menschen der dieser Wahrheit verschlossen wäre, brauchte ich aber nicht zu schelten, so wenig wie man Goethe ungebildet nennen wird, weil er nichts von Bazillen wußte. Es ist ferner einem Menschen auch nicht zu verargen, wenn er auf mein Sagen hin eine solche umstürzende und alle erschütternde Wahrheit nicht annimmt. Hat er denn nicht ganz recht, wenn er nach einem Erweis verlangt, ehe er den Satz seine Wirklichkeit werden und umgestalten läßt?

Es gab einmal eine kindlich harmlose Zeit, die machte es sich zum besonderen Spiel des Geistes, Gottesbeweislein zu ersinnen. Man hat ihr das im Himmel nicht weiter übel genommen. Im kindlichen Spiele liegt ein gewaltiger Ernst des Lebens. Auch im Himmel weiß man das zu würdigen. Es ist mit durch dieses artige Spiel eine große Wahrheit an's Licht gekommen, für die wir gar nicht dankbar genug sein können, die Wahrheit, daß es keinen einzigen Gottesbeweis gibt, als den Beweis des Erlebens. Nur durch das Erleben wird eine Wahrheit unsere Wirklichkeit.

Erst als Abraham Gott sah und hörte, konnte er mit seinem Leben für Gott einstehen. Aber Sarah? War sie nicht nur auf die Worte Abrahams angewiesen? Keineswegs. Sie erlebte Gott an ihrem Manne. Sie lebte sein Leben mit, und ihrer beider Leben wurde durchzogen von der Wirklichkeit des Glaubens, so daß sie Mut gewann, die noch ungesehene Wahrheit zu erproben und ihr Leben für sie auf's Spiel zu setzen. Ihr Sohn Isaak war dann ihr Gottesbeweis, ein Beweis, der Fleisch und Blut, Hand und Fuß hatte. Darum konnte auch Abraham es wagen, andern zu predigen.

Abraham besaß die Kleinigkeit von 318 waffenfähigen Knechten. Das werden eigene Sklaven gewesen sein, die mit ihren Familien der Wirtschaft zur Last lagen. Das war also allein eine stattliche Zuhörerschaft. Alle diese Leute lebten ihres Herrn Leben mit, und alle erlebten mit die Bestätigung der Verheißung. Sie waren alle mitgesegnet. Das war ihr Gottesbeweis.

So lange aber alles Göttliche jenseits der Grenzen unserer Wirklichkeit und des Erlebens liegt, kann man doch nicht verlangen, daß jemand sein Leben dafür wagt. Woraufhin denn? Auf unser Sagen hin? Haben wir denn wirklich noch niemals gelogen, und wenn jemand in dieser Beziehung tadellos wäre, haben wir uns denn noch niemals ganz gründlich geirrt, schauderhaft geirrt? Da sollten kluge Geschäftsleute auf uns hin ein Leben wagen? Das wäre doch Selbstverrat.

Es liegt ja tatsächlich das Leben aller Menschen beschlossen in Gott. Darum ist's ihnen um so schwerer, es zu sehen und vor sich selbst zu erweisen. Das meßbar Kleine ist leichter zu sehen, als das ungemessen Große. Gerade um der Größe Gottes willen ist es um so wahrscheinlicher, daß er für Millionen außerhalb des Bereichs ihres Erkennens, ihrer Wirklichkeit liegt. Dafür kann man ihnen nicht einmal einen Vorwurf machen.

Ich muß ganz offen gestehen, um das Beispiel festzuhalten, ich halte Goethe für unendlich gebildeter, als die Masse unserer heutigen Gebildeten, obgleich er nichts vom Wesen der Spaltpilze wußte, und diese bei jeder Gelegenheit von Bazillen schwatzen, deren sie nie einen gesehen haben! Denn Goethe hätte nicht geruht, bis er im Mikroskop und Schauen Meister geworden wäre, die Masse unserer Gebildeten würde bei Gelegenheit, einer Ausstellung etwa, gleichgültig dran vorübergehen. „Was ist das für ein Instrument?" „„Ein Mikroskop."" „So? Was ist dort zu sehen?" „„Bazillen."" „Bazillen? Ach wie interessant!" Damit wäre das Interesse erschöpft. Könnten die Gläubige werden? Könnten die ein Leben wagen, die nicht einmal eine Viertelstunde für eine wichtige Wahrheit übrig haben?

Nun aber angenommen, jemand würde plötzlich in die neue Wirklichkeit Gottes hineingeboren und finge an, an Gott zu glauben. Was müßte die Folge sein? Er hätte von Stund ab keine Ruhe mehr, bis er diese Wahrheit sich angeeignet und in Fleisch und Blut umgesetzt hätte. Seht doch kleine Kinder an. Sie sind außer Stande, Ruhe zu halten. Sie müssen zappeln. Ja woraufhin zappeln sie denn? Auf die neue Wirklichkeit hin, in die sie geboren sind. Sie wollen Weltbürger werden und werdens um so besser, je mehr sie zappeln. „Es zappelte und ward groß", sagt Gretchen und spricht damit eine unendlich tiefe Wahrheit aus.

Genau so sind die Lebensversuche auf Gott hin. Wer weiter nichts hat, als daß er die Geschichte von Gott nachredet, der sollte sich doch nicht gläubig nennen. Das ist ein religiöser Schwätzer, so wie die vorhin beschriebenen Bildungsschwätzer. Ein Gläubiger hätte nicht Ruhe noch Rast, bis er wirklich überall den Vater sieht und die Geschichte des Vaters auf Erden wahrnimmt und mit drin handelt und arbeitet, unbekümmert um alle Folgen, die das nach sich zöge, bis ihm der Satz von Gott eine solche Lebensgewißheit würde, daß er's selbst würde, und sein Atmen und Weben aufginge in Gott, daß er sich nicht mehr unterscheiden könnte in seinem Wollen, Denken und Empfinden von der einen großen Wahrheit Gott. Dann hätte er keinen Glaubenssatz und Religionshypothese, er wäre Gottes.

Wodurch hat nun die Wissenschaft die Grenzen ihrer Wirklichkeit erweitert? Nur durch rastloses Suchen und Forschen, durch ein so rücksichtsloses Forschen, daß sie Ehre und Namen, Leben und Seligkeit auf's Spiel setzte. Wer nicht alles gibt, kann der Wahrheit nicht dienen. Aber geht nicht gerade mit dieser Art die Wissenschaft die Wege Gottes? Wenn nun der Glaube solche Wege ginge, würde er da nicht auch zu Ergebnissen und Erlebnissen kommen, die alles je dagewesene weit hinter sich lassen? Die heutige Wirklichkeit würde sich erweitern und unendliche Gebiete des Lebens in Gott erforschen und jedermann zugänglich machen. Es würde uns eine Ahnung aufdämmern von dem gewaltigen

Sein des Lebens, und aus den Ahnungen würden Gewißheiten, und diese würden unsere gesamte Lebenshaltung bis in die äußerste Sinnlichkeit umgestalten.

Ging etwa Jesus andere Wege? Er hat wirklich den Vater erforscht, so daß er schließlich nichts mehr tat, als was er den Vater sah tun, daß ihm nichts verborgen blieb, was den Vater bewegte. Dabei wars ihm ganz gleich, daß man ihn Fresser, Säufer, Sünder, Teufel schimpfte, ihm die ewige Seligkeit absprach und ihn als Gotteslästerer und Volksverführer an's Kreuz nagelte. Der Vater war seine Wirklichkeit, und all diese kleinlichen Übel waren nur flüchtige Schatten der Unwirklichkeit. Und wo langte denn der kühne Wahrheitsforscher endlich an? Im Essen und Trinken, in der äußersten Sinnlichkeit. Dort pflanzte er umgestaltend und Leben erneuernd das Wesen des Vaters ein. So dehnte er die Grenzen der Wirklichkeit aus, daß sie schließlich alles Sein mit der Wirklichkeit des Glaubens umspannten, den Glauben zur Grundlage des neuen Lebens machten.

Hier ist ein Weg gezeigt und eine Aufgabe gestellt, die tatsächlich unendlich ist. Dem Suchen und Forschen werden immer neue Erkenntnisgebiete erschlossen, die die eigene Wirklichkeit erweitern und schließlich in alle Wahrheit leiten. Alles Göttliche ist bloß verborgen, kann aber gefunden werden, das Ferne kann herzugebracht und unserer Wirklichkeit einverleibt werden. Aber nur durch Suchen, nur durch Anklopfen unter Aufbietung aller Kräfte. Die Wirklichkeit selbst hat keine Grenzen, aber unsere Erkenntnis davon, unsere Wirklichkeit ist beschränkt. Sie zu erweitern in die Unendlichkeit und Ewigkeit hinein, das und nichts anderes ist unsere Aufgabe.

Aristoteles und die Bibel.

Es wird heute soviel gebabelt und gebibelt — warum soll man nicht auch einmal den alten Aristoteles neben die Bibel stellen? Aristoteles war einmal die Bibel der Wissenschaft. Er war seiner

Zeit ein allumfassender Geist, in dem sich die Kenntnisse der Vorwelt und der Zeitgenossen sammelten und ordneten. Die Alten hatten sehr bedeutende Kenntnisse auf vielen Gebieten, die ein Volk dem andern von Urzeiten her übertragen hatte. Die Griechen sammelten sie zum ebenmäßigen Ganzen, und Aristoteles, einer ihrer klarsten Köpfe, hat das große Verdienst, dem Gesammelten ordnungsmäßigen Ausdruck verliehen zu haben.

Darum beherrschte er billig die folgende Zeit. Unbillig war nur, daß er viele Jahrhunderte hindurch Alleinherrscher war. Dafür ein kleines Beispiel. Es war irgend eine wichtige Entdeckung an der Sonne gemacht worden. Irre ich nicht, so waren die Sonnenflecken entdeckt worden. Jemand erzählte von der neuen Tatsache einem hohen kirchlichen Würdenträger in Rom. Aufmerksam hörte der hochwürdige Herr zu, dann maß er mit einem langen mißtrauischen Blicke den Sprecher. Schließlich sagte er: „Mein Freund, haben Sie im Aristoteles etwas von Sonnenflecken gelesen?" „„Nein."" „Dann werde ich dem Aristoteles glauben, nicht Ihnen."

Diese Geschichte zeigt, wie lange und nachhaltig Aristoteles die Welt beherrscht hat. Wer früher Naturwissenschaften oder Philosophie studieren wollte, mußte den Aristoteles inne bekommen. Das genügte sogar im allgemeinen. Es war Philipp Melanchthon, der tiefe Gelehrte, der fast schüchtern seine Studenten darauf aufmerksam machte, ob sie nicht auch neben dem Aristoteles die Natur selbst beobachten und untersuchen wollten, statt nur die fertigen Ergebnisse immer dem alten Weisen zu entnehmen. Melanchthon wagte vielleicht noch nicht zu glauben, daß man auch Dinge entdecken könnte, von denen auch Aristoteles nichts wußte, aber er wollte, daß durch eigene Beobachtungen das Gelernte um so gewisser würde.

Bekanntlich fiel seine Anregung auf so fruchtbaren Boden, daß es heute nur noch wenig Menschen gibt, die den Aristoteles durchgelesen haben, und daß unter den Naturforschern wenigstens Aristoteles völlig unbekannt ist. Melanchthon hat mitgeholfen zur Befreiung der Geister.

Es scheint nun, daß in vielen Kreisen die Bibel eine gleiche Rolle spielt, wie Aristoteles bei dem kirchlichen Würdenträger. Viele Menschen messen jede Glaubenswahrheit an der Bibel, und wenn sie sie dort nicht herauslesen können, so ist sie nicht vorhanden. Es fragt sich doch sehr, ob das der rechte Gebrauch der Bibel ist.

Ein Hauptgegner Jesu war seiner Zeit auch die Bibel im Munde seiner schriftgelehrten Zeitgenossen. Überall begegnete er dem entsetzten: Aber Moses sagt anders. Er hatte einen andern Sabbat als den Mosessabbat, eine andere Stellung zum Opfer, zum Tempel als der Moses. Er sah eigentlich alles anders an als Moses. Moses selbst hat für seine Person ebenso sehr Jesu zugejauchzt wie Abraham, aber die Mosesbibel stand Jesu eigensinnig entgegen. Als ihm dieses Bibelwesen zu bunt wurde, stellte er sich hin und hielt seine berühmte Rede mit der beständigen Wiederkehr: Ihr habt gehört, was zu den Alten gesagt ist, aber ich sage euch also. Er hatte also den gewaltigen Mut, neben Moses und neben der Bibel Ich zu sagen. Und das Ich war ihm maßgebender als der Moses.

Ja, sagen viele, er hatte ganz recht, er durfte das, weil er der Gottessohn war! Aber der Jünger, der ihn am tiefsten verstanden hat, nahm die gleiche Haltung ein. Paulus geht mit dem Moses sehr kurz um. Nach dem Scheiden Jesu wurde ja der Moses eine ungeheure Gefahr für die Gemeinden des neuen Glaubens. Man wollte ihnen die abgelebten Religionsbräuche des Moses wieder überziehen, sonst könnte man sie nicht als Jesu Zugehörige anerkennen. Da war's Paulus, der sich mit aller Macht gegen diese biblische Vollmachtstellung aufgelehnt hat. Paulus hat auch Ich gesagt aller Kreatur gegenüber: „Und wenn ein Engel vom Himmel käme und lehrete anders als ich — verflucht soll er sein."

Man kann nicht sagen, daß Jesus und Paulus die Bibel irgendwie mißachtet hätten. Im Gegenteil. Sie kannten sie sogar besser als die meisten ihrer Zeitgenossen, aber sie wagten neben

der Bibel Ich zu sagen, weil sie die Bibel verstanden. Es ist doch unmöglich, daß irgendwo im Reiche Gottes eine Knechtschaft wird. Es darf auch keine Bibelknechtschaft geben, so wenig wie die Wissenschaft sich eine Aristotelesknechtschaft gefallen lassen würde.

Jede biblische Geschichte, gleichviel ob Alten oder Neuen Testaments, ist doch zunächst weiter nichts als eine Überlieferung von Glaubenssätzen. Die haben erst dann Wert, wenn sie in unserer Wirklichkeit erwiesen werden. Sie schweben doch sonst in der Luft und bleiben leere Hypothesen. Ein Mensch z. B., in dessen Leben keine Spur von Lebenskräften liegt, mag die Geschichte von der Auferstehung Jesu unterschreiben oder nicht, glauben oder nicht, in keinem Falle hat er etwas Auferstehungsmäßiges, das wider den Tod sich aufzulehnen befähigt wäre. In seiner Wirklichkeit liegt die Auferstehung nicht. Also dieses Glaubensgebiet ist ihm schlechthin verschlossen. Ob er dann seinen Namen drunter setzt und die Geschichte nachspricht, ist doch ganz gleichgültig. Für seine Person steht er mitten im tiefsten Todesbereich, mag er sich nun christlich nennen oder nicht.

Die einzige Gewißheit, die jeder ohne weiteres hat, ist das Ich. Selbst wenn das Ich einmal verlöschen würde, bleibt es die festeste Gewißheit für uns, so lange wir es haben. Warum soll es irgend etwas geben im Himmel oder auf Erden, neben das man sein Ich nicht ebenbürtig hinstellen darf? Noch dazu wenn die Bibel sagt, das Ich sei göttlichen Ursprungs! Da muß man doch überall sagen dürfen: Ich aber, wie stelle ich mich dazu! Wenn nun mein Ich in seiner Wirklichkeit schlechthin nichts vom Auferstehungswesen hat, hab ich dann ein Recht, es zu vergewaltigen und zum Glauben daran zu zwingen? Werde ich dann nicht zum Heuchler? Vielleicht auf ganz ehrliche Weise. Aber ich behänge mich mit Worten des Glaubens, deren Wirklichkeit ich gar nicht besitze.

Ein Mensch also, der an die biblische Auferstehung Jesu, gerade so wie die Bibel sie berichtet, glaubt, ein solcher glaubt doch auch an seine eigene und aller Menschen leibliche Auferstehung aus

dem Grabe. Der müßte also die Gewißheit haben, daß der Tod auch das leiseste Recht über ihn nicht hat. Er wäre eingetaucht in eine Welt des Lebens und der neuen Wirklichkeit, in der alle Schrecken des Todes und der Hölle überwunden sind. Diese neue Welt zu besitzen, das ist der Glaube. Ein solcher Mensch wäre unfehlbar für jedermann kenntlich und auffällig dadurch, daß er sich vor nichts fürchtet, weder vor Menschen, noch vor dem Teufel, noch vor Verhältnissen irgend welcher Art, noch vor Krankheit und Sterben, nicht einmal vor dem Zugwind.

Das wäre ein Mensch von einer Ruhe und Sicherheit, wie sie nur das Bewußtsein des ewigen Lebens verleiht. Es wäre auch der friedlichste Mensch. Er würde allem kleinlichen Streiten der Leute die abwartende Geduld des ewigen Lebens entgegensetzen. Er könnte vielleicht erschrecken und wohl gelegentlich zag werden. Das Leben ist nicht leicht und kein Spiel. Aber der Schrecken wäre für ihn nur ein Übergang, der Anreiz für immer höhere Kraftentfaltung, bis er fröhlich und siegreich auch den letzten Schrecken überwindet.

An seinem Grabe dürfte man doch nicht heulen oder irgendwelche Grabreden halten. Er ist ja in der Auferstehung und bleibts. Da kann man allenfalls Gott loben und eine fröhliche Geschichte aus der Bibel erzählen, aber doch den Abgeschiedenen weder beklagen noch preisen. Beides wäre für ihn wie eine Beleidigung: So hat das Volk also den lebendigen Gott an mir doch nicht verstanden! Für die Leute hab ich umsonst gelebt!

Nur bei solchen Menschen könnte man reden vom Glauben an die Auferstehung Jesu. Schafft dieser Glaube nicht neue Lebenswerte, tritt er nicht ein in neue Wirklichkeit und Erscheinung, so sind's religiöse Worte, die schlechthin keinen Wert haben. Für ehrlicher wird im allgemeinen der gelten müssen, der die Geschichte von der Auferstehung Jesu rundweg ablehnt.

Also die Bibel hat erst dann einen richtigen Wert, wenn sie in unserer Wirklichkeit als wahr erprobt wird, und wenn sich einmal herausstellen sollte, daß unsere Wirklichkeit Wahrheiten enthält,

die die Bibel nicht kennt, so würde ich diese Entdeckungen zwar sehr sorgfältig prüfen, aber den erprobten mehr glauben als dem religiösen Aristoteles.

Denn das ist keine Frage, daß die Menschheit noch einmal viel weiter kommen muß, als die Bibel gekommen ist. So wie das Neue Testament den Moses weit überholt hat, so muß eine neue Zeit das Neue Testament aufnehmen. Wohin sind wir denn mit diesen beiden Testamenten gekommen? Dahin, daß heute unter den tausenderlei Christen keine Sorte einander recht anerkennen oder Abendmahlsgemeinschaft halten will, dahin, daß Zank und Streit ist ohne Ende, dahin, daß die breiten Massen vom reinen Wort und der reinen Lehre schlechthin nichts mehr wissen wollen, dahin, daß die liebe, gute Bibel ein schöner Traum aus grauer Vorzeit, die mythische Erinnerung an ein goldenes Zeitalter geworden ist, die jeder Wirklichkeit schlechthin entbehrt. Die Leute, denen die Bibel ein erquickender Quell ewigen Lebens ist, die unerschöpfliche Lebenskräfte zu allen Zeiten aus ihr gezogen haben und auch heute noch ziehen, deren es in jedem religiösen Lager immerhin viele geben mag, sind allezeit verborgene Pilger gewesen. Die herrschenden Kreise und die Massen haben sie nie verstanden. Ja, wenn nur heute einer wagen wollte, einen Elenden durch ein bloßes Wort zu heilen, ganz gewiß man würde nach der Polizei schreien.

Aber die Bibel selbst ist einverstanden, daß sie überholt wird. Sie erzählt uns nur, daß Einer von den Toten auferstanden ist, die Menschheit muß aber erleben, daß alle auferstehen. Also muß doch das Neue Testament weit, weit überholt werden! Oder sollen wir uns ewig so fortstreiten, und wenn wir uns hienieden lange genug herumgestritten haben, irgendwohin in einen friedlichen Himmel entschweben? Sollte nicht das Himmelreich lieber selbst auf die Erde kommen und das Mosestum und das Christentum alle beide überfluten? Also müssen wir doch über die Bibel hinaus kommen, so weit und noch viel weiter als die Naturwissenschaft über den Aristoteles hinausgekommen ist!

Aber suchen und forschen gilt's, prüfen an der Wirklichkeit,

alle Kräfte anstrengen gilts, sonst besteht einer nicht im verheißenen Lande des Glaubens. Die Kinder Israel, die alle so freudig dem Worte Gottes nachgezogen waren von den Fleischtöpfen Ägyptens weg, kamen keiner in's gelobte Land. Sogar Moses durfte nur hineinsehen und mußte vorher sterben. Sie konnten nur davon reden. Nun, das gelobte Land ist der Glaube, die neue Wirklichkeit Gottes. Es werden wohl noch viele in der Wüste der Religionen sterben müssen. Aber auch das Hineinschauen ist heute schon ein Erleben im Geiste, und endlich wird doch die Menschheit in unmißverständlicher Wirklichkeit an diese Lebensströme gelangen.

Die Bibel und der Glaube.

Eine Eigentümlichkeit hat die Bibel an sich, die sie geradezu unschätzbar und zur ewig gültigen Glaubensstütze macht. Leider wird gerade diese Eigentümlichkeit am wenigsten beachtet. Es ist das der Zug der Wirklichkeit, der nur auf das Gewisse geht und sich nie mit Halbem, Ungewissem oder gar Wertlosem begnügt. Die Bibel ist das Buch der greifbaren Werte.

Die Wertschätzung des Tatsächlichen und Nützlichen ist ja zugleich der hervorstechendste Zug des Juden. Es ist im höchsten Maße bezeichnend, daß das Buch der Bücher, das Buch von Gott, vom größten Handelsvolk der Erde geschrieben ist, einem Volke, das alles ausschließlich prüft auf seinen Wirklichkeitswert. Ein Jude würde z. B. nie nach dem Schönen an sich fragen, sondern nur nach dem Wert des Schönen. Das Wissen ließe ihn kalt, aber die Bewertung des Wissens nicht. Ist's nicht merkwürdig, daß gerade dieses Volk von Gott ausersehen wurde, die Bibel zu schreiben? Warum hat kein Deutscher nur einen einzigen Satz in die Bibel schreiben dürfen? Nur Juden durften schreiben.

Weil die Bibel ein Buch des Glaubens sein sollte, und der Glaube durchaus eine Welt vollster Wirklichkeit sein will. Wenn sie auch nicht jedermann ohne weiteres offen steht, sollte doch jedermann wissen, daß es sich um Tatsächlichkeiten, nicht um Schwärmereien handelt.

Die Geschichte Abrahams habe ich erzählt. Er ist der Vater der Gläubigen, und seine Geschichte ist eine Kette von Erlebnissen, die ihn nicht nur geistlich, sondern ganz hervorragend besitzlich ausstatteten. Sein Sohn war, wie das bei bedeutenden Menschen zu gehen pflegt, ziemlich unbedeutend. Erst im Enkel trat wieder, wie so oft, der großväterliche Zug in volle Erscheinung. Der schlaue Jakob ist das Urbild eines Juden. Sein Hauptzug das Rechnen.

Als kleiner Knabe überlegte er sich immer, wie er's anstellen könnte, der Abrahamserbe zu werden. Das begriff er schnell, daß im Abrahamsleben Werte lagen, die alle andern weit überboten. Der Großvater hatte ja gehen können, wohin er wollte, und in Zufälle und Gefahren aller Art kommen, überall war ihm das Gelingen und — der Besitz nachgefolgt. Den Schlüssel des Gelingens zu besitzen, erschien also dem Enkel wertvoller als der gesamte augenblickliche Vermögensbestand seiner Eltern. Mit Recht. Wer das Gelingen hat, kann's überall in Besitz umsetzen, und verliert er ihn auch einmal, so kann er ihn stets auf's neue hervorlocken. Darum trachtete Jakob nicht danach, des Vaters Geld oder Schafe und Ochsen zu erben. Das konnte Esau alles bekommen, er war zufrieden mit einem Stecken, aber sein Ehrgeiz stand auf das Abrahamserbe. Die geheime Gotteskraft, die die Familie begleitete, die wollte er an sich fesseln. Für sie saß er Tag und Nacht auf der Lauer, denn sie gehörte von Rechtswegen dem Bruder. Aber der Jakob wollte sie haben, und was ein Jude will, das wird. Einerlei wie es wird, aber es wird.

Es wurde ja nicht gerade sehr schön, aber merkwürdigerweise hieß es im Himmel: Den Jakob habe ich geliebt, aber den Esau habe ich gehaßt. Dieser Haß ist ja nichts ewiges. Aber die grob sinnliche Ausschließlichkeit Esaus, die im Essen und Trinken ihr letztes Ziel hatte, wurde schwer empfunden. Jakobs Trachten ging auf die unbegrenzte allumfassende Wirklichkeit. Dieser Glaube half ihm dann trotz aller Irrungen zurecht. Noch niemals haben Fehler einem Menschen geschadet. Das können sie gar nicht, wenn Gottes

Wirklichkeit das Ziel seines Trachtens ist. Im Weiterschreiten auf diesem Wege fallen alle etwaigen Fehler ganz von selbst ab.

So gings in der Familie fort von Wirklichkeit zu Wirklichkeit. Es war eine Familie des Glaubens. Sie sollte zum Volk des Glaubens erwachsen. Als der Abrahamssame aber in Ägypten zu tief hineingewachsen war in das Esauwesen, und die Fleischtöpfe jede weitere Regung erstickt hatten, war's Zeit, ihnen neue Wirklichkeiten zu bieten. Das sollte Moses tun — und tats auch. Aber was versprach er ihnen für die Fleischtöpfe und Knoblauchfelder Ägyptens? Etwa eine funkelnagelneue Religion mit Stiftshütte, Gesetzestafeln und religiösem Formelwesen? Damit konnte man die Kinder Jakobs nicht locken. Er versprach ihnen ein eigenes Land, wo Milch und Honig fließt, und als Angeld gab er ihnen Manna und Wasserquellen und Fleisch. Da gingen sie. Sie folgten den Wirklichkeitswerten, und im Himmel hieß es: „Ich gedenke, da du eine freundliche junge Dirne und eine liebe Braut warest, da du mir folgtest in der Wüste, da Israel Jehovah eigen und seine erste Frucht war". Offenbar hatte sich die nächstliegende Wirklichkeit erweitert zur göttlichen des Glaubens.

Es ist nicht nötig, die Geschichte weiter zu erzählen. Die Geschichten der Richter, Davids u. s. f. sind genau so. Aber sie sind alttestamentlich — wirft man ein.

Auffallenderweise ist das Neue Testament nicht anders gestimmt. Was waren denn die Predigten und Lehren Jesu? Nun, ausgefeilte Reden waren's nicht, sondern lauter Taten der Errettung und Befreiung. Heilungen und Lösungen leiblicher und geistiger Art, also Wirklichkeitswerte, wurden von ihm dargestellt. Wenn er an diese noch hier und da einige Worte knüpfte, so wurden jedenfalls die Hörer durch Wort und Tat in das neue Erleben des Vaters gestellt. Sie kamen an ihm in die Wirklichkeit des Himmelreichs, die ihnen vorher verschlossen war. An Jesu ging sie mit einem Male auf.

Das ist Glaube, die entzückende Entdeckung einer unbekannten bis dahin verschlossenen Welt, in der sich die Aussicht auf unbe-

grenzte Erweiterung der Wirklichkeit des lebendigen Gottes eröffnete. Das war das freie Geschenk Gottes an jene Zeit, und die Menschen bekamen es, weil sie zufällig Jesu Zeitgenossen waren. Darin lag nicht das leiseste Verdienst oder ein Vorzug jener Leute. Aber es kann auch keinen Nachteil oder Tadel bedeuten, wenn jemandem diese Welt nicht erschlossen wird. Bleibt sie ihm verschlossen, so kann er gar nicht glauben. Es kann aber auch der Glaube nicht von ihm verlangt werden.

Das Geschenk legte aber eine Verpflichtung auf, die von der neuen Offenbarung untrennbar ist. Wer sie versäumte, dem allerdings verschloß sich durch eigene Schuld wieder die Welt des Glaubens. Vielen hat sie sich damals wieder verschlossen. Wer nämlich nicht alle Kräfte anstrengte, sich in der Wirklichkeit Gottes einzubürgern, mußte ja verkümmern, so wie ein gesund geborenes Kind verkrüppeln muß, wenn es seine Lebenskräfte für die sichtbare Welt nicht auf's Äußerste übt und anstrengt. Darum mags oft eine größere Gnade sein, Menschen den Eintritt in die Welt des Glaubens eine Zeitlang ganz zu verschließen, als sie unreifen Leuten vorschnell zu öffnen. Erstere können nichts verderben, aber letztere würden auf lange Zeit hinaus große Errettungsmöglichkeiten verschließen.

So wurde also Jesus damals der Anfänger des Glaubens. Er wollte aber auch der Vollender werden. Darum beauftragte er die Seinen mit ganz klaren Worten: In die Häuser tragt ihr den Frieden hinein, das ist diese heimliche beglückende Gegenwart Gottes, die den Häusern und Ehen und Familien so dringend not tut. Dieser Friede war der Ausdruck der neuen Wirklichkeit, die alle in sich aufnahm, an die irgend angeknüpft werden konnte. Würden keine Kinder des Friedens ihnen begegnen, so würde diese Macht wieder zu ihnen zurückkehren. Ferner lautete der Befehl: Esset und trinket, was euch wird aufgetragen und machet ihre Kranken gesund. Das sind lauter Wirklichkeiten unzweideutigster Art, die in sinnenfälligster Weise von den Jesusboten ausgetragen wurden. Auf Grund dieser Erlebnisse durften sie dann

das erklärende Wort sagen: Das Reich Gottes ist nahe zu euch gekommen.

Die ersten beiden Aufträge konnten stumm vollbracht werden. Da bedurften sie Zuschauer, die etwas erlebten. Erst das letzte war ein Wort. Wenn sie nun gegangen wären ohne das Erste, bloß mit der Predigt vom Reich Gottes, was wäre wohl die Folge gewesen? Es ist ja furchtbar töricht, dieses Wenn aufzuwerfen, aber der nachsichtige Leser wolle es einmal gestatten und mit nachdenken.

Dann hätten sie keine neue Wirklichkeit hinausgetragen, sondern ein neues Wort, eine neue Ansicht, Zeitauffassung, Lehre oder dergl. Auch dafür hätten sich Leute gefunden, die sie angenommen hätten. Es gibt Menschen, die immer auf der Lauer nach geistlichen Neuigkeiten liegen, denen darf man alles bieten, wenn's nur neu ist. In solchen geistlichen Abnehmerkreisen hätten die Jünger die neue Weltanschauung leicht abgesetzt. Dann wären überall winzige Kreislein entstanden, die die neuen Gedankenreihen gepflegt hätten, zu andern Zeiten hätten sie auch ihr Blättchen gegründet, und es wären liebe, nette, harmlose Leute gewesen, nur „den" Glauben und das Reich Gottes hätten sie nicht gehabt. Eine neue religiöse Besonderheit und Schattierung, aber nicht die Wirklichkeit des lebendigen Gottes.

Gottlob! daß dergleichen Jesu nicht zur Last gelegt werden kann, daß die Bibel von Anfang bis Ende das Buch der Wirklichkeiten ist, daß Juden mit ihrem ausgeprägten Wertbewußtsein es verfaßt haben. Nur so konnte die Bibel ein Buch des Glaubens sein. Sonst wäre sie ein armes Religionsbuch. Das ist sie ja für alle, denen das Land des Glaubens verschlossen ist, den andern aber ist sie ein lebendiger Quell unerschöpflichen Lebens, das die Gegenwart mit dem Leben aus grauer Vergangenheit befruchtet und eine Zukunft verheißt, deren goldige Wirklichkeit gar nicht auszudenken ist. Die Religionen und Mythen kennen ein goldenes Zeitalter. Das ist aber lange vorbei. Aber der Glaube kennt eines das war, das ist und das in voller Herrlichkeit erst kommt,

woran heute mutig geschafft wird in den Gebieten der Wirklichkeit Gottes, im Himmel ebenso wie auf Erden, zum Heile für alle Menschen.

Zeiten des Glaubens.

Aus dem Gesagten folgt schon von selbst, daß es unter solchen Umständen besondere Zeiten des Glaubens geben muß. Nicht zu allen Zeiten steht die Wirklichkeit des lebendigen Gottes gleichmäßig offen. Zuweilen sind die Türen weit aufgetan, daß auch Massen eintreten können, zuweilen sind sie wenigen Auserwählten geöffnet, zuweilen sind sie ganz zu. Warum das so ist, darüber brauchen wir uns nicht zu unterhalten, von den Gründen kann einem ja manches hier und da aufdämmern, aber darüber zu reden lohnt nicht, weil sie jenseits unserer Wirklichkeit liegen.

Die Geschichte der göttlichen Wirklichkeit bestätigt das auf Schritt und Tritt. Schon die ersten Sätze der Bibel legen das vollständig klar. Es heißt da: Gott sprach: es werde Licht. Also war doch vorher eine Zeit, in der es finster war und ein Licht Gottes nicht leuchtete. Wenn nun irgend etwas in Finsternis Gebundenes den Wunsch nach dem Lichte Gottes gehabt hätte, es wäre ihm einfach verschlossen gewesen bis zu dem Augenblicke, wo es hieß: Jetzt darf's Licht werden. Das war ein Licht, das mit der Sonne laut Bericht gar nichts zu tun hatte, ein lösendes, befreiendes Gotteslicht, ein Licht, wie es einmal wieder leuchtete, als Einer sprach: Ich bin das Licht der Welt.

Nur in Lichtzeiten ist es überhaupt möglich zu glauben. Auch Abraham konnte erst dann glauben und seinen schweren Lebensweg gehen, als Gott ihm die Tür dazu aufgetan. Vorher war er ein braver Schafzüchter, der vielleicht auch in einer gewissen Weise religiös war. Es gab schon damals Urüberlieferungen, an die man eine Religion anknüpfen konnte, aber gläubig wurde er erst, als er persönlich in den Lebensbereich Gottes eintreten durfte und in seinem Leben die Herrlichkeit Gottes erlebte.

Moses war sehr religiös, als er sich seiner Brüder annahm. Es war der religiöse Sport des vornehmen Mannes, der ihn veranlaßte, in das Elend des untern Volkes einzugehen. Im religiösen Eifer beging er auch einen Totschlag. Aber zum Glauben kam er erst 40 Jahre später, als Gott ihm die Glaubenstür auftat. Dann brachte er im Glauben seinem Volke den Namen und die Kraft Jehovahs. Dieser Glaube öffnete auch jenen die Glaubenspforte, die tief in ägyptisches Wesen versunken waren.

Später, nach Esras Tagen, war einmal das jüdische Volk sehr religiös geworden. Das war ein Eifer um das Gesetz, um den Sabbath, das Opfer, den Tempel, das Wort Gottes: niemals war ein solcher Religionseifer in seiner ganzen Geschichte zu verzeichnen. Die Leute hatten ja beständig allerlei Götzenbildern gedient, niemals waren sie nach ihrer eigenen Geschichtsschreibung richtig los gewesen von allerlei heidnischem Wesen. Aber seit Esra herrschte ein reiner Jehovahdienst, wie er ganz tadellos war, eine unanfechtbare Reinheit der biblischen Lehre, ein unverfälschtes Mosestum, kurz alles was ein religiöses Herz begehren und wünschen kann.

Aber Glauben gabs nicht. Den Glauben schloß erst Johannes der Täufer auf. Von ihm aus strömte göttliche Wirklichkeit und Unmittelbarkeit in Wasserfluten auf die Massen. Da öffnete sich eine neue Welt, vor der die Religionsleute einfach sprachlos waren. Jesus erweiterte die Pforten des Neuen. Da stellte sich heraus: Je tiefer ein Mensch in der tadellosen Religion saß, desto weniger konnte er sich in den neu offenbarten Glauben finden. Denn mit Entsetzen wurden sie gewahr, daß sie ganz umgeboren werden mußten, wenn sie nicht im Alten veralten wollten. Viele opferten Jesu ihre Religion, aber viele klammerten sich mit der Angst der Verzweiflung an das wankende Alte, bis sie zu der Lösung gedrängt wurden: Er oder wir.

Er mußte fallen, ein Opfer der Religion. Aber der Glaube wurde weitergetragen, immer weitere Schichten traten hinein, die ganze Welt sollte eintreten und Gottes werden. Da gelang es

der Religion, in die Gebiete des Glaubens wieder einzudringen und sie auch zeitweise ganz zurückzuerobern. Aber es ist kein ruhiger Besitz, an dem man sich freuen könnte. Immer wieder gährt der Glaube und durchbricht bald hier bald da den religiösen Mantel. Nur in Gott findet er Ruhe, überall anders ist er ein unruhiger Gesell, der in immer neuen Formen herausdrängt und sich nie beschwichtigen läßt, bis er in Gott sein Ziel findet. Die christlichen Religionsformen in ihrer zahllosen Mannigfaltigkeit sind eigentlich mehr oder weniger erloschene Glaubenskrater, die zu Religionen erstarrt sind. Man kann aber nie wissen oder berechnen, wo der nächste Ausbruch des glühenden Lebens erfolgt, denn in jedem Krater glüht und regt sich heimlich das Leben des Glaubens, das nur auf Gelegenheit zum Hervorbrechen wartet.

Wer nun in die Schlacken mit eingehüllt ist, der muß ganz ruhig warten, bis ihn neu ausbrechender Glaube wieder herausschmilzt. Es schadet ihm nichts, wenn er in oder neben einer Religion festgefahren ist, es würde ihm auch nichts nützen, wenn er gewaltsam seine Religion wechseln wollte. In den Glauben käme er dadurch noch nicht. Der Glaube wird frei geschenkt. Da kann man sich nicht hineinsteigern, hats auch gar nicht nötig. Aber den geschenkten muß man nützen. Man hat ihn nicht als Schaustück oder Verdienstorden, sondern als schwere Lebensaufgabe, wie das Leben sie zuweilen auserwählten Leuten zumutet.

Man braucht nie an Menschen zu verzweifeln, die außerhalb des Glaubens stehen. Vielleicht ist's gerade so für sie nützlich. Ängstlichkeit ist wenigstens nie ein Zeichen von Glauben gewesen. Der Glaube sieht immer nur Gott und versteht auch den Vater in Gott und hat darum nie Sorge, weder um sich noch um andere. Hat doch Gott ein ganzes Volk unter den Unglauben geradezu geschlossen, nur damit er sich aller erbarme. Um Dinge, die an Gott liegen, brauchen wir uns nie Sorge zu machen, wohl aber um Dinge, die am Menschen liegen. Wo der Glaube angefangen hat, dort beginnt die Sorge und die Arbeit. Aber auch da nie die Ängstlichkeit.

Für uns wird es außerordentlich interessant sein, wann und wo der schlummernde Riese wieder einmal losbricht. Denn das wird doch hoffentlich niemand erwarten, daß die Welt in der Langweilerei einmal erfriert oder im Kulturschlamm erstickt! Es möchten viele gern wissen, ob die Zeit, in der sie gerade leben, Aussicht hätte, eine Glaubenszeit zu werden. Denn die Zeit, in der wir sind, erscheint uns naturgemäß als die wichtigste. Jeder denkt unwillkürlich sein Ich als Zentralsonne, um die alles Übrige kreisen muß. Aber wie unsere Erde kein Mittelpunkt ist, sondern irgendwo in einer Himmelsecke ihre Kreislein zieht, so ist auch unsere Person, unsere Zeit, unsere Heimat im allgemeinen nicht Mittelpunkt für Neues. Auch jene Zeiten und Orte waren es nur scheinbar. Tatsächlich wurden sie nur gestreift von einem Lebenshauch, der von einem ganz andern Mittel ausging.

Darum können neugierige Fragen in bezug auf unsere Zeit nicht beantwortet werden. Aber man hat ja doch Augen und kann sich seine Gedanken machen. Zum verzweifeln steht's in unserer Zeit keineswegs. Zwar das ist wahr, eine glaubenslose Zeit ist's anscheinend, wiewohl kein Mensch wissen oder ahnen kann, was alles im Verborgenen glimmt und glüht. Aber Glaubenslosigkeit würde ja kein Fehler sein, sondern nur eine mangelnde Begabung bedeuten. Auch des Menschen Sohn hat vorausgesagt, er würde einmal wiederkommen in einer Zeit, wo kein Glaube auf der Erde sein würde. Ist unsere Zeit eine Zeit des Unglaubens, so kann man sie um so hoffnungsfreudiger ansehen. Denn wenn das verschwundene Christuswesen wieder zum Vorschein kommt, wird's nicht in der damaligen Dürftigkeit auftreten. Dazu ist die Welt viel zu ausgehungert danach. Es wird weit größer und herrlicher, weltumspannend hervorbrechen als neuer und letzter und unvergänglicher Tag Gottes, und die Welt wird ihm zujauchzen.

Gibt's nun heute keinen Glauben, so gibt's gewiß auch keinen Unglauben. Unglaube ist immer bewußtes Widerstreben wider die

Macht Gottes. Unwissenheit ist etwa der Eindruck, den die Zeit macht. Die Religionslosigkeit heißt im Himmel noch lange nicht Unglaube.

Aber das muß man sagen: Für Religionen ist unsere Zeit nicht günstig. Das Denken der Massen hat sich von ihnen abgewandt. Es ist ja möglich, daß die Zurückeroberung, zu der große, ernste und beachtenswerte Anstrengungen gemacht werden, gelingt, aber es ist nicht sehr wahrscheinlich. Das Mißtrauen ist sehr tief in die Menschheit eingedrungen, und zu viele denken für sich. Einzeldenken war aber Religionen niemals günstig. Es ist möglich, daß sie noch viel Macht entfalten können, aber die Herzen dürften sie schwerlich zurückerobern. Da hilft dann auch die Machtentfaltung immer nur auf kurze Zeit.

Aber das Schicksal der Religionen kann unsere Anteilnahme nicht allzusehr auf sich lenken. Die Menschen, die lebendigen Menschen sind's, die modernen Menschen, die wir auf den Glauben hin ansehen möchten. Haben sie nun keinen Glauben, so dürfen wir ihnen das nicht verargen. Gott weiß es, warum sie keinen haben. Aber eines haben sie, und eines wächst unter ihnen von Jahr zu Jahr. Das ist der Hunger nach Wahrheit, der Hunger nach Wirklichem, der Hunger nach Glauben.

Die meisten wissen's gar nicht, was sie eigentlich suchen, und würden sich entrüstet abwenden, wenn man ihnen sagen wollte: ihr sucht im Grunde den Glauben. Schließlich ist's ja auch gleichgültig, ob sie's wissen oder nicht. Ein Zug tritt immer stärker hervor, der Drang nach Vorwärts. Immer atemloser wird das Drängen auf allen Gebieten, es drängt unter vielen Namen, unter vielen Parteien, die sich oft genug gründlich befehden, aber alle drängt es, als wären sie willenlose Massen in der Hand eines Stärkeren.

Nun dieses Drängen, das kann ja nirgends anders hindrängen als zum Glauben. Das wird doch nicht unterwegs stehen bleiben und sich irgendwie religiös oder politisch kristallisieren. Das ist viel zu mächtig, als daß es sollte zur Ruhe kommen, ehe es volle Befriedigung gefunden. Die kann es aber nur finden in neuer

Wirklichkeit. Darum sollen sie nur getrost alle Glaubenssätze weg-werfen, die sind Ballast, aber eines sollen sie behalten und werden sie behalten, den Drang nach Vorwärts. Da werden sie etwas erleben. Wie sie es nennen werden, ist ganz gleichgültig, aber es wird sein der Glaube. Ob sie auf diesem Wege Seitensprünge machen und sich gelegentlich auch wild gebärden, das schadet soviel nicht. Immer besser sie springen und bocken, als daß sie schlafen und gähnen. Darum sehen heute wir und viele die Zeit hoff-nungsfreudig ein. Auch diese Hoffnung wird nicht zu Schanden werden lassen.

Der Glaube im Himmel.

Du sprichst: Lieber Vater im Himmel! Das ist recht so. Viel-leicht bist du auch selbst Vater oder Mutter. Jedenfalls kannst du dich hineindenken in elterliche Gefühle. Denke dich einmal in den Vater im Himmel hinein. Denke, du sähest als Vater auf die Erde, und alle Menschen wären dein eigen Fleisch und Blut, innig ge-liebte Kinder. Nun beachte ihr Gebahren, mit dem sie das Wohl-gefallen des Vaters im Himmel zu erwerben suchen.

Es gibt Einen Gott, und alle religiösen Anstrengungen auch derer, die Götzen anbeten, gelten schließlich doch nur dem Wohl-gefallen dieses Einen, der für sie alle der Vater ist und sie alle ohne Ausnahme gleich lieb hat. Ihm sind die Christen nicht lieber als die Muhammedaner, sogar die Juden mag man im Himmel.

Aber man mag einmal annehmen, daß die Christen auf dem rechten Wege wären, auf den die andern schließlich auch kommen müßten. Wir nehmen auch an, die Christen deiner Konfession hätten das einzig Wahre. Nun sieh sie einmal an mit den Blicken des Vaters. Sind sie nicht alle zusammen mit Glaubenssätzen und religiösen Gebärden be-hangen wie mit bunten Flittern; haben sie nicht lauter Fremdes an sich und kommen geschraubt und verrenkt daher, um dem Vater zu ge-fallen? Ihr eigenes Leben, das leben sie ganz nett und heiter und behaglich sechs Tage lang, aber am siebenten setzen sie ein beson-

deres Gesicht auf und machen sich feierlich, um dem Vater zu gefallen.

Möchtest du solche Kinder? Ich nicht. Ich setzte mich am liebsten in die Kinderstube und beobachtete ungesehen ihr Tun und Treiben, und wenn sie mir dann ein anderes Gesicht zeigten als unter einander, dann würde ich sie ganz in Ruhe lassen. Ich wäre ja nur der Störenfried. Wenn das Zusammenleben mit dem Vater nicht ihre ganze Wonne ist, warum soll man sie dazu nötigen? Oder klingt das etwa schön, wenn sie einem lauter eingelernte Redensarten aufsagen und zu den Eltern daherkommen wie zu einer Maskerade? Gerade vor den Eltern müßte ihre Eigenart voller und unbefangener zu Tage treten.

Das köstlichste, was ein Haus haben kann, ist die Unbefangenheit im Verkehr derer, die zusammengehören. Es gibt Häuser, die das entbehren, aber das sind schauerliche Stätten der Unnatur, vor denen jeder flieht und sich abwendet. Nur allein dem, der der rechte Vater ist über alles, was Kinder heißt, im Himmel und auf Erden, traut man zu, daß er auf die freie ungezwungene Art seiner Kinder keinen Wert legt. Sollte das wirklich richtig sein? Sollte Gott wirklich Freude haben an besonderen Gebärden und sich nicht viel mehr freuen an der schlichten Natürlichkeit seiner Kinder? Wer sich vor Gott und Menschen so gibt, wie er wirklich ist, nur der kann eigentlich mit der ganzen im Himmel erwünschten Unbefangenheit sagen: Lieber Vater im Himmel!

Es scheint, als wenn viele Menschen dächten, hinter diesem Leben lauerte Gott den Menschen auf und habe den Tod wie eine Fallgrube aufgestellt. Fällt einer dann in die Grube, so werde er herausgezogen und auf allerhand Glaubenssätze geprüft. Stimmt dann nicht alles in seinem Bekenntnis, so kommt er in eine noch viel schwärzere und unfreundlichere Grube, aus der er überhaupt nicht mehr herauskommt. Wer so denkt, dürfte niemals sprechen: Lieber Vater im Himmel.

Soviel ist ganz gewiß, daß der Vater nicht Dinge verlangen wird, die jenseit der Grenzen unserer Wirklichkeit liegen. Gesetzt

z. B. es wäre einem Menschen verborgen geblieben, daß es einen einigen lebendigen Gott gibt, Schöpfer Himmels und der Erde. Vielleicht ist ihm der Satz nahe getreten, aber Wirklichkeit und Erlebnis ist's ihm nicht geworden, von diesem lebendigen Gott hat er nie etwas gemerkt. Wie würde wohl der Vater auf einen solchen sehen?

Eines ist ganz gewiß, er würde ihn nicht weniger lieb haben als irgend einen andern. Er würde ferner diesen Unwissenden, sobald ihm die große Wahrheit des lebendigen Gottes aufgeht und er erstaunt und beschämt ruft: Lieber Vater! — er würde ihn rückhaltlos ohne weiteres aufnehmen und seines früheren Zustandes würde mit keinem Worte gedacht und alle etwaigen Sünden der Gottesferne wären unkennbar weggewischt. Das glauben viele nicht. Aber es ist tatsächlich so. Als Paulus auszog, das Reich Gottes unter die Heiden zu tragen, erklärte er ihnen ausdrücklich: Gott hat übersehen die Zeit der Unwissenheit, aber jetzt gebeut er an allen Enden, allen Menschen umzudenken. Wer nun fähig und willig wurde, dieses Heil anzunehmen, der wurde ohne weiteres mit Liebe und Kraft und Geist aus der Höhe überschüttet, nicht einmal religiöse jüdische Formen, die seit alters für göttlich galten, wurden ihm aufgezwungen, er war unbeschadet seiner Vergangenheit und abgesehen von allen religiösen Formen einfach aufgenommen als Kind des großen Vaters, das kindlich frei und ohne jede priesterliche Vermittelung Gottes sein durfte.

Wie vollzog sich wohl das Wunder? Ohne irgend einen Glaubenssatz. An dem Apostel wurde Gott erlebt, Gotteskräfte entströmten ihm, jedermann wurde an ihm der Wahrheit des lebendigen Gottes inne, und so wurde Gott ein Teil seiner Wirklichkeit und konnte nun mit allen Sinnen erfaßt werden. Dann freilich erwuchs dem also neu Geborenen die Aufgabe, sein ganzes Sein auf Gott hin umzudenken und in immer erweiterte Wirklichkeit das Wesen Gottes zu tragen. Wer dazu zu träge war, versank natürlich in den alten Tod zurück. Also der Apostel trug keine Glaubenssätze herum, sondern umgekehrt, die Wirklichkeit Gottes trat an jeden Hörer mit Kraft und Freundlichkeit heran, und an wen sie

herantrat, der konnte gerettet werden. Andere, die vielleicht fester im alten Todwesen saßen, konnten vielleicht erst später gerettet werden, wenn noch mehr Gotteskräfte entfaltet wurden, aber immer war die Hülfe bedingungslos und rückhaltlos für jeden, der sie annehmen wollte. Und welcher Mensch würde wohl nicht wollen, wenn ihm die rettende Kraft nur in der genügenden Deutlichkeit nahe träte!

Darum konnten auch die Apostel ganz getrost von der Auferstehung Christi reden. Das war doch kein Glaubenssatz, für den sie Unterschriften gesammelt hätten, sondern ein neues unerhörtes Erlebnis, in das sie die Menschen hineinzogen. Die Leute wurden sogar leiblich anders gestellt als vorher, sie sahen sich und andere überzogen von neuer Gesundheit und erfüllt mit köstlichen Lebenskräften, die allerlei Siechtum wegspülten; in ihre Wirklichkeit trat ewiges Leben und Auferstehung. Mit solchen konnte man getrost reden von der Auferstehung Christi. Von ihnen wurde man auch nicht mißverstanden. Es gab keine Menschen, die es positiver oder negativer genommen hätten, sondern jeder nahm's gerade so, wie's ihm geboten wurde. Erst wenn das Auferstehungsleben aufhört, hat man Anlaß, über den Begriff Auferstehung verschiedener Lehrmeinung zu sein. Es ist aber dann jede wertlos, weil ihr der Boden der Wirklichkeit fehlt. Sie bleibt so lange Religionshypothese, als sie nicht in das Erleben der Menschen tritt.

Wenn also der Vater von den Kindern nur das verlangt, was er ihnen gab und sie annehmen konnten, so werden bei ihm die Kinder für die treueren und aufnahmefähigeren gelten, die nicht mit Worten und Sätzen, sondern nur mit Wirklichkeiten und Kräften rechnen. Sobald er ihnen dann seine Wirklichkeit bietet, werden sie sie am gewissenhaftesten und treuesten ohne unklare Schwärmerei verwerten und verarbeiten. Das sind also die Leute, die aus der Wahrheit sind. Sie sind befähigt, auch Jesu Stimme zu hören. Nicht Menschen, die Sätze auswendig gelernt haben und allerlei Zeug glauben, was ihnen vorgeredet wird, sondern die kühl und ruhig nach Wahrheit fragen. Rechner, nicht Phantasten.

Nicht umsonst und zufällig hat der Vater seine liebsten Kinder

hineingestellt in eine Welt des reinen Stoffs, wo der Vater selbst unsichtbar und nur das gröbste Stoffliche sichtbar ist. Warum mag das wohl geschehen sein? Warum sieht kein gesundes Auge ein Gewimmel von Engeln und Geistern durch die Welt schwirren, sondern sieht Stoff und immer wieder nur Stoff? Ganz gewiß, damit wir an der Hand dieser nächstliegenden Wirklichkeit lernen, die große tiefe Wirklichkeit des Vaters recht zu verstehen und zu würdigen. Je treuer wir mit der Welt des Stoffs umgehen, desto eher können wir in Aussicht genommen werden, daß uns auch weiteres anvertraut wird. Das Sichtbare ist das Einmaleins. Wer das nicht lernt, wird nie ein ordentlicher Mathematiker werden.

Darum mags wohl sein, daß auch gewissenhafte Materialisten nicht unvorbereitet sind, das Wesen Gottes zu verstehen, sobald es ihnen als Erlebnis nahe tritt. Von nirgends her sind dem Reiche Gottes je solche Schwierigkeiten bereitet worden wie von religiös gerichteten. Die Priester der Religion haben Jesum gekreuzigt, aber ein wachhabender heidnischer Offizier bezeugte an diesem Sterben: Wahrlich, dieser ist ein frommer Mensch und Gottessohn gewesen! Das unbefangene Volk verstand ihn, die „Juden" widerstrebten ihm.

Wenn also im Himmel nur die Wahrheit und Aufrichtigkeit bewertet wird, so bedürfen wir weder Glaubenssätze noch unsere Kinder Religionsunterricht. Wer heute Sinn für Gott hat, der müßte diesen Sinn allerdings anstrengen, daß er auf das Tun Gottes in der Gegenwart ebenso wie in der Vergangenheit aufmerksam wird, aber jeder geübte Sinn wird schärfer und wird die Grenzen unserer Wirklichkeit erweitern. Wer aber den Sinn nicht hat, dem ist er einfach noch nicht erschlossen, er kann ihn also auch nicht üben. Wenn er also keinen Glauben hat, wird ihm das im Himmel nicht zum Vorwurf gemacht. Sobald ihm die neue Wahrheit erschlossen ist, und er ihr gehorsam wird, wird er mit derselben Liebe aufgenommen, wie jeder andere, und vorher schon wird er von unendlicher Vaterliebe getragen, die ihn auf das große Erlebnis zielbewußt und väterlich hinleitet.

Es wird also der Glaube wesentlich im Himmel bereitet. Von

dort kommt er zu seiner Zeit und glücklich ist, wen er dann bereit findet, ihn aufzunehmen. Darum brauchen wir uns um die Menschheit nicht allzusehr zu sorgen. Auch der Vater läßt mit großer Ruhe Zeiten kommen, in denen der Glaube nicht da ist. Dann aber heißt's auch plötzlich wieder: Die Zeiten der Unwissenheit werden übersehen, aber nun soll an allen Enden Friede verkündigt werden! Zu andern Zeiten aber läßt er ganz ruhig Menschen sterben und spricht: Kommt wieder Menschenkinder. —

Aber eines tut er immer. Er läßt seine Sonne scheinen über Böse und Gute, Gerechte und Ungerechte. Er läßt Ströme von Güte und Freundlichkeit alltäglich ausgehen in alle Welt. Er hat uns in eine Herrlichkeit hineingesetzt, die das unausgesetzte Entzücken aller Forscher ist, eine Herrlichkeit, die unermeßlich ist und nie voll von Menschenhirnen aufgenommen werden kann. Wer nun davon etwas dem Vater ablernt und die Güte darstellen lernt, an dem sieht die Welt etwas vom Vater selbst. Das ist so deutlich, daß jeder ohne weiteres sagen muß: So ist er! Das ist die Art des Vaters! Es ist wirklich gar nicht notwendig, richtige Begriffe zu verbreiten, es ist nur notwendig, etwas zu sein. Laß deine Sonne scheinen über Böse und Gute, über Gläubige und Ungläubige, über Konservative und Sozialdemokraten, über Semiten und Antisemiten — und die Leute erleben den Vater, erleben die neue Wirklichkeit an dir. Je weniger du dazu redest, um so wirkungsvoller wird das Erlebnis sein, je weniger du draus machst, um so tieferen Eindruck wird's hervorrufen.

Wer aber keine gleichmäßige Sonne scheinen lassen kann, der sollte wenigstens nicht vom Glauben reden, der möge Sonnenschein und Donnerwetter einander abwechseln lassen. In der Natur Gottes ist's gerade so, und der Vater ist reich genug und barmherzig genug, alle Fehler zu verzeihen. Sieht man ihn an uns nicht, so sieht man ihn an andern, aber wenigstens müssen wir uns ganz mäuschenstill halten und kein Wesens aus uns machen. Sonst werden am Ende nur wir gesehen und gehört und nicht der Vater, und das wäre nicht gut.

Ist aber jemand ein Mensch, der überhaupt vom Glauben nichts wissen will, ist er Atheist oder Materialist oder gar nichts, der benehme sich wenigstens wie ein Mensch und sei wahr und anständig und einfach wie ein Mensch. Je menschlicher er ist, desto ähnlicher ist er unbewußt dem Vater. Im Himmel wird man sich freuen über jemanden, der ohne es zu wollen, einem göttlichen Gedanken zum Ausdruck hilft. Wenn der Glaube kommt, kommt er ganz gewiß ohne weiteres zu ihm.

Dieses Wesen des Friedens und der schlichten Menschlichkeit ist die Unterstufe des Glaubens. Wenigstens war's das Erste, was Jesus den Leuten sagte, und es ist niemand, dem das nicht ohne weiteres einleuchtete. Es gibt aber auch eine höhere Stufe, die hat er denen mitgeteilt, die damals das Einfache gelernt hatten. Die heißt: Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt! Nur ein Senfkörnchen richtiger Glaube, und es werden Kräfte, denen kein Berg widersteht, Kräfte im Leibe, im Stoffe, Kräfte des Heils, der Genesung, der Freude, denen auf die Dauer die ganze Welt nicht zu widerstehen vermag. Die Welt hungert und sehnt sich ja nach Glück und Heil und Gutem. Sie würde ja aufjauchzen, wenn sie's sähe.

Darum ist auch in wenig gläubig gerichteten Zeiten wie der unseren die Lage durchaus nicht hoffnungslos. Wie die Anschauungen der Menschen schnell wechseln, so kann auch schnell ein Umschwung zum Glauben eintreten, aber bei der neuen Anschauung würde es nicht bleiben, sondern es würde mit den neuen Gedanken auch zu Kräften und neuem Sein kommen.

Der moderne Mensch ist nicht allzu religiös, aber er brennt auf Ehrlichkeit und Wahrheit. Darum ist er für den Glauben hervorragend brauchbar. Er steht vielleicht in vieler Beziehung manchem Geschlecht nach. Aber er hat den ausgesprochensten Sinn für das Wirkliche. Darum kann man von ihm hoffen, daß ihm die Wirklichkeit des Glaubens nicht vergeblich gezeigt würde. Lh.

Etwas für Angefochtene.

Es gibt Lebenslagen, wo auch der Mensch, der aus Gott lebt, die persönliche Fühlung mit ihm verliert und außer Stande ist, zu allem, was ihm begegnet, positive Stellung zu nehmen und es dadurch in Lebensaufgaben umzusetzen. Meist ist es ein Übermaß körperlicher oder seelischer Leiden, durch das er innerlich so benommen wird, daß er die Lebensbewegung Gottes zu uns, die in allen Ereignissen waltet, nicht verspürt. Der Glaube als ursprüngliche Empfindung des Vaters ist wie verschwunden und alles Leben aus unsrer Welt gewichen.

Es ist das eine der schwersten Anfechtungen, die es gibt. Einige Zeit gelang es, alle Qual in Vertrauen zum Vater auszulösen. Vielleicht war es ein Ringen, wie wenn einer mit den Wellen kämpft, um von ihnen getragen zu werden, statt in ihnen zu versinken. Aber auf einmal geht es nicht mehr. Das Vertrauen auf ihn sinkt zusammen, es ist als ob der Sinn für ihn gelähmt und abgestorben wäre: alles erscheint wie ein Hohn auf Gott. Dann öffnet sich der Abgrund der Verzweiflung, der Sinnlosigkeit alles Seins, der Selbsttäuschung alles Glaubens.

Sollen wir uns hineinstürzen? Grade die Ehrlichsten glauben dann oft, daß sie den Schluß aus ihrer Erfahrung und Erkenntnis ziehen müßten: es ist ja alles nicht wahr. Aber das ist verkehrt. Gewiß sollen wir unerbittlich die Folgerungen aus unserm Erleben ziehen. Aber wir sollen auch daran denken, daß die Befangenheit durch Schmerz und Angst nicht klärt, sondern verwirrt. Deshalb sollen wir gegen die Offenbarungen unsrer Niederlagen mißtrauisch bleiben, weil jede Übermacht, die uns gefangen nimmt, nur geeignet ist, uns die Wirklichkeit zu verdunkeln, nicht zu erhellen. „Die Krankheit eines Philosophen ist ein Einwand gegen seine Philosophie.“ (Nietzsche.)

Die einzige richtige Direktive gibt uns Jesus. Als er am Kreuze hing, fühlte er sich in der Qual des Leibes und der Seele

von Gott verlassen. Er empfand seine Gegenwart nicht mehr. Aber statt an ihm zu zweifeln, hielt er trotzdem an ihm fest: Mein Gott, warum hast du mich verlassen? In einem Atem bekannte er seine Verlassenheit und das Dennoch des Glaubens, das nicht ausläßt. Ich weiß nicht, ob diese innere Not von Jesus gewichen ist, aber das wissen wir, daß er im Glauben fest blieb, denn er sagte später: Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände.

Das ist unsre Richtschnur. Ob wir uns freilich trotz der Verlassenheit und Verlorenheit, die wir in solchen Lagen fühlen, immer wieder im Vertrauen auf Gott fassen können, das ist die Frage. Wir können innerlich so vom Leiden übermannt sein, daß es unmöglich ist. Aber Gottes Gnade ist nicht nur größer als unsre Schuld, sondern auch als unsre Schwäche. Er hält uns fest, auch wenn wir in Ohnmacht vergehen. Deshalb wollen wir uns auch dann vorhalten, daß des treusten Vaters Hände über uns ausgebreitet sind, so unglaublich es uns auch vorkommen mag.

Wir sollen und dürfen uns in solchen verzweifelten Lagen sagen: es sind ja nur die furchtbaren Schmerzen, die körperliche Angst und Verwirrung, die dir das Bewußtsein des Vaters raubt, aber der Vater bleibt, auch wenn ich einmal das Bewußtsein von ihm verliere. Damit werden wir im Grunde unsers Wesens von Furcht und Zweifel frei und instand gesetzt, wie Jesus unsern Geist in seine Hände zu befehlen, ob es auch in die Nacht des Todes oder des Wahnsinns geht.

Wenn ich auch gleich nichts fühle
Von Deiner Macht,
Du führst mich doch zum Ziele,
Auch durch die Nacht.

M.



Hemmungen des Lebens.

3. Die Sorge.

Sorge — wer kennt sie nicht! Leben und sich sorgen scheint untrennbar zu sein. Nur die glückliche Kinderzeit ist sorgenfrei, aber sobald der Ernst des Lebens an uns herantritt — bei den allermeisten zuerst in der Schule — dringt sie in unser Reich ein und verläßt uns nicht wieder bis zum letzten Atemzug.

Sie begleitet uns wie unser Schatten, nirgends können wir uns vor ihr verbergen. Wohin wir auch gehen, sie folgt uns auf dem Fuß. Wir können sie wohl zeitweilig vergessen, sobald wir uns aber bedenken und aufblicken, steht sie neben uns wie ein Gespenst und schaut uns mit hohlen, ausdruckslosen Augen an. Sie setzt sich mit uns zu Tisch und steht mit uns auf, sie raunt uns in der behaglichsten Stunde ihre Aufregungen ins Ohr, sie legt sich mit uns zu Bett, bedrückt uns im Schlafe wie ein Alp, und wenn wir am Morgen die Augen aufschlagen, ist sie auch schon wach.

Vor ihr gilt kein Ansehen der Person, des Standes oder der Lebenslage. Wer Mensch ist, der ist ihr verfallen. Die Sorge macht alle gleich. Ob König oder Bettler, ob reich oder arm, ob gesund oder krank, ob geehrt oder verachtet, das macht alles nichts aus. Meint jemand, andere hätten weniger oder keine Sorgen,

so vergißt er, daß wir die Sorgen der andern nicht kennen. Und wenn man wirklich die Lage eines Menschen ganz sorgenfrei gestalten könnte, so würde ihn doch die Sorge befallen, sein Glück könne sich wenden, oder er würde sich um Dinge beunruhigen, die ihn gar nichts angehen. Die Sorge sitzt in uns, und um Nahrung ist sie nie verlegen.

Deshalb gibt es auch keine Versicherung gegen sie. Alles was die Menschen unternommen oder erfunden haben, sich gegen Unglück, Krankheit, Not und Mißlingen durch allgemeine Maßregeln und persönliche Vorkehrungen zu sichern, ist für die Sorge ganz ohne Belang; sie entdeckt immer neue Angriffspunkte des Unheils und wird immer zudringlicher, je mehr man ihr den Boden zu entziehen versucht.

Dann gehört sie vielleicht gar zum Wesen des Menschen oder zur Tragik seines Geschicks? —

* * *

Was ist die Sorge? Die Beunruhigung um etwas, woran uns liegt, um das Kommende und Werdende, um unsere Zukunft und die unserer Lieben, um unsere Sache, der wir dienen, um unser Glück und Seelenheil, um unsere Daseinsmittel und Lebensmöglichkeiten, um unser Schicksal und Fortkommen in allen Lagen. Der Ton liegt auf Beunruhigung, denn die Sorge besteht nicht in dem Interesse an alledem, geschweige in der Bemühung darum, sondern in der Unruhe darüber, die aus einem Gefühl der Ohnmacht gegenüber den Ansprüchen und Zufällen des Lebens entspringt. Vorsicht, Fürsorge, Berechnung ist keine Sorge, sondern das positive Gegenteil davon: Schaffen unserer Zukunft, Bändigung des Lebens, ein Beweis, daß wir die Situation beherrschen und unser Leben selbst führen, bauen, verteidigen und den Sieg erkämpfen. Dazu gehört, mit nüchterner Umsicht über die Verhältnisse klar zu werden, besonnen zu prüfen, ob wir etwas leisten können oder ob es über unsere Kraft geht, verhängnisvollen Störungen vorzubauen, für unsere Unternehmungen die Kosten zu überschlagen, alle Mög-

lichkeiten abzuwägen, Mittel und Wege zu suchen und den Gang der Dinge zu berechnen, um alle Vorbedingungen des Gelingens zu schaffen. Das alles ist nicht Sorge, sondern geradezu ein Beweis überlegener Ruhe und Selbstgewißheit und ihre fruchtbare Betätigung im Leben.

Das ist doch alles Tat und Leben, Schaffen und Bemeistern! Sorge aber ist unter dem Leben leiden, innerlich hin- und hergetrieben werden und in Bann geraten. Wir werden hier aufgeregt davon, bekümmert darum, bedrückt dadurch, was dort einfach bewältigt wird. Sorge ist also die Erregung und die Stimmung der Ohnmacht zu leben, die durch unsere Gedanken an die Zukunft, an unsere Interessen und Aufgaben, kurz durch alle Ansprüche des Lebens an uns hervorgerufen wird.

Aufgescheucht aus der naiven Sicherheit, die wir haben, wenn wir für den Augenblick leben, flattert die Seele auf einmal haltlos und unruhig um gewohnte Aufgaben oder neues Beginnen und beunruhigt sich über Können und Gelingen oder quält sich mit dem Dunkel der Zukunft ab und schlägt sich mit den Möglichkeiten herum, die sie in sich bergen könnte, oder erwartet von Allem, was kommt, nur Übles. Wir sorgen uns, wenn wir uns sinnlose und zwecklose Gedanken darüber machen, was kommen mag, und uns den Kopf über Aufgaben, Ziele, Absichten und Wünsche zerbrechen, wie es werden kann. Sorgen ist das Grübeln über das, was wir nicht in der Hand haben. Wir leben dann außerhalb des Bereichs des uns Möglichen und Zugänglichen, jenseits des Kreises unserer Vollmacht und augenblicklichen Bestimmung und fahren dabei natürlich willkürlich und hilflos hin und her, weil wir hier weder Boden unter den Füßen noch Lebensrückhalt haben, weder eingreifen noch uns durchsetzen können — wahrlich das sinnloseste Unterfangen, und die verzweifeltste Lage, in die man geraten kann, eine unfreiwillige Don-Quichoterie ohne gleichen, wo nur der berauschende Drang nach Größe, der die optimistische Schwester der Sorge, die Träumerei erfüllt, einem Katzenjammer ängstlicher Erbärmlichkeit gewichen ist. Die Sorge verzichtet von vornherein und gibt sich

preis. Sie glaubt und hofft nicht mehr, sondern fürchtet sich und trauert im voraus, denn sie sieht alles schwarz, was kommt.

* * *

Deshalb ist die Sorge Verhängnis und Hemmung des Lebens. Wer mit seinen Gedanken im Unzugänglichen herumflattert, ist für das unbrauchbar, was vorliegt, er ist außerstande, dem Augenblick gerecht zu werden und den Lebenswert der Gegenwart auszuschöpfen. Seine Gedanken schweifen weitab. Oder sie kreisen mit unruhigem Flügelschlag um die Aufgaben, die nach der Tat schreien, erschöpfen die persönliche Kraft, ehe sie zur Auswirkung kommt, und vergeuden die Zeit, in der das Werk geschehen muß, wenn es ursprünglich werden soll. So hemmen und zersetzen die Sorgen das persönliche Leben des Menschen. Sie treiben das Gefüge von Sollen, Wollen und Ausführen, von Erleben und Handeln auseinander und unterbrechen überall den unmittelbaren Zusammenhang des Werdens und Geschehens.

Die Sorgen vernichten aber auch die Fähigkeit, das Vorliegende mit durchdringendem Verstand und gesammelter Kraft zu bewältigen und mit Umsicht und Vorsicht die Zukunft aus der Gegenwart zu schaffen. Denn dazu gehört Ruhe, Sicherheit, Spannkraft und Unbefangenheit, das Gegenteil der innern Verwirrung, Unruhe, Erschlaffung, Unbesonnenheit, die das Sorgen mit sich bringt. Die Sorge macht gerade eine wirkliche und fruchtbare Fürsorge unmöglich, denn ihr unruhiges Geflatter bringt nichts hervor, was in sich bestehen könnte. Sie ist vielmehr eine Quelle sinnloser Fahrigkeit, unvernünftiger Maßnahmen und zweckwidrigen Verhaltens. Geschäftiges Nichtstun, kopfloses Gebahren, Fassungslosigkeit, Resignation und Feigheit wächst dort, wo die Sorgen das persönliche Leben lähmen und auflösen.

Die Sorge trübt die Klarheit unsers Bewußtseins, weil sie unsere Ruhe trübt. Sie macht es also unmöglich, daß wir in reiner Aufnahme der Eindrücke die Schwierigkeiten oder Aufgaben ganz unmittelbar und ungebrochen empfinden und daraus zu treffenden Entschlüssen und tatkräftigem Eingreifen kommen. Statt dessen

wühlt sie alle möglichen Gedanken über das Kommende auf, die gar nicht her gehören und ganz unfruchtbar sind, und treibt uns zu Plänen, Anordnungen und Ausführungen, die gar nicht durch die Sache, sondern durch die Unruhe darüber hervorgerufen werden und deshalb unangebracht und schädlich sind.

Die Sorge ist die eigentliche Verführerin, die uns überall veranlaßt, zu konstruieren, zu machen, zu künsteln, und uns hindert, die Dinge werden und reifen zu lassen. Bekanntlich keimen aus dem Werden in jedem neuen Stand der Entwickelung immer neue Möglichkeiten mit immer neuen Aufgaben für unsere Behandlung der Sache. Wir müssen deshalb werden lassen, wenn wir nichts verderben wollen, und unsern Erlebnissen gegenüber auf dem Anstand stehen, um den günstigen Moment zu erhaschen und sofort zu tun, was dann notwendig ist. Wer kann das, wenn er vor Unruhe vergeht? Deshalb ist die Sorge die Macht, die uns aus bester Absicht das Gesunde, Urkräftige, Keimhaltige zugunsten von Angstprodukten verderben läßt, die wir an seine Stelle setzen.

Ich will nur auf ein Beispiel hinweisen. Was für eine verhängnisvolle Rolle spielt die Sorge der Eltern um die Kinder in der Erziehung! Sie verscheucht die Ruhe, Geduld und Besonnenheit, sie kann nichts erwarten, sondern tut alles zu früh aus Angst, daß es zu spät werden, daß das Ziel nicht erreicht werden könnte. Die Sorge ist es, die die Kinder mit Aufsicht quält und dadurch unselbständig macht, die sie mit geistiger Beschäftigung überlastet und damit das Interesse erstickt, die den Geist zerstreut und den Körper nervös macht, die sie von einer Schule in die andere reißt, immer Neues anfängt, die zusammenhängende stetige Entwicklung unmöglich macht und unaufhörlich an dem Sorgenkind herumnörgelt. Und was leiden die Kinder erst subjektiv unter den Sorgen der Eltern! Wie oft wird die Kindesliebe durch die ewige Sorgerei einfach in Erbitterung verkehrt!

Aber so ist es überall: im Kampf ums Dasein, bei der Sorge um den kranken Körper, bei geschäftlichen oder geistigen Unternehmungen, in familiären und beruflichen Schwierigkeiten, bei

drohenden Verlusten und unangenehmen Wendungen im Leben: überall verdirbt die Sorge alles. Wenn wir so blind dafür geworden sind, daß in allen Nöten Heilsames sich durchringen will und Lebenskräfte auf Auslösung warten, so ist die Sorge daran schuld, weil sie uns das Auge dafür blendet und die positive Lebensentfaltung durch ihre Quertreibereien unmöglich macht.

Schließlich richtet uns die Sorge, wenn sie überhand nimmt, noch innerlich und äußerlich zu Grunde. Ganz abgesehen von ihren Wirkungen für das Leben sind die Sorgen eine geradezu schauerliche Qual für den ganzen Menschen: sie ersticken unser Selbstgefühl, foltern unser Bewußtsein und peinigen uns körperlich mit drückenden Angstzuständen. Unter der Sorge verkümmert alles, was in uns liegt und sich entfalten möchte. Denn in dieser innern Aufregung und Unrast kann nichts werden und gedeihen. Da kann nichts Neues geboren werden. Wer kennt nicht die Jammerbilder von Sorge verkümmerter Menschen! Sie sind wie zerfallene Ruinen, nur trostlos kahl ohne das Geranke grünenden Lebens. So sind die Sorgen die verhängnisvolle Macht, unter der alles Leben erschüttert und gelähmt wird, zerfällt und verwittert. Wie eine Krankheit befallen sie uns mit dauernder Qual und unaufhaltsamer Verwüstung.

* * *

Wo die Sorgen überhand nehmen, führen sie zu einem krankhaften Zustand, zu einer Nervosität des persönlichen Lebens. Sie tritt überall dort auf, wo die Ansprüche und Aufgaben, die das Leben mit sich bringt, den Menschen innerlich erschüttern, statt auf den Widerstand eines fest in sich ruhenden Selbst zu stoßen, das sie überlegen aufnimmt und bewältigt, oder an der Elastizität eines leichten Sinnes eindruckslos abzuprallen. Wo weder Lebensvollmacht noch leichter Sinn davor bewahrt, kommt es überall zu dieser Nervosität des innern Lebens, und zwar treffen wir sie in allen Graden, von der leisen, kaum fühlbaren Unruhe bis zu schweren neurasthenischen Zuständen.

Von einzelnen Sorgen, die uns gelegentlich befallen, kann sich der sorglose Mensch einfach durch vernünftige Überlegung der Sache, um die es sich handelt, und den festen Entschluß, sich dadurch nicht anfechten zu lassen, ganz gut befreien, aber sobald das Sorgen überhand nimmt und zuständlich wird, gibt es keine Heilmittel, die imstande wären, die auftauchenden Sorgen zu vertreiben oder gegen ihre Anfälle immun zu machen. Denn es handelt sich dann nicht mehr um einzelne beunruhigende Eindrücke, über die man zur Ruhe kommen kann, sondern um einen reizbaren Zustand des innern Lebens, der durch alles aufgeregt wird, so harmlos es auch an sich sein mag. Was hilft dann z. B. der Appell an die Vernunft! Das Sorgen hat bekanntlich gar keinen Sinn noch Wert. Wir richten schlechterdings nichts damit aus, sondern schaden damit nur uns und der Sache, um die es sich handelt. Es ist also unsinnig bis zur Lächerlichkeit. Was auch für uns kommen mag, es kümmert sich niemals darum, ob wir uns darüber beunruhigen. Das Sorgen hat also nicht den geringsten Einfluß auf den Gang der Dinge, sondern vermag uns lediglich zu einer verkehrten Stellung dazu zu bringen. Das alles liegt so auf der Hand, daß es auch der beschränkteste Sinn begreift, aber trotzdem versagen alle diese Vorhalte gegenüber der Sorge, wenn wir von ihr besessen sind. Die Unruhe bleibt mit ihrem gespenstigem Gedankentreiben. Deshalb ist es unmöglich, die Sorge, die in uns sitzt, zu bekämpfen. Wenn wir mit dem Schwerte des Geistes diesem Ungeheuer auch noch so viel Köpfe abschlagen, es wachsen um so mehr nach, und wenn wir uns noch so leidenschaftlich seinen Umklammerungen entringen, so umschlingt es uns nur um so fester und bedrückender.

Ebenso ist es mit dem Glauben an Gott, Bestimmung, Schicksal, Notwendigkeit. Ich sprach einmal vor einer Versammlung überzeugter Christen darüber, daß der Glaube die Sorgen notwendig ausschließt. Zu meinem Erstaunen geriet die bibelfeste Gesellschaft darüber ganz außer sich, denn sie sorgten sich alle, wollten aber nicht zugeben, daß ihr Glaube infolgedessen Humbug

sei. Mag dem nun sein, wie ihm will, jedenfalls erlöste sie ihr Glaube nicht von der Sorge, und das gilt allgemein. In der Theorie sorgen sich die Christen nicht, in der Praxis aber genau so wie die Ungläubigen. Damit will ich ihnen gewiß keinen Vorwurf machen, sondern nur beweisen, daß ihr Vertrauen auf Gott kein wirksames Heilmittel gegen die Sorge ist. Im besten Fall beruhigt es das aufgeregte Wesen etwas, aber die Nervosität als solche bleibt und gerät trotz aller lebhaften Vergegenwärtigung der väterlichen Hut Gottes bei dem nächstbesten Anlaß wieder in heftigste Schwingungen. Ebenso verhält es sich mit dem Fatalismus jeder Art. Man mag noch so sehr davon durchdrungen sein, daß man seinem Schicksal nicht entrinnen kann, und daß alles so kommt, wie es kommen muß, die innere Unruhe, die in der Seele zittert, kümmert sich nicht um Weltanschauung und Lebensauffassung, sondern quält den Menschen bei dem geeigneten Anlaß mit dem Ansturm ihrer Sorgen halb zu Tode.

So spottet die Sorge aller Verstandesgründe sowohl, als auch der sorgfältigsten Beruhigung der Seele. Nur die körperliche oder geistige Narkose hilft für einige Zeit. Schwärmen und sich berauschen, hingerissen werden und Liebesleidenschaft bannen zeitweilig die innere Unruhe. Wir können die Sorgen vergessen, wenn wir uns selbst vergessen oder verlieren. Aber sobald wir wieder zum Bewußtsein kommen, beherrschen sie es wieder. Weder Betäubung noch Beruhigung noch Bekämpfung hilft uns also wirklich und auf die Dauer: sondern wir müssen von der Nervosität des persönlichen Lebens geheilt werden, wenn wir von ihrer Qual erlöst werden wollen. Ob das möglich ist, läßt sich nur beurteilen, wenn wir ihre Entstehung erkennen und überlegen, ob wir ihre Ursachen zu beseitigen vermögen.

* * *

Woraus entstehen die Sorgen? Was macht uns schließlich innerlich so reizbar, daß wir uns über alles beunruhigen, was uns in Anspruch nimmt? Wir erkennen das am deutlichsten, wenn wir

Furcht und Sorge mit einander vergleichen. Beide sind mit einander verwandt und doch von einander verschieden. Hier wie dort handelt es sich um eine innere Unruhe unter der Befangenheit von übeln Vorgängen und Verhältnissen. Dort fürchten wir uns *vor* etwas, hier sorgen wir uns *um* etwas, dort vor Ereignissen, die in unser Leben hereinbrechen, hier um Nöte und Aufgaben, die sich aus unserm Leben ergeben, dort geht die Unruhe um das Muß, hier um das Soll. Die Quelle der Furcht ist der erschütternde Eindruck des drohenden Übels, das uns trifft, das Ohnmachtgefühl gegenüber unheilvollen Mächten und unglücklichen Ereignissen, die uns schaden. Die Quelle der Sorge ist die ahnungsvolle Empfindung des Übels und der Not, die im Bereiche unsers Lebens um sich greift, des Unheils, das durch unsere Lebensführung mit oder ohne unsere Schuld geboren und genährt wird. Das Schicksal macht uns fürchten, die Bestimmung und Lebensaufgabe, die wir haben, macht uns sorgen, beide in dem Maße, als wir uns ihren Anforderungen nicht gewachsen fühlen.

Infolgedessen häufen sich die Anlässe zur Sorge, je mehr unser Leben innerlich und äußerlich faul, verkehrt und verfahren ist und wird. Je gesünder aber unser Leben wird, je mehr es in Ordnung und lebendigen Fluß kommt, um so mehr werden die Sorgen verschwinden Das ist ein solch einfaches und einleuchtendes Naturgesetz, daß es eigentlich keines Wortes darüber bedarf. Aber der Anschauungsunterricht ist und bleibt doch der beste.

Faul ist alles, was in uns, in unserm Verhalten und in unsern Verhältnissen unwahr ist. Die Unwahrheit des Lebens ist also der Nährboden der Sorgen. Wenn jemand etwas vorstellt, was er nicht ist, auf den Eindruck hin lebt, den er machen will, ehrgeizig ist und seine Fähigkeiten überspannt, so kommt er aus der Sorge gar nicht heraus, wie er sich im einzelnen verhalten soll, wie es aufgenommen wird, und ob man den faulen Zauber nicht merkt. Es ist dabei ganz gleichgiltig, ob einer Seelenadel und Selbstlosigkeit zeigen will oder als Kraftmeier auftritt oder den überlegenen Philosophen und Lebenskünstler markiert oder sich genial frisiert,

die Sorgen gehen auf und vermehren sich in dem Maße, als die festgehaltene Unwahrheit Konsequenzen nach sich zieht. Die naive Unmittelbarkeit dagegen, die nur ausdrückt und auswirkt, was sie ist und kann, kümmert sich überhaupt nicht um Eindruck, Wirkung und Meinung der andern, sondern lebt sich ganz sorglos und unbefangen aus. Man wird nun begreifen, warum so viele ehrliche Christen von heute so etwas Bekümmertes an sich haben und aus der Sorge um ihr Seelenheil niemals herauskommen: weil sie fortwährend etwas darzustellen und auszuwirken suchen, was sie nicht sind und haben, das Widerspiel der Jünger Jesu, die aus der Wahrheit sind und unmittelbar wurden wie die Kinder.

Empfindlicher ist natürlich den meisten Menschen die Sorge, die ihnen ihr äußeres Leben macht. Denn sie tritt hier unverhüllter und rücksichtsloser auf, ist schwerer zu ignorieren und zu betäuben, weil sie durch alle Vorkommnisse des Tages immer aufs neue erregt wird und über eine Fülle von Angriffswaffen verfügt. Sie ist deshalb auch in ihren Ursprüngen deutlicher zu erkennen. Denn die ursächlichen Zusammenhänge des äußeren Lebens sind uns zugänglicher als die Verhältnisse des inneren. Hier kann darum auch das blödeste Auge sehen, wie jeder Lebenslüge Sorgen entspringen.

Unwahr ist alles, was wir ohne zureichenden Grund unternehmen, alles, dem wir nicht gewachsen sind, mit unserer Person, unsern Fähigkeiten und Mitteln. Wenn wir über unsere Kraft gehen, bleibt das Wunder aus, aber die Sorgen stellen sich ein und, wenn sie uns zermürbt haben, der Bankrott. Aber wieviele glauben noch an das Wunder des Willens und der Wagehalsigkeit und versuchen, unumgängliche Vorbedingungen zu überspringen, oder hoffen auf unberechenbare günstige Zufälle und märchenhafte Möglichkeiten, die vor der Katastrophe retten! Dieser Aberglaube gedeiht aber nur in der verführerischen Stimmung, die der lockende Erfolg vor dem Beginn des Unternehmens in uns verbreitet. Sobald wir die entscheidenden Schritte getan und uns festgelegt haben, zerfließt die glänzende Luftspiegelung und die elektrisierende Hoffnung

schlägt in eine tiefe Niedergeschlagenheit um, aus der sich Schwärme von Sorgen erheben.

Wer über seine Verhältnisse lebt, erkauft es mit sorgenvollen Tagen und Nächten, gleichgiltig ob er sich dazu gezwungen fühlt oder es freiwillig tut, ob er ein böses Gewissen dabei hat oder den Zweck das Mittel heiligen läßt. Die Sorgen umdrängen uns, wenn die Ausgaben die Einnahmen überschreiten, wenn der Kredit übermäßig belastet ist, die Reserven aufgezehrt werden und mit einem Ausgleich gerechnet wird, den man nicht in der Hand hat. Genau so verhält es sich in der Ökonomie der Arbeit. Die Menschheit leidet heute mehr wie je unter Sorgen, weil wir in einer Zeit allgemeiner Überanstrengung leben, wenigstens in den höheren Berufen. Jede Überanstrengung ist aber eine persönliche Unwahrheit und muß sich deshalb über kurz oder lang in Sorgen entladen, gleichgiltig ob sie als solche empfunden wird oder nicht, ob wir uns dabei „im Dienste der Brüder aufzehren" oder des Geschäfts wegen über unsere Kräfte gehen. Wer also eine Stellung, ein Amt, eine Aufgabe übernimmt, der er nicht gewachsen ist, der mache sich auf Sorgen gefaßt. Wer die Überlegenheit über seine Arbeit verliert und sich von ihr erschöpfen läßt, der wird von ihrer Tyrannei mit innerer Unruhe um das Tagewerk gequält. Wer sein geistiges Vermögen durch Nervenkraft zu einer ihm unangemessenen Leistungsfähigkeit zu steigern sucht, der wird von Sorgen heimgesucht werden. Und zwar immer nicht nur er selbst, sondern alle, die auf ihn angewiesen sind, Frau und Kinder in erster Linie.

Im Familienleben ist es dasselbe. Alle Ehen ohne die notwendigen inneren und äußeren Vorbedingungen treten sofort in das Reich der Sorgen, denn die Sorgen sind die Schatten, die das Unheil vorauswirft, lange ehe es geahnt wird. Schon am Traualtar fungiert dann in Wirklichkeit Frau Sorge: wie wird es werden? In wie manchen Liebesfrühlung fällt dieser Reif und läßt die zarten Blaublümelein verwelken! Und dann breiten sich ihre kalten Schatten weiter aus, je mehr allenthalben die Unwahrheit zu Tage tritt: wie soll das durchs ganze Leben gehen?

Aus der körperlichen Unzulänglichkeit der Eltern für die Ehe stammen die Sorgen um das Leben der Kinder. Werden sie dann ohne Rücksicht auf ihre Anlagen und Fähigkeiten erzogen und in unangemessene Berufsbahnen getrieben, so ist die ganze Schule unausbleiblich ein Herd von Sorgen für Eltern und Kinder. Wie viele Lebensstellungen werden so von vornherein auf Unzulänglichkeit und Unangemessenheit aufgebaut und damit der Sorge ausgeliefert! Und so ist es überall. Alles Faule in unserm Leben vergiftet uns mit Sorgen und zieht unsre ganze Umgebung mit in sie herein, ob es überspannte Ziele und Ansprüche, Ausschweifungen und maßloses Arbeiten oder unwahres Verhalten den Nebenmenschen gegenüber und faule Unternehmungen sind.

Alles Verkehrte macht Sorgen, weil es ungesund ist und Unheil bringen muß. Alle Mißverhältnisse, Unstimmigkeiten und Fremdstoffe in unserm Leben lösen die bangende Unruhe in uns aus. Deshalb ist das Leben furchtsamer Rücksichten, schwächlicher Kompromisse und faulen Friedens naturnotwendig von Sorgen heimgesucht. Sie wuchern in dem Bereich der unklaren Verhältnisse und oberflächlichen Abfindungen, ohnmächtigen Vorhabens und tappender Unsicherheit. Jeder Nachdenkliche findet dazu Illustrationen genug aus seinem Leben. Ich will hier nur auf eins hinweisen:

Sobald der Schwerpunkt unsers Bewußtseins nicht in uns selbst liegt, sondern in dem, was wir haben, unternehmen oder genießen, verfolgen uns die Sorgen um das, worin wir unser Glück und unsre Befriedigung, den Sinn und Zweck unsers Lebens sehen. Wir sorgen uns um das, wovon wir innerlich abhängig sind, denn wir glauben uns verloren oder wenigstens unglücklich, wenn es uns beeinträchtigt oder genommen werden könnte. Deshalb sorgen sich die Knechte des Reichtums um ihr Vermögen, die Besessenen des Ehrgeizes um ihr Ansehen und ihren Ruhm, die Diener der Wissenschaft um ihren wissenschaftlichen Ruf, die passionierten Unternehmer um den Erfolg, die Lebemänner um die Möglichkeit und Fähigkeit des Genusses. Jede Abhängigkeit bedrückt uns mit Sorgen.

Auch die Abhängigkeit von Umständen und Vorgängen. Wenn

wir unter das Leben geraten, sorgen wir uns, wie wir durchkommen sollen. Nur die innere Überlegenheit geht sorgenfrei durch alles hindurch. Sobald wir von den Ereignissen befangen werden, werden wir unruhig und um den Ausgang bekümmert.

Was aber von dieser Verkehrtheit in der innersten Stellung des Menschen zum Leben und allem, was es in sich birgt, gilt, das kommt überall zur Auswirkung: jede Verkehrtheit löst Sorgen aus. Sehen wir hin, wohin wir wollen, überall, wo Menschen von Sorgen belästigt, gequält und aufgerieben werden, treffen wir auf ungesunde und verfahrene Verhältnisse, die nach dem Grad ihrer Verworrenheit die Menschen beunruhigen, die ihnen verfallen sind.

Natürlich quillt aber aus jeder verfahrenen Lebenslage Sorge, gleichgiltig ob wir selbst daran schuld sind oder nicht. Die allgemeinen unnatürlichen Verhältnisse, unter denen wir leben, der Einfluß unserer Eltern und der besonderen Umstände, unter denen wir aufgewachsen sind, die Übermacht weittragender Ereignisse und die eigene Unerfahrenheit im Leben können die Ursache gewesen sein. Aber die Sorge fragt nicht, ob wir dafür verantwortlich sind. Stecken wir darin, so fällt sie über uns her.

Aber es sind durchaus nicht immer faule Verhältnisse daran schuld, wenn sich Menschen sorgen. Denn viele sorgen sich um jede Aufgabe und Anforderung des Lebens, die an sie herantritt. Sie können überhaupt nichts tun, ohne sich darüber zu beunruhigen. Hier entspringt die Sorge dem Gefühl der Schwäche. Wieviele Menschen sind nicht eigentlich im Grunde zum Leben ganz unfähig! Sie fristen nur ihr Dasein. Sie werden keiner Aufgabe gerecht, sondern finden sich mit jeder nur in kläglicher Unzulänglichkeit ab. Sie denken gar nicht daran, daß es gelingen kann, sondern sorgen sich nur, wie es ausgehen wird. Diese Verfassung ist die eigentliche Domäne der Sorge. Denn hier wird gar nicht danach gefragt, worum es sich handelt, sondern ohne weiteres um alles gesorgt. Hier ist die Sorge die Nervosität des persönlichen Lebens, die durch jeden Anspruch des Lebens in Aufregung versetzt wird. Kommen dann noch unwahre und verfahrene Verhältnisse dazu,

wie es meistens der Fall ist, so läßt sich begreifen, wie schwere nervöse Anfälle und Zustände daraus entstehen.

Endlich kommen die Sorgen noch aus einer gewissen pessimistischen Stimmung, die viele Menschen dem Leben gegenüber erfüllt. Soweit sie nicht auf körperliche Leiden zurückgeht, ist sie die Folge von allerlei Unglück und Mißgeschick, das manche das ganze Leben hindurch zu verfolgen scheint. Schließlich glauben sie daran. Ein tiefes Mißtrauen gegen alle Ansprüche und Aufgaben des Lebens verdichtet sich zu dem Aberglauben, daß ihnen jedenfalls nichts gelingen und glücken kann. Ja die anderen, bei denen geht es gut hinaus. Wenn sie die anderen wären, würden sie auch damit fertig. Aber sie können tun, was sie wollen, es geht alles schief. Wie verhext kommen sie sich vor. Deshalb seufzen sie bei jeder Anforderung, die an sie herantritt: wie wird das nun wieder werden! Bekümmert kreisen die Gedanken darum herum, und auch die Tat hat keine erlösende Kraft. Bedrückt und unlustig geht man an die Sache heran und bangend führt man sie aus. Selbst wenn es gelingt, fühlt man sich nicht von dem Drucke befreit, sondern mißachtet den Erfolg, und das sorgenvolle Wesen bleibt.

Auch bei diesen inneren Vorgängen der Sorge entspricht das Maß der Unruhe der Stärke des Anlasses. Die Lebensschwäche kann ganz gering sein. Dann zieht nur hier und da vor besonders schweren Aufgaben ein leises Unbehagen durch das Bewußtsein. Oder das abergläubische Mißtrauen liegt nur wie ein leichter melancholischer Schatten im Gemüt. Dann wird man nicht ohne jeden Anlaß Unheil wittern. Man sorgt sich hier wie dort in solchem Falle nur, wenn die Sache darnach ist. Andererseits kann aber die Unfähigkeit zum Leben so absolut sein, daß man aus dem Zittern überhaupt nicht wieder herauskommt und jede größere Anforderung den Menschen vor Sorgen einfach außer sich bringt. Und von dem pessimistischen Aberglauben kann man so besessen sein, daß die Sorge immer gleich in Verzweiflung umschlägt.

Das sind die Anlässe und Ursprünge der Sorge, die uns die Spur zeigen sollen, wie wir von ihr frei werden können.

* * *

Ohne Zweifel wird es keine Erlösung von den Sorgen geben, ohne daß ihre Ursachen verschwinden, aus denen sie naturnotwendig entstehen, mögen es äußere Anlässe oder innere Zustände sein. Das ist unumgänglich. Denn sonst weicht nur eine Sorge der anderen, kaum verschwunden werden sie von neuem geboren, und je mehr sich erledigen, um so mehr tauchen dahinter wieder auf. Man sollte sich endlich einmal klar machen, daß im innern Leben des Menschen genau dasselbe naturgesetzliche Gefüge herrscht, wie im äußern, wie in der Natur, zu der wir doch gehören, und daß es unmöglich ist, sich darüber hinwegzusetzen. Wenn wir also etwas los werden wollen, woran wir leiden, müssen wir hinter seine Ursprünge kommen, und wenn wir die wegschaffen wollen, müssen wir ihnen die Lebensbedingungen entziehen und so fort, bis wir auf den Punkt kommen, von dem wir mit unserer Rettungsaktion ausgehen müssen und können. Niemandem bleibt dieser Rückgang auf die letzten Ursachen und die Lösung von Grund aus erspart. Die leidenschaftlichsten Wünsche und brünstigsten Gebete bleiben wirkungslos, so lange wir uns um diese Forderungen der Natur und der Wahrheit herumdrücken.

Also, wenn dein Leben in seinen Verhältnissen und in deiner persönlichen Führung faul, verkehrt und verfahren ist, so nimm es selbst in die Hand und schaffe, daß es in Ordnung kommt, willst du anders von Sorgen frei werden. Die Sorgen sind die zudringlichen Mahner zur Wahrheit des Lebens. Gib ihnen Gehör, so wirst du sie los. Dann verwandelt sich ihre Hemmung zu einer Förderung des Lebens, so wie symptomatische körperliche Übel die mächtigsten Hebel zur Gesundung werden, sobald sie uns veranlassen, die Mißstände zu kurieren, aus denen sie entspringen.

Darum heraus aus der Unwahrheit in uns und in unsern Verhältnissen! Richte dein Leben nach deinen Verhältnissen, deine Unternehmungen nach deinen Mitteln und Kräften, deine Ansprüche nach deinem Recht, deine Erwartungen nach den Voraussetzungen, die vorhanden sind. Jede Überanstrengung halte für unsittlich. Gehe nirgends über deine Kraft, sondern lebe aus klarer Schätzung

deiner Fähigkeiten und Aufgaben, und weihe dich dem ausschließlich, was innerlich notwendig ist. Rechne nur mit der Wirklichkeit und halte dich in den Grenzen deines Gebiets. Dann wirst du nicht nur sorgenfrei, sondern dein Leben wird auch gesund und du selbst dazu.

Das ist nicht unmöglich. Denn es gibt auch aus der schlimmsten Lage einen direkten Weg in die Wahrheit. Wir dürfen uns nur nicht scheuen umzukehren, unsere Verirrung durch die Tat einzugestehen und alle peinlichen Folgen, die das mit sich bringt, auf uns zu nehmen. Man muß unter Umständen den Konkurs anmelden, ein Amt niederlegen, sich zurückversetzen lassen, einträgliche und ansehnliche Stellungen aufgeben, auf eine Rolle verzichten, seine Ehe scheiden, seine Kinder ein Handwerk lernen und seine Freunde laufen lassen, wenn man die Sorgen satt hat. Nur die Rückkehr zur Natur und gesunden Verhältnissen aus unserer konventionellen und kulturellen Verlogenheit heilt uns wirklich und gründlich von der nervösen Unruhe, die uns innerlich ruiniert.

Eine andere Quelle der Sorge fanden wir in der Abhängigkeit. Also müssen wir uns äußerlich und innerlich möglichst unabhängig stellen, wenn wir sorgenfrei leben wollen. Von Menschen sowohl wie von Verhältnissen: es geht auch anders und ohne sie, also brauchst du dich nicht zu beunruhigen. Alle Bedürfnisse, die wir haben, werden Anlässe zur Sorge, sobald wir daran denken, daß die Mittel und die Möglichkeit fehlen könnte, sie uns zu verschaffen, und wir meinen, nicht ohne sie leben oder glücklich sein zu können. Deshalb macht uns das Bewußtsein, sie, wenn es darauf ankommt, entbehren zu können, gegen diese Unruhe gefeit. Je bedürfnisloser jemand sein kann, um so ruhiger wird er der Gestaltung seiner Verhältnisse in der Zukunft entgegensehen.

Es ist nicht nötig, auf die Bedürfnisse zu verzichten. Es muß nur die Unabhängigkeit davon vorhanden und erprobt sein, wenn wir uns um das alles nicht weiter bangen wollen. Das Bewußtsein: ich kann schließlich auch ohne das leben, mein Wohl hängt nicht daran, ist der Talisman, der uns vor Sorgen schützt. Illusi-

onen helfen da allerdings nicht. Wenn du dirs nur vorredest, magst du noch so sehr davon überzeugt sein, die Sorgen werden dich dann ohne Rücksicht auf deinen schönen Glauben doch packen und peinigen, wenn Verluste drohen: nur wenn die innere Unabhängigkeit wirklich objektiv in dir vorhanden ist, bist du ihnen unzugänglich. Waren die Sorgen in den faulen Verhältnissen die unerbittlichen Mahner zur Wahrheit, so sind sie hier eine Sonde unserer innern Freiheit, die unnachsichtlich alle Einbildungen zerstört.

Die Sorge zeigt uns, woran wir hängen. Je mehr wir in uns selbst beruhen und auf uns stehen, je mehr unser Sein uns wert wird und den Ausschlag gegenüber dem Haben, Gelten und Vollbringen gibt, um so weniger werden wir in unserm innern Gleichgewicht gestört werden können. Die Sorge sagt uns, wovon wir besessen sind. Sobald der Bann des Geldes, der Macht, des Ansehens, der Eitelkeit, der Genußsucht, der uns gebunden hält, gelöst wird, und wir unbefangen leben, weicht die Unruhe darum sofort. Die Geißel unsers Dämons, mit der er uns trieb und quälte, peitscht uns nicht mehr, denn wir sind nicht mehr von ihm gefesselt und angespannt.

Die Sorge führt uns aber auch zu Gemüte, womit wir belastet sind, denn sie ist die drückende Empfindung dessen, was wir tragen. Sorgenfreies Leben ist ein Leben ohne zu keuchen und zu seufzen. Also mache dich von aller unnötigen Belastung frei, von den eingebildeten Pflichten, ungehörigen Aufgaben und überflüssigen Interessen, von allem, was dich nichts angeht und deine Tragfähigkeit überschreitet. Was wir leicht tragen, macht uns nicht bange, und was wir spielend bewältigen, weckt Lebensmut statt Sorgen. Also ringe kraft innerer Unabhängigkeit um die Freiheit und Elastizität der Bewegung, statt dich in alles mögliche zu versitzen und unter die Dinge zu geraten, mit denen du überlegen schalten sollst. Dann schwinden die Sorgen für immer.

Schließlich stellen sich die Sorgen ein, wenn wir aus unserer eigentlichen Lebensbahn herausgeraten und den Kurs verlieren.

Darum an's Steuer, wenn sie uns darauf aufmerksam machen und heraus aus der Zerfahrenheit! Wenn wir uns treiben und hin und her schlagen lassen, quält uns bangende Unruhe, aber wenn wir unser Leben selbst in die Hand nehmen und zielwärts ringen, verschwindet sie. Wer Mißstände, Verworrenheiten, Willkür duldet, wird vor Sorgen nervös, wer aber auf Klarheit der Verhältnisse dringt, Ordnung schafft, Spannungen löst und in seiner Lebensführung der innern Notwendigkeit nachgeht, der wird sorgenfrei.

Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß diese Art Leben alle Anlässe der Sorgen beseitige, denn sie stammen keineswegs blos aus der Unwahrheit, Verkehrtheit und Verfahrenheit unsers Lebens, sondern zum guten Teil aus Schwierigkeiten und Nöten, in die wir ganz unschuldig und unvermeidlich geraten. Deshalb kommt nur der wirklich aus den Sorgen heraus, der durch nichts aufgeregt und beunruhigt wird. Was ist das aber für ein Leben, das über allen Sorgen steht? Es ist dasselbe, das, soweit es an uns ist, den Sorgen in unserm Leben den Boden entzieht: persönliches Leben.

Für Wahrheit in unserm Leben eintreten, innerlich unabhängig werden und Sinn und Ordnung in unser Dasein bringen ist leicht gesagt, aber schwer getan. Ja, es ist überhaupt nicht zu tun: es muß werden. Es ist ein Geheimnis, das sich nicht unserer Erkenntnis, sondern nur unsern Lebensversuchen enthüllt. Es sind unmittelbare Auswirkungen des wahrhaft persönlichen Lebens, die sich in dem Maße von selbst einstellen, als es wächst, erstarkt und sich ausbreitet. Man kann niemand sagen: schaffe Wahrheit, so lange nicht Wahrheit in ihm wird, denn woher soll er denn sonst wissen, was Wahrheit ist? Und was kann der Mensch tun, daß er seine Seele aus Bann und Abhängigkeit löse, so lange nicht sein Selbst erwacht und mit erstarkenden Gliedern die Fesseln sprengt? Oder wie will jemand einen lebendigen Zug in sein Leben bringen, so lange er noch von den Verhältnissen und Ereignissen, von den Einflüssen und Hindernissen gelebt wird? Darum ist das Sorgen das Los des unpersönlichen Lebens. Es gehört zu seinem Wesen

und ist deshalb untrennbar von ihm. Das persönliche Leben dagegen vertreibt die Sorge ebenso wie die Furcht und die Trauer.

Sobald wir zu uns selbst kommen, leidet es uns nicht mehr in faulen Verhältnissen, bannender Abhängigkeit und sinnlosem Getriebe. Wir müssen heraus. Was andern unfaßbare und unerfüllbare Forderungen sind, die kategorischen Imperative: werde wahr, fest und frei, das ist uns dann ein unüberwindlicher Lebensdrang des erwachten Selbst. Aus ihm entfaltet sich der eigentümliche Geschmack für Wahrheit und Gesundheit in unserer persönlichen Verfassung und in allen Lebensverhältnissen und die schöpferische Kraft, die ihr zur Erscheinung verhilft. Aus der Empfindung unsers Selbst und seiner angeborenen Überlegenheit über alles, was existiert und eintreten könnte, quillt eine Freiheitsluft, die unter den drückenden Abhängigkeiten und Befangenheiten mehr und mehr eine sprengende Gewalt gewinnt, die unwiderstehlich ist. Und durch die Versuche, auf eigene Faust zu leben, erlangen wir eine Klarheit selbständigen Lebens, die mit überlegener Besonnenheit unsere besondere Lebensbahn auch aus den verfahrensten Lagen heraus findet.*)

* * *

Je mehr wir uns, von der Bestimmung unsers Selbst durchdrungen, unsers Lebens Schöpfer, unsers Schicksals Bändiger, unsers Abenteuers Führer und unsers Kampfes Helden zu werden, aufraffen, um mit dem hereinstürmenden Geschehen und dem passiven Widerstand der Verhältnisse zu ringen, je mehr wir uns in jeder Lage und in jedem Zusammentreffen der Ereignisse selbst behaupten, unsern Kurs durchsetzen, Aufgaben bewältigen und mit allen Schlägen fertig werden, umso weniger wird uns noch irgend etwas beunruhigen und bekümmern. Wir haben dann wirklich schon zuviel erlebt, um uns noch sorgen zu können. Wer anfängt, persönlich

---

*) Vgl. hierzu meine Aufsatzreihe „Persönliches Leben" im 2. Band der Blätter zur Pflege persönlichen Lebens (Verlag von C. H. Beck, München), 2. Aufl. besonders S. 131—166.

zu leben, dem ist Not und Gedränge nur die große Schule der Sorglosigkeit. Was andere nervös macht, das macht ihn überlegen. Was andere beunruhigt, das bringt ihn in die elastische Spannung gesammelter Kraft, aus der die großen Taten entspringen. Das Auge wird nicht getrübt, sondern geschärft, die Besonnenheit vertieft, die Umsicht bis zu hellseherischer Klarheit gesteigert. Und dann gibt es die genialen Lösungen der schwierigsten Fragen und verfänglichsten Situationen, die ganz unmittelbar aus den verborgenen Tiefen des Geistes auftauchen.

Hier einigt sich die Widerstandskraft, die unerschütterlich ist, mit der Beweglichkeit, die auf alles elastisch reagiert, und bei dem wechselvollen Spiel ihrer Auswirkungen kann keine Sorge im Innern Fuß fassen. Durch die starke Lebensbewegung, die gerade durch schweres Leben am meisten gesteigert wird, wächst von Widerstand zu Widerstand, von Reaktion zu Reaktion, von Belastung zu Belastung, von Tat zu Tat, von Sieg zu Sieg die Lebenskraft und hebt jede Art von Schwächegefühl auf, in dem die Sorge ihren Nährboden finden könnte. Wie kann selbst unter starken Eindrücken einer furchtbaren Not oder unüberwindlicher Schwierigkeiten jemand noch in Ohnmacht fallen, wenn er weiß, was er kann, wenn er bisher immer noch allem, was ihm passierte, die Spitze geboten hat! Er läßt sich schließlich durch nichts mehr imponieren. Es mag sein, daß er zunächst nicht weiß, wie er mit etwas fertig wird, wie etwas ausgehen mag. Aber das steht ihm von vornherein fest, daß er mit allem fertig wird, wie es auch ausgehen mag. Denn dieses Bewußtsein ist der Ertrag seiner Erfahrung, die er im Leben gewonnen hat. Darum bleibt er ruhig. Vielleicht wird er sehr ernst, sein ganzes Wesen gerät in die äußerste Spannung, aber darüber hinweg huscht doch ein stilles Lächeln: Es ist nicht so schlimm, wie es aussieht. Nein, Sorgen gibt es hier nicht mehr.

Wer dem Leben die Stirn bietet, Glück und Unglück verwegen bei der Stirnlocke faßt und seine Lust am tollsten Abenteuer hat, der ist auch gegen alle pessimistischen Anwandlungen dem Leben

gegenüber gefeit, aus denen die Sorgen aufschwärmen. Er ist Optimist bis zur Frivolität, wie die anderen sagen, die sich abergläubisch vor seinem Übermute bekreuzigen. Er ist ja dahinter gekommen, daß es nichts gibt, was wir nicht bewältigen, wenn wir es nur recht anfassen, daß schließlich doch alles gut hinaus geht, wenn wir nur nicht die Fassung verlieren, sondern energisch das Unsere tun. Verhalten wir uns passiv zum Leben, suchen wir uns vor den Schwierigkeiten und Nöten zu drücken, zucken wir zusammen, wenn uns etwas in den Weg kommt, so müssen wir mißtrauisch werden, weil wir immer leiden und überwältigt werden, wenigstens innerlich immer, selbst wenn es äußerlich schließlich doch gut hinausgeht. Werden wir aber aktiv, greifen wir an und bezwingen, was sich nicht ändern läßt, so werden wir zuversichtlich und lebensmutig. Dort herrscht die Sorge, hier Lebenslust und Hoffnung, Selbstvertrauen und Gottvertrauen.

Durch das positive und aktive Leben, das wir persönliches nennen, gewinnen wir bewußt oder unbewußt Fühlung mit der positiven schöpferischen Lebensmacht des Alls, die in allem Geschehen waltet und sich äußert, deren Lebensfülle durch Menschen, die die rechte Stellung zu allem gewinnen, was ihnen vorkommt, entbunden werden soll. Und die Empfindung dieser Fühlung des Lebens löst sich in dem ursprünglichen Vertrauen aus zu uns selbst, zum Leben, zum Schicksal, zu unserm Stern, zu Gott. Jeder nennt es nach seiner Weltanschauung, aber in Wirklichkeit ist es dasselbe: das starke Lebensgefühl gesunder, naturgemäßer, kraftvoller, schöpferischer Stellung zum Leben und allem, was es bringt.

Tritt hierzu noch die Überlegenheit, die der Mensch, der zu sich selbst kommt, in sich selbst gegenüber allem, was kommen mag, findet, so gibt es ja auch nicht einmal einen Anlaß zur Sorge mehr. Wir sind ja schließlich im letzten Grunde ganz unabhängig davon, was kommt und wie es wird, von Erfolgen und Ausgängen, von Beziehungen und Verhältnissen. Unser Glück hängt nicht von dieser oder jener Gestaltung der Dinge ab. Es geht auch anders. Wir sorgen uns nicht, weil wir uns gern davon überraschen lassen, wie

es wird. Es ist ja alles so interessant. Wenn es anders geht, als wir dachten und wünschten, so wird es ganz neue Ausblicke, Aufgaben und Situationen für uns geben. Das ist doch nicht fatal, das bringt Bewegung, Wechsel und Reichtum ins Leben, das erhält uns elastisch und jugendlich, das vertreibt alle Gefahren der Langeweile und der Gewohnheit.

Wir haben ja nichts zu verlieren, sondern immer nur zu gewinnen, weil wir aus allem Gewinn schöpfen können. An Stelle der Sorge tritt etwas ganz anderes, das neugierige Interesse, die gespannte Aufmerksamkeit, das ruhige Beobachten und Verfolgen gegenüber allem, was andere sorgen macht. Wir stehen auf der Lauer und warten, was wird. Wir spannen auf den Moment, wo wir zugreifen müssen. Wir suchen die Schwierigkeiten in ihrer ganzen Tiefe ursprünglich zu empfinden, im erhebenden Vorgefühl der Lösungen, die uns dann aufleuchten werden. Es kommt dann über den Menschen eine fast objektive Gelassenheit und tiefe Geduld gegenüber den Verhältnissen und Ereignissen, die werden und reifen lassen kann, vielleicht die fruchtbarste Tugend, die es für das Leben gibt.

Wer aber so intensiv und überlegen alles erlebt, was kommt, und auslebt, was geschehen muß, der kommt von selbst über kurz oder lang hinter einen der wichtigsten Lebensgrundsätze, den es gibt: ausschließlich in der Gegenwart zu leben. Denn der Augenblick allein und was grade vorliegt ist unser, sonst nichts in Raum und Zeit. Die Gegenwart ist unsere Ewigkeit. Je ausschließlicher und tiefer wir in ihr leben, umso weniger leiden wir unter der Vergänglichkeit, umsomehr quillt in uns ewiges Leben, ewige Jugend. Wer nur in der Gegenwart lebt, dem versinkt die Vergangenheit und alle Trauer mit ihr, der denkt nicht an die Zukunft und kennt deshalb keine Sorgen. Je zeitloser wir leben, umso sorgloser. Wie können wir uns sorgen, wenn wir jeden Augenblick die verborgene Zukunft sichtbare Wirklichkeit gewinnen lassen und ganz damit beschäftigt sind, den Reichtum der Gegenwart und die Aufgaben der Stunde zu lösen! Wohl dem, der dieses Ge-

heimnis kennt, das heißt: praktisch lebt, ihn kann nichts mehr anfechten.

Oder doch? Ich weiß von einer Sorge, die auch dann nicht weicht: die Sorge, daß Leben zu Grunde gehen könnte, die Unruhe, die uns ergreift, wenn wir unsere Ohnmacht, nicht helfen zu können, empfinden. Wenn unsre Nächsten schwer krank sind oder den Anforderungen des Lebens zu erliegen drohen, wenn wir Menschen sich zu Grunde richten oder in Elend, Lebensgier, Unglück und verfahrenen Verhältnissen untergehen sehen, ohne sie herausreißen zu können, wenn Eltern ihre Kinder verderben sehn, ohne helfen zu können, dann erzittern wir unter dem Eindruck der Gefahr, und das Herz wird sorgenschwer. Wir können nichts tun, es geht über unsere Kraft und Grenzen. Aber wer ist der Brutalität fähig, deshalb zu sagen: Was geht es Dich an? Aber auch das ist für Menschen, die zu leben verstehen, kein fassungsloses Sorgen. Wir bangen wohl, aber bleiben im tiefsten Grunde unerschütterlich fest, klar und tatkräftig.

Doch das genügt nicht, sondern wir müssen unsere ganze Lebenszuversicht aufbieten, um auch hier die Sorgen zu vertreiben. Für jeden, der sich auf die Höhe des stürmischen Lebens wagt und den Kampf mit den Elementen aufnimmt, gibt es in allen Lagen nur eine Losung: Nicht sorgen, sondern an das Leben, an die Zukunft glauben, für sich und für jedermann. Es ist wider die Natur und ein Zeichen, daß man innerlich schon gebrochen ist, wenn der Selbsterhaltungstrieb, der in allem Lebendigen drängt, nicht diese Zuversicht in uns auslöst.

Der Glaube an das Leben ist unser innerster Widerstand, den wir den andrängenden Sorgen entgegen setzen, und die letzte Hilfe, die wir jemand erweisen können, wenn alles versagt. Durch diesen Glauben sind schon viele dem Tode entrissen worden, und das unerschütterliche Vertrauen war oft für manchen, der am Versinken war, der letzte rettende Halt. Mit Sorgen und Jammern geben wir den Gefährdeten preis. Er verliert Hoffnung und Selbstvertrauen, wenn er unser Vertrauen wanken sieht. Die Sorgen der

Nächststehenden um uns haben etwas Niederschlagendes, Lähmendes, Beunruhigendes, wenn wir in großer Gefahr sind. Sie steigern nur unsre eigene Sorge. Wie mancher hat erst dann die Flinte in's Korn geworfen, als ihm der letzte Rückhalt des Vertrauens anderer unter ihrer Sorge zusammenbrach.

Aber ganz wird uns das nur gelingen, wenn wir nicht ins Blaue hinein vertrauen, sondern aus unserer Erfahrung wissen, daß hinter allem Geschehen eine Lebensmacht waltet, fügt und hilft, der wir vertrauen dürfen, daß wir und alle Welt in einer väterlichen Hut stehen, die himmelhoch über unser Wünschen und Verstehen wunderbare Wege mit uns zum Ziele geht, die wir nur von Ferne ahnen. Können wir ihr in allem und jeden vertrauen, wer will dann noch sorgen!

* * *

Deshalb ist es begreiflich, daß erst Jesus die Menschen von allen Sorgen wirklich erlöst hat, denn er zeigt uns den Vater und lockt uns das grenzenlose Vertrauen zu ihm aus dem Herzen. Fortan können wir alles Gottes Sorge sein lassen, was nicht in unserer Macht steht, und auch was wir selbst zu bewältigen haben, das führt er hinaus, wenn wir nur das Unsrige tun. Auf Gottvertrauen ruht Selbstvertrauen und Lebenszuversicht erst unerschütterlich. Sorge ist Kleinglaube. Wer etwas von der väterlichen Macht spürt, die hinter uns steht, und ihr Walten erlebt, der ist ganz von Sorge frei, denn er lebt in einem Bereich, in das keine Sorge dringt, weil jede Beunruhigung, die hereindrängt, sofort eine Gegenströmung gläubiger Zuversicht auslöst, die sie überflutet.

Aber Jesus hat nicht etwa allgemein Sorglosigkeit gepredigt und zum Leichtsinn ermuntert, sondern er sagte ausschließlich denen, die nicht Gott und dem Mammon dienen können: „Darum sage ich euch, sorget nicht.“ Ihnen allein gehört das Vorrecht der Sorglosigkeit, das sich niemand willkürlich aneignen kann. Deshalb ist alles Zureden und Ermahnen zum Gottvertrauen so fruchtlos. Es beruhigt vielleicht für den Augenblick, aber es erlöst nicht von

der Sorge. Nur der wird wirklich sorgenfrei, der sich als Gottes Kind fühlt, und nur der kann sich als Gottes Kind fühlen, der es wirklich ist. Einbilden kann sich das wohl jeder, aber es bleibt ohne Wirkung, wenn es nur Einbildung ist. Gottes Kind aber ist nur, wer Gottes Art in Gesinnung und Verhalten an sich trägt. Man denke z. B. an das Wort: „Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, tut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen, auf daß ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel.“ Bei den meisten ist der ursprüngliche Adel vergessen und verwüstet. Und infolgedessen sind sie auch ihres angeborenen Vorrechts der Sorglosigkeit verlustig gegangen.

Und noch eins. Sorget nicht! ist ein Freibrief, der nur denen ausgestellt werden kann, die an dem Abenteuer Jesu teilnehmen, denn die brauchen sich um nichts zu kümmern, ihnen ergibt sich alles ganz von selbst. „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit“, sagt Jesus, „so wird euch solches alles zufallen. Darum sorget nicht für den andern Morgen.“

Wem das Ziel der Geschichte: die erlösende Verfassung der Menschheit und die Neuordnung aller Dinge, die Wahrheit menschlichen Wesens und Lebens in sich und in allen, oder wie wir es nennen wollen, unbedingt an erster Stelle steht und überall den Ausschlag gibt, wer den Sinn seines Lebens darin findet, an diesem Unternehmen mit teilzunehmen und sich ganz in seinen Dienst zu stellen, wer von dem Verlangen durchdrungen ist, daß diese neue Art Leben in ihm Gestalt gewinnen möchte: der wird sich nicht sorgen, denn er kann es nicht.

Dieses eine zentrale Lebensinteresse überragt so die ganze Fülle aller andern, daß sie vollständig zurücktreten und sich unterordnen. Es kommt dann ein objektiver Zug in unser Leben, denn das große Geschehen überwiegt unser kleines Erleben. Wenn es hier nur vorwärts geht, was wollen dann alle die vergänglichen Nöte bei uns und um uns besagen; sie sind doch nur vorläufig und vorübergehend.

In dieser elementaren Hingabe und rastlosen Teilnahme an

dem Unternehmen Jesu, die göttliche Verfassung der Menschheit zu schaffen, das heißt, sie im Leben werden und wachsen zu lassen — man darf dabei natürlich nicht an die übliche christliche Frömmigkeit, „Reichsgottesarbeit" oder gar Kirchenpolitik denken: für das Neuland Gottes gewinnen wir nur Terrain, wenn wir Schritt für Schritt mit persönlichem Leben und Werden vorwärts dringen — sehe ich überhaupt die Quelle menschlicher Wahrheit und Größe, die ursprünglich hervorsprudeln läßt, was man sich sonst ohne eine gewisse Waghalsigkeit nicht einmal vorstellen und als Ziel stecken kann. Denn aus ihr quillt nicht nur die Objektivität des Geistes, in der man bekanntlich eine wesentliche Eigentümlichkeit der Genialität erblickt, sondern auch die Unbefangenheit unsers Bewußtseins, die Unabhängigkeit unsers innersten Seins und die Überlegenheit unsers persönlichen Lebens. Denn unser Sinn kann von nichts benommen bleiben, wenn dieses Ziel seine Klarheit über alles ergießt, weder Menschen, noch Güter, noch Aufgaben können uns mehr fesseln und bedingen, wenn sich unser Wille mit diesem göttlichen Schöpfungsdrange einigt, und wenn wir an diesem großen Geschehen lebendigen Anschluß gewonnen haben, stehen wir über dem Gedränge des Lebens und allem, was es uns bringen mag. Das war ja aber die Voraussetzung der Sorglosigkeit. Wer also das Vorhaben Jesu zum Sinn, Wert und Ziel seines Lebens macht, den kann nichts mehr anfechten.

Den braucht aber auch nichts mehr anzufechten. Dem ist die Zusage gegeben, und er wird es erleben, daß ihm alles von selbst zufällt, worum sich die andern sorgen. Sein Leben ist ein für allemal in Sicherheit und ins Gelingen gestellt. Mit der Wendung zum Ziele Jesu hat er die absolut positive Stellung zu allem eingenommen, was ihm widerfährt: Alles muß ihm infolge dessen zum Leben dienen. Persönlich und sachlich ist er also fortan von der Sorge erlöst. M.

Die Einheit der Entwicklung zwischen dem Alten und dem Neuen Testament.

Das Alte Testament steht seit einiger Zeit wieder einmal im Vordergrunde des Interesses. Aus ziemlich geringfügigem Anlaß hat sich ein lärmender Streit über seine Bedeutung erhoben, der manche gute Nebenwirkungen gehabt hat, aber in der Hauptsache doch auf ein totes Gleis geraten ist. Er hat die Unhaltbarkeit der Anschauung von einer mechanischen Inspiration der Bibel an einem anschaulichen Beispiel drastisch gezeigt, freilich ohne uns dafür ebenso anschaulich vorzustellen, wie sich Gott organisch, d. h. geschichtlich und persönlich vermittelt, dem Volke Israel offenbarte, und wie das Alte Testament nur die natürlichen literarischen Niederschläge dieser in so eigentümlicher Weise beeinflußten Volksgeschichte enthält. Er hat die Verwandtschaft in Anschauungen, Sitten und Einrichtungen zwischen Israel und den andern Völkern klar vor Augen gestellt und uns damit darauf aufmerksam gemacht, daß sie denn doch nicht so von Gott verlassen gewesen sind, wie man es gewöhnlich annimmt.

Aber er hat den toten Punkt, kulturelle Abhängigkeiten und Verschiedenheiten zu konstatieren und danach die Bedeutung der Völker unter den Gesichtspunkten der Priorität und höheren Auffassung der Vorstellungen wissenschaftlich abzumessen, nicht überwunden. Deshalb ist so viel ich sehe für die Frage, worin denn nun eigentlich die einzigartige Bedeutung des Volkes Israel besteht, nichts weiter dabei herausgesprungen als das negative Resultat: jedenfalls nicht in Anschauungen, Sitten und Einrichtungen. Ohne daß wir aber positiv dahinter kommen, ist eine gerechte Beurteilung und fruchtbare Verwertung des Alten Testaments ganz unmöglich.

Wodurch sich das Volk Israel von allen andern wesentlich unterschied, waren nicht seine Anschauungen, Gesetze oder irgend welche kulturellen Errungenschaften, sondern seine Geschichte: daß sich hier der alles durchwaltende, aber verborgene Gott offenbarte

und mit einem Volke in Fühlung trat, der Schöpfer und entscheidende Faktor seiner Geschichte wurde und seine Entwicklung einem bestimmten Ziele zutrieb. Das ist das Einzigartige, das uns sofort auffällt, wenn wir die Reihe der alten Völker durchwandert haben und die Grenzen Israels überschreiten.

Diese „Offenbarungen" geschahen nicht magisch und mechanisch, sondern durch auserlesene Persönlichkeiten, denen eine Ahnung von Gott und seinem Willen aufging. Was sie innerlich schauten und wozu sie sich getrieben fühlten, das erfaßten sie mit den Vorstellungen ihrer Zeit und prägten es in Ordnungen aus, die der geschichtlich gewordenen Kulturstufe entsprach. Kein Wunder deshalb, daß beides ähnliche Züge mit den Anschauungen und Lebensformen der verwandten Völker trug.

Man denke z. B. an die Schöpfungsgeschichte. Das Vorstellungsmaterial ist hier ungefähr dasselbe, wie es uns die Mythen der verschiedensten Völker aus der gemeinsamen Quelle menschlicher Ursagen in den mannigfaltigsten Gestalten übermitteln. In dieses seltsame Geschiebe von Anschauungen fiel nun irgend einmal in's Innere eines Sehers das Tageslicht von Gott, dem Lebendigen und Einzigeinen, hinein. Sofort mußte sich naturnotwendig unter diesem Erlebnis tiefster Tragweite eine umwälzende Bewegung in seiner Weltanschauung vollziehen. So entstand die Vorstellung von der Schöpfung der Welt, die wir in den ersten Kapiteln der Bibel finden. Wir verstehen nun beides: einerseits ihre Ähnlichkeit in den Vorstellungselementen mit den Schöpfungssagen anderer Völker, denn es sind wesentlich dieselben, andererseits ihre Einzigartigkeit in der Auffassung, die dem Offenbarungserlebnis entsprang: Gott, der Lebendige in überlegener Schöpferherrlichkeit, der durch sein Wort und Willen die Welt des Größten und Kleinsten stufenweise ins Dasein ruft.

In dieser Weise waren aber alle Offenbarungen Gottes an die prophetischen Mittler Lebensanstöße, die in ihnen und durch sie in Anschauungen und Lebensformen Gestalt gewannen und sich in zeitgemäßen Urteilen, Direktiven und Unternehmungen auswirkten.

In diesem bald mehr bald weniger hervortretenden Offenbar-

werden Gottes waltete aber ein weltgeschichtlicher Sinn und ein menschheitliches Ziel. Das Volk Israel als solches kann uns ganz gleichgültig sein. Aber dieses Walten und Weben göttlicher Lebensbewegungen in einem Volkskörper mit einem Ziel für die ganze Menschheit: das ist einzigartig und von universaler Bedeutung. Ihm allein verdankt das Alte Testament seine Ausnahmestellung in der ganzen Weltliteratur. Es ist die Urkunde der ersten Lebensregungen, die auf eine Schöpfung der Menschheit hindrängten. Das erkennen wir aber erst vom Neuen Testament aus. Denn das Volk Israel war der Mutterschoß der Menschwerdung in ihrem embryonischen Zustand, die in Jesus zu persönlichem Dasein und freier Entfaltung geboren wurde. Diese Entwicklungseinheit zwischen Altem und Neuem Testament läßt sich nach allen Seiten deutlich erkennen und nachweisen.

* * *

Die Grundlage der Geschichte Israels ist das Ereignis, daß der eine wahre Gott aus seinem Verborgensein herausgetreten ist und sich persönlich diesem Volke offenbart hat, um mit ihm zusammen in lebendiger, tätiger Wechselbeziehung eine Geschichte zum Heile der ganzen Menschheit zu leben. Durch eine Tat freien Entschlusses hat er es mitten im zermalmenden Geschiebe der Völker geschaffen, für seine Heilszwecke erzogen, seine Sache auf Erden mit ihm in eins gestellt und durch mächtiges Eingreifen und eine Reihe von ihm erfüllter Persönlichkeiten nach seinen Zwecken geleitet. Darum bietet das Alte Testament keine Lehre über Gott, keine philosophische Wesensbestimmung, sondern, den es bezeugt, das ist der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, der Gott, der Israel aus Ägyptenland geführt hat. Was man von ihm aussagt, sind Erfahrungen; was man von ihm preist, sind seine Taten; was selig macht, ist das Erleben dieses Gottes. Nicht eine Religion, sondern eine Geschichte sehen wir, einen beständigen Wechselverkehr zwischen Gott und seinem Volke, eine ununterbrochene Folge von Aktion und Reaktion, wie man sie sich nicht realistisch genug denken kann.

Die Grundlage Israels, seiner Geschichte und seines Weltberufs ist also der Bundesschluß zwischen dem lebendigen Gott und dem Volke, der in gegenseitiger Aneignung besteht: „Ihr sollt mein Volk sein, ich will euer Gott sein". Die beiderseitige persönliche Treue ist die einzige Bedingung der Verbindung und zugleich die Bürgschaft ihrer Dauer. Sie ist nicht allein Gesinnung, sondern fortdauernde Tat: das energische Festhalten an einander. Für Gott ergab sich als Folge seiner Erwählung die dauernde Behütung und ewige Erhaltung des Volks im Wandel der Zeiten; für das Volk des Eigentums die Ausprägung des göttlichen Charakters in seinem Volksleben: das Halten des göttlichen Gesetzes. Dies war die Betätigung der Treue Israels, wie jenes der Gottes. Das sind die gestaltenden Faktoren der israelitischen Geschichte, die sich naturgemäß aus dem Werdeprinzip des Bundesverhältnisses ergeben. Wir sehen demgemäß eine dauernde, bald mehr hervor-, bald mehr zurücktretende Offenbarung Gottes und väterliche Leitung des Volks, andrerseits eine schwankende Anstrengung desselben, mit Gott und gottgemäß zu leben: überall ein lebendiges Ineinanderwirken der beiden Faktoren. Zwischen den Polen Abfall und Bekehrung, Züchtigung und Errettung bewegt sich die ganze einzigartige Geschichte Israels.

Die sich so ergebende Entwicklung drängt 1. nach Vertiefung des Verhältnisses zwischen Gott und den Menschen, 2. nach seiner vollkommenen Auswirkung im Leben und 3. nach völliger endgültiger Offenbarung Gottes in der Welt. Das sind die Zielpunkte des großen Werdeprozesses, dessen Urkunden die Schriften des Alten Testamentes darstellen.

1. Als Gott die geknechteten Stämme Israels aus Ägypten führte, schloß er mit ihnen einen Lehnskontrakt. Er gab ihnen das Land, und sie beugten sich unter sein Gesetz. Als der allmächtige, erhabene Herrscher stand er über ihnen, sie in demütiger Entfernung als ehrfurchtsvolle Untertanen. Durch Moses, der durch Erziehung und Vorbereitung aus seinem Volke herausgehoben und zum Mittler hingestellt war, verhandelte er souverän mit ihnen, die zitternd und

zagend ihm nicht zu nahen und seine Worte nicht zu hören wagten. Das Volk als ganzes trat in ein Gehorsamsverhältnis zu Gott; die Gesamtheit, in der der Einzelne unterging, war der Gegenstand göttlicher Fürsorge und Hilfe, Strafe und Läuterung, Erziehung und Reinigung. Nicht zwischen dem Individuum und Gott, nur zwischen dem Volke und dem Einzig-Einen bestand ein persönliches Verhältnis. Der Einzelne nahm nur als Glied des Volks an diesem Gott und seinem Heile Teil. Die hervorragenden Gestalten der folgenden Zeit, Richter, Propheten und Könige standen zu Gott nur in besonderem Verhältnis als seine Stellvertreter oder als Repräsentanten des Volks.

Aber je länger das Zusammenleben Gottes und seines Volks durch die Jahrhunderte dauerte, um so enger wurde die Gemeinschaft. An Stelle der absoluten Lehnsabhängigkeit spiegelte sich das Verhältnis zu ihm mehr und mehr in dem Gedanken eines auf Gegenseitigkeit der Verpflichtungen ruhenden Vertrags, und die ehrfurchtsvoll zitternde Unterwerfung unter die göttliche Majestät wurde zum begeisterten Vertrauen auf den Gott Israels. Je näher er ihnen durch die Erwählung Jerusalems als seines Herrschersitzes, des Tempels als dauernder Wohnstätte trat, um so enger fühlte man sich ihm verbunden. Die Not der Zeit, der Zusammenbruch jeden irdischen Vertrauensgrundes erweckte die schrankenlose Zuversicht auf den Hüter Israels und gebar den menschlich paradoxen Glauben an sein übernatürliches Wirken und das heiße Verlangen nach seiner völligen Offenbarung. Die religiöse Bundesbetätigung verinnerlichte sich von der oberflächlichen Gesetzeserfüllung zu völliger Herzenshingabe und Liebestreue, gläubigem Vertrauen und felsenhafter Zuversicht auf den Gott des Heils. Glaube wurde das einzige Gebot, Abfall das einzige Verbrechen.

Wohl trat der Rechtscharakter des Bundesverhältnisses noch hervor. Aber durch die Propheten rechtete Gott mit dem Volke wie ein Mensch mit dem andern. Aus der souveränen Höhe des Befehls, der Warnung und Drohung stieg er herab, trat als Seelsorger durch sein Wort unter sein Volk und warb durch Erinne-

rung und Ermahnung, Tröstung und Verheißung um ihre Treue. Selbst der Zorn wurde durch Liebe durchglüht und die Drohung durch Verheißung erhellt. Immer mehr vertiefte sich das Verhältnis. Der Rechtskontrakt wandelte sich in einen Ehebund. An die Stelle der Gehorsamspflicht traten die Motive der Dankbarkeit und Liebe. Immer entgegenkommender wird die Gnade, immer breiter flutet die sündenvergebende Barmherzigkeit, immer feuriger werden die Liebesbeteuerungen, immer enger die Gemeinschaft mit dem Volke. Das Bild der Ehe genügt nicht mehr: „Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen . . ., so will ich doch Dein nicht vergessen.“*) „Ich will Euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet“**) ruft Gott ihnen zu, und der Prophet schreit zu ihm auf als Vertreter der Getreuen im Volke: „Du bist unser Vater und Erlöser“.***)

Hand in Hand mit dieser Vertiefung des Verhältnisses individualisierte sich naturgemäß die Gemeinschaft mit Gott, die ja hierin erst zur Vollendung kommen kann. Wohl blieb das Volk das Objekt der göttlichen Bezeugung, aber allmählich traten die einzelnen Stände heraus. Gegenüber der Bußpredigt über die Führer und Richter, die Reichen und Verschwender, die Männer und Weiber erklang die Tröstung der Witwen und Waisen, der Armen und Elenden. Der König des Himmels trat unter sein Volk und nahm sich der Einzelnen an. Je mehr der Gegensatz zwischen Aufrichtigen und Heuchlern, Frommen und Sündern, Getreuen und Gottlosen, Jahveknechten und Götzendienern stehend wurde und sich verschärfte, um so mehr hob sich das Individuum von der Gesamtheit ab und nahm eine Sonderstellung zu Gott ein, der die Geister schied. Während in der alten Zeit der Einzelne im Ganzen des Volks und der Familie aufgegangen war, löste er sich in der Prophetenzeit mehr und mehr von der Allgemeinheit los. „Es soll nicht mehr heißen: die Väter haben Herlinge gegessen, und der Kinder Zähne sind stumpf geworden, sondern ein

*) Jes. 49, 15. **) Jes. 66, 13. **) Jes. 61, 16.

Jeglicher wird um seine Missetat sterben."*) Das Individuum gewinnt religiösen Wert. „Alle Seelen sind mein, des Vaters Seele ist sowohl mein als des Sohnes Seele",**) und die Gewißheit der Unsterblichkeit und Totenauferstehung der Einzelnen bricht wie ein Blitz durch das religiöse Bewußtsein. Die einzelne Seele erwacht zum Selbstbewußtsein, und die Gewißheit persönlicher Gemeinschaft mit Gott bahnt sich an. Den herrlichsten Ausdruck hat dieses individuelle Glaubensleben in den Psalmen gewonnen.

Die Heilszukunft soll diesen Fortschritt zu voller Erfüllung bringen. Da sollen alle von Gott gelehret sein, da will Gott „seinen Geist ausgießen auf alles Fleisch, und eure Söhne und Töchter sollen weissagen; eure Ältesten sollen Träume haben, und eure Jünglinge sollen Gesichte sehen. Auch will ich zu derselben Zeit beides über Knechte und Mägde meinen Geist ausgießen."***)

Die andere Seite dieser Individualisierung des Verhältnisses Gottes zu den Menschen ist die Lösung des Heilsstandes und Heilsberufes von der Gesamtheit, von der Nation als solcher. Sie vollzieht sich in dem großen Reinigungsprozeß, der nach der Zeit Uzia's begann. Unter den Schicksalsschlägen von außen offenbarte sich die Haltlosigkeit, in der Zersetzung durch heidnische Kulte und Sitten die Kraftlosigkeit des größten Teils des Volks. Israel erwies sich als unbrauchbar für die göttlichen Zwecke. Aber aus der verderbten Masse hob sich unter der Wirkung des prophetischen Wortes allmählich ein getreuer Kern heraus, der den Heilsberuf der Nation übernahm, demgemäß daß sich der göttliche Wille in ihm verwirklichte. Es war ein heiliger Same für die Zukunft, der den Vernichtungsprozeß überdauerte. Die Aussonderung der einzelnen Getreuen wurde noch intensiver, als selbst nach dem Untergange des nationalen Bestandes die Mehrzahl in der Verbannung Gottes vergaß und sich in fremden Verhältnissen einzuleben begann. So trat allmählich an die Stelle des Bundesvolks die Gemeinde der gläubigen Individuen, auf die sich der Evan-

*) Jer. 31, 29. 30. **) Ez. 18, 4. ***) Joel 3, 1. 2.

gelistenberuf Israels für die Völkerwelt konzentrierte. Heilszugehörigkeit und Heilsberuf entnationalisierte und individualisierte sich selbst im Innern des Volks.

Das ist die fortschreitende Entwicklung nach Vertiefung des Verhältnisses zwischen Gott und den Menschen. Sie kommt in der Zeit des Alten Testamentes nirgends zu einem Abschluß. Wir finden niemals einen Ausdruck des Bewußtseins, daß das, worauf es Gott in seiner Beziehung zu den Menschen ankommt, erreicht sei, sondern im Gegenteil ein fortwährendes Ahnen einer endgültigen Erfüllung des mühsam sich Anbahnenden, ein leidenschaftliches Verlangen und Warten auf göttliche Verwirklichung. Einen neuen Bund verkündigen die Propheten den Hoffenden, einen neuen Bund völliger Offenbarung Gottes und völliger Hingabe der Menschen, der sich gründen soll auf die Ausgießung göttlichen Geistes.

2. Eine unmittelbare Folge der fortschreitenden Vertiefung des Verhältnisses Gottes zu den Menschen war naturgemäß das Drängen nach immer vollkommnerer Auswirkung desselben im sittlichen Leben.

Mit der Prägung des Willens Gottes zum Staatsgesetze Israels durch Moses war dem Volke zunächst nur eine feste öffentliche Ordnung und nationale Sitte gegeben. Die Frömmigkeit war bürgerliche Tugend, und die Bundestreue ging in äußerlichen, wenn auch geheiligten Formen auf. Zwar war es gewiß der Wille Gottes, der sich solchergestalt in dem ganzen Volksleben ausprägen sollte, aber es lag in der Natur des Gesetzes, daß es nur die Äußerungen des Menschen in sein Wirkungsgebiet zog, das Wogenspiel des Herzens aber nicht beeinflußte und demgemäß nur eine sinnliche, nicht eine sittliche Heiligkeit bewirkte. Zwar war die Treue gegen den Bundesgott das treibende Motiv zur Erfüllung des Gesetzes als Ganzen, aber die Menge der Vorschriften stand ja in keinem unmittelbaren Zusammenhange mit diesem Grundgedanken, sie war keine unwillkürliche Auswirkung dieses Prinzips. Aber so äußerlich auch dadurch das Leben des Einzelnen und der Gesamtheit geschient und eingeschränkt war, so sehr dadurch von selbst alles Gewicht auf Kultus und Sitte, auf die religiöse und

soziale Form fiel, so war doch sofort das sittliche Prinzip: „Du sollst den Herrn, Deinen Gott lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und ganzem Vermögen“ *) festgesetzt und das sittliche Ideal: „Ich bin der Herr euer Gott. Darum sollt ihr euch heiligen, daß ihr heilig seid, denn ich bin heilig“,**) verkündigt; damit aber war der Weg für die innere Erfüllung des äußerlichen Gesetzeskörpers gegeben.

Die Propheten sind von Anfang an mit Bewußtsein und Energie diesen Weg gegangen. Schon Samuel gab die Parole aus: Gehorsam ist besser denn Opfer,***) und mit flammender Leidenschaft kämpfte später die gewaltige Heldengestalt des Elia gegen die Halbheit im Volke. Vor allem aber haben die Propheten von Amos an einhellig nach dieser Richtung hin gewirkt. Sie haben eine vollständige Vertiefung der sittlichen Anschauung herbeigeführt, der Handlung an sich jeden Wert genommen und als das Ausschlaggebende das Herz hingestellt. Immer und immer wieder betonten sie, daß die in religiösen Gebräuchen sich vollziehende Gesetzlichkeit überhaupt keine Sittlichkeit, sondern ohne die darin wirkende gottgemäße Gesinnung Heuchelei und Beleidigung des heiligen Gottes ist. Sie wiesen mit Energie von der Äußerlichkeit und Vielheit der Werke auf die Einheit und Innerlichkeit der Gesinnung, von dem Kultus und religiösen Gebahren auf die einfache Betätigung der Gerechtigkeit und Liebe im gewöhnlichen Leben, von der Hohlheit moralischen Getues auf die Aufrichtigkeit des Willens hin. Vor allem aber hoben sie allenthalben den Glauben und die Bundestreue als die einheitliche religiöse Quelle aller sittlichen Betätigung hervor.

Hand in Hand damit ging die Vertiefung im Erfahren und Begreifen der Sünde und ihres Wesens. Während in der alten Zeit die Sünde nur der Ungehorsam gegen das Staatsgesetz, die öffentliche Ordnung und volkstümliche Sitte war, deckte die prophetische Predigt die ganze Verderbtheit des menschlichen Herzens

---

*) Deut. 6, 5. **) Lev. 11, 44. ***) 1 Sam. 15, 22.

auf und verfolgte die Sünde bis auf den letzten Grund, erfaßte sie rein sittlich-religiös als die Verkehrung des menschlichen Wollens gegenüber dem Willen Gottes, als Selbstsucht gegenüber der Hingabe an Gott und an die Gesamtheit.

Je höher darum das Gerechtigkeitsideal gestellt und je energischer die Heiligungspflicht verkündigt wird, um so lauter schallt die Bußpredigt in die Gewissen, um so stetiger kehrt die Aufforderung zur Bekehrung wieder. Aber gleichzeitig wird es den Propheten in dem Sündenelend der Zeit, bei der sittlichen Ohnmacht ihrer Volksgenossen klar, daß nur Gott die Heiligung schaffen kann, und von der trüben Gegenwart voller Sünde und Schuld erhebt sich der prophetische Blick nach einer Wiedergeburt von oben her, und die Männer Gottes verheißen ein neues Herz, das der Herr statt des unfähigen, steinernen schenken will.

Wie darum die sittliche Betätigung nur die der Welt zugewandte Seite des Verhältnisses zu Gott ist, und die Vertiefung hier die Vervollkommnung dort mit sich bringt, so hängt unlöslich in der Heilszukunft zusammen: der neue Bund und das neue Herz.*)

3. Beides wird von einem unmittelbaren Eingreifen Gottes erwartet, und so sehen wir schon hier, wonach die ganze göttliche Bezeugung in der Entwicklung Israels drängt: die Erwartung der völligen Offenbarung Gottes. Nicht nur, daß der Einzig-Eine aus seiner Selbstbeschränkung, womit er sich anfangs der Naivität des Volks in seinem Kindesalter entgegenkommend als der Nationalgott Israels von dem Bewußtsein des Volks hatte erfassen lassen, heraustritt und sich als der Gott aller Völker, der aller Geschicke leitet und väterlich führt, dem Israel doch eben nur der Erstgeborene unter andern Söhnen ist, als Herr Himmels und der Erde offenbart: von Anfang an bezeugt er, daß er fortschreiten will in persönlicher Offenbarung an Israel und die Völkerwelt.

Die ganze Geschichte, die er mit Israel lebt, sein fortgesetztes Einwirken auf das Volk, wodurch er die Entwicklung vorwärts

*) Jer. 31, 31—34, vgl. mit Ez. 36, 24—38.

treibt, drängt auf den Tag des Herrn hin, an dem sich alles erfüllt, wovon die ganze Geschichte Israels eine zunehmende Vorbereitung, eine einzige große Weissagung ist. An der Unvollkommenheit der Gegenwart entzündet sich das Heilsbewußtsein, die Gewißheit, Gott zu haben, zur Hoffnung auf die Verwirklichung des göttlichen Heils, auf die völlige Auswirkung der in der Entwicklung verborgen liegenden und treibenden göttlichen Potenzen. Und diese Vollendung der göttlichen Offenbarung erwartet der Glaube als ein endgültiges Kommen Gottes zu seinem Volke, das dadurch zu völliger Gottgemäßheit seines innern und äußern Zustandes erhoben werden wird.

So schließt sich die Erwartung der völligen Offenbarung Gottes zusammen mit der Verheißung eines neuen Bundes und neuen Herzens wie Ursache und Wirkung. Diese Hoffnung war die Lebenskraft, die das Ergreifen Gottes aus dem menschlichen Ohnmachtbewußtsein und aus dem Zusammenbruche jedes irdischen Fundamentes heraus erzeugte. In der Zunahme der göttlichen Bezeugung gerade im fortschreitenden nationalen Untergange hatte sie ihren objektiven Grund. Je tiefer es in den Tod ging, um so mächtiger erscholl die Stimme Gottes, um so konkreter und entschiedener stellte er sein Erscheinen und eine Erweckung des Volkes zu göttlichem Leben in Aussicht.

Daß die Zukunftsbilder durch die menschliche Phantasie gezeichnet sind, und ihre Farben der Entwicklungsstufe des Volkes entsprechen, daß sie einer kühnen Umsetzung des Jammers der Gegenwart in eine gegensätzliche Herrlichkeit entspringen, kann niemanden verwundern, der einen Blick für den göttlich-menschlichen Charakter der Offenbarung hat. Auf die Sache kommt es an, und die steht allen Propheten fest. Gerade die fortdauernde Wandlung der Form des Zukünftigen in der Vorstellung der religiösen Heroen Israels mußte schon damals die hoffenden Gemüter auf den Kern der Prophetien weisen, auf die endgültige vollkommene Offenbarung Gottes in seinem Volke.

Dieses Kommen Gottes und Vollenden seiner Offenbarung

vollzieht sich aber nach der Anschauung der meisten Propheten, überall da, wo näher auf die Art der Verwirklichung des Heils eingegangen wird, durch eine menschliche Persönlichkeit, durch den Messias. Das ist keine willkürlich erfaßte und fortgepflanzte Idee, sondern eine Konsequenz der ganzen Entwicklung, die Gott der Lebendige mit seinem Volke lebte. Die göttliche Offenbarung ist immer eine persönliche gewesen, ein Ergießen göttlichen Geistes und Willens in das Becken eines Menschengeistes, von dem aus dann die himmlischen Ströme in der menschlichen Geistesform, die sie in dem Individuum gewannen, über die Massen fluteten und die Seelen befruchteten. Wie es nun in dem Werden der Zeiten gewesen, so soll es auch in der Vollendung sein. Die schließliche völlige Offenbarung soll in einer Person erscheinen, die sich zu den Trägern der bisherigen göttlichen Bezeugung wie die Vollendung zur unvollkommenen Anbahnung, wie die Erfüllung zur Verheißung verhält. Es kommt dabei auf den Charakter der erwarteten Persönlichkeit nicht viel an. Bald schaut man sie als König, bald als Priester, bald als Prophet. Was allen diesen Heilsfaktoren gemeinsam ist, wird in absoluter Vollkommenheit erwartet: ein persönliches Organ für das Kommen des lebendigen Gottes zu seinem Volke und zur Vollendung seines in Israel angebahnten Heilswerkes. So sehr die Vorstellung wechselt, so individuell die einzelnen Propheten die Gestalt des Künftigen zeichnen, auf die Tatsache seiner zu erwartenden Erscheinung drängt die Entwicklung der alttestamentlichen Geschichte und des religiösen Bewußtseins mit solcher Einhelligkeit und Energie hin, daß der Messias im Glauben des Judentums durch die Jahrtausende hindurch der andere Brennpunkt neben dem Bekenntnis zum Einzig-Einen geblieben ist.

So treibt die ganze Geschichte, die der lebendige Gott mit seinem Volke lebte, nach einer Vollendung der Offenbarung in einem persönlichen menschlichen Organe hin, von dem sie sich dann in schrankenloser Ausdehnung und Wirksamkeit ergießen sollte*) in

*) Jer. 31, 31—34.

einem neuen Bunde mit wiedergeborenen Herzen durch die Ausgießung des heiligen Geistes.

Aber nicht an der Grenze Israels sollte diese welterneuernde Kraftwirkung des Geistes Gottes Halt machen. In Israel ging nicht der Heilsratschluß auf, dem es seine Erwählung aus der Völkerflut verdankte. Der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs ist der Schöpfer Himmels und der Erden, der sich nicht in gönnerhafter Willkür dies eine Volk zum Liebling erkor und in ungerechter Liebhaberei gegenüber den andern Völkern der Erde verzog. Durch alle seine Kundgebungen hat er von Anfang an Israel ins Bewußtsein gerufen, daß es Mittel zum Zwecke sei, daß es einen Weltberuf habe. Ein heiliges Volk mitten in der heillosen Völkerwelt sollte es sein, damit er, der eine wahre Gott in ihm verherrlicht werde, und an ihm alle Welt erkenne, daß er Gott ist. Von hier aus sollte sich in der Erfüllung der Zeiten das Heil, nämlich das lebendige, persönliche Gemeinschaftsleben mit dem Ewigen über alle Völker ausbreiten. Denn nicht so war es gemeint, daß das in Israel sich steigernde und zu seinem Höhepunkte strebende Offenbarungswirken Gottes die Begründung einer „Religion", eines Kultus, einer Moral, eines Glaubenssystems mit fortschreitendem Raffinement werden sollte, ein übernatürlicher Anstoß zu einer sich dann kraft geistiger Kausalität natürlich vollziehenden Weltbeeinflussung. Vielmehr, wie in Israel ein lebendiges Zusammenleben zwischen dem Volke und dem Höchsten während der eigentlichen Gottesgeschichte dauerte, daß man nach ihrem Abschlusse mit Maleachi das Verschlossensein des Himmels, das Ausbleiben der Propheten unerträglich fand, so sollte ein persönliches Gemeinschaftleben zwischen Gott und den Menschen, ein Leben mit Gott und eine Offenbarung göttlichen Geistes, göttlichen Willens, göttlicher Kraft an die ungezählten Tropfen der Individuen im Menschheitmeere begründet und ausgebreitet werden.

Dieser Heilsberuf ist das Ziel der gesamten Heilsbereitung Gottes in der Geschichte Israels. Und da Gott nicht in einseitigem Verhältnis das Volk nur wie einen Unmündigen gängelte

und in Unwissenheit über seine Bestimmung ließ, sondern in lebendigem Gedankenaustausche mit ihm lebte, so wies er von Anfang an auf diesen Beruf hin und ließ gleichmäßig mit der fortschreitenden Bereitung für ihn die fortschreitende Belehrung über ihn Hand in Hand gehen. Mit der sich steigernden Zertrümmerung des nationalen Bestandes und dem Sterben des natürlichen Israel erhebt sich der Hinweis darauf, daß sein Beruf nicht in einer nationalen partikularen Entwicklung und Vollendung liegt, und sich auf den Gebieten des natürlichen Lebens erfüllt, sondern ein universeller Evangelistenberuf sein soll zur Aufrichtung des Reiches Gottes.

Das sind die Grundlinien der großartigen Entwicklung, die uns Israels Geschichte zeigt. Wahrlich, es gibt kaum etwas Gewaltigeres in der Weltgeschichte als diese einzigartige Gottesgeschichte Israels, deren Urkunden im Alten Testamente zusammengeschichtet liegen. Wer ein Verständnis für den lebendigen Gott hat und nach seiner Offenbarung verlangt, der wird immer mit mächtiger Herzensbewegung diesen heiligen Boden alter Gottesgeschichte betreten und in ihren literarischen Monumenten die übrig gebliebenen Produkte und Zeugnisse derselben verehren.

Freilich wird nur der ihren Wert und ihre Bedeutung recht erkennen, der sie nimmt als das, was sie sind. Die heiligen Bücher des Alten Testaments sind nicht ein von einem religiösen Genie geschaffenes Grundbuch einer Religion — ebenso wenig wie die des Neuen Testaments —, sondern Urkunden einer Geschichte. Sie sind nicht ein Religionskatechismus, nicht ein Sittenkodex, sondern ein Konglomerat der verschiedenartigsten Geisteserzeugnisse einer jahrhundertelangen Geschichtsepoche, einer langen Wirkenszeit Gottes unter seinem Volke. Die biblischen Erzählungen sind nicht typische Moralexempel, ihre Gestalten nicht religiöse Phantasieprodukte, die Idealgestalten einer Vollkommenheitidee sein sollen, sondern historische Persönlichkeiten in der vollen Menschlichkeit der Entwicklungsstufe ihrer Zeit. Es ist eine empörende Ungerechtigkeit, mit stolzer Verachtung auf den rudimentären Charakter des Alten Testa-

ments zu schauen und es als etwas zu kritisieren und zu verurteilen, was es nicht sein will.

Wer es als Urkunde einer Entwicklung nimmt, den stört nicht die Rohheit niedriger Kulturstufen, nicht die unvollkommene Erfassung ewiger Wahrheiten und Tatsachen, nicht die kindlich naive Vorstellung von göttlichem Wirken und Walten, nicht lasterhafte Menschen und Ausbrüche der Unsittlichkeit, nicht eine fremdartige Wertung der Dinge und Handlung: der sieht das Ringen aus der Unvollkommenheit zur Vollkommenheit, aus der hohlen Äußerlichkeit zur innern Wahrheit, aus der Naturabhängigkeit zur Erfassung Gottes, der sieht ein sich steigerndes Auswirken der göttlichen Offenbarung. Er steht voll Staunen vor den gewaltigen Zeugnissen, wie der lebendige Gott sich einem Volke niedrigster Kulturstufe offenbarte und eine Entwicklung mit ihm durchlebte, in deren Schlußpunkte noch heute die Welt die Person gewordene menschliche Vollkommenheit erkennt.

* * *

Es war ein gewaltiger Umschwung, den das Verstummen der Prophetie in der Geschichte Israels herbeiführte, grundlegend und fortwirkend für die ganze Geschichte der Juden bis auf die Gegenwart. In den Propheten von Moses bis Maleachi personifizierte sich der Offenbarungscharakter der altisraelitischen Geschichte, in ihnen schuf sich der Heilswille des lebendigen Gottes seine Organe. Durch sie erfolgte das persönliche Einwirken Gottes, das zusammen mit den gottgefügten äußern Geschicken die Entwicklung Israels vorwärts trieb, durch sie fluteten die göttlichen Lebenskräfte in den sterbenden Volkskörper und ließen ihn die nationale Vernichtung überdauern.

Da schloß sich mit der letzten Rede Maleachis der Himmel, die persönliche Einwirkung Gottes stockte, die Offenbarung hörte auf, die heilige Geschichte setzte aus. Israel war auf sich allein angewiesen und auf seine Vergangenheit. Von nun an war seine Entwicklung nicht von der anderer Völker unterschieden. Sie be-

wegte sich nur durch das eigene Beharrungsvermögen auf Grund der wirksamen Faktoren seiner Vergangenheit, die allerdings den lebendigen Gott bezeugte.

Wie also bisher der lebendige Gott der schöpferische Grund und die wirksame Triebkraft der Geschichte Israels gewesen war, so blieb er es auch weiter, nur nicht mehr positiv, aktiv, sondern negativ, nicht wirkend; nicht mehr durch seine Offenbarung, sondern durch seine Verbergung. Dies sich Zurückziehen Gottes war die zentrale Ursache, aus der sich die Weiterentwicklung Israels mit innerer Notwendigkeit ergab.

Naturgemäß vollzog sich nun im Großen der Vorgang und wirkte sich das Gesetz aus, das für jedes Individuum gilt: wem sich Gott, oder wer sich Gotte entzieht, der versinkt sofort in Entgeistung und Lebensverkümmerung.

Israel war hinweg von der ewigen Lebensquelle, der Offenbarung Gottes, auf das Trockne gesetzt. Aus der Gottesgeschichte wurde dadurch sofort eine positive Religion. Die innige lebendige Wechselbeziehung zu Gott war nicht mehr Sache des Habens, täglich neuer Erfahrung, sondern Gegenstand der Erinnerung und Überlieferung, sie wurde Bibelglaube. Der lebendige Gott wurde ein Begriff, sein Heilswille ein Gesetzkodex, der Wandel vor dem Ewigen ein ausgeprägter Kultus. An Stelle des Erlebens trat das Erlernen, an Stelle der Aufnahme göttlicher Offenbarung die religiöse Erbauung und Spekulation, an Stelle freudigen Heilsbewußtseins glühende Begeisterung für die Vergangenheit, an Stelle nüchterner Erwartung der kommenden Endoffenbarung phantastische Zukunftmalerei.

Da das göttliche Tun ausblieb, suchte man es durch menschliche Anstrengung zu ersetzen. Die von den Propheten erstrebte Herrschaft des Heiligen in Israel verwirklichte man in einem organisierten Priestertum, die geforderte Erneuerung des Volkslebens in einer Wiederherstellung des Kultus, die verheißene Gottgelehrtheit aller Einzelnen durch konsequente Gesetzesbildung, die erwartete Wiedergeburt der Herzen durch sorgfältige religiöse Er-

ziehung. So meinte man, den durch die Propheten gewiesenen Weg folgerichtig weiterzugehen. Durch eigene Bemühungen suchte man die Verheißungen zu erfüllen. Und was Menschen von sich aus überhaupt leisten können, das haben die Juden zu Stande gebracht.

Nur war eben der von den Propheten geschaute Weg in eigener Kraft und Weisheit nicht zu gehen und das Ziel der Offenbarung ohne die Kraft- und Geisteswirkung Gottes nicht zu erreichen. Darum wurde der Weg zum Irrweg, die Wahrheit zum Schein, das Leben zu totem Schematismus, das gottgemäße Ideal zur menschlich-sündigen Karikatur.

Das Gesetz, das den lebendigen Gott in weltferne Schattenhaftigkeit und Untätigkeit verbannte, entseelte die Religion und tötete die Gewissen, veräußerlichte den Sinn und schlug das individuelle Leben in Fesseln, verdarb die Aufrichtigkeit durch Verleitung zum Schein und zersplitterte den Willen. Der Glaube wurde Aberglaube, wenn nicht Unglaube unter einer Fülle gedankenloser Kultushandlungen; die Frömmigkeit wurde zu einem schier unerreichbaren Raffinement hinauf geschraubt, darum immermehr eine Profession und eine Virtuosität. Die innere Heiligung schlug um in negative sich abschließende Askese. Die Gottgemäßheit des Lebens wurde zu theologischer Gelehrtheit und weltabgewandtem Pharisäismus.

Gewiß haben die Juden der nachprophetischen Zeit — ich wiederhole es — auf dem eingeschlagenen Wege das Menschenmögliche erreicht, die alttestamentliche Religion völlig durchdacht und ausgebildet und damit in der großen Religionskonkurrenz im römischen Reiche die Palme davon getragen: aber von dem Wege und Ziele der Prophetenzeit kam man ferner und ferner. Die himmlische Lebenskraft war versiegt, das Verständnis für den lebendigen Gott und sein persönliches Wirken überhaupt verschwunden. Zurück blieb eine tote religiöse Etikette, eine spitzfindige juristische Scholastik, eine üppig wuchernde Märchenbildung und ein grellgemaltes Zukunftbild.

* * *

Demgegenüber erhob Jesus von Nazareth den Anspruch, daß das Offenbarungswirken Gottes, dessen Unterbrechung die Verkümmerung des Judentums herbeigeführt hatte, in ihm wiederum unmittelbar und völlig eingetreten sei. Und in der Tat, schon mit der Bußpredigt seines Vorläufers Johannes, des Täufers, und in einzigartiger Weise mit dem Auftreten Jesu selbst begann wieder das unmittelbare Eingreifen der göttlichen Offenbarung, das Rechten und Handeln Gottes mit seinem Volke durch seine Gesandten. Der Himmel öffnete sich wieder, heilige Geschichte brach an. Nach jahrhundertelangem Schweigen erschallte wieder der prophetische Ruf: Bekehret Euch, mit der bis dahin unerhörten Begründung: das Himmelreich ist da.

Aus dem Neuanbruche des Gotteswirkens folgte nun notwendig, daß Jesus die Zeit der Vermenschlichung der göttlichen Offenbarung übersprang und die von Moses an bis zum Abschluß der Prophetie erfolgte Entwicklung wieder aufnahm und fortführte, erfüllte und zur Vollendung brachte.

Als Jesus zum ersten Male in der heimatlichen Synagoge zu Nazareth auftrat, schlug er im Propheten Jesaia die Stelle auf: „Des Herrn Geist ist über mir, darum weil er mich gesalbt hat, Armen die frohe Botschaft zu bringen, mich gesandt hat, zu verkündigen Gefangenen Befreiung und Blinden Gesicht, zu entsenden Verwundete in Freiheit, zu verkünden des angenehme Jahr des Herrn"*) und seiner Rede Anfang war: „Heute ist diese Schrift erfüllt vor Euren Ohren".**) In der Bergpredigt aber, der großen Programmrede der neuen Zeit, beglückwünschte er die Heilsverlangenden zu der Erfüllung des Sehnens der Väter an ihnen, dessen mannigfaltigen Ausdruck er einzigartig in dem siebenstrahligen Macarismus zusammenfaßte: „Selig, die arm im Geiste sind, denn ihrer ist das Reich der Himmel. Selig die Trauernden, denn sie werden getröstet werden. Selig die Sanftmütigen, denn sie werden das Land erben. Selig, die hungern und dürsten nach der Gerechtig-

*) Jes. 61, 1 f. **) Luc. 11, 18—21.

keit, denn sie werden gesättigt werden. Selig die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erfahren. Selig, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen. Selig die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Söhne heißen".

So sehen wir überall in Jesu Verkündigung den Geist der Propheten zu herrlicher Entfaltung und Verklärung gebracht.

Aber er ist nicht etwa bloß ein zusammenfassender größter Prophet, sondern der Erfüller. Er verkündigt und bringt das Reich Gottes: „das Himmelreich ist da. Das Reich Gottes ist unter Euch".

In diesem Worte faßt er die ganze alte Heilserwartung zusammen. Aber nur den Ausdruck, nicht die Idee entnimmt er der Theologie seiner Zeit. Mit dem Ende der Prophetie, mit dem Aufhören des heilsgeschichtlichen Lebens hatte die Hoffnung der Juden die geschichtliche Gebundenheit verloren, sie kannte nicht mehr ein Ziel, nach dem Gottes und der Seinen Wirken unabläßig hindrängte wie früher unter dem Antreiben der Propheten, sondern gaukelte sich mit ungebundner Phantasie eine Apotheose der jüdischen Nation vor, mit derem magischen Eintritte alle geschichtliche Entwicklung abbrechen sollte. Dem gegenüber verstand Jesus unter dem Reiche Gottes völlig auf den Propheten fußend die Versöhnung der Welt mit Gott, dem Lebendigen, seine Herrschaft und Ordnung im Leben der Menschen, die gottgemäße Welterneuerung durch die Ausgießung des heiligen Geistes, den neuen Bund Gottes mit wiedergebornen Herzen und ihre Gemeinschaft unter einander.

Das ist die Erfüllung der alten Idee des Bundes zwischen Gott und den Menschen, seine Verwirklichung in ungeahnter Vertiefung und Entschränkung von allen Überbleibseln unvollkommener Entwicklungsstufen, die Vollendung seines bis dahin nur mangelhaft begriffenen und erstrebten Wesens in Zusammenfassung aller in dem Geiste der Propheten blitzartig aufleuchtenden Ahnungen des Zukünftigen.

Dies Reich Gottes aber bewirkt nicht ein magischer, die

menschliche Freiheit und Verantwortlichkeit, das Wachsen und Streben aufhebender Zauberschlag Gottes, wie es die nachexilischen Juden glaubten, sondern Jesus schaut es als eine gewaltige, durch Zeit und Raum vorwärts dringende Entwicklung,*) als eine in der Gegenwart anbrechende noch nie dagewesene Gottesgeschichte.

An diesem einen Punkte könnte es scheinen, als ob das nachexilische Judentum konsequenter als Jesus die prophetischen Vorstellungen weitergeführt habe, da die Fernsicht der Propheten alles Zukünftige im allgemeinen auf eine Fläche projiziert und nur ein in- und nebeneinander, nicht ein nach- und auseinander des Erwarteten kennt. Aber der Nachdruck des Schlagwortes „jener Tag", „jene Zeit" fällt nicht auf eine Gleichzeitigkeit des Geschehens, sondern auf die Bestimmtheit des sich scharf abhebenden Eintrittes der Gotteszeit, auf die Tatsache einer entscheidenden Wendung von der alten zur neuen Zeit, von dem Werden zur Vollendung.

Die Verheißungen der Propheten sind aber in dieser Beziehung auch gar nicht auf eine einheitliche Formel zu bringen. Gerade in der Betonung der geschichtlichen Abwicklung der ganzen von Gott beschlossenen Umwandlung liegt z. B. der Fortschritt, den Jeremia über seine Vorgänger hinaus tut, und der zweite Jesaia zeigt deutlich, daß sich die Endoffenbarung durch eine Evangeliumsverkündigung vollzieht und auf sittlichem Wege verwirklicht. Freilich hatten die Propheten keine Ahnung von der gewaltigen Menschheitentwicklung, in der sich die Heilszukunft geschichtlich vollziehen sollte: das konnte nur Jesus erkennen und als Geheimnis des Himmelreichs verkündigen, weil er am Anfange der Erfüllung stand und die Grundlage der sich vollziehenden Erfüllung war.

Jesus verkündigte sie eben nicht nur wie die Propheten, sondern er brachte und begründete sie. In ihm, in seiner Person, in seiner Einigkeit mit Gott trat das erwartete Reich Gottes wirklich in die Welt herein, die Welterneuerung war keimhaft grundleglich eingetreten und breitete sich durch seine Worte, die Geist und

---

*) Vgl. die Gleichnisse vom Himmelreich Matth. 13.

Leben waren, unter den Menschen aus. Er war die Lebensquelle, von der aus die Fluten des Geistes Gottes über die ganze Erde strömen sollten. So brach in ihm die Erfüllung der prophetischen Weissagungen an und vollzog sich durch ihn. Denn er war der Anfänger des neuen Werdens, und in ihm lag die Fülle der göttlichen schöpferischen Potenzen beschlossen, welche die sich erschließenden Herzen durchdringen sollten. Darum war er der Zukünftige, den die Propheten in wechselnder Gestalt als Erscheinung der erwarteten Gottesoffenbarung schauten.

Daß er aber wirklich das Organ der verheißenen endgültigen, völligen Offenbarung Gottes, der Erfüller von Moses und den Propheten war, erweist sich unwidersprechlich daraus, daß er im Gegensatze zu den Verirrungen des schriftgelehrten Judentums alle die Ziele verwirklichte, nach denen die göttliche Offenbarung durch die Propheten drängte.

Nach Vertiefung des Verhältnisses zwischen Gott und den Menschen strebte die religiöse Entwicklung des Alten Testaments. Wir sahen, wie die Beziehung zwischen Gott und den Menschen immer lebendiger und inniger wurde, und das Ideal der Heilszukunft in der völligen Verwirklichung der Gemeinschaft mit Gott gipfelte. Während nun das nachexilische Judentum, je mehr das Gesetz die Stellung Gottes in der Welt einnahm, in eine durchaus jenseitige Auffassung Gottes geriet, völlig darauf verzichtete, ihn in der Gegenwart, im Diesseits zu finden und ihn überhaupt persönlich nicht mehr kannte: offenbarte ihn Jesus nicht nur als den persönlich in der Welt wirkenden, die Menschheitgeschichte lebendig durchwaltenden und zielwärts treibenden, sondern verkündigte ihn vor allem als den himmlischen Vater, der, wie er die Welt in Liebe umschließt und aus dem Verderben zu seiner Herrlichkeit retten will, so auch den Einzelnen mit sorgender Liebe trägt, sein Geschick mit Vateraugen verfolgt, seinen Verirrungen mit rettender Barmherzigkeit nachgeht und selbst den Verworfensten an sein Herz ziehen will. Den Menschen aber zeigte Jesus ihre Kindesstellung, suchte sie zu ihrem Vater zu führen und lockte ihnen das kindliche Ver-

trauen aus dem Herzen und die unmittelbaren naiven Kindesworte auf die Lippen, für deren Erhörung er sich verbürgte. Dies alles lehrte er nicht nur, sondern er brachte die Wirklichkeit in sich und für die, die ihm glaubten.

Wer kann leugnen, daß hier das Ahnen und Sehnen der Propheten in überschwenglicher Weise erfüllt ist!

Oberflächliches Denken zwar könnte meinen, daß bei dieser überflutenden Liebe Gottes seine flammende Heiligkeit, wie es die frühern Gottesmänner verkündeten, gedämpft werden müßte. Aber ein Blick in die Bergpredigt lehrt das Gegenteil. Das Hungern und Dürsten nach der Gerechtigkeit wird vorausgesetzt. Nur die reinen Herzen werden Gott schauen. Das Gesetz wird vertieft, das Gebiet der göttlichen Ansprüche bis auf die innersten Regungen des Herzens ausgedehnt. Vollkommen sollen die Kinder Gottes sein, wie ihr Vater im Himmel es ist. Aber die entgegenkommende Gnade Gottes, die schon die Propheten predigten, offenbart sich in solchem Überschwange, daß sie die wirkungskräftige Grundlage des neuen Strebens wird, daß sie durch schrankenlose Sündenvergebung und väterliche Huld den Kindesstand von vornherein herstellt und seine Entfaltung zu völliger Gottgemäßheit ermöglicht. Die Gemeinschaft mit Gott wird nicht Folge, sondern Voraussetzung des heiligen Wandels.

Diese Gemeinschaft ist aber eine persönliche, lebendige, unmittelbare und ihre Betätigung darum frei, dauernd und innerlich.

Während das nachexilische Judentum das religiöse Gemüt in eine Fülle von Zeremonien und Observanzen eingesargt, seine Regungen an bestimmte Orte gebunden, mit Formeln dressiert und für die verschiedenen Tageszeiten abgerichtet hatte, erweckte es Jesus zu dauerndem Leben und freiem Bewegen: „Es kommt die Stunde und ist jetzt da, wo die wahrhaftigen Anbeter werden den Vater anbeten im Geist und in der Wahrheit."*) Wer spürt da nicht die Fülle freier Gottesluft, in der schon die Propheten atmeten.

---

*) Joh. 4, 24.

Jetzt gab es aber auch keine Angst und Zweifel mehr über das eigene Schicksal, keine greisenhafte Reflexion über den Heilsstand, keine tiefsinnige Spekulation über Gottes Wesen, sein Verhältnis zum Bösen und alle die Probleme, die jenseits der Schranken unserer Endlichkeit liegen. Man hatte Gott wieder, man war mit ihm persönlich vertraut, stand mit ihm auf Du und Du, lebte unmittelbar in und aus der Gewißheit seiner Gnade und Gegenwart.

Unmittelbar hatte man ihn. Die Zeit der Mittlerschaft war vorbei. Nicht mehr bedurfte es des Opfers und Priesters, um gesühnt zu werden, nicht mehr des Tempels und Vorbeters, um den Ruf des Herzens zu Gott zu schicken, nicht mehr des Schriftgelehrten und Rabbi, um den göttlichen Willen zu erfahren. Der Geist Gottes erfüllte nicht mehr einzelne auserwählte Rüstzeuge, er begann sich zu ergießen über alles Fleisch. Alle sollten von Gott gelehrt sein. Jesus preist den Vater, daß er es den Weisen und Klugen verborgen hat, und den Unmündigen offenbart. Er selbst wollte nur für alle der Weg zum Vater sein.

Dieses unmittelbare, persönliche, lebendige Kindesverhältnis des Einzelnen ist die Erfüllung der prophetischen Arbeit auf die Verwirklichung und Vertiefung der Gemeinschaft mit Gott hin, ist der Eintritt des neuen Bundes, nach dem der alte hinstrebte. Wer in der Prophetie die Verkündigung des Zukünftigen, wie es seine Keime, die in der Gegenwart des Schauenden zu Tage traten, ermöglichten, und nicht die hellseherische Beschreibung eines erst nach Jahrhunderten eintretenden Ereignisses sieht, der wird in dem Evangelium Jesu die Arbeit und Verheißung der Propheten erfüllt sehen.

Der Verpersönlichung des Heils in jedem Einzelnen entspricht auch bei Jesus wie bei den Propheten die Lösung der Heilszugehörigkeit und des Heilsberufs von der Nation als solcher.

Die Abstammung von Abraham birgt keinerlei Heilsanspruch in sich. Allein das Wandeln im Geiste Abrahams gilt etwas.*)

*) Joh. 8, 39 f.

Zur Not kann Gott aus Steinen dem Abraham Kinder erwecken. Wohl hat Jesus bewußt und dauernd für das Heil seines Volks gearbeitet und gerade die „verlorenen Schafe vom Hause Israel" zu retten gesucht, aber gegenüber dem Mißtrauen, das er so vielfach fand, sprach er die Gewißheit aus: „Es werden viele kommen vom Morgen und Abend und werden zu Tische sitzen mit Abraham, Isaak und Jakob im Reich der Himmel. Die Söhne des Reiches aber werden hinausgeworfen werden in die Finsternis draußen".*) Er schaute über die Grenzen Palästinas hinaus. „Noch andere Schafe habe ich, die nicht aus diesem Hofe sind, und ich muß auch sie führen, und sie werden auf meinen Ruf hören, und es wird werden eine Herde, ein Hirt."**) Darum gab er zuletzt seinen Aposteln den Befehl: „Gehet hin und werbet alle Völker".***)

Andrerseits erkannte Jesus keinen Heilsanspruch an, der sich auf sittliche Leistungen und gewaltsame Heiligung gründete. Das Heilsbedürfnis und Heilsverlangen war die einzige Vorbedingung, die er stellte, denn er war für alle zur Rettung gekommen. Darum warf er den Pharisäern vor, daß sie das Himmelreich vor den Menschen zuschlössen,†) indem sie die Zugehörigkeit zu ihrer Partei, die das wahre Israel darstelle, als Heilsbedingung verkündigten. Er schloß es auf. „Kommt her zu mir alle, die Ihr mühselig und beladen seid, so will ich Euch erquicken."††) Das Heil hing ganz von dem Glauben des Einzelnen an ihn ab.

So trat an die Stelle der Nation und der Partei die Gemeinschaft der wirklich Gläubigen — der gottgemäße Kern und Rest der Propheten. Sie waren „die kleine Herde", das wachsende Gottesreich in der gottvergessenen Masse, von Gott erwählt, nicht von dieser Welt, sondern durch den Geist geschaffen. Sie sind das Salz der Erde, das Licht der Welt. Aus der Heilszugehörigkeit leuchtet sofort der Heilsberuf, ganz wie bei den Propheten.

So brachte Jesus die religiöse Entwicklung der alten Zeiten zu ihrem Ziele. Es ist schwer, sich mit andeutenden Skizzenstrichen

---

*) Matth. 8, 11 f. **) Joh. 10, 16. ***) Matth. 28, 19.
†) Matth. 23, 13. ††) Matth. 11, 28.

zu begnügen, wo die Fülle des Stoffs immer wieder zu eingehendem Nachweise im Einzelnen drängt, aber es kam hier nur darauf an, die Tatsache der Erfüllung prophetischer Anstrengung und Zukunftsblicke vor Augen zu stellen.

Hand in Hand mit diesem Ringen nach religiöser Vertiefung ging durch die altisraelitische Geschichte das Streben der Gottesmänner, das sittliche Ideal, die von der religiösen Flamme ausgehende Welterhellung, immer zutreffender zu erfassen und dem Volke vor Augen zu stellen. Auch hier liegt nun die Harmonie Jesu mit den Propheten und ihre gemeinsame Verschiedenheit von dem schriftgelehrten Judentum auf der Hand.

Die Entwicklung von Moses bis zum Ausgange der Propheten können wir als ein Streben von der Sitte zur Sittlichkeit, von der Äußerlichkeit zur Innerlichkeit, von der sinnlichen zur sittlichen Heiligkeit bezeichnen. Während nun das nachexilische Judentum mehr und mehr in eine rückläufige Bewegung geriet, nahm Jesus ihrer Moral gegenüber die prophetischen Tendenzen wieder auf und brachte sie zu voller Entfaltung und Verwirklichung.

Die Zeitgenossen Jesu jagten einem durchaus negativen Heiligkeitideale nach. Es verbot das Böse, aber lehrte nicht Gutes tun, wirkte exklusiv und absondernd, entfremdete dem gewöhnlichen Leben und seinen Aufgaben. Es vergaß über den kultischen Leistungen und Zeremonien die einfachen Verkehrspflichten und ging so sehr in Askese auf, daß „die Moral zu ihrer Betätigung die Nebenmenschen kaum nötig hatte". Jesus dagegen verlangte positive Sittlichkeit: ganz, wahr sein für den Menschen an sich — der prophetische Protest gegen Halbheit und Heuchelei in höchster Kraftentfaltung —, zuvorkommende, wohltätige, bessernde, vergebende Liebe, Gutes tun bis zur Selbsthingabe, Abwehr des Bösen durch stille halten, Vergeltung des Übels durch Liebe gegenüber den Nebenmenschen. So stellte er die Tugend wieder in das natürliche Leben hinein, in die Kreise menschlicher Gemeinschaft (Familie, Gesellschaft, Staat) und verlangt die Erfüllung des gottgegebenen Berufs, die Verwertung der gottgeschenkten Gaben.

Die jüdischen Zeitgenossen Jesu suchten ihr Heiligkeitsideal durch die äußerliche Befolgung des in 613 einzelne Gebote zerspaltenen Gesetzes und der Flut von Aufsätzen und Überlieferungen der Alten zu erreichen. Jesus protestierte gegen diese Veräußerlichung und Zersplitterung des heiligen Willens Gottes, der dadurch hintangesetzt und entgeistet wurde, gegen die dadurch erzeugte Hohlheit und Scheinheiligkeit, gegen die unter dem heiligen Tun wuchernde Verderbtheit des Innern und stellte den Kern des Gesetzes an das Licht, als das zentrale Herdfeuer sittlicher Betätigung: „Du sollst lieben den Herrn deinen Gott aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele und aus deinem ganzen Denken und aus deiner ganzen Kraft". Damit aber verband er unlöslich das andere Gebot, das „dem gleich ist": „Du sollst lieben deinen Nächsten wie dich selbst"*) und fügte zu dem einheitlichen Grund die einheitliche Richtung sittlichen Handelns. Eins ohne das andere ist ihm unmöglich. Im Gesetze des Moses hängt das Gebot der Nächstenliebe in der Luft.**) Jesus schloß es mit der Forderung völliger Liebe zu Gott zusammen. Aber der größte Fortschritt war doch der, daß er das Motiv für beide Forderungen in der überströmenden zuvorkommenden Liebe Gottes zu den Menschen offenbarte,***) und dadurch beides aus der Sphäre des Gebotes erhob und als unwillkürliche, innerlich notwendige Lebensäußerungen aufzeigte.

So erfüllte er vollständig auf Moses und den Propheten fußend den ganzen äußerlichen Gesetzesorganismus mit einer Flut von Leben, das dem Himmel entstammte, und zeigte eine Verwirklichung seiner Forderungen von innen heraus, aus dem Herzen, aus den von Gott erregten Lebensbewegungen, aus dem wiedergebornen Willen. Hierdurch war der äußerlichen Moral der Zeitgenossen gegenüber das prophetische Streben nach Verinnerlichung endgültig zu seinem Ziele gebracht.

Wie aber verwirklicht sich dieses Ideal?

---

*) Mk. 12, 29—31. **) 3. Moses 19, 18.
***) Z. B.: Matth. 5, 43—48.

In der Moral des schriftgelehrten Judentums war Gott völlig durch das eiserne Gesetz verdrängt. Für Jesus aber wie für die Propheten war alle Sittlichkeit, wie wir sahen, religiös begründet und durchdrungen, ja nur eine freie, innerlich notwendige Auswirkung des Lebens aus Gott. Darum ist die Bekehrung zu Gott die enge Pforte zum Wege nach der Gerechtigkeit. Dieser Grundton der Prophetie klingt überall durch die neue Verkündigung. Aber die Propheten waren an der innern Umkehr ihrer Zeitgenossen verzweifelt und verhießen im felsenhaften Glauben an das kommende Heil, daß die Zeit erscheinen werde, wo Gott neue Herzen schenke.

Jesus schuf die neuen Herzen. Er verkündigte die Notwendigkeit der Selbstverleugnung und innern Lösung von der Welt, die Wiedergeburt der Herzen durch die Kraft des heiligen Geistes. Und sie geschah bei denen, die an ihn glaubten. Das war Erfüllung der Prophetie.

Dadurch erst wurde für die Heiligung der Einzelnen und die gottgewollte Welterneuerung der feste Grund „von oben" gelegt, aus dem sich eine Entwicklung zu voller Gottgemäßheit ergeben konnte. Der lebendige Gott, zu dem die Einzelnen in Kindesverhältnis traten, wirkte durch seinen Geist die Verwirklichung seines Willens im Einzelnen. Die Kindschaft war die Verwirklichung des Ideals der Sittlichkeit: es trug die Impulse und Gesetze zu seiner Entfaltung schon in sich und besaß in der Kraft Gottes die Lebensquelle seiner Entwicklung und Vollendung. Während das Pharisäertum nur eine Uniformierung der Individuen zu Wege gebracht hatte, sollten hier die mannigfaltigen Anlagen der Einzelnen zu voller Entfaltung gelangen; während dort nur die äußere Haltung des Menschen durch das Gesetz bestimmt war, durchwaltete hier der Wille Gottes nicht nur die Charaktere, sondern auch alle Entschließungen und Berufsarbeit des Einzelnen, kurz seine ganze Lebensführung. Welch überschwengliche Erfüllung des Ahnens der prophetischen Zeit!

Das Gegenbild dieser religiösen Begründung und Durchdringung

der Sittlichkeit ist die zentrale Erfassung des Wesens der Sünde. Für Jesus gab es wie für die Propheten eigentlich nur eine Sünde gegenüber den gleichgewerteten Gebotübertretungen der Pharisäer und Schriftgelehrten: die Gottentfremdung. Alle andern sind nur Folgen dieser einen. Sie stellte er darum in ihrer ganzen Tiefe und Bedeutung ans Licht. Er erkannte sie allenthalben in seinen Zeitgenossen trotz aller raffinierten Frömmigkeit, und den handgreiflichsten Beweis dafür erfuhr er in dem Hasse, der ihm, dem Gottgesandten, begegnete. Darum gab er zur Erneuerung der Welt keine neuen Verbote und Sündenregister, sondern verlangte die Hinkehr zu Gott, den Glauben an sein Evangelium, das er in Gottes Namen der Welt brachte, wodurch sich die sittliche Erneuerung von selbst ergab.

Jesus war ebensowenig wie die Propheten ein Religions- und Sittenlehrer, sondern Heiland, Gotteshülfe für die verlorene Welt. Uns, die wir so viel in abgeblaßten Gedankengängen wandeln, überall nur Lehre und Weltanschauung sehen, ist es kaum verständlich, wie in der Heilszeit alles Realität, Wirken Gottes, wirkliches Geschehen war. Und doch beruht Jesu Bedeutung nicht darin, daß er alles das lehrte, wovon die Welt seit zwei Jahrtausenden zehrt, sondern darin, daß er es verwirklichte. Nicht eine Schule hat er gegründet, sondern ein neues gottgemäßes Leben in die Welt gebracht. Sündige Menschen hat er zu Kindern Gottes gemacht, neue Herzen geschaffen, eine große Heilsentwickelung begonnen. Er hat das Reich Gottes begründet, er selbst als der Eckstein.

Das alles aber konnte er nur kraft göttlicher Vollmacht. Ohne sie ist er eine Unmöglichkeit. Wenn schon Jesus als Lehrer als Produkt seiner Zeit und Umgebung unbegreiflich ist, so noch vielmehr als Heiland und Geisterneuerer. Nein, er hatte die göttliche Vollmacht. Wer sich mit Verständnis für den lebendigen Gott nur ein wenig unter den Eindruck seiner Person stellt, wie sie uns die Urkunden überliefern, der erfährt diese Gewißheit unmittelbar. Hat Jesus aber als göttlicher Bevollmächtigter das

genuine Israel wirklich zur Ausreife, der Propheten Sehnen zur Erfüllung gebracht, die alte Gottesoffenbarung völlig herbeigeführt, so ist er der Zukünftige, den die Propheten in wechselnder Gestalt geschaut haben, und für den das nachexilische Judentum den Namen Messias geprägt hat. In ihm ist Gott zu seinem Volke gekommen und hat die verheißene Welterneuerung begonnen.

So erfüllen sich die Verheißungen der Propheten in Jesus nach allen Seiten. Es gibt keinen verborgenen Keim und Trieb im Alten Testamente, der nicht von zeitgeschichtlichem Rankwerke befreit in dem Evangelium zu seiner Entfaltung käme, und keinen Gedanken Jesu, der nicht schon verborgen im Alten Testamente wurzelte. Das Alte Testament ist nur aus dem Neuen und das Neue Testament ist nur aus dem Alten zu verstehen. M.

Ein Brief an die Leser.

Das Jahr 1904 scheint es an sich zu haben. Nach der Katastrophe, die mich im Februar persönlich traf, traten Umwälzungen ein, deren persönliche und sachliche Tragweite noch nicht abzusehen ist. Das Ergebnis war, daß sich Dr. Chotzky von unserm gemeinsamen Unternehmen auf Schloß Mainberg löste und vorläufig auch aus der Mitarbeiterschaft an den Grünen Blättern ausschied.

Natürlich hatte sich das alles schon längere Zeit vorbereitet. Zunächst legte uns der geringe Besuch des Schlosses schon im vergangenen Sommer den Gedanken nahe, daß es möglicherweise zur Existenz und Lebensarbeit eines Mannes wie Chotzky nicht genügend Grundfläche biete. Für mich war es ja ein großes Nebenher. Meine eigentliche Arbeit waren die Vorträge und was sich daraus ergab. Chotzky aber erwartete vom Schlosse ausreichenden Unterhalt und eine ausfüllende und befriedigende Lebensarbeit. Beides

war aber auch für die Zukunft nicht zu erwarten. Damit hing zusammen, daß ihn sein Dasein hier auch innerlich nicht befriedigte. Kein Wunder, daß ihm unter diesen Umständen auch die Idee selbst, die ich mit der Freistatt auf dem Schlosse zu verwirklichen suche, in ihrem Werte fragwürdig wurde. Daraus ergab sich der innere Drang, sich ganz von hier loszulösen und selbständig die eigene Spur zu suchen. So verabredeten wir denn bereits im Frühjahr, uns mit Ende dieses Jahres zu trennen. Schließlich kam es dann viel schneller, als wir dachten, so daß Chotzky bereits Mitte Juli Schloß Mainberg verließ.

Damit hängt zunächst sein Ausscheiden aus der Mitarbeit an den Grünen Blättern gar nicht zusammen. Es stand schon lange bevor (vgl. 4. Bd. S. 235), war vorigen Sommer bereits ernstlich in Frage und wurde damals nur bis zum Abschluß des 7. Bandes vorläufig vertagt. Ob es definitiv sein wird, wissen wir beide nicht. Das hängt ja vor allem auch davon ab, wie lange die Blätter überhaupt noch existieren werden. Jedenfalls empfindet Chotzky jetzt das dringende Bedürfnis, sich bis auf weiteres einmal ganz auf sich selbst zurückzuziehen und durchaus den eigenen Weg zu gehen. Ich kann das gut verstehen und bin überzeugt, daß es für ihn das Richtige ist, so sehr ich bedaure, daß damit eine jahrelange Gemeinschaft der Arbeit gelöst wird.

Damit bin ich ziemlich unerwartet in eine ganz neue Lage mit außerordentlichen Schwierigkeiten und schweren Aufgaben geraten. Es ist ein abenteuerliches Wagnis und ohne heißes Gedränge wird es nicht abgehen, wenn ich nun alles allein zu bewältigen versuche. Aber es hat natürlich gerade deshalb einen ungeheuren Reiz für mich, und wer mich kennt, kann sich denken, welch Hochgefühl und Leidenschaft des Lebens das alles in mir auslöst, und mit welcher innern Spannung und unbändigen Lust ich mich darauf gestürzt habe, um es zu bewältigen.

Ich wage es also, das Schloßunternehmen allein auf meine Schultern zu nehmen und es so lange weiterzuführen, als es Lebenswert hat. Gewiß ist es durch Chotzkys Ausscheiden etwas Andres

geworden: es hat einen persönlichen Brennpunkt verloren. Aber dadurch wird seine Idee nicht wesentlich beeinträchtigt. Denn es war ja von vornherein nicht auf uns beide gestellt, sondern auf das gemeinschaftliche Leben der Gäste unter einander, nicht auf persönliche Abhängigkeit, sondern auf persönliche Selbständigkeit. Deshalb habe ich mich von Anfang an bewußt zurückgehalten, und jede absichtliche Beeinflussung der Gäste liegt mir fern. Ich möchte nur anregen und helfen, wo es der Hilfe bedarf, im übrigen aber nur der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht sein. Die Gäste sollen vor allem hier die Kraft gemeinschaftlichen Lebens und die Erfrischung durch den Verkehr mit Weggenossen kennen lernen und sich daran stärken und erholen für die verschiedenen Lebenswege.

Das hat auch dieser Sommer vielen gebracht. Es ging ein großer befreiender Zug jugendfrischen Lebens durch die ganze Gesellschaft. Fast jede Woche war das Leben anders je nach der Zusammensetzung der Bewohner, aber der Pulsschlag blieb derselbe. Es war eine Freude zu sehen, wie glücklich sich alle auf der freien Höhe des Schlosses fühlten. Trotz der unglaublich großen Verschiedenheit der Weltanschauungen und Lebensauffassungen, der Konfessionen und Richtungen, der Berufe und Stände gewannen die meisten bald lebhafte persönliche Fühlung unter einander. Ich habe erst ein Mal, dann auf Wunsch zwei Mal wöchentlich eine Rede Jesu nach Lucas verdeutscht und vergegenwärtigt. und zwei bis drei Mal wöchentlich freie Besprechungen über Fragen zumeist des praktischen persönlichen Lebens, die mich oder die Gäste beschäftigten, eingeleitet. Der Besuch war viel besser als im vorigen Jahr. In der ersten Hälfte des Juli waren es allerdings nur durchschnittlich 15—20 Gäste täglich, aber dann wurde es immer voller, und die ersten drei Augustwochen war das Schloß überfüllt. Dann nahm es wieder ab, aber hielt sich doch auf der Höhe von durchschnittlich 35 Gästen täglich.

Am 15. September wurde dies Jahr bereits geschlossen; vor allem weil dieser Termin das Äußerste war, was ich diesmal an Zeit dem Schlosse widmen konnte. Ich war ja gar nicht darauf

gefaßt, daß ich diesen Sommer alles allein tun müßte und hatte mir deshalb Arbeiten vorgenommen, die dann vorläufig liegen blieben, aber jetzt unbedingt erledigt werden müssen. Deshalb werde ich vorerst auch keine Vorträge halten, sondern erst Ende November und nur ganz wenige: am 21. 25. 28. November und 5. Dezember in Berlin (wieder im Saale der Hochschule für Musik am Bahnhof Zoologischer Garten) und am 22. 24. 29. November und 3. Dezember in Hannover (wieder im Saale der hohen Schulen am Georgsplatz), dazwischen vielleicht noch einige in Hamburg. Näheres bringen seiner Zeit die Prospekte, die an unsere Adressen versandt werden.

Auch die Blätter zur Pflege persönlichen Lebens denke ich allein weiter zu führen und zwar so lange, als ich noch etwas zu sagen habe. Dann können sie ja ruhig eingehen. Aber vorläufig quält mich noch die Fülle des Stoffs. Ja jetzt eigentlich mehr denn je. Meine Vorträge sind in den letzten zwei Jahren wesentlich anders geworden: die Fragen der Weltanschauung sind mehr und mehr in den Hintergrund getreten und die Fragen des praktischen Lebens und persönlichen Werdens immer mehr in den Vordergrund. Je weniger ich mich aber in Zukunft an dem Kampfe um die Weltanschauung beteiligen werde, um so mehr habe ich das Bedürfnis, die Ergebnisse meiner Beschäftigung mit seinen Problemen für den Kreis meiner Hörer und Leser ebenso wie für mich selbst festzustellen und damit einen gewissen Abschluß zu gewinnen, soweit das bei unsrer fortscheitenden geistigen Entwicklung möglich ist. Das soll dann in den Blättern so knapp und einfach, als es möglich ist, geschehen.

Dazu werden die Blätter dann weiter vor allem der Behandlung praktischer Lebensfragen gewidmet sein. Neben dem Frauenbuch und den Aufsätzen über Erziehung haben vor allem die über Trauer und Furcht gezeigt, daß das Bedürfnis nach Orientierung über das Leben viel dringlicher ist als über die Anschauung. Denn vielen ist dadurch wirklich vorwärts geholfen worden.

Am lebhaftesten aber scheint mir das Verlangen nach Ein-

führung in das Verständnis der Evangelien zu sein, wie mir meine Vorträge über: „Die Bergpredigt, verdeutscht und vergegenwärtigt" zu meiner Überraschung gezeigt haben. Deshalb sollen die Blätter auch diesem Interesse in Zukunft dienen. Wird sich der Inhalt der Blätter künftig nach diesen drei Richtungen entfalten, so wird seine Mannigfaltigkeit hoffentlich einigermaßen ersetzen, was ihnen an Reiz durch den Wegfall der persönlichen und schriftstellerischen Eigentümlichkeit Chotzkys verloren geht. Viel werden sie meines Erachtens auch in Zukunft den Anregungen verdanken, die das geistige Leben auf dem Schlosse nach diesen drei Seiten bietet, und schon die nächsten Hefte werden eine Anzahl Früchte des vergangenen Sommers bringen.

Neben Schloß und Blättern auch noch Vorträge zu halten, wird natürlich nur durchführbar sein, wenn ich mich sonst nach Möglichkeit entlaste. Der erste Schritt dazu ist bereits damit geschehen, daß ich den buchhändlerischen Selbstverlag, der mir viel Arbeit machte, aufgegeben habe. Nur die Expedition der Zeitschrift und den Vertrieb der Bände der Blätter, die nicht im Buchhandel erschienen, sondern nur als Manuskript gedruckt sind (3—7), hat der Verlag der Grünen Blätter in Leipzig beibehalten. Mein Frauenbuch und die beiden ersten Bände der Blätter zur Pflege persönlichen Lebens sind in den Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung (Oskar Beck) in München, Der Weg zum Vater von Chotzky in den der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig übergegangen. Diese vier Bücher sind in Zukunft nicht mehr vom Verlag der Grünen Blätter, sondern nur noch durch den Buchhandel zu beziehen, und die Leser werden gebeten, sich ihretwegen im Bedarfsfalle an ihre Ortsbuchhändler wenden zu wollen. Wir haben die Hoffnung, daß diese dadurch veranlaßt werden, sich auch sonst für unsere Bücher zu interessieren, und ihnen damit den Weg in weitere Kreise bahnen helfen, wenn auch der wirksamste Weg immer die persönliche Verbreitung von Mensch zu Mensch sein wird. Wohin die dringt und wie sie wirkt, darüber habe ich diesen Sommer interessante Beobachtungen gemacht, denn ich habe

mich fast bei jedem Gaste erkundigt, wie er zu den Grünen Blättern gekommen ist.

Aber wie auch das Schicksal der Blätter sich gestalten mag, sie haben selbst ja keinen Wert an und für sich, sondern allein das persönliche Leben der Menschen: darauf allein kommt es an, das möge wachsen, blühen und Früchte bringen!

Mainberg, am 22. September 1904.

Johannes Müller.



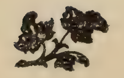
zur

Pflege persönlichen Lebens

von

Dr. Johannes Müller

Achter Band



Schloß Mainberg
Verlag der Grünen Blätter
1905

Druck von Hartmann & Wolf in Leipzig.

> Mit wahrhaft Gleichgesinnten kann man sich auf die Länge nicht entzweien, man findet sich immer wider einmal zusammen; mit eigentlich Widergesinnten versucht man umsonst Einigkeit zu halten es bricht immer einmal wieder auseinander.
>
> Goethe.

Vorbemerkung.

Die Blätter zur Pflege persönlichen Lebens erscheinen jährlich vier Mal. Sie sind nicht durch den Buchhandel, sondern nur direkt von dem

Verlag der Grünen Blätter in Mainberg bei Schonungen (Unterfranken)

zu beziehen, wohin alle Bestellungen und Zahlungen erbeten werden. Der Nachdruck und die Übersetzung ihres Inhalts bedarf der ausdrücklichen Erlaubnis des Verfassers: Dr. Johannes Müller in Mainberg bei Schonungen (Unterfranken).

Der Preis für einen Jahrgang beträgt für Deutschland (incl. Porto) 3,40 Mk., Österreich-Ungarn 4 Kr., Niederland 2,30 G., Rußland 2 R., Schweiz, Frankreich u. s. w. $4^1/_2$ Fr., England 4 sh., Amerika 1 Dollar, Dänemark, Norwegen und Schweden $3^1/_2$ Kr. Gebundene Exemplare sind für 4,30 (Ausland 5) Mk., Prospekte gratis zu haben. Die bisher erschienenen Bände können jederzeit noch bezogen werden.

Der 1. und 2. Band ist in seiner 3. bez. 2. Auflage im Buchhandel erschienen (Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung Oskar Beck in München) und nur noch auf buchhändlerischem Wege zu beziehen (broch. 4 Mk., geb. 5 Mk.).

Inhalt.

Seite
Drei Versuchungen 1
Der Andere, eine Unterhaltung auf Schloß Mainberg 22
Gedanken über das Taktgefühl 42
Zum Nachdenken 59
Aus Briefen. 61
1. An einen jungen Mann S. 61 — 2. An eine schwer leidende Mutter S. 63.
Lebensbahnen 65
Sentimentales und heroisches Verständnis der Evangelien 85
Jesus in Nazareth 92
In der Nacht, Nachklänge eines Gesprächs 105
Ein ernstes Wort über Schloß Mainberg 112
An eine Katholikin 115
Die Frage nach Gott. 117
Wie ich es sehe 121
Über persönlichen Verkehr und Freundschaft zwischen Mann und Frau 127
Vom Gebet 150
1. Was Gebet ist S. 161 — 2. Ob Gott Gebete erhört S. 166 — 3. Wie uns Gott erhört S. 175 — 4. Was wir bitten sollen S. 178.
Das Vergängliche und das Bleibende im Christentum 181
1. Das Wesen des Christentums S. 185 — 2. Das Bleibende im Christentum S. 189 — 3. Das Vergängliche im Christentum S. 192 — 4. Der Nutzen und Schaden des Vergänglichen im Christentum S. 199 — 5. Unsre Stellung zum Vergänglichen im Christentum S. 214.
Oratio pro domo („Rede für das Haus"), den ehemaligen und den zukünftigen Gästen von Schloß Mainberg gewidmet 223
Aus Briefen 242
1. An einen jung verheirateten Mann S. 242 — 2. An ein junges Mädchen S. 243.

Die Kopfleisten zeichnete Erich Kuithan.



Drei Versuchungen.

Wir Suchenden von heute sind ausgezogen, um eine neue Art von Leben zu gewinnen, und meinen, daß damit erst der wahre Mensch in Erscheinung treten wird. Denn wir sind davon durchdrungen, daß wir noch nicht sind, was wir sein werden, sondern untermenschliche Existenzen, Übergangsformen, chaotische Aggregate, die ihrer Schöpfung zum Leben harren.

Der Ausdruck für unsere Ahnungen und Sehnsüchte ist persönliches Leben. Es ist schwer zu sagen, worin es besteht. Wir können es nicht definieren, sondern nur erleben und nur zur Klarheit darüber kommen, wenn wir es erlangen. Aber das beunruhigt uns nicht, denn wir wissen, daß es so sein muß: erst das Erleben, dann das Erkennen. Die große Frage, die uns bewegt, ist vielmehr, wie wir dazu kommen.

Wir sind uns in unserm dunklen Drange nach der Wahrheit des Menschen durchaus nicht des rechten Wegs bewußt, sondern suchen ratlos nach einer Spur, die uns in das Neuland menschlichen Seins führen könnte. Deshalb ist es für uns eine Erlösung ohne Gleichen, daß wir in Jesus einen Führer gefunden haben, der den Weg weiß, und daß wir uns ihm rückhaltlos anvertrauen dürfen, weil er

der Meister des neuen Lebens ist, in dem die Wahrheit des Menschen Gestalt gewonnen hat. Mit Hilfe der Richtpunkte, die er uns gibt, kann sich jeder über die besondere Lebensspur orientieren, die er für sich in seiner Weise gehen muß, will er vorwärts kommen dem Ziele zu. In seinen Worten entdecken wir die ewigen unverrückbaren Naturgesetze menschlichen Wesens und Werdens, die Grundordnungen der Menschwerdung.

Aber auch wenn wir diese Richtlinien fest im Auge behalten, ist die Not der Unsicherheit noch keineswegs überwunden. Ja unsere Lebensversuche zeigen uns, daß wir ganz elend scheitern können. Es fallen uns Möglichkeiten der Bewegung in die Augen, die uns vorwärts zu führen scheinen, in Wahrheit aber auf Abwege bringen. Wenige sind es, die den rechten Weg finden, so deutlich er uns auch gezeigt ist. Es ist eine ganz unscheinbare Lebensspur, die wir über den augenfälligen Pfaden, die scheinbar die wahre Richtung innehalten, nur zu leicht übersehen.

Auch Jesus sah hier Abwege, als er sinnend vor der Aufgabe stand, der Menschwerdung Bahn zu brechen, aber er erkannte sie sofort als Versuchungen und wandte sich von ihnen ab. Gewiß handelte es sich dabei für ihn nicht um das Problem, die Wahrheit seiner selbst zu gewinnen, das war für ihn gelöst, sondern um das allgemeine Werden wahrhaftigen Lebens in der Menschheit. Aber die Versuchungen, die hier alles Keimen zu Grunde gehen lassen, wenn man sich von ihnen verführen läßt, drohen auch jedem Einzelnen, wenn er für sich seine Lebensspur sucht. Die Abwege sind hier wie dort dieselben, und ich glaube, Jesus durchschaute sie nur deshalb sofort als Verirrungen, weil sie seinem eigenen Werdegange fremdartig waren.

Deshalb wollen wir uns von ihm über diese Irrgänge aufklären lassen, daß wir nicht ahnungslos darauf geraten und uns dann hoffnungslos verlaufen.

1.

Jesus wurde nach der Taufe am Jordan vom Geist in die Wüste geführt, augenscheinlich zur Selbstbesinnung über seinen Beruf,

der ihm geoffenbart worden war. Da traten allerlei Versuchungen an ihn heran über die Mittel und Wege, ihn durchzuführen. Der Versucher sagte zu ihm, als ihn nach langem Fasten hungerte: „Bist du Gottes Sohn, so sprich, daß diese Steine Brot werden". War der Gedanke nicht sehr nahe liegend, sobald die Empfindung des Hungers das Bewußtsein seiner außerordentlichen Stellung berührte, seine Vollmacht zu benutzen, um sich auf wunderbare Weise aus der augenblicklichen Notlage zu befreien? Aber Jesus lehnte die Zumutung mit den Worten ab: „Der Mensch lebt nicht von Brot allein, sondern von jedem Wort, das von Gott ausgeht."

Wer kennt nicht diese Versuchung! Es braucht ein Mensch nur das oberflächlichste Bewußtsein einer Beziehung zu Gott zu haben, so hört er sofort ihre Stimme: Wenn es einen Gott gibt, wenn Gott dein Vater ist, so muß er dir aus deiner Not helfen, die dich quält. Wenn jemand arm ist, so meint er gleich um Geld bitten zu dürfen, ist er krank, um Heilung, ist er einer Anforderung des Lebens nicht gewachsen, um einen Überschwang von Kraft, steht er vor einem Hindernis, dann soll es verschwinden, seufzt er unter einer Last, so soll sie von ihm genommen werden. Kurz, alles was peinlich empfunden wird, soll dann gleich weggehen. Man weiß nicht wie, aber man erwartet es auf wunderbare Weise. Die meisten Menschen erliegen dieser Versuchung. Könnte man sich einmal die Gebete der Christen, die tagtäglich den Himmel stürmen, vergegenwärtigen, ich glaube, es würde sich in trauriger Monotonie immer um dasselbe handeln, um Hilfe aus augenblicklicher Not oder Unannehmlichkeit des Lebens. Man denkt nur an sich und will die Fühlung mit Gott egoistisch ausnutzen. Das ist der gemeine Grundzug in der Erhebung der Seele. Man hat nicht das große Ziel im Auge, sondern das eigene Wohlergehen. Man dreht sich nicht um Gott, sondern um sich selbst. Man ist nicht objektiv, sondern subjektiv gerichtet.

Oder entkleiden wir einmal die Verkehrtheit von der religiösen Form: Es gibt viele Suchende und Strebende, aber sie suchen nicht

die Wahrheit, sondern das Glück. Es liegt ihnen weniger an der Entfaltung und Bildung ihrer Persönlichkeit, als an ihrem Wohlbefinden; nicht daran, das Leben zu meistern, sondern eine geruhesame Fahrt bei schönem Wetter zu haben; nicht daran, ihre Bestimmung zu erfüllen, sondern das Leben angenehm zu verbringen. Und auch, wenn sie sich für Pflege persönlichen Lebens interessieren, so möchten sie die Lebenskunst, die sie hier lernen, möglichst für die andringenden Nöte des Tages ausnutzen und den Leiden auf diese Weise tunlichst entgehen. Sie wollen vor allem Rezepte für ihre kleinen Schmerzen und Gebrechen und beurteilen alles danach, ob es für diesen Hausgebrauch verwendet werden kann.

Vielleicht werden manche erstaunt fragen: Ja höre ich recht, das soll verkehrt sein? Das ist ja der einzige Grund warum wir uns um Religion kümmern, warum wir leben lernen wollen! Sie erliegen ahnungslos der Versuchung. Andere werden sich darüber schämen, aber es für unmenschlich erklären, daß man nicht alles in erster Linie für die augenblicklichen Bedürfnisse in Betracht ziehe. Doch die Einwände bestätigen nur, wie nahe uns allen diese Versuchung liegt, und trotzdem bleibt eine solche Ausbeutung ein Mißbrauch, der unsrer Beschränktheit und Oberflächlichkeit entspringt.

Jesu Antwort zeigt aber, daß er die Versuchung tiefer faßte. Wie wir durch unsre persönlichen Erlebnisse hindurch in die Tiefe des allgemeinen Menschenloses blicken, so schaute er der Anfechtung, die an ihn herantrat, über die augenblickliche persönliche Beziehung hinweg auf den Grund ihrer allgemeinen Bedeutung und stellte der äußerlich oberflächlichen und egoistisch beschränkten Willkür, die eingerissen war, die Ordnung entgegen, die uns eigentümlich ist und zur Geltung kommen soll: Der Mensch lebt nicht von Brot allein, sondern von jeder Lebensäußerung Gottes.

Jesus weist uns mit diesem alttestamentlichen Worte, dem er einen tieferen Sinn verleiht, darauf hin, daß wir durchaus nicht von den Daseinsmitteln abhängig sind, sondern im Grunde unsers Wesens und in der Tiefe unsers eigentlichen Lebens darüber stehen. In uns lebt etwas, was zu seiner Existenz, zu seinem Wohle, zu

seiner Bestimmung nicht auf bestimmte Güter und Verhältnisse angewiesen ist, und unser persönliches Leben beginnt erst dann, wenn wir uns von ihrem beherrschenden Einfluß emancipieren und unsre eingeborene Überlegenheit entfalten.

Es ist in uns etwas von der Überlegenheit des Schöpfers über die Elemente und Gebilde seiner Schöpfung. Sie stammt und wächst aber auch nur aus der Fühlung mit ihm. Deshalb muß der Mensch, wenn er in Wahrheit leben will, seine Lebenskräfte aus ewigen Quellen schöpfen. Die Lebensäußerungen Gottes, die in allem Geschehen walten, sind ihm Lebensreize und Nahrungsgehalt, sobald er ihrer inne wird und sie in sich aufnimmt, ihnen Folge gibt und sie in eigenes Leben umsetzt. Der Mensch lebt nicht allein von den Verhältnissen und Ereignissen seines Lebens, sondern von dem, was dahinter liegt und darin waltet. Denn durch alles das spricht Gott zu ihm. Nur so weit er das versteht und davon lebt, lebt er eigentlich und wirklich.

Diese Ordnung gilt aber nicht allein für das aufnehmende, sondern ebenso für das auswirkende Leben: Der Mensch lebt nicht nur zur Befriedigung seiner Bedürfnisse, zur Beseitigung peinlicher Schwierigkeiten, zur Hebung seiner Nöte, sondern zur Erfüllung der göttlichen Bestimmung, die in ihm liegt, und des göttlichen Willens, der ihm kund wird. „Sorget nicht, sondern trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und ihm gemäß zu werden, so wird euch alles andere zufallen". So leuchtet uns aus diesem Worte Jesu schon das Evangelium entgegen von dem wahren Leben, das wir von ihm haben sollen.

Dieser Grundsatz bedeutet eine vollständige Umwälzung in der Stellung des Menschen zu allen Dingen, in seiner Weltanschauung und Lebensführung. Die herkömmliche Meinung ist, daß er ein Produkt seiner Verhältnisse ist und die Menschheit nur durch Änderungen in ihrem Gedinge höher kommen kann, daß unser Glück von unserm Schicksal abhängt, und wir unser Geschick nicht in unsrer Hand haben.

Das ist aber nur der Eindruck der Oberfläche und gilt in

Wahrheit nur von den vegetierenden Wesen. Der Mensch dagegen, der mit dem Fühlung gewinnt, was dahinter liegt, und auf Grund der positiven Lebenskräfte, die in allem walten, lebt, der wird das Gebilde, das sein persönliches Leben schafft, der meistert die Umstände, und schafft sich die Verhältnisse, der nimmt sein Leben selbst in die Hand und wird seines Glückes Schmied. Nur durch einen Aufschwung dieses eigentlichen menschlichen Lebens kann die Menschheit wesentlich vorwärts kommen, alle andern Fortschritte liegen auf der Oberfläche und sind für ihr Schicksal ohne Belang.

In dem Menschen, der zunächst nur ein Produkt der Faktoren ist, die ihn hervorbrachten und auf ihn einwirkten, liegt also eine Bestimmung und Vollmacht, zunächst nur keimhaft wie ein Punkt, kraft deren er imstande ist, die Welt der Verhältnisse, die ihn schuf, aus den Angeln zu heben und sich daraus seine eigene Welt zu schaffen und sie zu bewirtschaften. Nur muß sein Selbst, das zunächst brach liegt wie eine ruhende Kraft, durch die persönliche Fühlung mit der Lebensmacht des Alls zur Entfaltung seiner Überlegenheit und schöpferischen Kraft kommen. Aus dem Zufallsprodukt der Natur und der Verhältnisse zur weltüberlegenen, in Bildung und Leben innerlich notwendigen schöpferischen Persönlichkeit, die nach dem Ziele der Menschheit ringt, das ist die Linie aus der Tiefe zur Höhe des Menschen.

Mit dieser Parole tritt Jesus in das Schiff unsers Lebens hinein, das wir bis dahin von der allgemeinen Strömnng treiben ließen und nur ängstlich zwischen den drohenden Fährlichkeiten hindurch steuerten, greift in die Speichen des Steuerrades, kehrt es vollständig um und zeigt uns einen ganz neuen Kurs, den wir einhalten müssen, um vorwärts zu kommen. Inhalt, Angelpunkt und Zweck unsers Lebens ruht nicht im äußeren Dasein und Befinden, sondern im persönlichen Leben und Werden, das aus göttlichen Tiefen quillt.

Daraus ergibt sich, daß nichts in der Welt, weder Dinge noch Verhältnisse noch Ereignisse eine unabhängige Bedeutung besitzen. Es gibt nichts, was an sich gut oder böse, nützlich oder schädlich

wäre und immer sein müßte: weder Reichtum noch Armut, weder Einsamkeit noch Krankheit, weder Glücksfülle noch Gefahren, weder Schicksalsschläge noch gute Tage, weder Anfechtung noch helfende Liebe. Das ist alles an sich ganz indifferent und gewinnt seine Bedeutung für uns erst durch leben und die Wirkung, die es damit erhält: dadurch, wie wir es auffassen und uns dazu stellen, wie wir es erleben, anwenden, ausnutzen. Dadurch geben wir ihm erst den Lebenswert, und es liegt in unsrer Hand, welchen wir ihm geben. Geben wir ihm keinen, so hat es keinen für uns. Dann schadet uns nur alles, dann leiden wir immer unter dem Leben, wenn wir uns auch zeitweise sehr wohl dabei fühlen.

Dagegen schöpfen wir aus allem Geschehen und Verhältnissen Leben und Gedeihen, Jugendkraft und seelische Spannung, wenn wir auf Grund unsrer Fühlung mit Gott in allem seine Lebensschwingungen und Willensäußerungen verspüren und damit bewußt aus allen Dingen, Umständen und Ereignissen Lebenskräfte schlagen und Lebensmittel heben. Dann verstehen wir den Sinn des Geschehens. Das Geschiebe wird zum Gefüge, und unser Handeln zum Wirken göttlicher Lebenszellen. Dann merken wir die Ziele. Das zwecklose Treiben gewinnt eine einheitliche Richtung. Wir werden in unserm Handeln der inneren Notwendigkeit gerecht, die sich offenbaren will.

Es liegt also im praktischen Leben genau so, wie im theoretischen Erkennen: wir kennen gar nicht die Dinge an und für sich, sondern wie sie uns erscheinen. Wie sie aber uns erscheinen und auf uns wirken, hängt davon ab, wie wir sie ansehen, und welche Stellung wir zu ihnen einnehmen. Das rechte Lebensverhältnis gewinnen wir aber erst zu ihnen, wenn wir sie nur als Erscheinungen des großen Lebensstroms anschauen, der aus göttlichen Tiefen quillt: dann leben wir von ihnen als von Äußerungen Gottes.

Aus diesem Kurs geraten wir heraus und werden aus der Strömung der Tiefe in die treibende Flut der Oberfläche gerissen, die uns zu Grunde gehen läßt, sobald wir uns von irgend etwas verführen lassen, sei es etwas scheinbar Gutes oder etwas scheinbar

Schlechtes, etwa Reichtum oder Armut, Gesundheit oder Krankheit, ihm eine selbständige Bedeutung zuzugestehen. Sobald wir sagen, das Geld ist wertvoll oder die Armut ist ein Unglück, und uns demgemäß verhalten, sind wir schon verloren: dann geraten wir sofort unnachsichtlich unter die Herschaft der Dinge, deren Selbstständigkeit wir anerkannten. Denn es gibt nichts Drittes. Entweder wir sind die Herren, dann geben wir erst allem seinen Lebenswert, oder wir schreiben den Dingen eine unabhängige Bedeutung zu, damit unterwerfen wir uns ihnen. In Wahrheit, ursprünglich, eingeboren können wir aber nur herrschen als Kinder Gottes, wenn wir allem die Bedeutung geben, die er ihm jeweilig für uns verleiht, sonst gibt es nur eine despotische Willkür aufrührerischer Sklaven, die in sinnlosen Verirrungen alles zu Grunde richtet.

Es kommt darauf an, daß wir das ganz konkret lebendig aus dem Leben heraus verstehen, damit wir wissen, worum es sich handelt, daß wir nicht meinen, wir verfolgen den rechten Kurs und werden doch dabei ganz in die Irre getrieben. Sonst erliegen wir den Versuchungen, die uns verführen wollen. Theoretisch wird das ja alles kaum einem etwas Neues sein, aber praktisch glaube ich den meisten. Wir werden z. B. der Anfechtung, der wir übrigens, so lange wir leben und erleben, immer ausgesetzt sind, erliegen, sobald wir uns durch irgend etwas ins Boxhorn jagen lassen, sei es Unglück, Verluste oder Krankheit. Denn die Verwirrung ist nur ein Zeichen, daß uns die Zügel der Herrschaft entglitten sind, daß wir ohne weiteres dem erschreckenden Ereignis eine selbständige Bedeutung zuerkannt haben. Aber wir allein nur können es uns zu einem Verhängnis machen. An sich ist es das nicht. Dasselbe gilt aber auch, wenn wir über ein unerwartetes „Glück“, sei es eine reiche Erbschaft oder ein ehrenvoller Ruf oder ein großer Erfolg, außer uns geraten, oder über einer schweren Aufgabe oder Schwierigkeit die Fassung verlieren. Natürlich haben auch alle den Kurs verloren und treiben abwärts dahin, die trauern, sich fürchten oder sorgen, deren Glück oder Sehnsucht in Verhältnissen, Ansehen und Gütern besteht. Alle die sind zweifellos für jeden, dem der Blick für die

Vorgänge, wie sie wirklich sind, und für das, was dahinter liegt, aufgegangen ist, ganz von Sinnen. Denn sie nehmen die Erscheinung für das Wesentliche. Sie haben keinen Sinn für das Eigentliche, worauf es ankommt: die Lebensäußerung Gottes, die darin waltet und sie in Anspruch nimmt. Sie ahnen nicht, was den Ausschlag giebt: ihre persönliche Haltung, die sie dazu einnehmen.

Das sollen sich alle die gesagt sein lassen, die über ihre Verhältnisse klagen und meinen, sie könnten nur vorwärts kommen, wenn sie heraus kämen, die glauben, in pekuniärer Not verkomme ihr persönliches Leben, die verzweifeln, wenn sie krank werden, weil sie nun nicht mehr ihre Lebensaufgabe erfüllen könnten — als ob ihnen nicht damit deutlich genug eine andere Lebensaufgabe als die vornehmste gestellt würde. Aber diese Versuchung erscheint in wunderlichen Gestalten, und jeder wird sie in seinem Leben in ganz eigenartiger Weise auftreten sehen, oder ihr auch ahnungslos erliegen. Du widerstehst vielleicht allen Anfechtungen, für die dir der Blick aufgegangen ist, aber läßt dich unausgesetzt von denen verführen, von denen du befangen bist. Du läßt fallen und laufen, was sich nicht halten läßt und kannst immer auch anders, wenn es sein muß, aber du leidest unter Enttäuschungen, oder dein Leben gründet sich auf deinen Besitz, dein Bewußtsein auf deine Lebensstellung, du gehst so in der Arbeit auf, daß du die Ansprüche des tagtäglichen Lebens, die nach dir verlangen, nicht einmal bemerkst, du schreibst mir aus deiner Überbürdung von Pflichten heraus: „Ich lebe nicht, sondern ich werde gelebt; lieber Freund, wir müssen ein jeder unser Joch tragen und unser Schicksal erfüllen", und merkst nicht einmal, welch' aufgeblasene Nichtse du zu Tyrannen erhoben hast, ahnst gar nicht, wie du der Versuchung erlegen bist.

Wie gewinnen wir aber den Kurs neuen Lebens und wie halten wir ihn fest? Das ist sehr einfach. Es ist ja keine besondere Leistung nötig: wir brauchen nur der Richtschnur zu folgen, die uns das Wort Jesu gibt. Sieh deine Verhältnisse an, ob sie dich leben oder du sie, und bewältige sie dann, gehe ihnen auf den göttlichen Grund und bringe seinen Willen zum Leben zu Tage, der darin

verborgen liegt. Merke in allem auf die Lebenswinke Gottes und erfülle sie. Frage dich, was die treibende Kraft deines Lebens ist, Interessen, Güter, Ideale, Wohlbefinden u. s. w., oder die tiefe Unruhe des Suchens, in der dir die Lebensschwingungen Gottes zur Empfindung kommen. Es darf uns nichts begegnen, wo wir nicht fragten: was will das, was soll das nach dem tiefen Sinne des Seins? Dadurch wird unser Leben aus einer oberflächlichen Reibung mit dem Geschehen eine schöpferische Bewegung aus der Fühlung unsres Selbst mit der väterlichen Macht Gottes. Ohne den lebendigen Kontakt zwischen dem Metaphysischen in uns und dem Metaphysischen in allem Sein und und Geschehen kommen weder wir noch Gott im Leben zur Geltung.

Sind wir so weit, so haben wir die Vollmacht zu leben gewonnen. Haben wir sie aber, so dürfen wir sie nicht im Dienste der Dinge, Zustände und Mächte mißbrauchen, denen wir jede selbständige Bedeutung abgesprochen haben. Dieser Versuchung wäre Jesus erlegen, wenn er seine Macht benutzt hätte, um seinen Hunger zu stillen. Er hätte dazu ja gar keine Wunder zu tun brauchen, es hätte genügt, dem Hunger eine entscheidende Bedeutung einzuräumen, dann hätte der Versucher gesiegt. Diese Versuchung ist aber allgemein. Durch die rechte Stellung zu dem Geschehen wird unsere Lebensfähigkeit ganz ungeheuer gesteigert. Da liegt es dann nur zu nahe, sie zu verwenden, um unsre kleinen und großen Nöte und Schmerzen zu heben, um unser Glück zu bereiten und uns das Leben behaglich zu machen, um irgend eine staunenswerte Leistung hervorzubringen oder den Menschenbeglücker zu spielen. Damit geraten wir wieder in die Überschätzung der Erscheinungen, werden von ihnen verführt und befangen.

Das darf also keinesfalls geschehen. Wir sollen unser Leben führen, und das muß objektiv, unparteiisch, uninteressiert nach den Tendenzen geschehen, die uns als Willensäußerungen Gottes aus unserm Erleben aufgehen und uns durch unser persönliches Leben und Werden klar werden. Davon darf uns kein verführerischer Reiz von etwas Großem und Wertvollem und keine Rücksicht auf

unser augenblickliches Behagen abbringen. Wir dürfen unsre Lebenskräfte nicht zur Befriedigung scheinbarer Bedürfnisse mißbrauchen nnd das Ewige zu Gunsten des Vergänglichen ausbeuten. Das geschähe aber, wenn wir gleich alles daran setzten, um Not, Krankheit, schwierige Lebenslagen und Aufgaben zu beseitigen, statt sie zu ertragen und zu erledigen. Dann geständen wir ihnen ja eine selbständige Bedeutung zu und erkennten sie als etwas Unheilvolles an; dann brächten wir uns um die Offenbarungen göttlichen Lebens, das wir erschließen sollen, und vereitelten die Aufgaben, die sie für uns enthalten, und gingen damit der Lebenswerte und Mittel verlustig, die sie für uns haben; dann würden wir das große Ziel aus dem Auge verlieren und durch Unwesentliches abgezogen werden, um uns darin zu erschöpfen, statt Wesentliches zu schaffen.

Ja aber sollen denn alle die Mißstände des allgemeinen Lebens und die Nöte des persönlichen bestehen bleiben? Keineswegs. Jesus sagt nicht: Der Mensch lebt allein von Lebensäußerungen Gottes. Er braucht auch Gesundheit, Nahrung, Kleidung, freie Bewegung, Muße, Menschen und vieles andere. Aber er soll nichts wegwerfen oder beseitigen, ehe er nicht den lebendigen Nahrungswert vollständig in sich aufgenommen hat, den es für ihn hat, er soll kein Unheil in die Vergangenheit versinken lassen oder sich einem anderen entziehen, bis es ihm die Herrlichkeit Gottes darin offenbart hat. Ferner: bestimmen soll uns dabei nicht unsre egoistische Beschränktheit, unser erbärmliches Behagen, unsre kleinen Interessen, sondern unsre Bestimmung. Was unser Leben im eigentlichen Sinne nach dem neuen Kurs hemmt, schädigt, zerstört, das soll beseitigt werden und verschwinden. Was es aber fördert, beschwingt, erhebt, und wären es körperliche Schmerzen oder seelische Qual, das soll so lange bleiben und wirken, als es uns belebt. Und endlich: die Lösung der Nöte soll sich organisch, von innen heraus vollziehen. Wir dürfen nicht die schmerzenden Symptome kurieren und die Krankheit selbst weiter zehren lassen, sondern sollen das Leben schaffen, was alles Krankhafte austreibt, alle Hemmungen sprengt, alle Nöte löst, alle Spannungen und Unvollkommenheiten zur Erfüllung bringt.

So hat es auch Jesus gehalten. Er ist sein ganzes Leben lang nicht von der Linie abgewichen, die er hier für sich festgelegt hat, obgleich dieselbe Versuchung fortwährend für ihn bestand. Er hat nie versucht, das Reich Gottes durch eine Umwälzung der Verhältnisse zu schaffen, sondern er suchte die Menschen in die rechte innere Stellung zu Gott und der Welt zu bringen. Darauf war sein ganzes Absehen gerichtet, und wo er Menschen aus der Not half, sollte es nur diesem einen Zwecke dienen. Er hat sich weder mit politischen Änderungen, noch mit socialen Verbesserungen, noch mit kulturellen Zielen abgegeben, sondern suchte die Neuordnug der Dinge in den Menschen zu begründen, damit sie sich organisch nach außen durchsetze und auswirke.

2.

Danach sah sich Jesus auf die Zinne des Tempels gestellt und hörte die Stimme des Versuchers: „Bist du Gottes Sohn, so laß dich hinab". Die Aufforderung wird sogar mit einem Bibelspruch begründet: „denn es steht geschrieben, er wird seinen Engeln über dir Befehl tun und sie werden dich auf den Händen tragen, auf daß dein Fuß nicht an einen Stein stößt". Aber Jesus antwortete: „Wiederum stehet auch geschrieben, du sollst Gott deinen Herrn nicht versuchen".

Damit weist Jesus klar und ausdrücklich einen Weg von sich ab, der sich ihm ungesucht zur Aufrichtung seines Reichs darbot. Wenn er vor allem Volk von der Zinne des Tempels herabgeschwebt wäre und unter sie getreten, dann hätte er voraussichtlich mit einem Schlage die allgemeine Anerkennung gewonnen, die Göttlichkeit seiner Sendung augenfällig dargetan und sich ein für allemal in der Öffentlichkeit eine Stellung geschaffen, er hätte einen großartigen Erfolg gehabt und damit die Zukunft. Das Himmelreich wäre gekommen wie eine elementare Katastrophe durch eine magische Demonstration aus der vierten Dimension.

Aber das ist nicht die Art, wie Reich Gottes wird, und kann

es nie werden. Die Wege der Sensation und demonstrativer Kundgebungen, der Effektwirtschaft und demagogischer Agitation, der großen Schlager und Massenerfolge sind ihm fremd und widersprechen seinem Wesen. Das Reich Gottes kommt unter Ausschluß der Öffentlichkeit, so sehr es sich öffentlich auswirken wird. Sein Ursprung liegt im Verborgenen, Unscheinbaren, Verstreuten, Verkannten, Verachteten. Die Entstehung des Lebens ist überall ein tief verhülltes Geheimnis, so auch hier. Der Same muß untergehen, wenn er aufgehen soll. Deshalb hat Jesus seit dieser Versuchung immer die Richtschnur festgehalten, die Strahlen seiner Persönlichkeit in die tiefempfänglichen Herzen fallen zu lassen, den Samen auszustreuen, ohne sich um sein Aufgehen zu kümmern, nichts Gewaltsames zu machen, sondern zu warten, was werden würde, von der Gewißheit durchdrungen, die er aufsteigenden Bedenken gegenüber öfter ausgesprochen hat: „es ist nichts verborgen, was nicht offenbar wird."

Die Kirche ist der Versuchung vielfach erlegen, sie ist ja auch eine weltliche Macht geworden und treibt Kirchenpolitik. Kein Wunder, daß sie sich auch weltläufig bewegt, daß sie sich nicht mit dem begnügen kann, was sich aus dem Vorborgenen und Persönlichen in der Öffentlichkeit auswirkt, sondern durch umfassend organisierte Agitation, demonstrative Versammlungen, öffentliche Kundgebungen und Lärm in der Presse Einfluß zu gewinnen sucht und auf Massenerfolge spekuliert. Aber dadurch kommt nicht Reich Gottes, und wenn sich Hunderttausende z. B. „um die zerschossene Fahne des Apostolikums sammelten, entschlossen mit ihr zu siegen oder mit ihr zu sterben", so würde das vielleicht in der Welt einen großen Eindruck machen, kirchliche und politische Folgen haben, aber in der Sphäre des Reiches Gottes auch nicht eine Lebensbewegung auslösen, wohl aber Lebenshemmungen hervorrufen.

Aber die Antwort Jesu als solche, die er dem Versucher gibt, weist uns nach einer andern Richtung als die Versuchung selbst. Er sollte ja Gott für sein sensationelles Vorgehen in Anspruch nehmen, woran unsre Veranstalter großer Demonstrationen gar nicht denken. Sie rechnen gar nicht darauf, Gott dadurch zu irgend etwas

zu veranlassen, sie verlassen sich lieber auf die heute herrschende Ehrfurcht vor der Masse, dem Lärm, den Schlagworten und ihre Wirkungen. Jesus sagte: „du sollst Gott deinen Herrn nicht versuchen." Das hätte er getan, wenn er im Vertrauen auf den göttlichen Beistand, der ihm doch zu seinem Unternehmen gewiß war, hinabgesprungen wäre. Das gibt uns zu denken.

Was heißt Gott versuchen? Ich meine: ganz einfach, etwas Willkürliches oder innerlich Unwahres oder nach unsern Begriffen Unmögliches unternehmen und dann verlangen, daß sich Gott durch die Tat dazu bekennt, in einer Rechnung, die nicht stimmen kann, die große Unbekannte „Gott" einsetzen und daraufhin handeln, in der Erwartung, daß er uns nicht im Stiche läßt. Also z. B. wenn jemandem einfällt, eine Mission unter den Muhamedanern anzufangen, und er schreit dann in die Welt hinaus: Gott will es. Oder wenn man etwas unternimmt, dem man nicht gewachsen ist, und dann verlangt, Gott soll einspringen und durchhelfen.

Alles, was nicht innerlich notwendig ist, das ist auch nicht haltbar, nicht lebensfähig; es kann also nach der Naturordnung, die wir kennen und mit der wir zu rechnen haben, weder in sich bestehen noch aus sich wachsen, es kann nur künstlich gemacht und scheinhaft erhalten werden. Wenn da nun Gott aufgerufen wird in den Riß zu teten, so erwartet man, daß er das Unzulängliche ergänzt, das Fehlende schafft, das Unmögliche möglich macht. Man erwartet also ein Wunder, ein Durchbrechen der Naturgesetze, ob man sich dessen bewußt ist oder nicht. Dieses Spekulieren auf ein besonderes göttliches Eingreifen und das Leben auf diese Spekulation hin: das ist Gott versuchen.

Gott wird dadurch herausgefordert, sich offen zu zeigen, aus seiner Vorborgenheit in der Fülle alles treibenden Lebens, in dem großen Geschehen der Welt und in den kleinen Ereignissen unsrer Geschichte herauszutreten, sein allgemeines Walten und Wirken in der Welt und Menschheit durch ein Extrawirken dort zu ergänzen, wo wir ihn darum bitten, wo wir darauf rechnen müssen, um mit unserm Vorhaben nicht Schiffbruch zu leiden. Er soll in den großen

Gang der Dinge dazwischen fahren und Änderungen, Ergänzungen, Eingriffe anbringen, die keine Voraussetzungen haben. Im Grunde genommen verlangt man also von ihm ein unaufhörliches Schaffen aus nichts, ein Hineinstören in das Notwendige durch alle möglichen Willkürakte, die den Launen, augenblicklichen Bedürfnissen oder kurzsichtigen Irrtümern der Menschen entspringen. Das ist Gott versuchen.

Gott zu außerordentlichen Manifestationen herausfordern und ihn zu Zeichen, Wundern und „Gebetserhörungen" nötigen und daraufhin leben, statt ihn sich unmittelbar auswirken zu lassen und auf die Offenbarung seiner Herrlichkeit zu warten, ist aber nicht nur unmöglich und frevelhaft, sondern auch vom Übel. Wer mit solchem unmittelbaren Eingreifen und Durchbrechen der Naturgesetze rechnet, gerät in sinnlose Einbildungen und Phantasterei. Der Glaube entartet zum Aberglauben, die Vollmacht des neuen Lebens erliegt der Zauberei, und Gott der lebendige wird zu einem deus ex machina erniedrigt. Damit befinden wir uns auf dem Boden des Heidentums, der vorchristlichen Religionen. Hier spürte man magischen Kräften nach und suchte Gott aus seiner Verborgenheit herauszuzerren und gegen seine Art und Natur zu Absonderlichkeiten zu veranlassen. Dieser Entartung gegenüber bekennt sich Jesus mit seiner Antwort zu dem Grundgesetz für das Kommen des Reiches Gottes, das wir dann überall bei seiner Wirksamkeit zu Grunde liegen sehen: die verborgene Lebensmacht des Alls im Menschen lebendig werden zu lassen und zu schöpferischer Entfaltung zu bringen; er bekennt sich zu einer natürlichen, organischen, innerlich begründeten Erscheinung und Auswirkung Gottes in der Menschenwelt.

Aber dann ist ja das religiöse Leben, wie es gerade unter den ernsten Christen im Schwange geht, ein unausgesetztes Gottversuchen? Freilich, wenigstens bin ich überzeugt, daß ich es früher eigentlich immer ahnungslos getan habe. Gott wird fortwährend von seinen Gläubigen versucht, die Torheiten seiner Kinder ungeschehen zu machen, notwendige Folgen aufzuheben, Vorhandenes irgendwie aus dem Wege zu räumen, sich zu unwahren Dingen

und Verhältnissen zu bekennen, unhaltbare und innerlich faule Unternehmungen durchzuführen, seine Naturgesetze zu durchbrechen, seine Gedanken und Wege aufzugeben, kurz sich selbst untreu zu werden.

Denken wir nun an das Gebetsleben: was wird da Gott alles zugemutet! Wer bleibt sich bewußt, daß er in dem ungeheuren Gefüge von Ursachen und Wirkungen waltet? Fast alle meinen, er säße draußen, und man brauchte ihn nur anzutreiben hineinzupfuschen, wie man gerne möchte. Überall, wo etwas nicht geht, nicht reicht, nicht vorhanden ist, soll er einspringen. Kurz, man verlangt Wunder und lebt daraufhin. Z. B. wenn jemand um ein Zeichen bittet für eine Entscheidung, wenn jemand statt selbst zu suchen und sich zu bemühen wartet, daß es von selbst komme, was man braucht, wenn man eine Anstalt gründet, ein Werk ins Leben ruft und dann verlangt, daß Gott die Mittel dazu schaffen soll. Das ist ein furchtbares Verhängnis. Wie viel Aberglaube und feine Zauberei, wieviel Unwahrheit und Betrug hat sich dadurch eingeschlichen, wenn man z. B. Gott um die Mittel von etwas bittet, dann bei aller Welt Geld erpreßt und schließlich, wenn man die Summe zusammen hat, Gott dafür dankt, daß er „die Gebete seiner Gläubigen, die Tag und Nacht zu ihm schreien, erhört hat"; wenn man Gott um den Segen für ein Unternehmen bittet, das ganz willkürlich, unwahr und faul in sich ist, und ihm dann für die Kläglichkeiten dankt, die dabei herauskommen! Es ist schauderhaft, wie dadurch das Gefühl für Wahrheit, die innere Lauterkeit und die Klarheit der Auffassung zu Grunde gerichtet wird.

Oder denken wir an die verhängnisvolle Rolle solcher versucherischen Gebete im persönlichen Leben. Da bittet man z. B. Gott in seiner Unsicherheit des Lebens um ein Zeichen oder ein bestimmendes Eingreifen, kurz um eine deutliche Veranlassung, die einen der Entscheidung enthebt, statt selbst seine Spur zu suchen, sich klar und des Notwendigen bewußt zu werden. Das ist Pflege unpersönlichen Lebens und führt direkt dem sinnlosen Zufall in die Hände. Trifft einer nun auf Grund irgend eines Erlebnisses, in dem er willkürlich den Finger Gottes erblickt, das Richtige, so

bildet er sich ein, Gott habe ihm zu Liebe die Schranken seines Charakters durchbrochen; geht es schief, so meint er, das Verhängnis sei Gottes Wille und geschehe zu seinem besten. Man kann sich gar nicht die Fülle der Leiden vorstellen, die solchen Versuchungen Gottes im Gebet entsprungen sind. Es ist ein Verhängnis ohne gleichen. Gewiß, Gott ist barmherzig, aber er ist auch charaktervoll und ändert sich nicht um unsertwillen. Deshalb weil wir die Lage falsch auffassen und in unsern Versuchungen Gottes Äußerungen kindlichen Zutrauens sehen, handelt er noch lange nicht anders, sondern verharrt unwandelbar in den Gesetzen seines Wesens und Waltens. Er bleibt sich selbst treu, und wenn alles dabei zu Grunde ginge.

Man wird einwenden: aber Jesus hat doch Wunder getan, wunderbare Erweisungen von Gott verlangt und seinen Jüngern noch Größeres verheißen! Gewiß, aber er hat nie Gott versucht, denn er hat niemals etwas tun wollen, was ihm selbst unmöglich war und niemals etwas verlangt, was nicht dem göttlichen Willen entsprach. Jesu Wunder waren Kraftäußerungen seiner Persönlichkeit, Offenbarungen göttlicher Herrlichkeit durch ein menschliches Organ ersten Ranges und einziger Art, die uns als „Wunder" erscheinen, weil sie die Grenzen des uns Möglichen überschreiten, und weil die Vollmacht Jesu für uns eine unberechenbare Größe im Zusammenhange des damaligen Geschehens ist. Aber was uns zur Zeit unmöglich ist, ist nicht überhaupt unmöglich, und was wir nicht begreifen können, kann doch geschehen. In dem Maße als wir Menschen werden, erweitern sich jedenfalls die Grenzen unsrer Wirkungen. Jesus als die Wahrheit des Menschen verfügte über den ganzen Fonds endlicher Kräfte und umspannte das ganze Gebiet persönlicher Wirkungen, das menschenmöglich ist. Aber ich glaube nicht, daß er seine Grenzen jemals überschritten hat oder überschreiten wollte. Dann hätte er eben Gott versucht.

Er hat auch niemals Gott veranlassen wollen von seinem Wege abzugehen, sondern spürte seinem Willen nach, um ihn allenthalben zu tun. Denn sein erster Wunsch war gerade, überall Gott zur Geltung zu bringen. Selbst in der Verwirrung äußerster

Not sicherte er sich dadurch gegen die Gefahr, Gottes Willen zu widerstreben, daß er ein für allemal für sich ausmachte: „doch nicht wie ich will, sondern wie du willst.“ Man wird sagen: das tun wir auch. Jawohl, mit dem Munde, vielleicht auch mit dem Herzen, aber nicht mit dem Verstande und mit der Tat. Denn sonst würdet ihr doch gründlich untersuchen, ob das Gottes Wille sein kann, worum ihr ihn bittet, und geduldig tragen, was er euch auferlegt, statt um wunderbare Abwendungen zu flehen, sonst würdet ihr doch nicht — Gott versuchen.

Ich will niemand veranlassen, meiner Ansicht beizutreten. Es werden ja wohl viele entsetzt genug sein, weil ihr ganzes religiöses Leben dadurch erschüttert wird. Aber ich glaube, es kommt alles darauf an, daß wir aus den religiösen Illusionen und aus dem abergläubischen Unfug auf den Boden der Wahrheit und des Lebens kommen.

Überall in der Natur, Geschichte und unserm eigenen Leben sehen wir Gott wirken, aber immer im Verborgenen, so verborgen, daß ihn viele Menschen leugnen und sagen, er sei eine Einbildung. Er erfüllt den Zusammenhang des Geschehens, aber tritt nirgends aus ihm heraus, er beherrscht das augenblickliche Gefüge der Dinge und das lebendige Spiel der Kräfte und leitet es nach seinem Willen, aber nirgends bemerken wir dazwischen das Auftauchen von Erscheinungen aus dem Nichts oder unnatürliche Vorgänge, sondern alles hat seine unumgänglichen Vorbedingungen und notwendigen Ursachen, die uns als letzte Glieder einer unendlichen Kette von Ereignissen erscheinen. Wie er diesen in sich durchaus bedingten Gang der Dinge beeinflußt und regiert, ist seine Sache. Es ist keine Frage, daß er es tut. Deshalb dürfen wir ihm vertrauen, ihn um seinen Beistand bitten. Aber wir haben nach allem, wie wir Gott walten sehen, kein Recht, ihn zu magischen Extravaganzen zu veranlassen und daraufhin zu leben.

Dieses scheinbar mechanische Gefüge der Erscheinungen und Vorgänge gewinnt Elastizität durch die relativ freie Persönlichkeit des Menschen und ihre Auswirkung. In ihr liegt die Quelle un-

begrenzter neuer Möglichkeiten und damit ein Organ für persönliches Wirken Gottes, wie wir es am auffälligsten bei Christus beobachten können. Aber dadurch verliert das Geschehen nicht seinen streng bedingten Charakter, noch das göttliche Walten seine vermittelte Art. Wenn hier etwas besonderes geschieht, so beruht das darauf, was der Mensch ist, was er neu geworden ist. Ein unbegründetes Entspringen aus dem Nichts ist auch hier ausgeschlossen. Und auch hier tritt Gott nicht aus dem Hintergrunde hervor und fährt ohne Zusammenhang dazwischen, sondern er offenbart sich durch Menschen, und überall, wo er es tut, entdecken wir strenge Naturordnungen, in denen es geschieht.

So sollte das Reich Gottes kommen: als eine Evolution Gottes in der Welt, als eine Entwickelung des göttlichen Lebens aus den Menschen heraus. Der lebendige Ruf Gottes an uns ist wie ein Samenkorn, das in die Herzen fällt und aufgeht. Es geht aber auf nach den Vorbedingungen, die vorhanden sind, und gedeiht nach dem Verhalten des Menschen, das er dazu einnimmt. Nirgends sehen wir, daß Gott immerfort eingriffe, künstlich etwas herstellte, unnatürliche Ergänzungen beibrächte, sondern er läßt werden, was unter den vorliegenden Verhältnissen werden kann und zwar allmählich wie es nach den psychologischen Gesetzen werden muß. Alles Rufen zu Gott, Entwicklungsstadien überschlagen zu dürfen, wäre Gott versuchen und würde niemandem zu Sprüngen verhelfen, sondern nur zu Selbsttäuschungen und Niederbrüchen.

So auch im allgemeinen: ihr seid das Salz der Welt, verschwindet in ihr und durchdringt sie. Das Reich Gottes kommt nicht durch magische Eingriffe, sondern dadurch, daß es in den Menschen Fuß faßt, sie zu wahrhaftigem Menschsein aufleben läßt und aus ihnen herausbricht, wenn es sie erfüllt hat, um alle Verhältnisse neu werden zu lassen. Das wird eine Offenbarung Gottes geben, die allerdings in ihren Erscheinungen und Vorgängen über das gegenwärtige menschliche Fassungsvermögen völlig hinausgeht. Aber man wird nichts Zauberhaftes sehen, sondern

wahre Menschen voll schöpferischer Kraft, durch welche die göttliche Herrlichkeit zur Auswirkung und Erscheinung kommt.

Haben wir das verstanden, so wird unsere innere Stellung eine ganz andere werden als bisher. Wir werden uns nicht immer vor Augen stellen, was wir eigentlich sein sollten und uns nach dem Zukunftsbild eines wahrhaftigen Menschen mit Wünschen, Gebeten und Einbildungen emporzuschnellen suchen, sondern uns fragen, was in uns vorhanden ist und das Vorhandene pflegen, daß es wächst und sich entfaltet, ihm die Lebensbedingungen schaffen und die Lebenshemmungen nehmen. Unter dem fortwährenden Greifen nach dem Unerreichbaren hat man die Keime des Neuen, die man in sich trug, meist verkannt, vernachlässigt und verkümmern lassen. Aber jetzt werden sie das einzige Interesse. Denn mögen sie auch noch so gering sein, sobald sie sich entfalten, kann das Höchste aus ihnen hervorgehen, und ohne sie zur Entfaltung zu bringen, wird alles auf ewig unerreichbar bleiben.

Wir werden weiter alles, was uns begegnet, auf uns nehmen und es zu Anregungen unsers Werdens verwerten, mit dem uns Gegebenen rechnen und wirtschaften und von den Möglichkeiten leben, die uns zu Teil werden, statt Gott zu allerhand Änderungen und Eingriffen veranlassen zu wollen oder im Unzugänglichen unsern Weg und unser Glück zu suchen. Das ist Torheit und Frevel. Die Tragik unsers Menschenschicksals müssen wir tragen, denn sie ist die Schule unserer Vollkommenheit. Statt zu wünschen alles Peinlichen ledig zu werden, sollen wir es innerlich überwinden lernen und so die innere Unabhängigkeit und Überlegenheit gewinnen, die uns zu Herren jeder Lebenslage macht. So leben wir positiv und schlagen Lebensquellen aus allen Zuständen und Ereignissen unsers Lebens.

Endlich sollen wir, statt Gott zu versuchen, auf ihn warten und ihn walten lassen. Das Beste für uns ist doch, daß er seinen Willen tut. Statt sich dagegen aufzulehnen und dazwischen zu fahren, sollen wir ihn herausspüren, um ihn selbst zu erfüllen. Statt Zeichen von Gott zu verlangen, sollen wir selbst unsre Spur

suchen, und statt die Hände in den Schoß zu legen, sollen wir selbst das Unsre tun und vorwärts gehen. So kommen wir ganz einfach und natürlich in die rechte Stellung zu ihm, und unser Gebet verliert die Unart unerzogener und unvernünftiger Kinder. Wer aber meint, daß, wenn man das Gottversuchen ausschließe, das Gebet Inhalt und wirkliche Bedeutung verliere und nichts weiter sei als eine erbauliche Erhebung der Seele, der weiß nicht, was beten ist. Doch davon ein andres mal.

3.

Zum Schlusse zeigte der Versucher Jesus alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit und sagte zu ihm: „Das alles will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest." Jesus aber wies ihn auch diesmal ab: „Hebe dich weg Satan, es stehet geschrieben: du sollst anbeten Gott, deinen Herrn, und ihm allein dienen."

Zweifellos handelte es sich für Jesus darum, die Herrschaft Gottes auf Erden aufzurichten, eine vollständige Neuordnung der Dinge herbeizuführen und die Herrlichkeit des menschlichen Wesens nach allen Seiten zur Entfaltung zu bringen. Als er das innerlich bewegte, trat die Versuchung an ihn heran, es mit Hilfe der Macht und den Mitteln durchzuführen, die bisher die Kultur der Menschheit getragen und zu so großen Ergebnissen geführt hatten. Ohne Zweifel war doch damit die Entwicklung vorwärts gekommen, wenn auch nach anderen Zielen, und es war Großes erreicht worden, wenn auch sein Wert fragwürdig war. Von der gewaltigen Herrlichkeit im staatlichen und gesellschaftlichen Leben, im Recht jener Zeit, in der Kunst und Literatur sind ja Denkmäler in staunenswerter Fülle vorhanden. Also die Mittel und Kräfte, die bisher wirksam gewesen waren, hatten sich bewährt. Die Ziele waren nur nicht die richtigen gewesen oder vielmehr: es hatte überhaupt das Ziel gefehlt. Was geworden war, das waren willkürliche, kulturelle Wucherungen.

Deshalb war es doch für Jesus sehr naheliegend, wenn ihm das Ziel klar geworden war, die Fülle der Kräfte und Mittel, die sich bisher bewährt hatten, dafür in Anspruch zu nehmen und bloß ihrer Wirksamkeit eine ganz neue Richtung zu geben. Darin bestand die Versuchung für ihn, aber er wies sie ab, er war sich klar, daß das Reich Gottes ein durchaus neues Wesen sei, und er verzichtete deshalb auf alle Hülfsmittel, die ihm nicht eigentümlich waren. Er wollte nur das Neue wie einen Keim in die Menschenherzen legen und es sich durch die in ihm liegenden Kräfte und nach den ihm eigenen Gesetzen entfalten lassen.

Jesus hat die Versuchung abgewiesen, die Kirche ist ihr erlegen. In der großen Wandlung, in der die katholische Kirche entstand, ist gerade das das Entscheidende, daß das Christentum alle überhaupt nur vorhandenen Kräfte und Mittel förmlich in sich aufsog und in den Dienst seiner Verbreitung und Herrschaft stellte. Es gibt schlechterdings nichts, was seitdem nicht kirchlich verwandt und ausgenutzt worden wäre. Da es sich aber hier um Naturgesetze handelt, die auch durch die besten Absichten in ihrem souveränen Walten nicht umgebogen werden können, so war die notwendige Folge, daß statt des Reiches Gottes eine ungeheure Imitation und Karikatur davon aufgerichtet wurde: die katholische Kirche, wie wir sie alle kennen, und alles, was Jesus wollte und anfing, verdorben wurde.

Aber mit dieser geschichtlichen Erfahrung ist die Versuchung durchaus noch nicht überwunden, sondern wir stehen fortwährend noch darin und erliegen ihr unausgesetzt. Das Ziel Jesu ist ja eigentlich von der ganzen Kulturwelt aufgenommen und anerkannt worden, wenn man es auch verschieden ausdrückt. Man will ein Reich der Liebe und des Friedens, eine harmonische Gemeinschaft aller Menschen, die jedem ein menschenwürdiges Dasein ermöglicht, herbeiführen. Aber man sucht es überall mit den Mitteln der Zeit und den Kräften des Wesens zu erreichen, das man überwinden will, und man kann nicht sagen, daß die Vertretungen des Christentums sich diesem Strom entgegenstellen,

sondern sie sind alle mit hineingezogen worden, und eine Fülle weltförmiger Mittel und Wege ist ihnen geläufig, so sehr sie sich unausgesetzt an den Weisungen Jesu zu orientieren suchen. Der römische Sauerteig hat den Protestantismus ganz durchdrungen. Infolgedessen hat auch er es nur zu kirchlichen Gestaltungen und einer religiösen Beeinflussung des vorhandenen Menschenwesens, aber nicht zu Reich Gottes und zur Schöpfung neuer Menschen gebracht. Der gute Wille tut es nicht, nur der rechte Weg.

Diese Versuchung besteht aber überhaupt für alle, die ohne Nebenabsichten rein nur danach ringen, daß die Wahrheit menschlichen Seins ins Leben trete und die Neuordnung aller Dinge herbeiführe, die das Ziel der Menschheit ist. Auch uns möchte die Aussicht auf Erfolg dazu verführen, die Mittel und Kräfte zu gebrauchen, die im Leben so Großes schaffen.

„Sucht doch Menschen für diese Idee zu begeistern, der Sturm des Enthusiasmus würde sie mit fortreißen. Seht die Erfolge des Sozialismus. Setzt ihrem Zukunftsbild das wahre Ziel entgegen, und es wird ein Geistesrauschen durch unser Geschlecht gehen." Es ist genau die alte Weise: „Dies alles will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest." In Wahrheit kämen wir ja dadurch keinen Schritt vorwärts, sondern nur in die Tiefe der Versumpfung, die überwunden werden soll. Denn selbst wenn es Erfolg hätte, würde an die Stelle der Herrschaft Gottes, des Lebendigen, nur die Herrschaft seiner Idee treten, an die Stelle eines neuen Seins nur eine neue Lebensillusion u. s. f.

Oder: „organisiert das Interesse. Ihr müßt die Angeregten zusammenschließen, daß ihr eine Macht werdet. Vereinzelt sind sie zu schwach. Worte und Anstöße verwehen, wenn man ihren Wirkungen keinen Nachdruck gibt und die ergriffenen Menschen festnimmt und heranzieht. Gründet überall „Zirkel zur Vollendung der Persönlichkeit mit einer Hauptstelle und Zentralsekretär u. s. f." Durch Organisation ist aber, so lange die Welt besteht, noch nie etwas geschaffen, sondern immer nur etwas gemacht worden.

Oder: „sucht die Presse dafür zu gewinnen, veranlaßt maß-

gebende Persönlichkeiten dafür einzutreten, den Kaiser dafür zu interessieren, es bedarf einer Agitation großen Stils, um die Ideen überall hinzutragen und die Empfänglichen zu sammeln." Dadurch würde allerdings persönliche Kultur, Menschwerdung, neues Leben Schlagwort werden. Das Schlagwort aber hat es an sich, die Lebenskraft dessen tot zu schlagen, was es ausspricht. Die Frage persönlichen Lebens würde Mode werden, ein äußerliches Gebahren, das man bald satt bekommt, das innere Interesse würde in Gerede, geistige Beschäftigung und Stimmungen ausgelöst und die Empfänglichkeit ganz erstickt werden.

Es liegt auf der Hand, daß nichts Lebendiges durch fremdartige Mittel und Kräfte hervorgebracht werden kann, sondern nur durch die ihm eigentümlichen und innewohnenden. Darum stellte sich Jesus durchaus auf die schöpferischen Kräfte Gottes, die sich im Innern des Menschen offenbaren und von da aus entfalten. Denn er wußte, was er wollte, und wollte auch wirklich nur das, was ihm vor Augen stand. Darum sollte es uns auch niemand verargen, wenn wir ihm darin nachfolgen.

Soll sich aber die göttliche Neuordnung der Dinge wirklich und ausschließlich auf Grund ihrer eigentümlichen Bedingungen entfalten, so muß sie durchaus „von selbst werden". Sie läßt sich nicht machen, noch einrichten. Da sie einer schöpferischen Lebensbewegung Gottes im Menschen, dem Glauben entspringt, muß sie ganz unsichtbar und unscheinbar beginnen, und da sie auf eine Umwandlung des menschlichen Lebens hinstrebt ganz privatim, persönlich und innerlich kommen. Sie breitet sich also nicht von außen nach innen aus, sondern nur von innen nach außen. Es darf weiter schlechterdings nichts äußerlich hergestellt werden, was innerlich werden muß, und es muß ja alles innerlich werden. Was in die Erscheinung tritt, darf nur unmittelbare Auswirkung dessen sein, was im Inneren geworden ist.

Das eigentümliche Wesen des Menschen, das Jesus hervorbringen will, kann sich allein dadurch offenbaren, daß es sich entfaltet, und nur dadurch Gestalt gewinnen, daß es wächst: es läßt sich nicht formen

und heranzüchten. Die neue Lebenshaltung muß man unwillkürlich gewinnen, sie läßt sich nicht konstruieren und die neue Lebensführung muß sich von selbst ergeben, sie läßt sich nicht vorzeichnen und nachmachen. Es läßt sich nichts lehren, es muß erlebt werden. Was nicht ursprünglich wird, das ist verkehrt. Was nicht aus dem Glauben ist, das ist Sünde.

Es geht nicht anders: es muß alles von innen heraus hervorgebracht werden und aus den Quellen der Tiefe entspringen. Versucht man es auf andere Weise, so wird etwas ganz anderes daraus. Vielleicht halten es dann die meisten für Erscheinungen und Auswirkungen des neuen Lebens Jesu, aber in Wirklichkeit ist es nur Imitation, unecht, unwahr, gemacht. Das gilt aber nicht nur im Anfang, sondern auch im Fortgang. Nur dadurch, daß der Ruf Gottes wie ein schöpferisches „es werde" von empfänglichen Seelen vernommen wird, oder daß sich Leben an persönlichem Leben entzündet, kommt es in anderen Menschen zu neuem Leben. So breitet sich das Reich Gottes aus: durch berufene Herolde und die unmittelbare Lebenswirkung seiner Glieder, die als Salz und Licht unausgesetzt Lebensschwingungen von sich ausgehen lassen. So vollzieht sich auch die Umwälzung aller Verhältnisse. Sie werden anders im persönlichen Bereiche der Lebendigen und gewinnen die dem neuen Leben gemäße Gestalt. Sie breiten sich nur in dem Maße aus und gewinnen Einfluß, als sich das innere Leben ausbreitet, das sie trägt. Darum waltet auch hier überall Ursprünglichkeit. Wo die fehlt, besteht ein Zwiespalt zwischen dem persönlichen Bestand und der Gestalt der Verhältnisse, wo aber Zwiespalt ist, da ist der Zusammenhang des Lebens zerrissen, da erstarren infolgedessen sofort auch die neuen Ordnungen und werden etwas ganz anderes. Aus lebendigen Naturgestalten werden Zwangseinrichtungen.

An Beispielen wird das deutlich werden. Reich Gottes ist eine neue Gemeinschaft der Menschen untereinander, die eine geschlossene Einheit einer unendlichen Mannigfaltigkeit verschiedener Individuen in gegenseitiger Ergänzung eines harmonischen Ganzen

bilden. Das fehlt uns absolut, sogar in den ersten Anfängen. Kein Wunder, daß man sich nach Gemeinschaft sehnt. Aber man erliegt nur der Versuchung, wenn man das Bedürfnis befriedigt und erstickt, indem man die bitter vermißte Gemeinschaft herzustellen sucht, denn das geht nicht: es wird etwas anderes. Weder Organisationen noch Versammlungen führen zu einer Gemeinschaft. Zusammen sitzen, hören, lesen, singen, unterhalten, verkehren ist keine Gemeinschaft. Die vielgerühmte Gemeinschaft im Gottesdienst, in einem Vortrag, in einer Bibelstunde ist wesentlich nichts anderes, als die Gemeinschaft der Besucher eines Konzerts.

Wirkliche Gemeinschaft setzt gemeinschaftliches Leben voraus. Das entsteht aber nicht, wenn Familien in ein Haus zusammenziehen oder gleichgesinnte Menschen eine Kolonie gründen — daran zu denken ist eine Versuchung —, sondern nur, wenn suchende Menschen miteinander Fühlung gewinnen und auf Grund dieser Fühlung persönliche Wechselwirkung und vertrauter Lebensaustausch entsteht. Wenn einer sich an dem anderen wärmt und freut, einer des anderen Last trägt und einer den anderen in seinem inneren und äußeren Leben ergänzt. Dazu braucht man weder zusammen zu sitzen, noch gemeinsam etwas zu treiben. Das alles ist etwas ganz anderes als persönliche Gemeinschaft.

Dasselbe gilt von jedem Einzelnen. Jesu Ziel ist die Entstehung neuer Menschen, die wirkliche einheitliche und lebendige Verfassung der Persönlichkeit in ihrer eigentümlichen Art und in ihrem verfassungsmäßigen Leben. Das ist aber eine Schöpfung, kein Bildungsergebnis, ein Werden und Wachsen aus den göttlichen Tiefen, die im Innern des Menschen lebendig werden und das verborgene und verschüttete Selbst zur Entfaltung bringen. Danach steht uns Wunsch und Sehnsucht. Aber je leidenschaftlicher wir danach verlangen, je bitterer wir Fortschritte nach diesem Ziele vermissen, um so gefährlicher wird für uns die Versuchung, das schöpferische Werden durch Arbeit an uns selbst und die Kraft des Glaubens durch sittlichen Eifer zu ersetzen, was werden soll, zu machen, was uns als Idee vor Augen steht, mit heißem Bemühen nachzuahmen.

Die sittliche Arbeit der Menschen hat ja Ungeheueres geleistet, also nimm sie und stelle sie in den Dienst des übermenschlichen Ziels Jesu, dann werden wir es erreichen, anders ist es ganz unmöglich, mit andern Worten: „dies alles will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest". Jesus aber widerstand der Versuchung und blieb dabei: „Ihr müßt von neuem, von oben geboren werden".

Das neue Leben muß ursprünglich werden, oder es wird überhaupt nicht. Wenn die Menschen die Liebe, das Dulden, das Vergelten, was uns Jesus als eine neue Art Sittlichkeit offenbarte, nachmachen und sich dazu zwingen wollen, so erreichen sie wohl viel, aber nicht die neue Art des Verhaltens, die Jesus wollte, sondern sie imitieren seine Erscheinungen nur in der Lebensart, die er als solche überwinden wollte. Und auch das geht nur auf den Gebieten, wo man sich und anderen leicht etwas vorheucheln kann. Wo das aber nicht möglich ist, z. B. bei der Sorglosigkeit, bei der Überlegenheit über alles Schlimme, das uns trifft, versagt selbst die Nachahmung.

Kann man sagen: ich will lieben, wenn man nicht lieben muß, ich will dem andern etwas sein, wenn man nichts ist, ich will das Leben beherrschen, wenn einem die Vollmacht dazu fehlt? Durch Pressen, Treiben, Mühen, Machenschaften läßt sich nichts hervorbringen, es muß von innen heraus werden. Deshalb wollen wir lieber keine neuen Menschen sein, als nachgemachte, lieber unpersönlich leben, als eine heroische Maske aufsetzen. Denn unter diesem unwahren, künstlichen, gewaltsamen Getue kann nichts ursprünglich werden. Wir müssen uns rein auf Gottes schöpferisches Wirken in uns stellen und immer in der inneren suchenden Bewegung nach diesem Ziele bleiben, dann wird es von selbst in uns werden. Sorgen wir nur für diese reine Empfänglichkeit, dann werden wir empfangen, dann wird es in uns lebendig werden und sich von innen heraus gestalten.

Damit ist natürlich nicht gesagt, daß wir uns passiv verhalten sollten: wir sollen nur nichts hervorbringen wollen, was ursprünglich werden muß. Und das gilt von allem, denn es ist ein neues

Ganzes, das sich aus ganz unscheinbaren Anfängen in uns nach allen Seiten entfaltet und alles umgestaltet. Je weniger wir aber schaffen können und nachmachen dürfen, um so mehr sollen wir unser ganzes Verhalten danach richten, daß es dieser Schöpfung, die in uns werden will, zuträglich sei. Wir können und müssen die Hindernisse und Hemmungen beseitigen, die seine Entfaltung erschweren oder sie ganz unmöglich machen. Hier gehören z. B. alle die Weisungen Jesu wie: „ärgert dich dein rechtes Auge, so reiß es aus, trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes, ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon u. s. f. Ebenso müssen wir natürlich das keimende Leben vor allen Verwüstungen eines willkürlichen Sichgehenlassens schützen und in Selbstbeherrschung alles ihm Fremdartige und Widerwärtige abweisen. Unser ganzes Verhalten muß dem Neuen, das in uns wird, congenial sein. Aber was wir tun können, ist nur die Arbeit des Gärtners dem ausgestreuten Samenkorn gegenüber, wenn es aufgeht. Dadurch wird es nicht hervorgebracht, wohl aber in seiner Entfaltung geschützt und vor Schädigungen bewahrt. Hervorgebracht wird es nur durch die Lebensäußerungen Gottes, die in uns erwachen und treiben. So lange wir suchen, bleiben wir für seine Schwingungen elastische Mittel, sobald wir aber damit aufhören, werden wir unempfindlich für sie.

Gehen wir diesen Richtpunkten nach, so bekommen wir einen starken Eindruck davon, was es heißt: Gott anbeten und ihm allein dienen. Das ist der wahre Gottesdienst, wenn unser ganzes Lebensringen von dem bestimmenden Wunsche durchglüht wird, daß Gott ganz rein in uns durch schöpferisches Werden zur Auswirkung komme, und wir der Versuchung widerstehen, ihm hinein zu pfuschen oder mit unserer Kunst sein Schaffen zu ersetzen, wenn wir unser Schicksal und die Menschwerdung ganz allein auf ihn stellen, ihn dabei ausschließlich zur Geltung kommen lassen und das Neue durchaus nach seinen immanenten Gesetzen und aus seinen immanenten Kräften zur Entfaltung kommen lassen, wenn wir lieber auf alles verzichten, als etwas zu erreichen suchen, was nicht von Grund aus echt göttlich ist.

Der Andere.

Eine Unterhaltung auf Schloß Mainberg
— am 10. September 1904 —

Wo Menschen sich zusammenfinden, gibt es immer Elemente, die hineinwirken und stören wie Sand in einer Welle: das quietscht und kracht und ist sehr ungemütlich. Das sind solche, die dem Geiste eines Ortes oder einer Gemeinschaft fremd sind. Die machen innerlich gegen alles Opposition, weil sie es nicht verstehen, und kritisieren, was sie nicht verstehen; sie sehen überall Schlimmes, verurteilen und ärgern sich. Sie kennen das ja — es kommt auch hier vor. Man braucht das gar nicht offen zu tun, so daß aus dem innerlichen Nörgeln ein hämisches Nachreden und verletzendes Verleumden wird: man kann es für sich behalten, aber wir fühlen es durch. Ich will gar nicht sagen, daß die Nörgler sich dabei immer selbst in die anderen hineinvermuten, was sie sehen, aus sich verstehen und nur nach sich beurteilen, so daß sie mit ihrem Verleumden Zeugnis gegen sich selbst ablegen: ich glaube vielmehr, es ist bei den meisten eine gewisse Befangenheit, eine Art Sehkrankheit, sodaß sie alles schief und verzerrt erblicken. Sie können nichts dafür, ihr Auge ist eben so. Was soll man da tun? Nichts. Jesus erzählt uns vom Säemann, daß er den Knechten, die das Unkraut ausgäten wollten, sagte: „laßt es zusammen wachsen bis zur Ernte". Also nicht ausraufen, sondern hoffen, daß die guten Elemente die schlechten überwachsen. Denn das kommt auch vor, daß Gutes Schlimmes eindämmt, so daß es verschwindet. Denken Sie nur an eine junge Waldkultur, wo man die jungen Pflanzen zunächst kaum vor Unkraut sieht: in 10 Jahren haben sie sich so zusammengeschlossen, daß keine Spur mehr davon zu finden ist.

Dann gibt es wieder andere, die können sich an nichts harmlos freuen, was sie sehen, sie müssen alles sezieren und analysieren, um dann auszurufen, wenn sie ihm das Leben genommen haben:

es ist ja nichts daran. Damit bringen sie sich selbst um jeden Genuß und Gewinn und stören den anderen mit ihrem ewigen Erklären und Demonstrieren die Unmittelbarkeit lebendiger Bewegung. Sie haben etwas Lähmendes, und wo sie erscheinen schlägt der Puls des gemeinschaftlichen Lebens sofort leiser und langsamer. Aber sonst sind es harmlose Wahnbolde, die mit ihrer fixen Idee nicht lästig werden, weil sie sich wenigstens über niemand erheben.

Und endlich gibt es noch eine amüsante Art Zwischentöne im Zusammenklang menschlicher Gemeinschaft: Menschen, die alles ironisieren und ins Lächerliche ziehen müssen. Sie zeichnen von allen Erscheinungen Karikaturen und geben sie zur Unterhaltung der Gesellschaft weiter. Sie meinen es gar nicht so ernst und glauben auch selbst nicht an ihre satirischen Bilder, wenn sie es auch treuherzig versichern, um gar zu Schwerfällige etwas zu foppen. Aber es kribbelt sie förmlich innerlich, und der Schalk läßt ihnen keine Ruhe mehr, bis sie ihn loslassen. Ich möchte sie nicht vermissen, denn ohne sie würde dem Verkehr der Menschen untereinander ein amüsanter Reiz fehlen.

Doch davon wollte ich heute gar nicht reden. Ich wollte nur sagen: genau dasselbe, worauf ich eben in dem gemeinschaftlichen Leben der Menschen hinwies, finden wir auch in uns selbst. Mir lag nur daran, das, was in unserm Innern ziemlich schwierig ist, auf diese Weise zu veranschaulichen, daß man es besser versteht.

* * *

Auch in uns gibt es Stimmen, die immer an allem, was wir tun, herumnörgeln, jeden Aufschwung verspotten, jede Tat begeifern, jedes Gelingen verkleinern, geschäftig alles herabziehen und gemein machen. Sie stören uns die Harmlosigkeit, vergiften die Lebensfreude, lähmen den inneren Schwung und können den Menschen ganz zermürben, wenn sie durch ihr lästiges Gezeter jede ursprüngliche Lebensäußerung, jede Kraftentfaltung und volle Hingabe vergiften und zunichte machen. Da lebt man frisch drauf los, sofort läuft einem solch eine giftige Mißgeburt hinterher, schimpft und

macht sich lustig, so daß uns der große unmittelbare Zug verloren geht. Oder ganz verquere peinliche Gedanken interminieren unsre Festigkeit durch verführerische Aussichten und Anregungen, oder sie sticheln in unsre Gewißheit: das sind doch nur Einbildungen, das kommt dir bloß so vor, du machst es dir vor, du willst eben nicht sehen, wie es wirklich ist, bis wir ganz verzweifelt sind. Sie verlästern unsre Treue als Gewohnheitssache und Schwerfälligkeit. unsern Eifer als Streberei, unsre Liebe als bloße Sinnlichkeit Sie schleppen von allen Seiten Sprengmaterial herbei und freuen sich diabolisch, wenn sie irgend ein Lebenselement von uns in die Luft gesprengt haben.

Oder wir geben uns den Menschen aus vollem Herzen hin, dann kommen sie und sagen: das ist doch nur Egoismus, es macht dir eben Spaß, du willst dich bloß beliebt machen, du willst sie nur bestechen, um damit etwas zu erreichen. Das kann einen schauderhaft quälen. Gerade in den höchsten Momenten, wenn ein großer Entschluß, eine große Liebe aufblüht, dann kommen sie gelaufen, diese ekligen Gedanken und suchen alles in den Kot zu ziehen. Es ist manchmal geradezu infam, was für widerwärtige häßliche Gedanken uns in den heiligsten und reinsten Momenten unsers Lebens dazwischen fahren.

Andere mäkeln wieder an unserm Können: bilde dir nur nicht ein, daß du etwas verstehst und kannst, du willst ein Künstler sein, du hast ja keine Spur plastische Kraft, das ist alles mühsam zusammengesetzt, ein bißchen Geschicklichkeit, weiter nichts. Du willst Schriftsteller sein, du kannst ja überhaupt nicht schreiben, das ist alles elendes Gestammel, das jeder mißverstehen muß. Du willst andern etwas geben, du hast ja gar nichts erlebt und selbst keine Ahnung, du hast bloß eine lebhafte Phantasie. Du willst Kinder erziehen, was verstehst denn du von Kindern? Du willst etwas unternehmen, dazu fehlen dir ja alle Fähigkeiten und Mittel, das geht über deine Kraft. Du willst jemand glücklich machen, mit was denn? Du kannst ja gar nicht so lieben, du Schwächling, du bist überhaupt keines starken Gefühls fähig. Du willst dich einer

dringenden Sache widmen, wenn du nur die Finger davon lassen wolltest, du verdirbst bloß alles. Kurz, in unendlicher Verschiedenheit immer andere Melodien aus derselben Tonart: du bist nichts, hast nichts, kannst nichts, taugst nichts, hänge dich auf! Und da soll ein Mensch leben, schaffen, wirken, etwas leisten.

Dann rütteln sie an unsern Entschlüssen und zerren uns hin und her: das ist ganz willkürlich, das hat keinen Sinn. Oder: das ist doch wieder verkehrt, Mensch, du machst ja eine Dummheit nach der anderen! Oder: na das kann gut werden, was wird das nun wieder einmal geben! Oder: entscheide dich nur überhaupt nicht, du bereust es doch immer hinterher. Ist es aber dann entschieden und in Gang, dann stürzen sie sich wie eine losgelassene Bande Furien hinterher und heulen uns ihre Weisen so lange ins Ohr, bis sie durch das Gelingen verjagt werden.

Es ist, als ob ein „Anderer" in uns wäre, und wir könnten uns nicht vor ihm retten, so unglücklich wir sind, daß er uns alles ruiniert. Es ist auch ein „Anderer" in uns: ein Mephisto, jedenfalls sind wir es nicht selbst.

Natürlich ist er bei allen Menschen verschieden, dem Grad nach wie der Art. Manche Menschen leben so unmittelbar aus ursprünglichem Empfinden und bleiben so im Fluß des Lebens innerlich gesammelt und geschlossen, daß der Nörgler überhaupt nicht aufkommt und schließlich ganz verschwindet. Bei andern aber hat er eine unheimliche Macht, da vergiftet er alles, daß nichts mehr aufkommen kann. Es ist als ob wirklich etwas Teuflisches in ihnen wäre, dem sie ohnmächtig gegenüber stehen.

Dann wieder sind es nur wie losgerissene Gedankengänge, ein leichtes willkürliches Gelichter, ohne jede Beziehung zu unsrer inneren Haltung und ohne jeden Einfluß auf unser Verhalten; es sind Gedankengespenster, die sich nur durch dunkle Schatten bemerkbar machen. Da zieht Ihnen z. B. in Augenblicken größter Herzlichkeit ein boshafter Zug durch den Sinn: wie lange wirst du es mit dem Menschen aushalten, oder in Momenten großen Handelns: es ist doch nichts daran.

Oft aber ist der „Andere" wieder viel stärker. Da sind es wie zwei Seelen, die sich gegenseitig bekämpfen und quälen, eine lebt aus dem Ja, die andere aus dem Nein. Die eine will vorwärts, die andere zurück. Sie sagt prinzipiell zu allem nein, sie entwertet alles von vornherein und läßt zu allem ihren Kassandraruf ertönen.

Zuweilen scheint es bloß eine Seite oder Neigung zu sein, die sich gegen andere richtet, aber auch gegen Sie selbst. Sie haben nun einmal eine scharfe Zunge und da verwunden Sie sich oft mehr damit als andere. Es ist eine Gewohnheit geworden bei Ihnen, die von ihrer Persönlichkeit ganz unabhängig zu sein scheint und sich rücksichtslos auswirkt. Andere wieder sind geborene Oppositionsnaturen, die immer im Leben das Gegenteil vertreten. Die dürfen sich deshalb dann nicht über den mokanten Störenfried wundern, der auch zu allem, was sie selbst tun, immer aus einer Ecke ihres Innern seine Unkenlaute ertönen läßt.

* * *

Was ist das in uns? Um das zu verstehen, vergegenwärtigen Sie sich bitte, daß wir nicht bloß sagen können: ich denke, sondern mindestens mit demselben Recht auch: es denkt in mir. Ja mit viel mehr Recht. Ich vertrete wenigstens schon längst die Ansicht, daß, wer seine Gedanken nicht spazieren gehen lassen kann, niemals auf eigene Gedanken kommen wird. Man muß Muße haben, auf seinen Genius zu hören. Das kommt aber noch vielmehr dem „Anderen"-zu gute.

Denkt es in uns, dann wird es begreiflich, daß aus allen unsern inneren Zuständen und Stimmungen Gedanken auffliegen, die gar keine innere Fühlung mit unserm Selbst, mit seiner Haltung und Richtung haben, ja in dem Maße in Widerspruch mit ihm stehen, als es von diesen inneren Verhältnissen unabhängig ist. Neigungen, Stimmungen, Gewohnheiten, Schwächen, Entartungen machen ja die komplizierte Verfassung unsers Innenlebens aus, die erst von unserm Ich, wenn es erwacht, überwunden, unterworfen

und kultiviert werden muß. Wir stehen unsrer Natur gegenüber, ihrem Beharrungsvermögen und ihrer Äußerungsweise. Sie lebt anders, als wir leben wollen, und zieht nach einer anderen Richtung, als wir uns gesteckt haben. Das gibt Kämpfe und unaufhörliche Reibung, die unausgesetzt Schwärme feindlicher und widerwärtiger Gedanken, Phantasiebilder und Triebe aus den Gründen und Untergründen unsers inneren Lebens aufjagt, mit denen wir fertig werden müssen.

Solche inneren Zustände sind Aberglaube — ich bin bis jetzt sehr vielen Menschen begegnet, die nicht abergläubisch sein wollen, aber nur ganz wenigen, die es nicht sind — pessimistisches Mißtrauen dem Leben und sich selbst gegenüber, Neid, Egoismus und schlechte Instinkte, verdorbene Phantasie, Schadenfreude und Zerstörungslust, melancholische Stimmungen schweren Blutes, Nervosität, Zerfahrenheit und zersplittertes Wesen, die Neigung verstandesmäßig zu zersetzen, der neugierige Zug zum Häßlichen und Gemeinen u. s. f. Aus diesen Sümpfen und Dünsten erheben sich die Gedanken, die sich als ein „Anderer" in uns zu personifizieren scheinen.

Ferner steigen ganz unabhängig von unserm Willen und unsrer persönlichen Haltung aus unserm Unterbewußtsein fortwährend Gedanken auf, die uns im höchsten Grade irritieren können. Es sind atavistische Nachkommen früherer Lebensepochen. Denn was wir leben und erleben, verschwindet nicht aus uns, wenn wir es vergessen, sondern versinkt in unserm Unterbewußtsein, aber nicht als ein toter Niederschlag der Vergangenheit, sondern als ein sehr lebendiger Sauerteig, den wir nur nicht im Bewußtsein haben. Aber seine Gährungsstoffe äußern sich sehr lebendig allen Vorgängen unsers bewußten Lebens gegenüber, und wir empfinden sie als begleitende Untertöne, die in dem Maße störend hereinspielen, als wir uns in Gegensatz zu unsrer Vergangenheit gestellt haben. Das ist auch eine Domäne des „Anderen". Hier ist er der Mensch, wie er war, der es nicht lassen kann, den Menschen zu ärgern, wie er ist und sein will.

Dann stehen wir auch, wenn nicht im Banne, so doch unter dem Einfluß des konventionellen Denkens, und das löst in uns Gedanken aus, die eben so unser Verhalten beurteilen, wie es die Welt tut, wenn sie es erfährt. Sie verdächtigen unsre edelsten Absichten, beschmutzen unsre reinsten Beziehungen und mäkeln an unserm ernstesten Streben. Sie schieben uns fremde Motive unter und setzen unsre Haltung in fremde Beleuchtung, sie verleumden uns vor uns selbst.

Schließlich hat sich überhaupt unser Reflexionsvermögen infolge seiner einseitigen Pflege von der Kontrolle unsers Selbst emanzipiert und führt ein eigenes Leben und spielt eine selbständige Rolle in unser persönliches Leben herein. So können wir nichts empfinden, vornehmen, tun, ohne daß es ganz von selbst in Bewegung gerät und die unmittelbaren Vorgänge unsers Innern mit Gedanken überschüttet und alles, was wir tun, mit Randglossen begleitet. Die Prinzipien und Urteilsnormen, nach denen es geschieht, entstammen der Erziehung, die wir durch Menschen und durch das Leben genossen haben. Es ist kurz gesagt die Theorie, die hertritt auf der eigenen Spur und sich an dem unmittelbaren Leben reibt, das in uns werden will. Dazu kommen noch allerlei fremde Gedanken hinzu, die ohne jeden Zusammenhang mit der Anschauung, die im übrigen in uns geworden ist, in uns irgend wann hängen geblieben sind und sich eingenistet haben: z. B. Nietzsches Verdächtigungen gegen die Moral, atheistische Einwände gegen den Glauben u. s. f. Sie flattern bei jeder Gelegenheit auf und suchen sich Geltung zu verschaffen.

Die Art aber wie sich nun unser Unterbewußtsein äußert, wie die herkömmliche Urteilsweise in uns hereinspielt, wie sich die aufgescheuchten Gedankengänge bilden und zusammenfügen, hängt wieder ganz von unsrer seelischen Stimmung, unserm körperlichen Befinden und unsrer inneren Lage ab.

Damit ist selbstverständlich aber gar nicht gesagt, daß alle diese aufsteigenden Gedanken vom Übel sind. Im Gegenteil. Es ist doch nicht unsre ganze Natur, mit der wir uns auseinander-

setzen müssen, ein Sumpf, und auch der Ertrag unsrer Vergangenheit birgt viel Gutes in sich, so sehr unsre Natur als solche voll Trägheit unsern Höhenflug herabziehen möchte und unsre Vergangenheit sich in einer andern Richtung bewegt, als wir gehen wollen.

Wir haben vielleicht von Natur eine sehr gründliche Art, die nicht ruht, bis sie überall auf die Wurzeln kommt und, so lange sie es nicht kann, unaufhörlich bohrt und gräbt, um dahinter zu kommen, oder einen nüchternen Zug in unserm Wesen, den alles Phantastische und Unbekannte so aufregt, daß er dagegen revoltiert, bis das letzte schwärmerische Element verduftet ist.

Gerade so befinden sich aber auch in den Erfahrungen unsrer Vergangenheit manche nützliche Lehren für die Zukunft, die sich in den Momenten lebendig regen und ihre Einwendungen machen, wo wir eine alte Dummheit ahnungslos wiederholen wollen. Wir können auch nicht alle Mißtöne, die in uns anklingen und uns begleiten, auf bloße Stimmungen zurückführen, oft sind es doch die ehrlichen Empfindungen mißlicher Verhältnisse in uns oder um uns, die uns so peinlich berühren. Aber auch das konventionelle Denken, das in uns hereinspielt, hat seine Wahrheitselemente, so daß es töricht wäre, immer gleich das Kind mit dem Bade auszuschütten, und nun gar der erzieherische Niederschlag in unserm Gewissen, das unter dem Einfluß der Religion und Sittlichkeit seine Wertmesser und Maßstäbe gewonnen hat und uns auf unsern eigenen Spuren wie ein ängstlicher und bedenklicher Kritiker und Mahner unabläßig begleitet, hat vielleicht öfter recht gegen uns als unrecht.

So sehr also alle Stimmen des „Anderen“ wesentlich dasselbe sind, so sehr sind sie in ihrem Werte verschieden. Sie können uns fördern und hemmen, Leben bejahen und Leben zerstören. Sie sind aber wesentlich dasselbe, denn sie stammen alle aus dem Unpersönlichen, Unbewußten, Vergangenen, Fremden, mit dem sich das persönliche Leben auseinandersetzen muß.

* * *

Wollen wir nun nicht mehr unter dem „Anderen" leiden, sondern, so weit er uns stört und schädigt, ihn los werden, so müssen wir eine entschiedene Stellung zu ihm einnehmen. Die Voraussetzung dazu haben wir besorgt: wir sind uns klar geworden, woher er stammt, was er ist und sein kann. Wir werden jetzt im Einzelfall wissen, wohin er gehört, und ins Reine kommen, welche Bedeutung seine Einwürfe für uns haben. Sowie er unrecht hat, setzen wir ihn bewußt ins Unrecht und weisen ihn ab. Soweit er recht hat, nehmen wir es an. Alle Nörgeleien des „Anderen" haben nur soviel Wirkung, als wir ihnen zugestehen, ebenso wie alle Gewissensbisse nur soviel Einfluß auf uns haben, als wir ihnen geben. Dann ist es nicht mehr möglich, daß uns dasselbe immerfort quält, denn es wird ein für allemal erledigt. Sind wir z. B. dahinter gekommen, daß die Furchtgedanken, unter denen wir leiden, nur unsrer Nervosität entstammen, so werden sie uns in Zukunft nicht mehr beunruhigen, so oft sie auch auffliegen mögen. Gewiß werden an Stelle derer, die wir als Gespenster erkannt haben, im weiteren Lauf immer andere auftauchen, aber je mehr abgetan werden, um so seltener werden sie, umsomehr kommen wir aus dieser ganzen Sphäre heraus. Wir gewinnen dazu eine Elastizität in unsrer persönlichen Haltung, daß uns dieses unpersönliche Gelichter keine große Mühe mehr macht. Wir werden dadurch nicht mehr ermüdet, sondern eher angeregt und belebt.

Aber viele werden sagen: Wenn man nur wüßte, ob der „Andere" nicht doch recht hat, so sehr wir uns innerlich dagegen auflehnen mögen. Vielleicht steht andererseits unser Bewußtsein so in seinem Bann, daß ich ihm recht gebe, obgleich er nicht recht hat. Das kann sein, obgleich ich meine, die Selbstbesinnung auf die ganze Situation, wie ich sie klar zu stellen suchte, müßte diesen Bann zerstören. Aber ob so oder so, wenn wir nicht unmittelbar sicher darin sind, so müssen wir der Sache auf den Grund gehen und die Einwände und Nörgeleien des „Anderen" untersuchen. Wenn er z. B. in Stunden, in denen wir uns an Gott wenden, sagt:

du weißt ja gar nichts von Gott, du glaubst ja in Wirklichkeit gar nicht an ihn, dann müssen wir uns klar werden, wie es damit steht.

Es ist auch keineswegs so, daß der „Andere" immer durchaus unrecht hätte, wenn sich unser ganzes innerstes Sein gegen ihn auflehnt. In gewisser Weise hat er meistens recht, er übertreibt nur die Sache. Es ist sehr oft etwas dran. Irgend eine faule Regung in uns, ein Punkt, an dem er ansetzen kann. Wenn wir da seinen Sticheleien nachgehen, können wir viel von ihm profitieren, wie man auch immer von seinen Verleumdern lernen kann. Vielleicht ist unsre Menschenliebe wirklich doch nur eine Schwärmerei, unser Glaube eine große Illusion um einen kleinen Erfahrungskern, und wenn es einmal darauf ankäme, würde beides versagen. Vielleicht ist der geniale Zug in unserm Leben, an dem wir uns freuen, nur Überspanntheit und unser Heroismus Donquichoterie.

Vielfach heißt es nicht: entweder oder, sondern: sowohl als auch. Vielleicht ist uns z. B. von Nietzsches Gedanken und Verdächtigungen der Moral etwas hängen geblieben, und der „Andere" sagt heimlich zu uns: mach dir nur nichts vor, du würdest genau so betrügen, stehlen und darauf los leben, wenn nur das Strafgesetz nicht wäre. Da hat er vielleicht durchaus unrecht. Es kann aber auch anders liegen. Wir haben uns lange genug vorgeredet, daß nur uninteressierte Handlungen sittlich wären. Nietzsche verneint bekanntlich, daß es überhaupt solche gibt. Wenn das nun der „Andere" benutzt und unsere Uninteressiertheit bezweifelt, so kommen wir dahinter, daß es das auch wirklich nicht gibt. Z. B.: „warum helfen Sie den Menschen so gern?" Weil es mir Freude macht. Das ist doch schon nicht mehr uninteressiert. Wir sehen das ein, und der „Andere" lacht uns aus. Aber wir fassen es schärfer ins Auge und machen seinem Ärgernis den Garaus, indem wir uns klar werden, daß es ja gar nicht sittlich wäre, wenn wir nicht im höchsten Grade innerlich dabei beteiligt wären.

So kann es vieles geben, was wir zunächst als eine peinliche Nörgelei empfinden, wenn wir ihm aber nachgehen, um zu sehen,

was daran ist, so gehen uns die Augen auf, und wir sehen die Wirklichkeit viel lebensvoller, als wir sie bisher kannten.

Das Leben läßt sich nicht auf Formeln bringen, und die Erscheinungen lassen sich nicht in Kategorien sortieren. Es ist alles bei den einzelnen Menschen so verschieden wie nur möglich. Der „Andere" kann dem einen heute ein guter Mentor sein, der ihn am Ohr zupft, wenn er etwas Dummes machen will, und morgen ein ausgemachter Ekel, der seine diabolische Freude daran hat, ihm jede große Freude, jeden Aufschwung, jede Hingabe zu zerstören. Ist das aber der Fall, so soll sich das niemand gefallen lassen, sondern ihn, wenn er entlarvt ist, danach behandeln und zwar schonungslos.

* * *

Ich sagte, so mannigfaltig und verschiedenartig die Stimmen des „Anderen" sind und klingen, dem Wesen nach sind sie gleich, denn es sind Äußerungen des Unpersönlichen im Leben unsrer Gedanken. Ihnen gegenüber steht unser Ich mit seinem Selbstbewußtsein, das ihm aufleuchtete, als es erwachte, mit seiner Weltauffassung, die sich ihm aus seiner Stellung und Bestimmung in der Welt ergab, mit dem Schatze seiner Erfahrungen und ihrem Wissensertrag, den es gewann, indem es lebte. Den Lauten dieses persönlichen Bewußtseins gegenüber sind alle Stimmen des „Anderen" Mißtöne, ob sie recht haben oder nicht, denn es sind fremde Klänge.

Der „Andere" repräsentiert also das vegetierende, unpersönliche Leben in uns mit seinem Gedankentreiben, unser Selbst mit seinem Bewußtsein und Lebensgefühl das persönliche Leben. Es gibt aber unter den suchenden Menschen kein reines Entweder — oder, daß sie entweder nur vegetierten oder durchaus persönlich lebten, sondern es ist ein Nebeneinander und Gegeneinander. Sobald jemand zu sich selbst kommt, beginnt er im Innersten persönlich zu leben. Dann geht sofort ein langes, zähes Ringen zwischen dem Persönlichen und Unpersönlichen in ihm an, und wenn es glückt, gewinnt das Selbst Schritt für Schritt immer mehr Boden und verdrängt das

unpersönliche Treiben, aber es wird sich andauernd der unpersönlichen Einflüsse, die von innen und außen herandrängen, erwehren müssen.

Es ist kein Wunder, wenn wir dann die unwillkürlichen Äußerungen des zähen Widerstandes unsers Beharrungsvermögens und des innern Widerspruchs unsrer alten und faulen Natur in unsern Gedanken, die Dissonanzen der Spannung zwischen jetzt und früher, den Mißklang zwischen unsern Zielen und eingesessenen Neigungen, den Zwiespalt zwischen unsrer Auffassung und dem Herkommen und Übereinkommen der Leute als verkleinernde, spottende, nörgelnde, bekämpfende und verurteilende Stimmen vernehmen. Aber in dem Moment, wo man der ganzen Lage tief ursprünglich inne wird, empfindet man alle diese Stimmen aus dem Unpersönlichen als etwas uns Fremdes, als einen „Andern". Wer also unter dem „Anderen" leidet, hat darin einen untrüglichen Beweis, daß sich persönliches Leben in ihm regt. In dem Maße als er mit ihm fertig wird, lebt er persönlich und gewinnt für die Herrschaft und Auswirkung seines Selbst Terrain. In dem Maße aber als der „Andere" die Oberhand gewinnt, unterliegt sein persönlicher Aufschwung den heranrollenden Wogen des unpersönlichen geistigen Treibens in ihm.

Ich glaube, so ist nun der Sachverhalt und die Situation vollständig geklärt, und wir werden alle selbst am besten wissen, was wir zu tun haben. Wer sich nur eben so sittlich und redlich wie möglich durch das Leben durchzuschlagen sucht, kann sich mit den Ratschlägen begnügen, die ich vorhin gab, um mit dem „Anderen" fertig zu werden. Wer aber zu sich selbst gekommen ist und den Wunsch hat, sein Selbst im ganzen Bereiche seines inneren und äußeren Lebens durchzusetzen und auf die Höhe seiner vollen Entfaltung und Auswirkung zu bringen, der wird darauf verzichten, sich im Kleinkrieg mit dem „Andern" zu erschöpfen. Er wird ihn sticheln und nörgeln, opponieren und verurteilen lassen, so sehr er ihm hier und da recht gibt, und unbeirrt seinen Weg weiter gehen und seine Spur weiter suchen. Alle Mißtöne des „Andern" sind ihm nur ein fortwährender Antrieb seinen Angriffen durch positive Lebens-

entfaltung zu begegnen und seine Hemmungsversuche durch Fortschritte zu überwinden.

Wenn also der „Andere“ über unsre „Persönlichkeit“ höhnt, dann ohne mit der Wimper zu zucken in unsern Versuchen persönlich zu leben fortfahren. Wenn er auf unsre Rückfälle stichelt, dann um so energischer vorwärts dringen. Wenn er uns Unklarheit vorwirft, um so beharrlicher suchen. Wenn er über unsre Leistungsfähigkeit spottet, sie um so zäher üben und um so gründlicher ausnutzen, was wir können. Wenn er uns die schlimmen Folgen unsers Lebens vorhält, um so fester das Ziel ins Auge fassen. Wenn er uns der Rücksichtslosigkeit zeiht, gerade erst recht das tun, was wir eigentlich tun sollen. Wenn er uns irre machen will, nur hartnäckiger werden, die Wahrheit zu leben.

Die Mißtöne stammen meist aus dem Geiste, der stets verneint. Darum mit aller Macht aus dem Ja leben. Alles, was nein sagt, hat ohne weiteres unrecht, selbst wenn wir es ihm nicht nachweisen können. Der „Andere“ macht Fragezeichen, bezweifelt, entwertet, verurteilt, wirft weg. Darum grundsätzlich zu allem, was uns begegnet, ja sagen, positive Stellung dazu einnehmen, nach seinem Wert fragen, den Sinn suchen, an das Leben glauben, beharrlich um unsre Überlegenheit ringen und niemals die Hoffnung aufgeben! Alles sollen wir auf seinen Lebenswert ansehen und, was Leben fördert, entfaltet, Früchte bringt, dafür sollen wir uns einsetzen mit der ganzen Kraft der Persönlichkeit. Wir müssen mit aller Macht dafür einstehen, was schöpferisch ist und vorwärts drängt, unserm Wachstum dient und den Mitmenschen zum Leben verhilft und so mit ganzer Seele leben, aber wirklich, persönlich, tätig, schöpferisch l e b e n und nicht sich leben lassen. In dem Maße kommt unser eigentliches Leben in uns in Fluß und gewinnt einen großen Zug.

Und endlich noch eins: Der Nährboden des „Anderen“ ist das komplizierte, reflektierte Leben, in dem sich alle Elemente und Einflüsse ein ziemlich anarchistisches Stelldichein geben und in Gedanken austoben. Je mehr wir nun intensiv zusammenhängend, vorwärtsdrängend leben, um so mehr wird das theoretische, überlegende

und grübelnde Unwesen in uns verdrängt, und je mehr wir unmittelbar aus ursprünglichem Empfinden heraus mit dem Leben Fühlung gewinnen, innerlich klar werden, Schritte tun, Aufgaben bewältigen und positiv schaffen, um so mehr wird das greisenhafte Reflektieren in uns ganz von selbst absterben. Das elementare persönliche Leben, das aus den Tiefen unsers Wesens quillt, erlöst uns von dem „Anderen".

Gedanken über das Taktgefühl.

Im gemeinschaftlichen Leben der Menschen untereinander ist neben dem guten Willen das Taktgefühl die Hauptsache, von der alles abhängt, denn es ist die Voraussetzung jedes erquicklichen und befriedigenden Verkehrs. Kein Wunder, daß es unter den gebildeten Menschen außerordentlich hoch eingeschätzt wird, und der Mangel an Takt nicht nur peinlich empfunden, sondern auch als ein schlimmer Fehler angesehen und schwer gerügt wird. Aber weil das so ist, deshalb ist auch der Vorwurf der Taktlosigkeit unter Menschen, die gar nicht auf der Höhe des Taktgefühls stehen, ein beliebtes Mittel geworden, um einander zu verletzen und zu beleidigen. Was man von jemand unangenehm empfindet, erklärt man einfach für taktlos. Auf diese Weise ist darüber, was taktlos ist, eine allgemeine Begriffsverwirrung eingetreten, nach der man ungefähr definieren könnte: taktlos ist alles, was den anderen peinlich berührt, und es ist deshalb wünschenswert, daß wir, denen am Gedeihen des gemeinschaftlichen Lebens liegt, uns einmal darüber klar werden, was eigentlich Taktgefühl ist.

Sobald wir uns aber damit beschäftigen, machen wir, wie so oft, die Beobachtung, daß eigentlich keine Lebensfrage aufgeworfen und behandelt werden kann, ohne daß wir sofort auf den Gegen-

satz zwischen persönlichem und unpersönlichem Leben stoßen. Denn auch hier zeigen sich zwei ganz verschiedene Auffassungen. Fragen wir irgendwo nach, was Takt ist, so bekommen wir ungefähr die Antwort: es ist das Gefühl für das Schickliche. Schicklich ist dann in dem beschränkten Sinne gemeint, wonach es das umfaßt, was der feinen, guten Sitte im persönlichen Verkehr der Menschen entspricht, denn niemand würde eine Täuschung des anderen für taktlos erklären, obgleich sich das durchaus nicht schickt, und das unschickliche Benehmen zwischen Herren und Damen würde man nicht taktlos, sondern unanständig finden. Auch sonst kann man die Vertreter dieser Definition sehr in Verlegenheit bringen, z. B. durch die Frage, warum denn eine absichtliche Beleidigung nicht als taktlos gilt, da sie doch im höchsten Grade unschicklich ist und den Beleidigten auch sehr peinlich berührt.

Was ist denn nun aber schicklich, wenn Takt das feine Gefühl dafür sein soll? Darauf gibt es nur eine Antwort, die keine ist: das, was man allgemein für schicklich hält: die konventionelle Art des feinen Verkehrs. Die Anschauungen darüber, das Übereinkommen darin ist aber zu allen Zeiten verschieden gewesen. Takt wäre dann also die Stimmung unsers persönlichen Verhaltens auf den feinen Ton der „Gesellschaft", die wir nur durch aufmerksamen, feinfühligen Verkehr in ihr lernen könnten. Wären wir einmal im Zweifel darüber, ob etwas taktvoll sei, so bliebe uns nichts anderes übrig, als dem Rate des Dichters zu folgen und bei edlen Frauen anzufragen. Von uns aus könnten wir nicht selbständig dahinter kommen.

Aber vielleicht fällt mir ein Leser ungeduldig ins Wort: was, wenn es sich um Takt handelt, unschicklich ist, das ist doch in ganz elementaren Geboten für den Verkehr der Menschen untereinander enthalten, die jeder kennt, die jeder feine Mensch in sich trägt. Zudringlichkeit, Neugier, Indiskretion, Klatscherei, das alles ist taktlos. Überhaupt wird ein taktvoller Mensch sich nie zu sehr um den andern bekümmern, sondern sich möglichster Zurückhaltung im Verkehr befleißigen. Er muß genau wissen, wie weit er jedem

Menschen gegenüber gehen darf, kurz: rücksichtsvoll sein. Überhaupt, Rücksicht ist der wahre Takt.

Darin liegt sehr viel Wahres. Aber niemand wird dadurch, daß er diese und ähnliche Gebote befolgt, taktvoll werden, denn er bekommt dadurch kein Taktgefühl, noch würde er in den verschiedensten Lagen und persönlichen Beziehungen zu den Menschen danach wissen, was im Einzelfalle taktvoll ist, was er zu tun hat, um die Schicklichkeit zu wahren. Wo hört die Neugier auf, und wo beginnt die Teilnahme? Kann aber nicht auch eine wirkliche und berechtigte Teilnahme sehr taktlos sein, wenn sie sich äußert? Darf man sich niemandes annehmen, um nicht zudringlich zu werden, niemanden fragen, um nicht neugierig zu erscheinen? Darf man über einen andern und seine Fehler unter keinen Umständen reden? Ist das immer Klatscherei? Und so könnten wir weiter fragen. Aber das sind noch nicht einmal konkrete Fälle, in denen die Entscheidung viel schwieriger wird, weil die Praxis immer komplizierter ist als die Theorie.

Nein, so geht es nicht. Es läßt sich überhaupt nicht sagen, was taktvoll ist: das muß empfunden werden, und durch nähere Bestimmung dessen, was es wirklich ist, kann man niemand dazu führen, daß er es empfindet. Takt ist so etwas eminent Persönliches, daß dieses Problem im unpersönlichen Leben und durch unpersönliches Verhalten überhaupt nicht gelöst werden kann.

* * *

Takt ist nicht das Gefühl für das Schickliche, sondern das Gefühl für das Persönliche und die Fähigkeit ganz unmittelbar daraus mit den Menschen zu leben. Es ist die feine Empfindung für den anderen Menschen — sein Wesen und sein Wollen, seine Verhältnisse und seine augenblickliche persönliche Situation — und für unsre geschäftliche, berufliche, persönliche Beziehung zu ihm, in der wir uns in diesem Moment grade befinden. Alles, was dieser ursprünglichen Empfindung entspringt und infolgedessen den Umständen durchaus angemessen ist, das ist taktvoll. Alles, was in

diesem Sinne nicht am Platze ist, was nicht paßt, was kein Verständnis findet oder falsch aufgefaßt werden muß, was zu weit geht, was zu früh oder zu spät ist, was zu derb oder zu leichtfertig ist, das ist taktlos. Aber was nun im einzelnen Falle so ist, läßt sich niemals sagen, sondern das ergibt sich immer erst aus der stets ganz eigentümlichen Beziehung und Lage, die eintritt, wenn sich zwei Menschen begegnen. Was nicht unmittelbar aus der ursprünglichen Empfindung des Nächsten und ihrer Wirkung auf uns entspringt, das ist taktlos. Ich denke dabei unwillkürlich an das Wort: „Was nicht aus dem Glauben ist, das ist Sünde, denn Glaube ist ja nichts anderes als die ursprüngliche Empfindung Gottes."

Die Voraussetzung des Taktes ist dann, daß man überhaupt für den andern Menschen Sinn und Verständnis hat und ein feines Gefühl für die Eigenart seines Wesens besitzt. Wer alles immer nur von sich aus versteht, nach sich beurteilt, wird sich nicht in eine andre Art und fremde Lage hineinversetzen können, der wird sich auch bei der besten Erziehung immer taktlos äußern und taktlos wirken. Darum wird der Beweglichere mehr Taktgefühl haben, als der Schwerfällige, der Zugängliche und Aufgeschlossene mehr als der Verschlossene, Verbohrte und Beschränkte. Je mehr es sich um Innerliches handelt, umsomehr setzt der Takt feines Gefühl voraus. Es kann jemand in äußeren Dingen sehr zartfühlend sein, sobald es aber tiefer geht, wird er brutal, ohne daß sich seine Gesinnung und Stimmung zu ändern brauchte, sondern er kann einfach nicht mehr mit. Hier versagt ihm sein Gefühl, wohl nicht für sich, wie es ihm dabei zu Mute wäre, wie er es auffassen würde, aber für den anderen.

Es gehört ein sehr feines Gefühl dazu, um das Empfindungsleben des anderen in seiner Eigentümlichkeit durchzuwittern und immer herauszuspüren, wie es ihm hierbei und dabei ums Herz ist, wie dies und jenes auf ihn wirkt, was es für ein Ereignis ist, das ihn quält oder freut. Man muß durch Begabung und Liebe, guten Willen und viel Übung schon etwas hellseherisch geworden

sein, um immer gleich zu merken, wie er irgend etwas sieht, was es in ihm auslöst, was er braucht und innerlich verlangt, wenn wir ihm begegnen und seine Augen fragend auf uns ruhen, wo wir eingreifen und wie wir anfassen müssen, um ihm zu helfen, ohne ihn zu verletzen. Anlaß und Äußerung müssen so fein aufeinander passen, wie es auch die peinlichste Sorgfalt nicht konstruieren kann. Deshalb muß es sich unmittelbar aus dem Gefühl für den anderen heraus ergeben.

Der Egoist, ob bewußt oder naiv, so taktvoll er sich äußerlich benehmen mag, wird deshalb immer taktlos sein. Denn er kann nicht anders. Er ist unfähig Rücksicht zu nehmen und hat kein Empfinden für andere Art. Er kann es beim besten Willen nicht, und wenn er seine Frau z. B. noch so sehr liebt, so wird er sie doch immer taktlos verletzen, denn all sein Eingehenwollen auf sie wirkt wie Anstößigkeiten, weil es nicht auf ihre Eigentümlichkeit und innere Lage angepaßt ist. Es ist ein Jammer zu sehen, wie sich manche naive Egoisten mit heißem Bemühen für andere Menschen aufopfern, und doch wird ihre Liebe immer als Brutalität empfunden, weil alles bei ihnen unangemessen, ungehörig, taktlos herauskommt. Man muß auf den anderen eingehen können. Wie kann das aber ein Egoist, wenn er nicht einmal aus sich heraus gehen kann, wenn er immer in sich befangen bleibt und sich immer nur um sich selbst dreht.

Das kann jeder selbst beobachten. Wenn dir wieder einmal ein Mensch nahe tritt, der trotz ziemlicher Vertrautheit mit dir immer nur von sich und seinen Angelegenheiten spricht und immer sofort versagt, sobald es sich etwa um deine Interessen oder Gedanken handelt, so achte einmal darauf, wie er sich gibt und wie er wirkt, wenn er gelegentlich etwas aus seiner wohlerzogenen Zurückhaltung herausgeht. Da wird alles, was er sagt und tut, sofort taktlos sein und wirken, denn es wird außer aller inneren Fühlung zu dem stehen, an den er sich wendet.

Das Feingefühl für den Mitmenschen ist aber nur zum geringsten Teil etwas Angeborenes, sondern fast ausschließlich im Leben geworden, anerzogen, selbst gebildet. Taktlosigkeit ist kein Geburts-

fehler, sondern immer Verwahrlosung. Die Quelle, aus der die Empfindung für den anderen entspringt, ist der Respekt und das Interesse. Wollen wir den Menschen taktvoll begegnen, so müssen wir Respekt vor ihnen haben. Ich meine nicht, daß wir sie verehren sollen, im Gegenteil, die Verehrung ist vielmehr eine Quelle der unglaublichsten Taktlosigkeiten, die nur nicht als solche empfunden werden, weil dies gemeine Verehrungsunwesen alle Kreise und unsern ganzen Verkehr durchdrungen hat. Jemanden im persönlichen Verkehr nicht einfach als einen ebenbürtigen Menschen, sondern als einen Vorgesetzten, oder als einen berühmten Mann, hohen Würdenträger, Hochgestellten, Hochgeborenen, oder als einen Subalternen zu nehmen ist unter solchen, die den Anspruch erheben Menschen zu sein, eine ungeheuerliche Taktlosigkeit, und für jeden feinfühligen Menschen, dem es passiert, äußerst peinlich. Ich meine vielmehr, daß wir den anderen anerkennen sollen in seinem besonderen Sein und in seiner eigentümlichen Art. Diesem tiefen Respekt muß unsre ganze persönliche Haltung zu ihm entsprechen, aus ihm muß jede Äußerung entspringen.

Sind wir von einem unwillkürlichen Respekt vor jedem Menschen, vor dem eingeborenen Recht seiner Art, vor seinem besonderen Schicksal und seiner eigentümlichen inneren Verfassung, vor der Lage, in der er sich innerlich und äußerlich befindet, erfüllt, dann werden wir ganz von selbst feines Empfinden dafür gewinnen, und es wird uns unmöglich sein, uns ihm gegenüber ungehörig zu benehmen. Wir werden in allem seiner Eigenart, seiner Stimmung und Lebenslage Rechnung tragen. Es ist taktlos, einem Unglücklichen das eigene Glück in glänzenden Farben vor Augen zu stellen, einem Armen von seinen reichen Einnahmen zu erzählen, unter Traurigen Witze zu machen, Fröhlichen bittere Tropfen in ihre Freude fallen zu lassen, die Unternehmungen eines Zukunftsfreudigen mit Unkenrufen zu begleiten. Überall, wo wir konträre Empfindungen hervorrufen, die in die Stimmung des Nächsten einen Mißton bringen, sind wir taktlos, denn das ist im eigentlichsten Sinne des Wortes unpassend.

Haben wir aber solch einen wirksamen Respekt vor jedem Menschen, dann werden wir ihn vor allen Dingen immer ernst nehmen, wenigstens wo er ernst genommen sein will, und wenn wir uns über ihn lustig machen, so muß er merken, daß wir es nicht ernst meinen. Es ist taktlos, jemanden ins Lächerliche zu ziehen und, was einem anderen heiliger Ernst ist, zu verhöhnen. Es gibt da sehr feine Unterschiede und Grenzen. Ist z. B. jemand in einer Narrheit befangen, so wird es durchaus angemessen sein, wenn ich ihm die Sache so zeige, daß ihm von selbst ihre Komik in die Augen springt, aber taktlos wäre es, wenn ich ihn und seine Kuriosität verspottete. Der wahre Humor ist immer taktvoll, erquickend und befreiend, wo er ursprünglich entspringt, weil er der Überlegenheit des Ja, also wenn er den Anderen betrifft, der Freude an ihm entstammt. Der Witz ist immer taktlos, wenn er nicht auf stillschweigender Übereinkunft beruht, weil er lächerlich macht.

Nehmen wir aber jemand wirklich ernst, dann werden wir ihm mindestens dasselbe zutrauen wie uns selbst. Deshalb ist es taktlos, offenherzige Äußerungen des andern hämisch, mißtrauisch, umständlich aufzunehmen, etwas Verstecktes, heimlich Beabsichtigtes, Verdächtiges dahinter zu suchen, Nebenabsichten und faule Gründe zu wittern, als sei seine Rede nicht ja, ja, nein, nein, d. h. unmittelbare Äußerung seines Empfindens. Das vielfache „Falschauffassen" stammt daher, daß man immer etwas anderes hinter den Worten vermutet, als sie direkt aussagen. Der äußerlich taktvolle Mensch tut deshalb dann wenigstens so, als ob er alles harmlos auffaßte und denkt sich bloß das Seine dabei. Der wirklich taktvolle aber kann es gar nicht anders auffassen, es müßte denn sein, daß er wirklich durchspürte, der andere meine etwas andres, als wie er sagt.

Zu dem Respekt gehört aber das Interesse. So lange wir den Menschen gegenüber apathisch sind, ist ein feines Gefühl für sie und ihre Besonderheit unmöglich. Die Gleichgültigkeit, mit der man jemand behandelt oder sich an der Unterhaltung beteiligt, ist

an sich taktlos, schließt aber auch jedes deutliche Empfinden des anderen naturnotwendig aus. Dazu müssen wir uns für ihn interessieren, uns innerlich mit ihm beschäftigen. In dem Maße als er von uns wert geachtet und als merkwürdig genommen wird, erschließen wir uns den Eindrücken seines eigentümlichen Wesens und werden dann durch die Empfindung, die wir dafür gewinnen, instand gesetzt, ihm in der rechten Form und Weise zu begegnen.

Am vollkommensten wird das natürlich gelingen, wenn aus dem Respekt und dem Interesse die Freude an unsern Nebenmenschen geboren wird. Denn sie macht in außerordentlicher Weise für sie empfänglich und belebt die innere Fühlung mit ihnen so herzlich, daß alle Äußerungen ursprüngliche Offenbarungen der unmittelbaren Beziehung und Aufeinanderwirkung zwischen Person und Person werden und deshalb unwillkürlich von dem schärfsten Feingefühl für den anderen erfüllt sind.

* * *

Unser Verhalten zu den andern Menschen muß weiter der Entfernung, dem Abstand und den Zwischenwänden angemessen sein, die uns von ihnen trennen, wenn es der wirklichen Beziehung, die wir zu ihnen haben, entsprechen und nicht willkürlich sein soll. Es muß darin zum Ausdruck kommen, wie nahe und wie fern wir ihnen persönlich stehen. Wer das außer acht läßt, vergeht sich schwer gegen das feine Empfinden der anderen. Diese persönliche Distanz ist etwas, was nicht in unsrer Hand steht, sondern wird, was sich aus dem gemeinschaftlichen Leben ergibt. Es ist gefährlich, jemanden absichtlich nahe kommen zu wollen, damit treten wir ihm nur zu leicht zu nahe. Man kann niemand erobern, sondern er muß sich uns von selbst aufschließen, wenn wir ihm wirklich vertraut werden wollen.

Alles Eindringen auf den Nächsten ist deshalb taktlos. Ob wir zudringlich sind und uns um seinen Verkehr, seine Freundschaft, sein Vertrauen bemühen, obwohl wir keine Gegenbewegung von ihm verspüren, oder aufdringlich sind und ihn zu allen möglichen

Dingen, Beschäftigungen und Unterhaltungen, Unternehmungen, Interessen, Wohltaten veranlassen wollen, obwohl er gar keine Lust dazu hat, oder eindringlich ihn von irgend etwas überzeugen, für irgend eine Lebensauffassung gewinnen wollen, obgleich er gar kein Interesse dafür hat, das ist an sich ganz gleichgültig: eins ist so taktlos wie das andere. Man muß auch das Ungestüm seiner Liebe und seines Eifers beherrschen können. Deshalb gilt die Zurückhaltung immer als ein Zeichen eines Menschen von Takt.

Nur wird sie natürlich sofort taktlos werden, wenn sie der wirklichen Entfernung, die zwischen mir und einem anderen besteht, nicht entspricht. Die Verschlossenheit vertrauten Menschen gegenüber ist ebenso taktlos, wie die Zudringlichkeit fremden gegenüber. Wenn ich jemanden, der mir nahe steht, als fremd behandle, berührt ihn das ebenso widerwärtig, wie das vertrauliche Sichpreisgeben eines aufdringlichen Menschen. Ist man mit jemandem vertraut, so verletzt es, wenn er heimlich tut, sich in schwierigen Lagen nicht ausspricht oder neue Interessen und Wendungen seines Lebens verschweigt und damit wenigstens den Schein eines Mißtrauens erweckt. Und es ist doch wirklich ebenso taktlos, wie aufdringlich sein, wenn ich das freundliche Entgegenkommen eines Menschen, mit dem ich bekannt gemacht werde, durch betretenes Zurückweichen erwidere.

Ferner spielt natürlich auch das verschiedene Niveau unsrer Lebensführung und Auffassung, die Verschiedenheit der geistigen Welt, in der wir leben, eine große Rolle. Da gibt es sternenweite Entfernungen zwischen den Menschen. Deshalb soll man niemanden, dem man innerlich fremd ist, wie einen Geistesverwandten ansprechen. Es ist taktlos, von seinem Innersten und Höchsten zu reden, wo man kein Verständnis voraussetzen kann, und kein persönliches und sachliches Interesse entgegenkommt. Es ist ungehörig, jemandem von dem zu sprechen, wofür er keinen Sinn hat. Ich habe es deshalb von früh an immer so gehalten, jemandem nur von den bewegenden Gedanken und beherrschenden Zielen meines Lebens etwas zu sagen, wenn er danach fragt, und ihn nur so weit

aufzuklären, als er fragt. Ich werde doch nicht in einer Gesellschaft, die durchaus auf der Oberfläche lebt, anfangen von dem zu reden, was dahinter liegt! Nicht nur Proselytenmacherei ist taktlos, sondern auch seinen geistigen Erwerb auszustellen, seine geheimen Kräfte an Unverständige zu verraten und sein innerstes Leben den Leuten preiszugeben.

Und endlich die Zwischenwände. Es gibt viel Trennendes im Leben, daß wir respektieren müssen, auch wenn es unberechtigt und unangebracht ist. Das verlangt das Zartgefühl und die Rücksicht auf die Menschen, wie sie nun einmal sind, und auf die Verhältnisse, wie sie nun einmal liegen.

Was steht alles zwischen uns und den andern Menschen! Das Herkommen und das Übereinkommen zunächst, die Sitten im Zusammenleben und die Formen des Verkehrs. Es ist keine Frage, daß sie die freie und unmittelbare gegenseitige Äußerung des harmlosen Sichgebens, die ursprüngliche Fühlung der Persönlichkeit stören. Und doch wäre es taktlos, sich darüber hinwegzusetzen und sie kurzerhand zu ignorieren, gleichgültig, ob der andere noch in Schranken und Formen lebt, leben will und leben muß. Sie sind ja nicht nur Hemmung, sondern auch Halt des Lebens, weil sie Hemmungen der ausschweifenden Willkür sind, und wir können sie nur in dem Maße entbehren, als unser ganzes Leben innere Notwendigkeit wird. Aber selbst wenn ich sie entbehren kann, bedarf sie vielleicht mein Nächster noch sehr dringend. Deshalb wäre es verkehrt, sie außer Acht zu lassen, wenn ich jemand darin befangen sehe oder sie für ihn als nötig erkenne. Das Zartgefühl und die Rücksicht zwingt mich, sie zu respektieren, und das kann ich auch ohne unwahr zu werden, wenn nur der andere merkt, daß ich den Formen unbefangen gegenüber stehe und ihr Wahrheitsmoment im Auge habe, wenn ich mich ihnen füge. Denn das haben sie alle. Die Verkehrsformen und gesellschaftlichen Sitten sind Mittel des Selbstschutzes, den wir vorläufig noch gebrauchen, und das Üble daran ist nur, daß sie die lebendige Fühlung mit den Lebensbedürfnissen, denen sie entsprungen sind, verloren haben, selbständige Lebenselemente wurden und infolgedessen erstarrt sind.

Ich habe z. B. eine ursprüngliche Abneigung gegen das gegenseitige sich Ehren der Menschen, und halte es auch für im Grund unsittlich und in den Wirkungen verhängnisvoll. Es gibt mir deshalb jedesmal einen Stich, wenn ein Brief an mich beginnt „hochverehrter", und es ist mir außerordentlich peinlich, wenn ich schreiben muß „sehr verehrter". Und doch wäre es taktlos, wenn ich hier einfach meiner Empfindung und Überzeugung folgen wollte und an ganz fernstehende Menschen schreiben würde: „Lieber Herr N.N.", denn sie würden das gar nicht verstehen können und ich kann doch nicht jedesmal ein Kommentar meiner Auffassungen und Empfindungen hinzufügen. Außerdem hängt aber die Art, wie ich mich zu jemandem stelle, doch gar nicht von mir allein ab, sondern ebenso von dem anderen. Infolgedessen muß ich seines Einverständnisses erst gewiß sein, wenn ich mich über die übliche Formel der Entfernung hinwegsetzen will, sonst handle ich taktlos.

Ebenso sind z. B. die gegenwärtig geltenden Formen und Schranken im Verkehr der Geschlechter untereinander so lange nötig, als noch die Trennung der Geschlechter eine Grundordnung unsrer ganzen Erziehung ist. Wird darin einmal eine Änderung eintreten und ein harmloses gegenseitiges Verhältnis zwischen der heranwachsenden Jugend die Folge sein, so wird ganz von selbst eine freiere Bewegung im persönlichen Verkehr Platz greifen. Aber so lange die noch nicht gewonnen ist, müssen die Formen gewahrt werden, so peinlich und überflüssig man sie auch empfinden mag: einfach aus Rücksicht auf den andern, der sie noch nicht entbehren kann.

Viel weittragender aber ist, daß zwischen uns und unsern Nebenmenschen noch keineswegs die unmittelbare Fühlung der Liebe zwischen Seele und Seele besteht und die klare Luft der Aufrichtigkeit und Harmlosigkeit herrscht. Dünste der Niederungen verdunkeln die gegenseitigen unmittelbaren Eindrücke, und Nebel von Vorurteilen schieben sich zwischen das Leuchten von Auge zu Auge. Man steht sich vorsichtig, wenn nicht mißtrauisch gegenüber, man darf nicht alles, was einem begegnet, ohne weiteres als echt und

wohlgemeint nehmen, sondern muß erst dahinter zu kommen suchen. Diesen peinlichen Zustand kann man wohl wegwünschen, aber nicht willkürlich wegschaffen, deshalb muß man ihn respektieren. Man muß in seinem Verhalten damit rechnen, so wenig man deshalb mißtrauisch und hinterhaltig werden wird. Wir werden unsern Mitmenschen immer das Beste zutrauen und uns ihnen stets harmlos und unmittelbar geben, aber so lange sie uns noch nicht kennen, mit Zurückhaltung, damit sie nicht unsre Haltung aus ihrem Mißtrauen heraus falsch verstehen.

Anders liegt es natürlich, wenn man sich auf einem gemeinsamen Boden oder in einer geistigen Atmosphäre zusammenfindet, wo von vornherein alle derartigen Dünste und Nebel ausgeschlossen sind. Da wird man gleich ganz anders sich zu einander stellen und mit einander verkehren können, und was sonst überall taktlos erscheinen würde, wird man hier als durchaus angemessen und taktvoll empfinden. Das haben wir z. B. im Verkehr auf Schloß Mainberg erlebt.

* * *

Wenn das Taktgefühl ein Kind der unmittelbaren Fühlung mit den Menschen und des tiefen Respekts davor ist, dann wird es schließlich unsre ganze Haltung und Äußerungsweise aufs feinste dem eigentümlichen Verhältnis anpassen, in dem wir zu jemand stehen. Wir werden uns ganz anders einem geben, wo auf den ersten Blick der innere Kontakt wie ein elektrischer Schlag eintritt, als jemandem, mit dem wir vielleicht schon lange verkehrt haben, ohne die geringste Fühlung mit ihm zu gewinnen. Bin ich jemandem sympathisch, so kann ich mich ihm rückhaltlos geben, darf ihm mehr Verständnis für mich zutrauen und mehr Anstöße zumuten, als wenn ich ihm antipathisch bin. Lebe ich mit jemandem zusammen, der mir eine unüberwindliche Abneigung entgegenbringt, so bedarf es der allergrößten Zurückhaltung ihm gegenüber, selbst wenn ich in Liebe zu ihm überfließe, denn er wird alles aus seinem Mißtrauen heraus und deshalb falsch verstehen, es wird alles zu einem Zündstoff seiner inneren Erregung werden.

Entscheidend für unser Verhalten ist natürlich auch, in welches Verhältnis uns das Leben zu einander bringt. Wenn ein wildfremder Mensch in großer Not ganz auf mich angewiesen ist, so daß er in diesem Moment der Nächste ist, den es für mich gibt, so werde ich ihn unter Umständen mit der größten Energie anfassen und in seine intimsten Verhältnisse eindringen müssen. Das ist dann nicht taktlos, denn er steht mir in diesem Augenblick von allen Menschen am nächsten. Hier würde das Gegenteil, eine abweisende, scheue Zurückhaltung, peinlich wirken. Waren wir ihm aber das, was wir allein ihm da grade sein konnten, und treten wir ihm infolgedessen wieder ferner, da er unsre Dienste nicht mehr braucht, so wäre es taktlos, den Ton jener Stunden größter Nähe und Zusammengehörigkeit festhalten zu wollen.

Das gilt aber allgemein. Wir werden zusammen und auseinander geführt. Darum ist es ein Zeichen mangelnden Taktgefühls, wenn man die Art des Verkehrs, die man einmal mit jemandem gewann, wie eine Routine über Jahre und innere Wandlungen der Beziehungen hinweg festhält. Wie peinlich empfindet man schon vielfach das konservierte Du, aber trotzdem glaubt man daran festhalten zu müssen, so sehr man sich fremd geworden ist, obgleich es taktlos ist. Taktvoll ist unser Verkehr nur dann, wenn er in Art und Ausdruck ein freies Spiel der augenblicklichen lebendigen Fühlung in ihrer Eigenart ist, die zwei Menschen mit einander haben.

Je feiner das Taktgefühl, um so nüanzierter wird unsre Haltung und Äußerung in ihrer Verschiedenartigkeit sein, die sie aus der Mannigfaltigkeit unsrer Beziehungen gewinnt. Aber nur, wenn wir ihnen unwillkürlich Rechnung tragen, wird das gelingen. Sobald wir uns irgendwie absichtlich auf ein bestimmtes Verhältnis zu jemandem, auf einen theoretischen Begriff davon einstellen, muß es mißlingen. Denn das taktvolle Benehmen ist ein unmittelbares Leben aus der ursprünglichen Empfindung unsers eigenartigen Verhältnisses zu jedermann heraus, oder es ist überhaupt nicht vorhanden, und an seiner Stelle herrscht eine erbärmliche Manier konventioneller Taktregeln.

Je näher wir jemandem stehen, je tiefer und inniger die Lebensbeziehung zwischen uns ist, um so feiner und empfindlicher muß unser Zartgefühl sein, wollen wir jeder augenblicklichen Lage und Stimmung zwischen uns gerecht werden. Seltsamerweise scheint aber die Meinung zu herrschen, als ob die Vertrautheit taktvolles Benehmen entbehren könnte. Wenigstens hört und sieht man wenig von der Bedeutung des Taktgefühls zwischen Eltern und Kindern, und doch ist es hier ebenso die Grundlage der ungestörten Vertraulichkeit und Kindesliebe, wie der gedeihlichen Erziehung. Was leiden Kinder bewußt und unbewußt unter der Taktlosigkeit ihrer Eltern! Wenn z. B. ihre duftigen Unmittelbarkeiten vor andern preisgegeben werden, oder wenn ihr Schamgefühl vor sich selbst als pädagogisches Folterinstrument verwandt wird, oder wenn sie in Gegenwart fremder Menschen erniedrigt werden. Wie peinlich empfinden Kinder die Rücksichtslosigkeit ihrer Eltern, die ihren Scherz nicht verstehen, aus einer kleinen Sache ein Kapitalverbrechen machen und sie in ihrem kindlichen Treiben nicht Ernst nehmen können! Aber wie kann es denn anders sein? Wie viele Eltern haben den heiligen Respekt vor ihren Kindern, der sich gehört, und respektieren sie dann auch wirklich! Und doch ist das die Voraussetzung des Taktgefühls.

Dasselbe gilt aber von Lehrern und Schülern. Ich habe oft den Eindruck gehabt, daß eigentlich die Rücksichtslosigkeit eine Wollust der Erzieher sei, der manche wie einer lasterhaften Leidenschaft fröhnen. Es kitzelt sie, zu sehen, wie sich die fein empfindlichen Seelen der Kinder darunter in Qual und Pein förmlich winden und sich doch hilflos ihr nicht entziehen können. Aber auch wenn das nicht der Fall ist, wo herrscht das spürende Zartgefühl diesen scheuen und seltsamen knospenden Wesen gegenüber? Statt Feingefühl grobes Zufahren und brutale Rücksichtslosigkeit. Auch hier fehlt eben Respekt, Freude und Interesse den Kindern gegenüber, so daß es zu einem Leben aus innerer Fühlung überhaupt nicht kommen kann.

Und nun gar in den Ehen! Hier sollte das Taktgefühl seine höchsten

Triumphe feiern, aber ich fürchte, es erlebt da seine schimpflichsten Niederlagen. Welche Zartheit und Empfindlichkeit des Gefühls für einander setzt diese einzigartige und ganz eigenartige Intimität zwischen zwei Menschen voraus! Wie muß hier alles ganz ursprünglich daraus geboren werden, wenn diese zarteste Fühlung und das feine Keimen und Sprossen neuen persönlichen Werdens in der innigen Gemeinschaft nicht beeinträchtigt werden soll! Wie muß hier jede taktlose Willkür die innere Einheit zwischen den zwei Menschen stören! Hier versagen aber alle Taktregeln, hier hilft allein wirkliches, feines Taktgefühl. Aber ich fürchte, es geht eben deshalb in vielen Ehen im Verborgenen sehr taktlos zu, und vielleicht ist die Taktlosigkeit die eigentliche Ursache, warum die eheliche Liebe mit der Zeit meist ihre Glut und Ursprünglichkeit verliert, selbst wenn sie nicht zu wohlwollender Gleichgültigkeit abgestumpft wird. Man wird durch taktlose Reibungen und Verletzungen harthäutig gegen einander, und damit wird die freie herüber und hinüber spielende Fühlung der Seelen gehemmt und gelähmt, aus der sich die Liebe nähren muß, wenn sie sich ihre ewige Jugend erhalten will.

Jede eigentümliche persönliche Beziehung aber und jedes besondere Lebensverhältnis, das wir zu einem Menschen haben, schließt uns in gewissem Maße von den anderen Menschen ab, und zwar je nach der Art und dem Grade des Vertrautseins, das es darstellt oder herstellt. Man ist dann mit ihm etwas für sich. Deshalb muß diese besondere Beziehung sorgfältig gewahrt werden und den anderen Menschen gegenüber zur Geltung kommen. Jede Vertraulichkeit, welcher Art auch immer, verpflichtet also zur Zurückhaltung in ihrer Äußerung vor andern und zur Diskretion über ihre inneren Vorgänge, gemeinschaftlichen Interessen, gegenseitigen Mitteilungen gegenüber den anderen.

Sind sich zwei Menschen nahe gekommen, so wird es nicht ohne Einfluß auf sie sein, ob andere dabei sind, nicht nur in Bezug darauf, was sie einander sagen, sondern auch, wie sie sich gegen einander geben. Die persönliche Vertraulichkeit zu profanieren ist

taktlos. Dahin gehört z. B. die Zärtlichkeit der Eltern zu den Kindern vor Fremden. Aber es gilt überhaupt von jedem irgendwie vertrauten Verhältnis, das sich denken läßt; z. B. wenn einer dem andern geholfen hat: diese eigentümliche Beziehung, die dadurch zwischen zwei Menschen entsteht, vor andern kund werden zu lassen, statt vor ihnen in strengste Reserve zurückzutreten, ist gemein. Gibt man seine Vertrautheit vor andern preis, dann zerstört man sie. Der Schmelz, der sie wie eine feine Hülle umgibt, wird von ihr abgestreift.

Ebenso verpflichtet natürlich jede Intimität zu Diskretion. Von seinen intimen Beziehungen erzählen oder gar, was einem anvertraut wurde, weiter klatschen, ist taktlos. Darüber sind wir uns alle einig. Es ist nur ein schlimmes Zeichen, daß das Siegel der Verschwiegenheit so allgemein verlangt wird. Offenbar muß das nötig sein. Also kann man sich nicht allgemein auf das Taktgefühl der Menschen verlassen. Andererseits besteht aber auch hier die stärkste Versuchung. Wie der Drang sich auszusprechen zu den größten Taktlosigkeiten gegen sich selbst verleitet, so das Bedürfnis, etwas Neues mitzuteilen, zu Indiskretion und Klatscherei. Die Menschen müssen ja immer reden und erzählen, um sich nicht zu langweilen. Aber woher immer nehmen ohne zu stehlen! Da verschenken sie dann eben ihr anvertrautes Gut und sind lieber taktlos als langweilig, lieber untreu als schweigsam.

* * *

Wozu hierüber reden? werden manche sagen. Entweder man hat Taktgefühl oder man hat es nicht. Wir können es niemandem beibringen. Gewiß nicht, aber die Aufklärung führt zur Selbstbesinnung. Achte auf das Taktgefühl und pflege es. Worauf man nicht aufmerksam gemacht wird, das wird nur zu leicht vernachlässigt. Wenn man aber jemandem gesagt hat, daß es taktlos ist, seinen Diener vor den Kindern auszuschelten, weil dadurch das besondere Verhältnis zwischen Herrn und Diener bloßgestellt wird, und er sieht es ein, so wird er es nicht nur in Zukunft

unterlassen, sondern vielleicht überhaupt Gefühl für die eigentümliche Beziehung zwischen sich und seinen Untergebenen gewinnen, und damit wird sein Verkehr mit ihnen in Zukunft taktvoll werden.

Taktgefühl ist etwas, was geweckt und erzogen werden muß. Deshalb hat man es aber auch nicht, sobald man es möchte, sondern muß es sich entwickeln und erstarken lassen. Es dauert lange, bis man sich auf die Reinheit und Gradheit seines Empfindens und auf die Kraft seiner unwillkürlichen Äußerung verlassen kann. So lange man aber noch nicht so weit ist und sich noch nicht frei aus ursprünglichem Empfinden heraus ganz harmlos in voller Beweglichkeit geben kann, ohne immer daneben zu hauen, anzustoßen und ungereimt zu werden, ist Vorsicht und Zurückhaltung dringend geboten. Denn darunter gedeiht das ursprüngliche Taktgefühl am besten. So lange man es noch nicht in der nötigen Stärke hat, gehört man unter das Gesetz des konventionellen Taktes. Aber das soll nur unser Zuchtmeister sein, bis wir uns auf unser ursprüngliches Empfinden und seine unmittelbare zutreffende Äußerung in allen Lagen und Beziehungen unbedingt verlassen können.

Aber auch dann ist es noch nicht unfehlbar gesichert, sondern es hängt immer von der Klarheit unsers inneren Lebens ab. Jede Erregung, die uns übermannt und unser Bewußtsein verdunkelt, lähmt die feine Empfindung. Deshalb sind die taktvollsten Menschen im Zorn und Haß, oder im Rausch der größten Taktlosigkeiten fähig. In ehelichen Szenen geht stets der Takt verloren, nnd ein rasender Lehrer hat kein Empfinden für seine Schüler mehr. Zu der inneren Klarheit gehört aber auch das innere Gleichgewicht, wenn wir feiner Rücksicht fähig sein wollen. Wer von irgend etwas hingerissen wird, in irgend einem Banne steht, ist immer rücksichtslos, er ist außer Fassung und läßt sich gehen, setzt sich durch und hat gar kein Gefühl für seine Nebenmenschen mehr. Dann steigert sich die Taktlosigkeit nur zu oft zur Brutalität.

Aus alledem sehen wir, daß der Takt gewiß die feine Rück-

sicht zwischen den Menschen ist, aber eine lebendige, die durch die im Augenblick vorhandenen Lagen des Lebens der Menschen untereinander und ihre eigentümlichen persönlichen Beziehungen bestimmt wird und sich unwillkürlich daraus ergibt. Wie die wahre Sittlichkeit kann der Takt nicht statutarisch festgelegt werden, sondern trägt seine Gesetze in sich, in dem ursprünglichen Empfinden des Menschen.

Zum Nachdenken.

Müssen Sie nicht die Menschen von sich abhängig machen, wenn Sie ihnen helfen wollen? — Nein, im Gegenteil, ich suche sie stets und in allem auf eigene Füße zu stellen, denn nur wenn man das tut, hilft man ihnen wirklich.

* * *

Nur das haben wir wirklich, was in uns untergegangen ist und unbewußt in uns lebt. Denn es ist ein Element unsers Seins geworden und wirkt sich fortdauernd in uns aus, so wenig es uns zum Bewußtsein kommen mag. Das können wir wohl vergessen, aber nicht verlieren. Was wir bloß in der Erinnerung haben, ist nicht in uns, sondern in weiter Ferne. Es lebt nicht in uns und wirkt sich deshalb auch nicht durch uns aus. Nur was in uns untergegangen ist, kann in uns aufgehen.

* * *

Man muß sich die Freiheit nehmen zu irren und zu straucheln, wenn man suchend vorwärts will.

* * *

Wer Lösungen erleben will, darf sich nicht über Spannungen beklagen.

* * *

Heiterkeit ohne Ernst hat einen bittern, Ernst ohne Heiterkeit einen sauren Nachgeschmack.

* * *

Es ist leicht, für Grundsätze, die von der landläufigen Lebensweise abweichen, Zustimmung zu finden, wenn man sie bloß darlegt und begründet. Aber schwer, wenn man die Probe aufs Exempel im Leben macht. Ich habe oft beobachtet, daß sich Leute, die von den Ausführungen in den „Grünen Blättern" entzückt waren, über ihre lebendige Erscheinung und praktische Ausführung entsetzten, und finde, daß man durch nichts so anstößt, als wenn man lebt, was man redet. Es gibt also auch im Urteil der Menschen einen Zwiespalt zwischen Theorie und Praxis. Können sie es nun nicht ertragen, wenn ihnen als Wirklichkeit entgegentritt, was sie begeisterte, oder ist das nur ein Beweis dafür, daß sie es gar nicht wirklich verstanden haben?

* * *

Jedesmal wenn wir verurteilen, wo wir etwas nicht verstehen, und mißbilligen, ohne es zu verstehen zu suchen, bringen wir uns um ein neues Erlebnis. Merkwürdig, alle wollen an Geld reich werden, aber keiner an Erfahrung.

* * *

Nimm Rücksicht auf die Schwachen, wenn sie sich schwach fühlen. Wenn sie sich aber als die starken aufspielen und dennoch Rücksicht verlangen, so sei rücksichtslos: vielleicht werden sie sich dann ihrer Schwäche bewußt. Geh nur auf die Schwachen ein, die stark werden wollen, aber den Schwachen, die Norm sein und geben wollen, weiche auch nicht einen Schritt. Rücksicht ist gut, wenn sie Handreichung und Hilfe ist, schlecht, wenn sie Beruhigung der Verständnislosen und Verleugnung der Wahrheit ist.

* * *

Das Glück finden wir nur, wenn wir es nicht suchen.

* * *

Wir können niemals eine Dummheit durch eine andere gut machen. Dadurch machen wir nur aus der Dummheit ein Verhängnis.

* * *

Wenn wir uns an einem Menschen freuen, sollten wir niemals etwas aus seiner Vergangenheit bedauern, geschweige enttäuscht sein, wenn wir etwas bedenkliches daraus hören. Das ist beschränkt und unlogisch. Denn er wäre ohne das nicht der, den wir lieben, und es wird dadurch nichts an ihm geändert was er ist, wenn wir etwas von ihm erfahren, was wir bis dahin nicht wußten, selbst wenn offenbar würde, daß er jemand ermordet hätte. Es müßte vielmehr nur die Liebe stärker entfachen, wenn wir erfahren, wodurch er hat gehen müssen, um zu werden wie er ist.

Aus Briefen.

1. An einen jungen Mann.

Ihr Brief hat mich schwer enttäuscht. Also auch in Ihrer neuen-Stellung fühlen Sie sich unglücklich und klagen, daß Sie darunter leiden, ganz von ihr in Anspruch genommen und innerlich zerstreut werden, daß Sie keine Zeit finden, sich mit den Fragen des persönlichen Lebens zu beschäftigen, und wenn Sie einmal frei wären, viel zu erschöpft seien, um einen Gedanken zu fassen. Ja, lieber Freund, wenn Sie sich nicht aus Ihrer Lethargie und inneren Gleichgültigkeit energisch aufraffen, glaube ich allerdings auch nicht, daß Sie etwas für diese ausgezeichnete Stellung sind.

Sie schreiben: „ich fühle, ich gehöre nicht dahin, ich bin innerlich nicht dabei.“ Ja, zum Teufel, da beschäftigen Sie sich doch einmal energisch innerlich damit. Wie können Sie überhaupt etwas übernehmen, ohne innere Beteiligung als allererste Pflicht zu empfinden! Wenn es Ihnen widerstrebt etwas zu schreiben, was Sie nicht beherrschen, so suchen Sie es zu beherrschen. Wenn Sie es nicht können, so lernen Sie es. Sie sagen, es muß in Ihrem Beruf Wahrheit werden. Ja, wie soll das denn anders werden, als wenn Sie ihm so vollkommen als nur irgend möglich gerecht werden und ihn erfüllen!

Wenn Sie vorwärts wollen, so lassen Sie bitte einmal die altjüngferliche Sorge um ihr Innenleben, das kleinliche Nörgeln über den Wert Ihres Glaubens, über das innerliche Vorwärtskommen, über Ihr „häßliches Wesen“ und Ihre gegenwärtige Lage, kurz, lassen Sie einmal alles, was jetzt Ihr Fürsichleben erfüllt, z. B. Ihr ganzes religiöses Gedankentreiben, und setzen Sie alles daran, konzentrieren Sie alles darauf, was Sie an Geist und Kraft haben, Ihrer Stellung gerecht zu werden und Ihre Aufgabe zu erfüllen. Allein durch diese Lebenstat fördern Sie Ihr persönliches Leben, das ja in erster Linie darin besteht, die Schwierigkeiten des Lebens zu bändigen, allein dadurch kommen Sie vorwärts auf dem Wege zu Gott, denn dann tun Sie seinen Willen. Alles Nachdenken, Lesen und „Pflegen persönlichen Lebens“ hat gar keinen Sinn und Wert, sondern ist absolut unfruchtbar, so lange Sie nicht leisten, was der Augenblick verlangt. Damit allein leben Sie tatsächlich persönlich. Mit allem anderen beschäftigen Sie sich nur theoretisch mit Ihrer Liebhaberidee „Persönliches Leben“. Ihre Seele machen Sie nicht frei durch klagen und trauern, klar werden und beten, sondern allein durch die Tat, daß Sie Hindernisse nehmen und Schwierigkeiten meistern.

Daß Sie so blind Ihr Glück verkennen, an einer gewaltigen Aufgabe groß und stark werden zu können! Bilden Sie sich nur nicht ein, daß Sie leidend sind. Sie sind Hypochonder, und der

ganze Jammer wird mit dem ersten Schlage einer wirklichen Lebenstat verschwinden. Wenn Sie aber unterliegen und fliehen, dann haben Sie die große Gelegenheit Ihres Lebens verpaßt. Selbst gesetzt den Fall, die Stellung wäre wirklich nichts für Sie, so dürften Sie sich nicht eher weiter umsehen, ehe Sie sie nicht bemeistert hätten. Jetzt gleichen Sie einem, der auf hohe See soll und durchaus auf das Land zurück will, weil das Wasser keine Balken hat. Das ist nicht der Weg zur Persönlichkeit, sondern zum Waschlappen.

Entschuldigen Sie, daß ich etwas kräftig geworden bin, aber ich möchte Ihnen gern etwas Mark in die Knochen reden.

2. An eine schwer leidende Mutter.

Sie fragen mich, wie Sie, nach schwerer Krankheit aufs Äußerste geschwächt und für die Zukunft keiner Anstrengung mehr fähig, sondern immer leidend und in jeder Beziehung gehemmt, Ihrer Lebensaufgabe, die Sie schon in gesunden Tagen oft überwältigt hat, erfüllen sollen.

Ich meine, es kommt da alles darauf an, daß Sie zu der schweren Lebenslage, in der Sie sich befinden, mit Herz und Willen durchaus Ja sagen. Gott will es so, gut, dann soll es auch so sein, und dann wird es auch gehen, wenn Sie tun, was Sie können. Damit wird Ihnen nichts Unmögliches zugemutet. Im Gegenteil, hüten Sie sich vor jeder Überanstrengung. Das wäre unwahr, künstlich und ungesund, sondern tun Sie nur, was in Ihren Kräften steht, und im übrigen lassen Sie Gott sorgen. Das ist ganz allein seine Sache. Er kann das Wenige, was Sie jetzt tun können, so segnen, daß es mehr leistet, als das Viele, was Sie früher vermochten. Da ist nichts Magisches dabei, sondern wenn Sie innerlich so stehen, wird das Wenige, was Sie können, so von persönlicher Intensität und tiefer Wahrheit erfüllt sein, daß es voller Schöpferkräfte sein wird und sich an allen bewähren, die auf Sie angewiesen sind.

Die Ihrigen brauchen also gar nicht darunter zu leiden.

Werden Sie der schweren Lage, in die Sie gestellt sind, innerlich gewachsen, so werden Sie Ihren Kindern Mutter und Ihrem Mann Gattin in viel vollkommenerer Weise sein können, als jemals vorher. Mit Ihren Befürchtungen sind Sie im Äußerlichen befangen, aber das ist nicht das Wesentliche.

Es wird ja dabei gar nichts schaden, sondern auch nur nützen, wenn Sie sich z. B. bei den Kindern nicht mehr um alles Einzelne und Kleine kümmern können, wenn die mehr auf sich selbst angewiesen sind und dadurch selbständiger werden. Leiten können Sie sie an unsichtbaren Fäden auch von Ihrem Lager aus. Natürlich müssen Sie nun für Haushalt und Kinder mehr Hilfskräfte in Anspruch nehmen als früher, aber warum soll das nicht gehen? Sie sind jetzt eben auf das innere Departement der Familie, ihr Herz zu sein, angewiesen, und daran kann Sie Ihr krankes Herz nicht hindern.

Hieraus sehen Sie schon, daß das Ringen Ihres Geistes nach Wahrheit davon nur profitieren wird. Sie sind in der angenehmen Lage, vorläufig keine geistigen Anregungen zu brauchen. Denn Gott hat sie heimgesucht, spricht zu Ihnen ernst und tief, macht Sie auf das Wesentliche und Entscheidende im Leben der Hausfrau aufmerksam und stellt Ihnen eine schwere, aber wunderbare Aufgabe: die Erfahrung zu machen und den Beweis zu liefern, daß der Mensch nicht von Brot allein lebt, sondern von jeder Lebensäußerung Gottes, d. h. daß, wenn Sie die Not und körperliche Gebundenheit als Lebenswink auffassen, Sie befähigt werden, auf innerliche Weise und persönlichem Wege den Ihrigen das zum Leben zu geben, was sie von Ihnen dazu brauchen.

Das ist eine Förderung des Glaubens und des persönlichen Lebens ohne gleichen, nicht durch Schriften und Nachdenken, sondern durch Lebensansprüche und ihre Erfüllung. Wirklich, Sie können noch etwas erleben, wenn Sie wollen. Glauben Sie nicht, daß Ihr Selbst auf diesem Wege, statt beeinträchtigt zu werden, einer wunderbaren Entfaltung entgegen geht?



Lebensbahnen.

Die Menschheit in der Fülle ihrer Glieder befindet sich wie die Welt der Sterne in unaufhörlicher Bewegung. Jeder Mensch hat seine besondere Lebensbahn, eine gewisse Linie eigentümlicher Führung, die mitten durch ein Gewirr von andern Kurven hindurchgeht. Sobald wir in die Lebenssphäre der Erde eintreten, ziehen wir leuchtend unsre Spur, die mit dem Tode wohl erlischt, aber nicht aufhört. Offenbar ist auch die Menschenmenge wie das Sternenheer auf eine Harmonie unverrückbarer, klarer und fest bestimmter Flugbahnen angelegt, die sich gegenseitig bedingen, denn ihr Werdedrang strebt aus der Willkür zu innerer Notwendigkeit. Aber statt planetarischer Ordnung herrscht unter uns noch ein irdisches Wirrsal.

Die Schicksale und Geschichten der Menschen, die wir verfolgen können, zeigen meist keine groß- und gradzügigen Sternenbahnen, sondern zittrige Linien, sinnlose Krümmungen, Zickzackkurse, ratloses Hin und Her. Es herrscht kein stetiges Vorwärts, kein lebendiger Zusammenhang des Werdens und Schreitens, sondern viel Stillstand und Rückgang, stoßweise Bewegung, willkürliche Sprünge und abgerissene Zuckungen, kein rücksichtsloses Gradeaus, sondern Sei-

tensprünge und Umwege, Ausweichen und planloses Schweifen. Viel Not innerer und äußerer Art haben diese Irrungen und Wirrungen zur Folge, ja die Tragweite des Verhängnisses verfahrener Lebensbahnen ist kaum zu überschätzen. Verfehlter Lebensweg verfehltes Leben. Wer sich verläuft und verirrt, geht zu Grunde, wenn er sich nicht wiederfindet.

Unser Lebenslauf, wie er sich unwillkürlich gestaltet, ist also nicht zunächst und ohne weiteres unsre eigentliche Lebensbahn, sondern ein Irrweg, der zum Verderben führt. Die lebendige Linie unsrer Entwicklung und Wanderung, die zum Leben führt, ist etwas, was wir suchen und finden müssen. Sie ergibt sich aus dem eigentlichen Wesen unsers Selbst, dem ewigen Kern unsers persönlichen Seins, und aus seiner Mitgift für das Leben an Anlagen und Fähigkeiten, aus den Verhältnissen, in denen wir geboren werden und aufwachsen, und aus den Ereignissen, die wir erleben. Hieraus folgt eine ganz bestimmte Flugbahn, die wir berechnen könnten, wenn wir ihre Bedingungen zu durchschauen und zu messen vermöchten. Das ist aber unmöglich, deshalb müssen wir unsre Lebensbahn aufspüren und instinktiv verfolgen. Wir finden sie aber, wenn wir unser Leben aus der impulsiven Kraft persönlichen Werdens und in der Wahrheit menschlichen Verhaltens führen. Mitten in das Gewimmel der unabsehbaren Lebensmöglichkeiten setzen wir dann in jedem Moment mit genialer Sicherheit den einzigen Punkt innerer Notwendigkeit, der die Bestimmung des Augenblicks erfüllt, und aus der ununterbrochenen Folge der Punkte entsteht eine lebendige Linie, die in festem, gradem Zuge unsre eingeborene Bestimmung zum Ausdruck und zur Erfüllung bringt.

Das ist dann die Wahrheit unsers Lebens, die in unlösbarer Beziehung zur Wahrheit unsers Wesens steht. Denn nur die werdende Wahrheit in uns kann unsre eigentliche Lebenslinie finden und festhalten, und nur in unsrer besonderen Flugbahn kann sich die Wahrheit in uns völlig entfalten. Deshalb werden wir, sobald wir zu uns selbst kommen, durch eine innere Unruhe getrieben, sie zu entdecken, und wenn wir sie gefunden haben, durch

unablässiges Vorwärtsstreben in ihr festgehalten. Die geringste Schwankung in ihrem graden Zuge bringt uns Schaden an uns selbst. Geraten wir ganz heraus, so gehen wir zu Grunde, äußerlich vielleicht nicht, aber der Mensch in uns um so sicherer. Denn wir werden dann uns selbst untreu und verlieren uns selbst. Wir geraten in die Abhängigkeit von Menschen, Dingen, Ereignissen und Unternehmungen, die uns aus unsrer eigentlichen Lebensbahn heraus ziehen und ihr immer mehr entfremden, und folgen ihrer Anziehungskraft, statt dem eingeborenen Lebensdrang.

Unverwandt die eigene Spur verfolgen: darauf ruht die Selbständigkeit des Lebens. Wer sich abtreiben läßt, wird verführt, abgezogen, mitgenommen, fortgeschwemmt: er wird abhängig, so unabhängig er scheinbar dastehn und so selbständig er vermeintlich handeln mag. Dadurch erklärt sich das Rätsel, warum so oft kernige, klare und tatkräftige Menschen im Grunde ihres Wesens doch nie selbständig werden: weil sie ihre eigentliche Lebensbahn nicht suchen oder sie nicht finden können. Den oberflächlichen Zuschauern mögen sie ja sehr selbständig erscheinen, denn die halten ja jeden für selbständig, der fest auftritt, obwohl oft am festesten auftritt, wer sich am unsichersten fühlt. Aber sie selbst fühlen mit zehrendem Ingrimm, daß sie nicht selbständig sind, so selbständig sie auftreten mögen. Es ist das eine der peinlichsten persönlichen Lagen, die ich beobachtet habe. Menschen, in denen alles auf Selbständigkeit angelegt ist, geraten trotz des strengsten Willens zur Selbständigkeit immer wieder in Abhängigkeiten. Sie empfinden das als ein furchtbares Verhängnis, aber sie ahnen nicht, wo der Fehler steckt, sondern meinen, sie würden dadurch selbständig, daß sie überall mit empfindlichster Eifersucht auf ihre Selbständigkeit ausgingen und sie trotzig wahrten. Aber dieses Gebahren ist gerade ein Zeichen vorhandener Unselbständigkeit. Denn wer selbständig ist, denkt nicht daran, es zu sein. Er fürchtet sich nicht vor Einflüssen und lehnt nicht ohne weiteres alles ab, was von andern kommt, denn er ist unwillkürlich selbständig, ohne darauf aus zu sein, und kann auf alle Stimmen hören und sie verwerten, gerade weil er

selbständig ist. Wer selbständig ist, läßt sich ganz unbedenklich von seinen Nebenmenschen helfen, wo er auf sie angewiesen ist, aber wer um seine Selbständigkeit zittert, weil er sie noch nicht hat, stößt jede Hilfe zurück, denn er sieht darin einen Eingriff in seine Selbständigkeit, die er noch nicht hat. Deshalb kann man ihm auch nicht sagen: du hast deine Lebensbahn noch nicht gefunden und mußt vor allem deine eigene Spur suchen, um selbständig zu werden, denn er würde sich dann sofort sagen: nun halte ich gerade erst recht den Kurs fest, dem ich folge.

Nur wer seine eigentliche Lebensbahn findet und festhält, wird wirklich selbständig. Die Wahrheit im Wesen und Leben, die dadurch gewonnen wird, waltet impulsiv und beherrscht ganz unmittelbar die Situation im Gewühle des Lebens. Hier kommt das Selbst ganz unwillkürlich zur entscheidenden Geltung, weil es an seinem Platze ist, fortwährend in seiner eigentlichen Bestimmung lebt und unverrückt seine eigene Spur verfolgt. Das schließt selbst unbewußte Abhängigkeiten aus, denn die unausgesetzte Bewegung in der besonderen Lebensbahn läßt es gar nicht dazu kommen.

Nur wenn wir uns in der Flugbahn unsrer Bestimmung bewegen, können wir gedeihen. Dann entfaltet sich unsre Persönlichkeit frei und voll, stark und blühend wie eine Pflanze auf dem Boden und in dem Klima, wohin sie gehört, und das Werk unsers Lebens gelingt. Da wird uns alles, was wir erleben, eine Quelle von Kraft und Klarheit, und was wir vollbringen, ist fruchtbar und voll lebendiger Energie. Alles ist uns angemessen, alle verborgenen Anlagen kommen heraus. Wir werden unsern Aufgaben gerecht und bewältigen spielend alle Schwierigkeiten. Wir brauchen nicht unter Überanstrengungen zu keuchen, sondern schreiten leicht und sicher vorwärts. Alles, was uns widerfährt, löst Leben aus, und jede Anstrengung erhöht nur die innere Spannung unsrer Persönlichkeit. Darum blüht hier Freude, Gewißheit und Lebensmut.

Wenn wir aber unsre Lebensbahn nicht finden, sondern verfehlen, verkümmern wir an uns selbst, und unsre Lebensfähigkeit erschlafft. Sind wir auf verkehrten Wegen, so kann uns nichts

befriedigen und erheben. Alles bedrückt uns, das Dasein wird zur Qual. Das ganze Leben mißlingt, worüber uns schwindsüchtige Erfolge nicht hinwegtäuschen können. Wir kommen nicht zu uns selbst, geschweige, daß wir aus uns heraus kämen und uns frei entfalteten. Alles, was wir hier treiben, treiben müssen, ist uns unangemessen, unnatürlich, unwahr. Da gibt es keinen befreienden großen Zug, sondern nur mißmutiges Markten mit den Pflichten des Tages. Alles ist notgedrungen und notdürftig. Es ist eine Sklavenexistenz, aber kein Herrentum, denn wir fühlen uns verraten und verkauft und sind es auch.

Im Grunde ist das eine Erfahrung, die allgemein zum Bewußtsein kommt. Wenn einer seinen Beruf verfehlt hat, so ist sein Leben verpfuscht, und seine Persönlichkeit muß verkümmern, so sehr er sich dagegen wehren mag. Gegenmittel können das Verhängnis mildern, aber nicht aufhalten. Wenn jemand in fremdem Kielwasser segelt, statt dem eigenen Kurs zu folgen, so verliert er nicht nur die Initiative, sondern seine Lebenskraft erschlafft überhaupt, und seine Entwicklung wird gehemmt. In fremden Bahnen fühlen wir uns gebunden an Händen und an Füßen, sind dumm und ungeschickt, werden verdrießlich und eklig, eine unausstehliche Plage für unsre Umgebung und uns selbst im Innersten widerwärtig. Die gescheitesten Menschen versitzen sich da in Kuriositäten, und ihre Eigenart kann so entarten, daß sie ganz den Geschmack dafür verlieren, was ihnen eigentümlich ist. Die edelsten Menschen werden durch die innere Zerrüttung, die das mit sich bringt, eines gemeinen Wesens fähig, das im schreiendsten Widerspruch zu dem steht, was sie eigentlich sind.

Wenn sich jemand einer Karriere verschreibt, statt die eigene Spur zu suchen, so wird sein Leben zu einer Funktion des Betriebs in dem er groß werden will, und seine Persönlichkeit entäußert sich zu einem Apparat darin. Wenn einer der Mode folgt, statt seinen eigensten Anlagen und Interessen, verkümmert seine Individualität. Wenn einer ledig bleibt, statt die Vollendung in der Einheit mit dem andern Geschlecht zu suchen, fällt seine Persönlichkeit zusammen

oder verrostet oder versumpft oder treibt groteske Wucherungen. Wenn jemand einen falschen Anschluß in der Ehe gewinnt, so wird er ruiniert, wenn er sich nicht rechtzeitig loslöst.

Aber dieses Gesetz des Lebens gilt allgemein und bis ins Kleinste und Feinste. Wenn uns erst einmal die Augen überhaupt dafür aufgehen, merken wir, wie verhängnisvoll sich die geringste Verfehlung unsrer Lebensspur auswirkt. Es genügt nicht, daß wir im allgemeinen die Richtung unsrer Lebensbahn einschlagen, sondern wir müssen die Kurve unsrer eigentlichen Flugbahn mit mathematischer Schärfe inne halten, wenn wir gedeihen und unser Leben gelingen soll. Denn das geringste Abirren hat sofort verwüstende Wirkungen.

Die Frage nach unsrer eigentlichen Lebensbahn ist deshalb eine Schicksalsfrage ersten Ranges für den Menschen. In der Verpflichtung, sie zu suchen, und wenn wir sie gefunden haben, unbedingt an ihr festhalten, schlägt Selbsterhaltungstrieb und höchste Sittlichkeit in eins zusammen.

* * *

Wie finden wir aber die richtige Lebensbahn? Sie wird uns durch keine sittliche Norm gezeigt, kein andrer Mensch kann sie uns weisen. Ob ich diesen oder jenen Beruf ergreifen, diese oder jene Frau heiraten soll, ob, was mir entgegenkommt, ein Wink des Schicksals ist, dem ich folgen muß, oder eine Verführung, von der Bewegung auf meine Lebensbahn hin abzuweichen, die ich versucht bin als göttliche Fügung aufzufassen, das läßt sich nicht nach ethischen Prinzipien entscheiden.

Wir finden unsere Lebensbahn nur und können sie bloß dann festhalten, wenn wir dem inneren Drange folgen, der sich in uns regt, und dafür sorgen, daß er nicht durch die Fülle der Gedanken und Erwägungen übertönt wird, die von allen möglichen Gesichtspunkten aus schwärmen, unter dem Einfluß konventioneller Gepflogenheiten stehen und von allerlei Ideen und Idealen, mit denen wir Kultus treiben, bestimmt werden. Wir dürfen nicht die Lebens-

fragen von außen betrachten, auf das Gerede der Leute hören und uns von theoretischen Erwägungen leiten lassen, sondern müssen in uns hinein hören, auf die Stimme unsers Genius lauschen und die Frage, die gerade zu entscheiden ist, so tief wie möglich bis in die Gründe unsrer Persönlichkeit empfinden, damit aus dem Zusammenklange unsers Selbst mit der Lebenslage die klare Lösung und Losung entspringt, die uns den Weg weist, den wir gerade in diesem Momente einzuschlagen haben.

Sobald wir zu uns selbst kommen, fühlen wir uns ungemütlich in unsrer Haut, in unsern Verhältnissen und unserm Lebensbetrieb. Es kommt eine innere Unruhe über uns, wo wir nicht wissen, was nun tun, wo hinaus, was ändern, welche Richtung einschlagen, und wir fangen an zu suchen und herum zu spüren. Da kann uns kein Mensch raten und helfen; wir allein können nur unsre Spur finden, und wir entdecken sie, wenn wir Witterung für die Wahrheit bekommen. In dem Maße, als unser Selbst lebendig wird und ursprünglich zu empfinden beginnt, gewinnen wir Sinn und Geschmack für das, was geschehen muß, und so wie wir uns von ihm leiten lassen, treffen wir das Richtige. Zunächst nur annähernd, aber je mehr wir uns gewöhnen der inneren Stimme zu folgen, immer sicherer und unmittelbarer.

Unsre besondere Bestimmung, die sich in unsrer eigentlichen Lebensbahn entfaltet, liegt in uns beschlossen, denn sie ist uns eingeboren. Darum muß sie sich äußern, wenn wir sie vernehmen wollen. Aber das Unglück der meisten Menschen besteht darin, daß sie sich in ihren Gedanken immer nur mit der Oberfläche, mit der Mitgift und dem Gedinge ihres Selbst beschäftigen, statt in die Tiefe zu dringen. Werden wir in der Tiefe unsers Wesens lebendig, so hören wir auch die Stimmen der Tiefen. Die verborgene Wahrheit wacht auf und macht sich gebieterisch geltend. Vernehmen wir sie aber erst einmal ganz unwillkürlich und unmittelbar in allen Lagen und Gelegenheiten des Lebens, so werden wir in jedem Momente ergreifen, was uns hilft, und wegstoßen, was uns schadet, uns dem zuwenden, was unsre Bestimmung erfüllt, und uns von

dem zurückhalten, was ihr widerspricht. So geraten wir ganz von selbst auf die eigene Spur und kommen allmählig in die Flugbahn, die unsre Bestimmung ist.

Natürlich werden wir zunächst oft daneben greifen und Fehler machen. Aber das tut nichts. Aus dem Probieren wächst die Kunst, und aus der Unsicherheit des Tastens, die weiß, was sie will, die Sicherheit des Treffens und Findens. Probieren geht über Studieren, und Erfahrungen sind besser als Überlegungen. Wir können unsre Lebensspur nur praktisch finden, weil wir ihrer instinktiv gewiß werden müssen. Wer das innerlich Notwendige nicht wittert und aus der Unmittelbarkeit ursprünglichen Empfindens heraus packt, bewirkt, schafft, unternimmt, der wird niemals eine grade und großzügige Lebensbahn ziehen.

Soll das aber gelingen, dann müssen wir beweglich bleiben: empfänglich und bereit für alle Konjunkturen des Schicksals, wachsam, den Ruf des Augenblicks zu vernehmen, nüchtern auch in berauschenden Erfolgen, innerlich frei vom Vergangenen, aufgeschlossen für das Neue, gefaßt auf das Unerwartetste, elastisch für jede Wendung unsers Lebens, die notwendig wird, und unausgesetzt im Flusse des Lebens. Wer in irgend etwas festfährt, sich auf irgend etwas kapriziert, sein Los und Leben mit irgend einem Unternehmen, einem Platz, einer Laufbahn, einem Menschen identifiziert, wer innerlich abhängig wird von Haus und Hof, von einer Lebensart und Lebenslage, der wird niemals seine Spur finden, und sollte er einmal unversehens darauf geraten, so wird er sie nur zu bald wieder verlieren. Wer sich ankauft und innerlich nicht so darüber steht, daß er seinen Besitz sofort wieder losschlagen kann, wer etwas anfängt und nicht imstande ist, es auch mit den größten Verlusten sofort fallen zu lassen, wenn es sich als faul erweist, der wird niemals frei und kühn seine Lebensbahn ziehen.

* * *

Wer seine Lebensspur gefunden hat und weiß, worum es sich dabei handelt, der hält unbedingt an seinem Kurs fest, koste es,

was es wolle, und wenn er das Steuer festnageln und sich selbst an den Mast fesseln müßte, um den Sirenenklängen zu widerstehen, die ihn aus seiner Bahn locken wollen. Die innere Notwendigkeit, die uns die Richtung zeigt, ist streng und hart wie ein Naturgesetz. Sie läßt sich nichts abmarkten und ist ganz unbestechlich. Wer ihrer freien und festen Linie folgen will, der muß ihr unbedingt gehorchen. Halbheiten, Kompromisse, Zugeständnisse sind ausgeschlossen. Rücksichten gibt es nicht. Ob uns wohl oder weh dabei ist, ob es unsren Neigungen und Annehmlichkeiten entspricht, ist ganz gleich. Wenn wir nicht zu einer ziemlichen Objektivität und Sachlichkeit gegenüber unserm eigenen Schicksal kommen, werden wir uns nur zu oft verlocken lassen. Egoisten unterliegen immer den Versuchungen, die an ihr „Wohl" appellieren: sie sind viel zu oberflächlich, zu beschränkt und zu kurzsichtig, um zu merken, worauf es ankommt. Die objektive Sachlichkeit muß das egoistische Wesen überwunden haben, und sie ist die Frucht der Selbstüberwindung.

Aber auch wenn wir gegen die kleinen Anfechtungen gefeit sind, die uns durch äußere Vorteile und scheinbare Herrlichkeiten aus unsrer Bahn zu locken suchen, wird es nicht an Versuchungen fehlen, die uns arg zu schaffen machen, weil sie schwer zu durchschauen sind. Wer in seiner eigentlichen Lebensbahn schreitet, entfaltet sich in außerordentlicher Weise: alles gedeiht und gelingt. Kein Wunder, daß er gegenüber andern auffällt, die in verfahrenen Gleisen verkümmern, daß er ihnen gegenüber wie ein Großer, wie ein Held, wie ein Genie erscheint. Dann kommt die Versuchung: „Sie müßten einen andern, einen größeren Wirkungskreis haben, dort brauchten wir solche Männer" u. s. w. Wer ist da so nüchtern und umsichtig, daß er die Vorbedingung seiner Leistungsfähigkeit gerade in der Bahn erblickt, die er jetzt eben verfolgt, und sich dadurch überzeugt, daß der Übergang in eine andere alles verderben würde! Die meisten erliegen der Versuchung. Aber sie scheitern, weil sie nicht an ihrem Platz, in ihrem Elemente sind: es ist ein Sturz aus der eigentlichen Flugbahn. Was dazu verlockt, ist keineswegs bloß immer Ehrgeiz oder Wirkensfieber. Wie oft ist es gerade

die Selbstaufopferung, die solchen Versuchungen erliegt. Aber das Motiv ist ganz gleichgültig. Ich rede hier nicht von dem Verhängnis des Ehrgeizes, sondern von dem Verhängnis verfehlter Lebensbahnen.

Oder wir können die Gelegenheit nicht erwarten. Wir spüren ganz genau, was uns fehlt, und verschaffen es uns ungeduldig auf unrechtmäßige Weise, weil wir bisher vergeblich darauf gehofft haben. Ein Mädchen heiratet ohne die elementare Anziehungskraft, weil sie fürchtet, sonst ledig bleiben zu müssen. Ein Junge wird umständlich und künstlich durch die höheren Schulen geschleift, weil man die werdende Reife nicht erwarten kann, die seine Begabung von selbst entfaltet. Ein Student entscheidet sich willkürlich für eine Karriere, statt dem inneren Drang nachzuspüren, bis er sich regt und ihm die Richtung des Berufes zeigt. Sie alle verlieren ihre Lebensspur und geraten in Willkürlichkeiten und Verkehrtheiten.

Alle, die nach festen Plänen leben, bringen sich um die freie Entfaltung ihrer Lebensbahn. Sie konstruieren sich einen bestimmten Kurs für die Zukunft und geraten dadurch aus der lebendigen Linie heraus, die sie ihre eingeborene Bestimmung Punkt für Punkt führen würde, wenn sie darauf merkten.

Andere glauben, sie hielten dadurch ihre Lebensbahn fest, daß sie ihre Lebenslage, ihren Beruf, ihre Karriere festhalten. Sie stellen ihr ganzes Leben darauf ein, aber gerade dadurch geraten sie meistens heraus. Denn ihre eigentliche Flugbahn geht durch alles das hindurch, worin sie gewaltsam verharren. Sie lassen sich auf dem Sprungbrett häuslich nieder, statt es zum Anlauf zu benutzen. Sie bleiben an einem Durchgangspunkt hängen und gehen ganz in einer vorbereitenden Tätigkeit auf, statt das zu verfolgen, was daraus hervorgehen soll.

Leben wir wirklich und vegetieren nicht bloß, so gibt es keinen Stillstand, sondern unausgesetzten Fortschritt, so wenig er äußerlich oft erkennbar zu sein braucht. Das Wachstum des Neuen ist oft lange Zeit verborgen und tritt erst dann in äußere Erscheinung, wenn die neue Entfaltung innerlich begründet ist. Unsre Lebens-

bahn entwickelt unsre Bestimmung wie das Wachstum das Samenkorn. Wir leben sie aus, wenn wir unsre wahre Lebenslinie gewinnen.

Die Gegenwart schafft deshalb immer schon im Verborgenen die Zukunft. Das Kommende bahnt sich an. Mit dem, was wir schöpferisch leben, legen wir ahnungslos die Fundamente für Lebensbauten, die noch ganz jenseits unsers Horizonts liegen, und mit dem, was wir erleben, empfangen wir die fruchtbaren Anregungen zu späteren Lebensschöpfungen. Blicken wir auf ein längeres Stück unsers Lebens zurück, in dem wir unsrer Fluglinie treu blieben, so finden wir, wie schon alles, was sich später entfaltete, längst im Keim vorhanden war, wenn wir noch gar nicht ahnten, wo hinaus es gehen und was werden würde. Wir entdecken einen großzügigen Zusammenhang des Lebens, der aus unserm Erleben und Ausleben von selbst erwuchs, indem wir mit feiner Witterung unsre Spur verfolgten, und die seltsamsten Überraschungen und Wendungen erschienen uns als reife Ergebnisse einer wunderbaren verborgenen Fürsorge, die sich in unsrer Lebensentfaltung offenbart, wenn wir sie nicht durch Abschweifungen von unserer Bahn durchkreuzen.

Für den, der sich einigermaßen auf seiner Lebensbahn auskennt, ist es deshalb auch an zweifelhaften Scheidewegen nicht schwer, zur Klarheit zu kommen, wo hinaus sein Weg geht. Er braucht nur zurück zu blicken und sich zu fragen, wohin ihn die Entwicklung seines Lebens weist. Die innere Notwendigkeit, welche die gradzügige Lebensbahn bestimmt, schließt jede Willkür aus, und die Entfaltung unsrer Bestimmung, die sich dadurch vollzieht, verbietet jeden Bruch mit der bisherigen Entwicklung. Mit einer falschen Richtung müssen wir brechen, aber im Zuge unserer Lebensbahn gibt es keine Brüche und neuen Anfänge, sondern einen ununterbrochenen Werdegang. Sind wir also unklar, so brauchen wir nur die bisherige Kurve unsrer Lebensbahn nach ihren innewohnenden Gesetzen fortzuführen und zu sehen, was in dieser Verlängerung liegt, dann werden wir sofort merken, wo hinaus wir müssen.

Ich bekam z. B. vor nun bald 10 Jahren einen Ruf für eine außerordentlich anziehende Tätigkeit, die mir sehr zu liegen schien. Mit einem Schlage wäre dadurch die Unsicherheit meiner damaligen Versuche und die Unklarheit darüber, worauf mein Treiben eigentlich hinausgehe, von der schwierigen äußeren Existenzfrage zu schweigen, beseitigt gewesen. Aber ich sah sehr bald ein, daß damit alles, was sich in den vergangenen Jahren in meiner Entwicklung und Lebenstätigkeit aus meinen Gaben und Neigungen unter eigentümlichen Erlebnissen angebahnt hatte, abgebrochen werde, und ich auf ein ganz anderes Feld übergehen würde. Als mir das klar wurde, gab es für mich kein Besinnen, sondern ich blieb meiner Lebensbahn treu, und der weitere Lauf bewies nur, wie recht ich gehabt hatte.

In dieser Weise glaube ich kann jeder Mensch, der nicht gedankenlos lebt, sondern seine Erfahrungen, die er gemacht hat, wichtig nimmt, nicht unschwer darüber klar werden, wo hinaus sein Weg geht, wenn er an Scheidewege gerät. Aber zunächst muß er natürlich überhaupt seine Lebensbahn gewonnen haben. So lange das noch nicht geschehen ist, tappt er wie ein Blinder im Leben herum.

Für diese Dinge herrscht heute noch wenig Verständnis; sonst würde man nicht als verkrachte Existenz angesehen, wenn man nicht ausgetretene Wege geht, sonst würde nicht der Erfolg als ausschlaggebend gelten, ob jemand recht daran tat, etwas zu unternehmen oder nicht, sonst würde man nicht Wünsche hören wie die: „ich wünsche ihnen eine feste Stellung", sonst würde man seine Lebensbahn nicht durch Pensionsberechtigung, geschweige durch Mitgift bestimmen lassen. Hier ahnt man überall gar nicht einmal, worum es sich eigentlich handelt, denn man hat keine Empfindung für die unerbittliche Strenge der inneren Notwendigkeit, der wir unbedingt gehorchen müssen.

* * *

Auf ihren Lebensbahnen werden die Menschen zusammengeführt und wieder auseinander. Die Kurven schneiden sich, be-

rühren sich für Tage und Wochen, laufen vielleicht gar lange nebeneinander her, und dann geht es wieder nach verschiedenen Richtungen, so daß man sich unter Umständen ganz aus den Augen verliert. Oft verbindet man die Lebensschiffe ganz fest mit einander, da man doch die gleiche Bahn hat, und meint, es könne nie anders werden. Aber dann kommen Momente, wo man auseinander muß. Wehe, wer dann zaudert, zurückblickt, bedauert oder gar sich dagegen auflehnt! Ohne Besinnen muß jeder für sich sofort seine Bahn ziehen.

Wir dürfen nicht an den Menschen hängen bleiben so viel wir von einander haben mögen. In den Beziehungen der Menschen untereinander herrscht fortwährende Bewegung, andauernder Wechsel. Darin ruht Austausch, Leben und Fortschritt. Das Entscheidende aber in unsern Beziehungen zu den andern Menschen nah und fern ist immer die feste Kurve unserer Flugbahn. Sie darf weder durch Liebe noch durch Sympathie in ihrem graden Zug beeinflußt werden. Sie ist es, die uns zusammen führen muß, aber nicht die Liebhaberei für einen Menschen, oder die Lust zu einem gemeinsamen Unternehmen. Sie muß uns zusammenhalten, aber nicht die Gewohnheit in der Gemeinschaft des Lebens und der Arbeit, nicht der Selbsterhaltungstrieb eines Geschäfts. Wenn wir auseinander geführt werden, dürfen wir uns nicht weigern von einander zu gehen, weil wir uns lieb gewonnen haben, oder weil wir nicht wissen, wie das weiter bestehen soll, was wir gemeinsam trieben.

Durch die Gewohnheit und Länge der Dauer wird ebensowenig etwas geheiligt oder als unveränderlich bestätigt, wie durch das geschichtliche Werden etwas in seinem Recht und bleibenden Werte erwiesen wird. Die innere Notwendigkeit kennt keine Pietät. Wer sich ihr geweiht hat, lebt nicht sentimental, sondern heroisch. Wenn ich also 20 Jahre mit jemandem etwas gemeinsam betrieben habe und mich im Laufe der Zeit auf das engste durch Freundschaft und Verschwägerung, durch gemeinsames Leid und Freud mit ihm verbunden habe, so darf dieses Ineinanderleben ebensowenig eine Trennung aufhalten, wenn sie notwendig wird, als wenn es

zwanzig Tage wären, und wir kaum gesehen wieder von einander gingen. Aber die Gewohnheit, lange Dauer, Pietät und die Gefühle sind für die Menschen das hauptsächlichste Hindernis, ihre Lebensbahn zu finden und festzuhalten, und der gewöhnliche Vorwand, um sich den unerbittlichen Forderungen des eigenen Wegs zu entziehen.

Wenn sich die Anzeichen mehren, daß eine Wendung bevorsteht, und ein Weg sich abzweigen will — und niemals kommen solche Trennungen ohne eine Fülle von Symptomen dessen, was werden soll —, so geraten die meisten in die größte Aufregung, weil ihnen nichts schrecklicher ist, als eine Änderung ihrer Lebenslage. Statt gespannt darauf zu merken, die inneren Lösungen und äußeren Anläße zu verfolgen, um im gegebenen Momente die verborgenen Vorgänge durch persönlichen Nachdruck zu offenbaren Tatsachen werden zu lassen und die notwendigen Folgerungen daraus zu ziehen, suchen sie mit allen Kräften den inneren Lösungen zu begegnen und mit allen Mitteln sich um so fester zu verbinden. Sie meinen sich dadurch vor Zusammenbrüchen zu sichern und schürzen doch gerade dadurch nur den Knoten ihres Verhängnisses. Denn gesichert sind wir nur in der Flugbahn der Wahrheit unsers Wesens und Lebens.

Hier walten strenge Naturgesetze, die unerbittlich sind. Weder durch Freundschaft, noch durch Dankbarkeit, noch durch Bedürfnisse des Gemüts werden sie erweicht. Trennungen verbundener Lebensbahnen sind wie Naturvorgänge so einfach, konsequent und rücksichtslos. Deshalb muß man sie ungestört werden lassen wie Naturvorgänge. Das ist mindestens ebenso ein Kunststück wie eine geniale Schöpfung. Denn man ist nicht unbeteiligter Zuschauer, sondern wird in jedem Momente der beginnenden Lösung persönlich in Anspruch genommen, und es kommt alles darauf an, daß man nach Maß und Weise sich recht beteiligt: weder überstürzt noch hemmt, weder abschwächt noch verschärft, aber im gegebenen Momente es auch nicht an der persönlichen Wucht fehlen läßt, um durchzudrücken und auszuführen, was sich angebahnt hat.

Dann kommt das Scheiden. Das ist ein besonderes Kapitel. Die haben das Leben noch nicht erfaßt, die eine persönliche Trennung immer bitter empfinden. Jede Trennung, die eine Folge höherer Lebensgesetze ist, bezeugt einen Fortschritt in unsrer Entwicklung und Wanderung, und jeder Fortschritt hat etwas Erlösendes, Belebendes, Treibendes, Beglückendes. Es werden Kräfte und Klarheiten in uns, nach denen wir vielleicht lange vergeblich gerungen, einfach durch das Vorwärts und durch die Lebensentfaltung, die sich damit vollzieht. Wer das kennt, der wird das Scheiden von lieben Weggenossen und Mitarbeitern nicht bitter empfinden, denn die Wehmut wird überströmt durch den Aufgang neuen Lebens, durch die Aussicht auf neue Fernen. Je schöner es war, um so größer ist das Glück. Denn das Glück der Vergangenheit schlägt zusammen mit dem Glück der Zukunft, die werden will. Wir reichen uns die Hände, wenn unsre Bahnen auseinander gehen, und sagen uns als letzten Ausdruck der Treue, die wir uns so lange gehalten haben, von Herzen Lebewohl: es war schön, es war fruchtbar, wir haben viel von einander gehabt, und strahlenden Auges ziehen wir fröhlich unsre Straße der Zukunft entgegen.

Ein gefährlicher Feind des Lebens ist die Sentimentalität, die Weichheit des Gefühls. Sie ist die Stimmungsart des kleinlichen, erbärmlichen Behagens in den Niederungen menschlichen Flachlandes. Wenn wir die Höhe gewinnen, verschwindet sie in dem wundervollen frischen Lufthauch, der hier weht. Hier lösen sich die Empfindungen, die dort in jämmerlichen Stimmungen verlaufen, in klare, starke, fruchtbare Schwingungen aus, durch welche die innere Spannung unsers persönlichen Lebens nicht herabgestimmt, sondern erhöht wird. Was wir erlebt haben, bleibt uns ewig, denn es ist unser geworden. Durch Zusammenleben kann man einen Freund verlieren, aber durch Trennung nie. Wenn wir mit jemandem zusammen wanderten, haben wir uns ineinander aufgenommen, und wenn wir uns trennen, kann keine Macht uns das entreißen, was wir von einander hatten. Nur wer oberflächlich

und äußerlich ist, hat von einem Menschen nur so lange etwas, als er sich mit ihm berührt.

* * *

Es gibt nur einen Fall, daß zwei Lebensbahnen sich ganz vereinigen: in der Ehe. Aber auch nur in der wahren Ehe, wo zwei Menschen durch die Ergänzung ihres geschlechtlich verschiedenen Wesens die höhere Einheit vollmenschlichen Seins gewinnen. Sie setzen ihr Leben in eins und werden innerlich eins: fortan haben sie nur eine Flugbahn, denn sie haben nur ein Leben. Wo die Ehe aber nicht auf der elementaren Anziehungskraft der Naturen und Arten ruht, im Feuer ursprünglicher Liebe glüht und durch die reine Willenstat eine souveräne persönliche Schöpfung ist, wo nicht Tag für Tag, was am Anfang als ein Samenkorn herrlicher Zukunft geschaffen wurde, in den Menschen immer tiefer wurzelt und sich im Leben immer mächtiger entfaltet: da gibt es auch nicht eine Lebensbahn, sondern zwei, so gleichmäßig sie nebeneinander herlaufen mögen.

Gewiß sind sie durch Staat und Kirche, durch Gewohnheit und Rücksicht, durch Kinder und wirtschaftliche Interessen aufs engste mit einander verknüpft, aber es ist nur eine Frage der Selbsterhaltung im höheren Sinn, ob und wann sie sich von einander lösen müssen, wenn man der innern Notwendigkeit im Leben nicht untreu werden will. Daß sich dann, wenn es sein müßte, die wenigsten wirklich trennen, sondern lieber Schaden an ihrer Seele nehmen, ist kein Einwand dagegen, daß sie es eigentlich mußten. Sie bleiben zusammen und verfehlen damit ihre Lebensbahn. Das Gesetz der eigenen Spur ändert sich mit allen seinen Konsequenzen nicht dem „Institut" der Ehe zuliebe, sondern die Menschen scheitern, wenn sie aus ihrer Flugbahn geraten genau so, wenn eine verkehrte, unwahre Ehe die Ursache ist, wie bei jeder andern Veranlassung. Die Verirrung entscheidet, nicht die Ursache der Verirrung, und auch hier heiligt nicht der Zweck das Mittel. Unwahrheiten müssen aufgegeben werden, denn sie wandeln sich nicht durch edle Absichten in Wahrheiten.

Damit ist natürlich nicht gesagt, daß jede verfehlte Ehe gelöst werden müßte, wenn die Beteiligten nicht zu Grunde gehen wollen. Es hängt immer davon ab, was für sie innerlich notwendig ist, und das kann ihnen niemand sagen, das müssen sie spüren. Vielleicht ist es gerade ihre besondere Lebensbahn, zumal wenn sie schuldlos waren. Vielleicht wird ihnen das Leiden die große Schule der Vollkommenheit. —

Eltern und Kinder haben zunächst die gleiche Lebensbahn. Denn die Kinder sind, bis sie erwachsen sind, ein Teil der Eltern. Aber es kommt die Zeit, wo sie selbständig werden müssen, und dann gehen die Lebenskurven auseinander. Sie zweigen von einander ab. Wehe dem Kinde, das dann nicht seine eigene Spur sucht und geht!

Damit ist natürlich nicht gesagt, daß es immer und überhaupt die Eltern verlassen müßte. Die Lebenslinie kann lange neben der Bahn der Eltern entlang laufen, aber es muß eine eigene besondere Lebensbahn sein, die nicht durch die Eltern, sondern durch die eingeborenen Gesetze der Entfaltung im Kinde bestimmt wird. Wehe den Eltern, welche die Selbständigkeit des Lebens ihrer Kinder nicht respektieren und sich nicht von ihnen trennen können, wenn es sein muß! Das ist ein unsägliches Verhängnis, für die Kinder in seiner Auswirkung, für die Eltern in seiner Rückwirkung durch den Fluch der bösen Tat, die fortzeugend Böses gebären muß.

Erst recht darf man natürlich nicht die Lebensbahn der verschiedensten Familienglieder zu einer Straße zusammenfassen wollen. Wenn sich die Familienpolitik auf die Lebensbahn ihrer Glieder erstreckt, ist sie vom Übel. Wie viele starke und bedeutende Geschlechter mögen dadurch herunter gekommen und schließlich zu Grunde gegangen sein, daß man sich mit eiserner Energie gegen notwendige Lebenstrennungen wehrte und rücksichtslos um die eingeborene Bestimmung der verschiedenen Zweige und Schößlinge alle in eine Bahn der Arbeit, des Lebens und des Schicksals zusammenzwang! Die natürliche Bestimmung heißt auseinandergehen,

um durch immer neue Beziehungen und Verbindungen Leben zu bringen und Leben zu gewinnen.

Auch die Freundschaft steht unter demselben Gesetz. Ich weiß, daß das den üblichen Anschauungen widerspricht, und daß man für kalt und treulos erklärt wird, wenn man darauf aufmerksam macht, aber es läßt sich nicht ändern. Wir werden unsre herkömmlichen Begriffe von Freundschaft revidieren müssen, wenn wir nicht mit den Naturgesetzen des Lebens in Konflikt kommen wollen.

Wir werden mit Menschen zu vertrauter Gemeinschaft zusammengeführt, wir helfen und ergänzen, bereichern und beglücken uns durch innigsten Lebensaustausch, aber ehe wir es gedacht, gehen die Lebensbahnen wieder auseinander. Ganz unvermerkt verliert die Freundschaft den ursprünglichen Drang und das unmittelbare Wesen. Wir spüren es und machen uns vielleicht Vorwürfe darüber. Aber es ist nur die Folge davon, daß sie die objektive Grundlage verliert, die sie in der Berührung der Lebensbahnen hatte, daß die Vorwärtsbewegung uns auseinander führen will. Dann wird die Freundschaft eine Sache des Willens, dann, sagt man, kommt der Moment, wo man die Treue halten muß. Durchaus nicht, sondern der Tag der Freundschaft neigt sich zu Ende, und die Zeiten der Treue sind vorüber: es ist der Moment gekommen, wo man auseinander gehen muß, wenn man sich selbst nicht untreu werden will und seine Lebensbahn verfehlen.

Künstlich festgehaltene Freundschaften sind meist Hemmungen des Lebens, und wenn sie nun gar als Last empfunden werden, und der Begriff der Pflicht der Freundschaft auftaucht, sind die beiden Menschen schon längst weit auseinander. Man soll keine Freundschaft mühsam konservieren. Was für Zeit- und Kraftvergeudung sind solche Korrespondenzen und Besuche für Menschen, die etwas ordentliches zu leben haben! Und zu denen gehören wir eigentlich alle. Denn wer nicht einen Zweck und Inhalt des Lebens hat, der ihn tief und umfassend in Anspruch nimmt, daß ihm für den Mumienschanz abgelebter Freundschaften keine Zeit mehr bleibt, der hat seine Lebensbahn noch nicht gefunden.

Damit ist natürlich noch lange nicht gesagt, daß zwei Menschen nicht auf Lebensgemeinschaft angewiesen sein könnten trotz räumlicher Trennung, daß jede brieflich genährte Freundschaft künstlich wäre. Das Entscheidende ist, ob sie für uns eine innere Notwendigkeit ist, ob wir auf einander angewiesen sind. Dabei können wir jahrelang getrennt sein und in den verschiedensten Interessen und Gebieten leben. In dem Maße aber als die Notwendigkeit aufhört, und wir auseinander geführt werden, wird die Freundschaft, die wir weiter pflegen, Luxus, und es erhebt sich dann die Frage, ob wir uns diesen Luxus ohne Schaden für uns und andere, die uns jetzt näher treten, leisten können.

Jede Epoche des Lebens hat ihre Freundschaften. Nun ist das Leben der Menschen sehr verschieden. Die einen haben nur zwei oder drei Epochen, die andern viele. Bei den einen gehen sie so ineinander über und sind sich so verwandt, daß es Lebensfreundschaften geben kann. Bei andern sind sie so scharf getrennt und so grundverschieden, daß es ihnen vorkommt, als wäre jede ein besonderes Erdendasein, und sie wären schon zum so und so vielten Male auf der Welt. Da wird es nur Epochenfreundschaften geben. Mir ist es z. B. immer ein peinlicher Augenblick, wenn ich einem Universitätsfreund begegne. Denn ich habe dann das unangenehme Gefühl, daß ich ein ganz andrer bin, als der ich begrüßt werde. So können also frühere Freundschaften sogar ein Hindernis in der Annäherung werden, weil sie befangen machen und uns durch falsche Vorstellungen verschleiern.

Deshalb soll man nicht festhalten wollen, was sich nicht halten läßt, sondern fallen lassen, was vorüber ist. Die Treue der Freundschaft besteht darin, daß sich der andere absolut auf uns verlassen kann, und wir ihm gänzlich zur Verfügung stehen, wenn er uns braucht. Gehen aber unsre Wege auseinander, so braucht er uns nicht mehr, dann geht die Freundschaft unter und breitet noch ein Abendrot der Erinnerung an die Glut des Lebens, die erloschen ist, über unsern Horizont. Der Kultus der Abendröte ist aber nicht Treue, sondern Pietät. Und dieser Kultus ist vom Übel, weil er

uns nach rückwärts wendet und uns gegenüber dem befangen macht, was kommt: den neuen Freunden und Nächsten, die uns auf unsrer weiteren Lebensbahn begegnen werden.

Das ist hartherzig, wird man sagen. Mag sein. Aber unser Herz muß stahlhart werden im Gehorsam gegen die innere Notwendigkeit unsers Lebens. Wenn es nicht stahlhart ist, kann es auch nicht in ursprünglicher Liebe glühen. Denn Weichlichkeit kennt keine Glut. Wir sind nicht der Freundschaft wegen auf der Welt, sondern um das Abenteuer unsers Lebens zu gewinnen. Wir sind auch nicht unsrer Familie wegen auf der Welt, sondern die Familie ist der Mutterschoß unsrer Selbständigkeit.

Braucht uns später die Familie, so stehen wir ihr ebenso zur Verfügung, wie jedem, der auf uns angewiesen ist. Wendet sich ein alter Freund an uns, so treibt die abgestorbene Freundschaft neue Sprossen inniger Lebensbeziehungen. Wir sehen hier deutlich, welch ein innerer Zusammenhang zwischen dem Gesetz der Lebensbahn und dem Gesetz des Nächsten besteht, das ich früher einmal behandelt habe*). Beide greifen ineinander und entziehen unser Verhalten jeder Willkür.

Ich will keine Vorstellungen umwälzen noch Gewohnheiten stürzen, sondern auf Naturgesetze des Lebens aufmerksam machen, damit wir aus der Befangenheit in grauen Theorieen herauskommen und unbefangene Fühlung mit den wahrhaftigen Lebensordnungen gewinnen. Dann wirken sie sich selbst aus und verbreiten die Klarheit um uns, die wir brauchen, um unsre Lebensbahn nicht zu verfehlen.

---

*) Wer ist denn mein Nächster? im 5. Band der „Blätter.“

Sentimentales und heroisches Verständnis der Evangelien.

Die Lebensbewegungen, die sich in uns heute regen, uns mit ihrer Unruhe erfüllen und die ursprüngliche Herrlichkeit des menschlichen Wesens zur Erscheinung zu bringen suchen, sind dieselben, die wir in Jesus wie in einem schöpferischen Urquell gesammelt und von ihm auf seine Umgebung überfluten sehen. Was sich in uns von neuem Werden spannt und drängt, entspringt von ihm aus in höchster Reinheit, Kraft und Fülle. Deshalb müssen wir in Fühlung bleiben mit unserm Ursprung Jesus. So lange wir dieses Bedürfnis nicht empfinden und ihm gehorchen, kommen wir aus unfruchtbaren Wehen und Werdenöten, aus unsicherm Tasten und erschöpfendem Irren nicht heraus. Erst im Zusammenhange mit ihm kommt es zu einem schöpferischen Werden innerer Notwendigkeit.

Aus dieser Lebensbeziehung zu Jesus wird uns die vergangene Geschichte seines Wirkens lebendig. Denn es ist die Geschichte vom Ursprung des Neuen, das in uns werden will, die Überlieferung von der Entstehung des wahrhaftigen Lebens. Wenn wir sie vernehmen, gehen die Schwingungen seines Lebens in uns über, empfangen von unsrer Sehnsucht und Werdelust. Wir werden von der schöpferischen Kraft seines Wesens erregt und befruchtet, zum Keimen und zur Entfaltung gebracht. Klarheiten gehen uns auf. Die Naturgesetze des neuen Seins treten zu Tage. Die Werte wandeln sich, und deutliche Lebensspuren lassen sich erkennen. So kommen wir dahinter, wie wir die inneren Erlebnisse, die wir an ihm machen, in persönliches Leben umsetzen können.

Stehen wir aber in dieser ganz eigentümlichen festen Lebensbeziehung zu Jesus, so ergibt sich eine andere Art des Verständnisses und der Auslegung der Überlieferung, die wir von ihm haben.

Die Bibel ist bisher im allgemeinen immer erbaulich behan-

delt worden. Ob man dabei mehr mit den Worten — auf Grund des Glaubens an eine wörtliche Inspiration des Textes — oder mehr mit den Geschichten und den Gedanken liebäugelt, hier wie dort handelt es sich um heilige Reliquien, die man mit priesterlicher Geschicklichkeit dreht und wendet, um die Gemüter in weihevolle Stimmung zu versetzen und die Herzen zu erheben, um innerlich zu erschüttern und dann den Aufruhr zu seliger Auslösung zu führen, um zu trösten und zu ermahnen, das Gottvertrauen zu stärken und das sittliche Leben zu erziehen. Kurz der Dienst am Wort ist ein Dienst an der Zucht des Chaos in der Menschheit, der es zu bändigen, zu vertrösten, zu verklären sucht. Die Folge ist eine anregende und wohltuende sentimentale Gemütserregung und eine Fülle guter Vorsätze.

Die erbauliche Betrachtung gibt es nicht etwa blos auf religiösem Gebiete, sondern überall, wo sich Menschen mit etwas beschäftigen. Man kann über die Natur ebenso erbaulich reden wie über Bilder und Statuen, eine Maschine und ein Unternehmen ebenso erbaulich betrachten wie die Freundschaft oder den Beruf z. B. eines Briefträgers. Aber man wird dadurch niemals der Sache gerecht, sondern verfährt willkürlich mit ihr, sie kommt nur als Spielzeug der Gedanken in Betracht. Dazu ist aber die Kunst wie das Leben zu ernst. Deshalb wird hier das Erbauliche als ein Unfug empfunden und höchstens bei Weihereden und bei Jubileen als Stimmungsmache geduldet. Das Erbauliche ist die anerkannte Domäne der Religion und hat hier im Laufe der Jahrhunderte eine gradezu unheimliche Virtuosität der Übung erreicht, weshalb sie auch bei allen feierlichen Momenten des Lebens als Zeremonienmeister hinzugezogen wird.

Damit haben wir einen unwillkürlichen Beweis, daß die Überlieferung von Jesus Reliquiencharakter gewonnen hat, denn sonst würde man die erbauliche Betrachtung seiner gewaltigen Lebensäußerungen ebensowenig ertragen, wie ein Mechaniker die erbauliche Beträuflung seiner Maschine. Das vertragen allerdings auch nur seine Anhänger, aber nicht die erlesene Mannschaft seines

Abenteuers, die Menschwerdung in Gang zu bringen. Aber in der Sintflut von Andachten, Predigten, Bibelstunden und Erbauungsbüchern ist das Neuland Gottes untergegangen und die neue Art Leben ein Geheimnis geblieben.

Es liegt mir fern, dieses unausgesetzte erbauliche Befühlen, Beleuchten, Ausmalen, Erläutern und Anwenden der Lebenszüge und Worte Jesu für wertlos zu erklären: es ist nur wirkungslos und verhängnisvoll für das Gelingen des Vorhabens Jesu im strengen Sinn. Denn es entfremdet die Strahlen seines Wesens, die Taten seines Lebens und die Offenbarungen seiner Worte ihrer eigentlichen Bedeutung, zieht sie aus der Sphäre des Bereichs Gottes auf den Boden menschlicher Erbärmlichkeit und macht sie gemein, um sie allgemein verwenden zu können.

Alle Lebensäußerungen Jesu stehen in strenger Beziehung zum Werden des Reiches Gottes und gelten nur für solche, die in erster Linie danach trachten. Werden sie davon gelöst und verselbständigt, werden sie zu andern Zwecken verwandt oder solchen gesagt, die anders gerichtet sind, so werden sie mißbraucht und müssen mißverstanden werden. Werden sie aber gar statt auf das Kommen des Reiches Gottes auf Erden auf ein Jenseits bezogen, so werden sie in ihrem eigentlichen Sinne verleugnet und dem Egoismus und Aberglauben der Menschen preisgegeben.

Hier wie dort ist dann ihre Verwendung nur geeignet, das Suchen einer Zeit, das Jesu entgegenkommt, zu verwirren, auf falsche Bahnen zu verführen und die Empfänglichkeit für die Impulse neuen Lebens zu zerstören. Ein unwillkürlicher Beweis für diesen Sachverhalt ist die Tatsache, daß das Verständnis für die Menschwerdung und für die Neuordnung aller Dinge, die Jesus vorhatte, in den christlichen Kirchen am meisten verloren gegangen ist.

Die Evangelien, von den Briefen der Apostel zu schweigen, haben den Sinn und Wert, auf den es Jesus ankam, nur für solche, die aus der Unruhe ihres Suchens heraus eine feste Lebensbeziehung zu ihm gefunden haben und dadurch zu fruchtbarer Lebensbewegung gekommen sind. Die werden durch die Zeugnisse von

Jesus in einzigartiger Weise getrieben, befruchtet, gebildet und aufgeklärt werden. Aber denen wird es auch nicht einfallen, sie erbaulich zu betätscheln und darüber sentimental oder spekulativ zu sinnieren, sondern ihre Beschäftigung damit wird darin bestehen, daß sie ihre Lebensimpulse zu persönlicher Erscheinung bringen.

Um das zu können, muß man sie allerdings verstehen und lebendige Fühlung dazu gewinnen. Darum müssen sie verdeutscht, vergegenwärtigt und verpersönlicht werden. Und das wird ohne die Hilfe solcher, die geschichtlich und persönlich darin erfahren sind, nicht geschehen können, weil Jesus nun einmal vor 2000 Jahren unter einem uns fremden Volke lebte. Aber gerade diese notwendige Vermittlung verbietet alle erbauliche Willkür, alles geistliche Amüsement, alle rhetorischen Kunststückchen und alles pathetische Gebahren. Das wird mit derselben strengen Sachlichkeit geschehen müssen, wie wenn jemand die Zusammensetzung und den Gebrauch einer Maschine erklärt. Vielleicht ist es nicht so einfach, das Verständnis der Reden Jesu den Kindern unsrer Zeit zu vermitteln, und umständliche Auseinandersetzungen werden kaum zu umgehen sein. Aber alles, was nicht direkt diesem Zweck dient, ist Allotria und jedes unnütze Wort schädlich. Hat es aber der Hörer verstanden, so ist jedes weitere Wort überflüssig. Er soll sich durch den Gebrauch damit selbst vertraut machen und durch eigene Beobachtungen und Erfahrungen weiter kommen.

Wenn wir also jemand in strenger Sachlichkeit und ernster Nüchternheit über das Vorhaben Jesu aufgeklärt haben, und er weiß und hat verstanden, worauf es ankommt, so wäre es sinnlos und verkehrt, weiter darüber zu reden und zu hören, statt das Nötige zu tun und zu erleben, was in Aussicht gestellt ist. Gewiß werden alle, die Jesu nachfolgen, immer wieder auf seine Weisungen, die er durch Beispiel und Wort gegeben hat, zurückkommen, weil sie von ihren Erlebnissen aus sie immer neu verstehen und tiefer erfassen werden, weil auf jeder Stufe der Entwicklung neue Gesichtspunkte und Lebenswinke, die er uns gibt, lebendig werden. Sie werden auch immer wieder Rat und Aufklärung erfahrener

Weggenossen in Anspruch nehmen müssen. Aber es wird ihnen nicht einfallen, immer wieder Auseinandersetzungen über Dinge, die sie ein für alle mal erfaßt haben, sich vorkauen zu lassen oder gar sich darin wie an künstlerischen Schöpfungen zu erbauen. So oft sie sich auch die Lebenszüge und Aufklärungen Jesu auf Grund der lebendigen Fühlung ihres Lebens zu ihm vergegenwärtigen werden, um daraus Anregung für ihr persönliches Leben zu gewinnen, so absurd würde es ihnen vorkommen, sich das von jemand anderm besorgen zu lassen, weil das niemand anders vermag. Sobald jemand aus wirklicher Lebensbeziehung zu Jesus heraus die Richtung seines Lebens einschlägt und selbständig in Taten und Erlebnissen vorwärts dringt, ist er mündig und bedarf nicht mehr der Aufklärung und Anleitung, die für unmündige Anfänger unentbehrlich ist.

Handelt es sich aber darum, in das Vorhaben Jesu einzuführen und den Suchenden die Aufklärungen und Anweisungen, die er gegeben hat, zu vermitteln, so wird die Betrachtung ganz von selbst dem heroischen Charakter, den das Unternehmen Jesu heute wie damals trägt, angemessen werden. Alles sentimentale, kleinliche, geistreiche und gekünstelte Wesen, das wir mit seinen Taten und Meinungen machen würden, wäre ein Schimpf auf ihn und würde niemals der Lebenswucht der Wahrheit in Jesus, der Bedeutung seines Werks als Schöpfung der Menschheit und der Schicksalsfrage, die er für jeden von uns ist, gerecht werden können.

Vor allen Dingen wird man dann aber nicht mehr die Lebenszüge und Worte Jesu unter einen andern Gesichtspunkt stellen, als er sich aus dem treibenden Motiv ergibt, das ihn erfüllte. Das war aber nicht der Trost der Religion, den er den Menschen in allen Lebenslagen bringen, die Zucht der Religion, die er dem Volke erhalten, die seelische Erbauung, die er religiös Interessierten bieten wollte, sondern die Menschwerdung der untermenschlichen Existenzen, die Schöpfung des Chaos zum Kosmos, die Erlösung von allem Übel, die Verfassung alles menschlichen Wesens in Gott, eine von innen nach außen dringende Umwälzung und Neuordnung aller Verhältnisse im persönlichen und allgemeinen Leben von Grund aus.

Wer sein ganzes Dasein für das Neuland Gottes einsetzt, mit Willen die Tragik unsers Menschenloses auf sich nimmt und die Richtung des Lebens Jesu einschlägt, der wird die sentimentale Betrachtung, die in der Überlieferung von Jesus nach Hausmitteln für die Verdrießlichkeiten des Tages und die Schwierigkeiten des Lebens sucht und alles verwendet, um der nach Glück seufzenden Seele ein erbärmliches Behagen zu bereiten, als eine Ansicht aus der Froschperspektive empfinden, die alles verzerrt, um seinen eigentlichen Sinn bringt und seines Lebenswerts beraubt.

* * *

Je mehr Jesus unter uns lebt, je mehr seine Worte gelebt werden und sein Vorhaben Wirklichkeit wird, um so weniger wird man über die Zeugnisse seines Lebens Worte machen, um so sachlicher, direkter und einfacher wird man das Leben von ihm nehmen, was man haben kann. Heute ist ja nun wohl das Christentum eine Macht, aber das Leben Jesu zweifellos nicht. Seine Worte werden unausgesetzt ausgelegt, aber in der Richtung seines Ziels sieht man wenige auf Entdeckungen ausgehen, geschweige, daß man etwas in der Welt von den neuen Menschen und der Neuordnung der Dinge merkte. Religion, gläubige Zuversicht und Frömmigkeit ist an Stelle des Reiches Gottes, der Erlösung und der neuen Menschen getreten, und statt der einfachen Aufnahme seiner Aufklärungen und Antriebe ins praktische persönliche Leben herrscht die sentimentale Erbauung und geistreiche Unterhaltung religiös interessierter Menschen.

Man wird mir einwenden, daß die allermeisten, die von Jesu reden, nichts andres wollten, als das Leben, das er uns offenbarte, zu wecken. Und ich glaube es auch. Aber dann sollte ihnen doch der Respekt vor Jesus, die unerhörte Strenge seiner Ansprüche und der furchtbare Ernst des Ringens um die Schicksalswende und Zukunft der Menschheit, in das er uns gestellt hat, jedes unnütze Wort im Halse stecken lassen und das Verschleudern seiner Perlen vor verständnislosen Leuten verleiden.

Aber das Christentum hat Jesus durch den Kultus, den man mit ihm treibt und das religiöse Besprechen seiner Worte zum zweiten Mal begraben. Dahinter fangen wir jetzt an zu kommen, weil er in unsrer Zeit zum zweiten Mal aufersteht. Es ist doch keine Frage, daß gerade das unausgesetzte erbauliche Betrachten und ewige Wiederholen die Zeugnisse von Jesus um ihre lebendige Wucht und zeugende Kraft bringt. Immer ist es derselbe Inhalt und nur die Aufmachung, in der er dargeboten wird, ist verschieden. Kein Wunder, daß die interessanten Aufmachungen mehr interessieren und Eindruck machen als der Inhalt, daß Jesus über den Rednern, die sich zeitlebens mit ihm beschäftigen, nicht mehr zu Worte kommt.

Je ernster etwas ist, um so weniger bedarf es des Redens. Es genügt, wenn einmal gesagt wird, worauf es ankommt. Dann muß geschwiegen werden, damit es geschieht. Aber die erbauliche Behandlung, die sich Jesus gefallen lassen muß, ist Schuld daran, daß niemand mehr seine Worte ernst nimmt, sondern daß man sie als religiöse Requisite betrachtet und sich daran erbaut.

Ein Freund sagte mir vor Jahren, als er sein erstes Jahr als Pfarrvikar gewirkt hatte, er habe jetzt das Gefühl, daß er nun eigentlich die Kirche zuschließen müsse und seiner Gemeinde zu sagen habe: so, jetzt habt ihr alles gründlich gehört, worauf es ankommt, nun tut es erst einmal, und so lange das nicht wirklich geschieht, sollt ihr kein Wort mehr hören. Aber er mußte weiter predigen Jahr aus Jahr ein immer dasselbe. Die Kirche erwartet und hofft gewiß, daß die Hörer tun, was Jesus ihnen sagt, aber sie nimmt keine Rücksicht darauf, ob es geschieht. Sie „hält an am Wort", ganz gleich, ob wirklich eine Erlösung, Erneuerung, Menschwerdung eintritt oder nicht. Der kirchliche Betrieb hat sich also von dem Kommen des Reiches Gottes gänzlich emanzipiert. Er würde nur gestört werden, wenn es trotzdem käme. Denn es würde das Gerede nicht ertragen. Es kommt durch lautloses persönliches Werden und schweigendes Walten im Leben.

Jesus in Nazareth.

Es wird uns erzählt, als Jesus aus der Wüste in der Kraft des Geistes nach Galiläa zurückkehrte, wie sich das Gerücht von ihm in der ganzen Gegend verbreitete, und wie er in den Synagogen lehrte und allgemein gefeiert wurde. Dann lesen wir bei Lukas weiter:

> Und er kam nach Nazareth, wo er aufgewachsen war, und ging nach seiner Gewohnheit am Sabbath in die Synagoge. Und er stand auf, um vorzulesen. Und es wurde ihm das Buch des Propheten Jesaia gereicht, und da er das Buch aufschlug, traf er auf eine Stelle, wo geschrieben steht: „Der Geist des Herrn ist über mir, weil er mich gesalbt hat, und hat mich gesandt, den Armen das Evangelium zu verkündigen und den Gefangenen anzukündigen, daß sie los kommen, und den Blinden, daß sie sehend werden sollen, und Zerschlagene in Freiheit zu führen und anzukündigen das angenehme Jahr des Herrn."
>
> Und er klappte das Buch zu, gab es dem Diener und setzte sich, und aller Augen in der Synagoge waren auf ihn gerichtet. Da fing er an zu sagen: „Heute ist diese Schrift erfüllt, indem ihr das hört."

Eine gewaltige Szene ohne gleichen. Wir spüren etwas von der dramatischen Wucht, die in ihr waltet. Vergegenwärtigen wir uns nur die Lage. Voll persönlicher Gewißheit, innerer Klarheit und tatkräftiger Entschlossenheit war Jesus als Sieger in allen Versuchungen aus der Wüste zurückgekehrt und trat im Bewußtsein der neuen Zeit, die angebrochen war, unter sein Volk, um das Feuer anzuzünden, das er der Menschheit bringen wollte. Durch Dörfer und Städte zog er mit der feierlichen Ankündigung: „Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes kommt, ändert euern Sinn und glaubt an die Botschaft." Die Kraft des Neuen, die in ihm glühte,

löste sich in einer mächtigen Lebensbewegung aus, die alle erschütterte. Die Menschen wurden nicht nur innerlich angeregt, sondern aus ihrer bisherigen Haltung und Lebensführung gänzlich herausgeworfen. Sie wachten auf wie aus einer verzauberten Befangenheit und wurden von der gewaltigen Aussicht und Bestimmung gepackt, die Jesus ihnen eröffnete. Die außerordentlichen Bewegungen im persönlichen Leben wirkten sich auch äußerlich aus in allerlei körperlichen Lösungen, welche die tief ergriffenen Menschen erlebten.

So kam Jesus auch in seine Vaterstadt Nazareth. Das Gerücht von seinem außerordentlichen Auftreten zog vor ihm her. Wer hätte das von dem unscheinbaren Handwerkersohn gedacht! So war man voll Spannung und Aufregung in der Unsicherheit und Unklarheit über ihn, die aus dem Widerspruch der unerhörten Gerüchte mit den bisherigen Eindrücken von ihm entsprang.

Jesus aber ging ganz ohne besonderes Auftreten am Sabbath in die Synagoge und stand, wie üblich war, auf, um einen Schriftabschnitt vorzulesen. Da traf er in dem Propheten Jesaia, den man ihm gereicht hatte, die gewaltige Stelle von dem Zukünftigen und dem Anbruch des Tages Gottes, den er bringen werde, und las sie vor. Allgemeine Spannung. Aber nur einen Moment, dann schlug wie ein Blitz das Wort ein: „Das ist jetzt erfüllt in dem Augenblick, wo die Verheißung noch in euren Ohren klingt.“ Keine Betrachtung, Predigt, erbauliche Auslegung und Anwendung, sondern die einfache Mitteilung von einem ungeheuren Ereignis, das die Hörer erlebten, indem sie die Kunde davon vernahmen.

Es war, wie wenn jemand heute in der Kirche auftreten und die religiös träumende Menge mit der Botschaft aufschrecken würde: der jüngste Tag ist da, das ganze bisherige Welttreiben hat ein Ende, das ewige Leben beginnt, wenn er es mitteilte und zugleich die Wucht der Wirklichkeit erleben ließe. Das muß etwas ganz Außerordentliches gewesen sein: was die gläubige Phantasie an einem unendlich fernen Horizonte dämmern sah,

wurde plötzlich in die unmittelbarste Gegenwart gerückt und mit der elementaren Durchschlagskraft der Wahrheit zu Gemüte geführt. Es war kein Zweifel mehr möglich: der bisherige Weltlauf ging zu Ende, es brach etwas ganz Neues an.

Die Juden hatten aus ihrer Vergangenheit dafür Verständnis. Denn die Hoffnung auf eine gründliche Umwälzung aller Dinge und eine Erlösung von allem Übel war in wundervollen Verheißungen ihrer Propheten zum Ausdruck sicherer Erwartung gekommen. Deshalb brauchte Jesus nur solch ein berühmtes Zukunftsbild vor Augen zu stellen und zu sagen: jetzt ist das erfüllt, ihr erlebt es, indem ihr es hört, so verstanden sie ihn ganz genau. Das war ein gewaltiger Moment: an die Stelle der Religion trat Geschichte. Die routinierte Pflege und Beruhigung der Erlösungssehnsucht schwieg und schwand vor dem Anbruch der Erlösung. Endlich trat einer auf, der verkündigen konnte: das Reich Gottes, an das ihr glaubt, auf das ihr hofft, mit dem ihr euch tröstet, kommt nun endlich wirklich: jetzt könnt ihr etwas erleben.

Was geht uns diese Geschichte an? Ich meine sehr viel, denn sie ist das Ereignis des Tages.

In unsrer Zeit pulst und pocht eine große Unruhe des Suchens, und eine starke Bewegung der Erwartung geht durch die Gemüter. Damals hofften und warteten die Menschen auf das Reich Gottes und glaubten, daß es einmal kommen werde. Heute sehnen sich alle, die erwacht sind, nach einer neuen Zeit. Was wir auch für Anschauungen haben und für Wege gehen, wir Suchenden sind alle von der inneren Gewißheit erfüllt: es muß ganz anders werden. Ein vielstimmiger Chor verschiedenartigster Stimmen verkündigt es, jeder in seiner Sprache: es kommt etwas ganz Neues. Es werden die tiefsten und radikalsten Schnitte gemacht, um die anbrechende Epoche klar von der ganzen bisherigen Entwicklung der Menschheit zu scheiden. Denn es ist wirklich eine ganz neue Zeit, ein neues Werden, eine neue Verfassung, der wir entgegen gehen. Das ist der Eindruck, den man auf den ver-

schiedensten Seiten hat. Häckel hat ihn ebenso wie Nietzsche, die Sozialisten ebenso wie die Rasseevangelisten, die von der Entdeckung des Menschen sprechen ebenso wie die Vertreter einer strengen Kultur, die bis zum heutigen Tage das Zeitalter der Barbarei rechnen.

Wir hören Stimmen wie die: es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden. Die Menschheit ist noch nicht fertig. Was Mensch ist, wissen wir überhaupt noch nicht, denn wir sind alle untermenschliche Existenzen. Aber wir gehen der Menschwerdung entgegen. Der Mensch von heute ist ein Übergang und muß ein Untergang werden, damit der wahre Mensch heraufkomme. Wir wollen, daß der Übermensch lebe. Das bisherige menschliche Dasein war unmenschlich. Jetzt kommt die Zeit menschenwürdiger Daseinsbedingungen und wahrhaft menschlichen Lebens.

Aber wir hören nicht nur diese Stimmen, sondern wir empfinden ganz ursprünglich, was sie uns verkündigen. Es bedarf keines Beweises und keiner Bekräftigung, es braucht nur ausgesprochen zu werden, dann dringt aus jedem lebendigen Menschenherzen der Wiederhall. Ja wirklich, wir wissen noch nichts von wahrer Menschlichkeit, unsre Schöpfung steht noch bevor. Und alle möglichen Zustände und Verhältnisse, die frühere Zeiten ganz in der Ordnung fanden, geben unsrer Erregung immer neue Nahrung. Die Unmenschlichkeit und Erbärmlichkeit der Ehe, wie sie heute ist, die barbarische Niedertracht der Kindererziehung und des Unterrichtswesens, die geistige Belastung und Unterdrückung durch die Religion, die Spekulation auf die gemeinsten Instinkte im Interesse edler Ziele, die Knebelung der Menschen durch staatlichen Zwang, die furchtbare Ungerechtigkeit im Recht auch bei gewissenhaftester Pflege, die Menschenquälerei in den Strafanstalten und wie vieles andre noch: wir empfinden es überall, die gegenwärtigen Zustände sind einfach nicht mehr zu ertragen, es muß ganz anders und von Grund aus anders werden.

Diese Empfindungen sind aber nur die Schwingungen der Er-

lösung, welche im Anzug ist. Die Menschheit hat sich zu allen Zeiten nach dem goldenen Zeitalter gesehnt. Aber was uns heute bewegt, ist kein Sehnen nach einem märchenhaften Zeitalter, keine Verheißung einer fernen Zeit, sondern die Erschütterung unsers Innersten durch die Wehen einer neuen Zeit, die im Anbruch ist.

Was ist denn nun aber das Neue und Große, das schöpferische Weben und Vollenden, was sich heute ankündigt? Was geht durch unsre Zeit? Jesus ist es, der in die Synagoge des Christentums hereintritt, die Hand auf die Bibel legt und sagt: „Diese Schrift ist heute erfüllt." Jesus ist es, den wir in all den Stimmen vernehmen, welche den Anbruch einer neuen Zeit verkündigen. Wir hören ihn durch in Egidy, Nietzsche, Tolstoi, Chamberlain, Kunowski, in den Herolden sozialistischer und aristokratischer Kultur. Wir dürfen uns nur nicht von den kreischenden Lauten rauher Unvollkommenheit, von den Mißklängen unreiner Stimmung und den falschen Tönen befangenen, blöden Wesens irre machen lassen, sondern müssen auf das Grundmotiv lauschen, das überall nach Ausdruck ringt: dann hören wir genau die Botschaft Jesu, nur in der Sprache unsrer Zeit.

Jesus sagte „Reich Gottes", heute heißt es das Zeitalter des Übermenschen, der Zukunftsstaat, die wahre Kultur, Menschwerdung u. s. w. Vielleicht werden ängstliche Gemüter in dieser Gleichstellung eine Gotteslästerung erblicken. Aber es ist das Gegenteil, eine Offenbarung Gottes. Man muß nur bedenken, was jetzt kommt, ist etwas Objektives, nicht ein subjektives Erzeugnis der Gedanken. Die Stimmen, die wir hören, vernehmen etwas von dem, was im Werden ist, von der Wahrheit des Lebens, die sich offenbaren will, indem sie ins Leben tritt. Aber sie können es natürlich nur mit der ganzen Unzulänglichkeit ihres Verstehens ausdrücken, die sich aus der Unreinheit, Zwiespältigkeit und Befangenheit ihres persönlichen Seins ergibt. Sie haben für das Unerhörte nur jämmerlich unvollkommene Mittel des Ausdrucks. Aber wer auf das Reich Gottes wartet und sein Kommen spürt,

hört auch durch die größte Verworrenheit der Töne das Leitmotiv der Wahrheit hindurch, die Wirklichkeit werden will.*)

Die Hauptsache ist ja nicht, wie es verkündigt wird, sondern, daß es kommt. Die Verkündigung als solche ist nur deshalb von der größten Bedeutung, weil sie schon eine Wirkung des Kommenden ist. Darum wollen wir aufmerken, damit es uns heute nicht wieder so geht wie damals vielen Juden, die auf das Reich Gottes warteten und die Verheißung erbaulich betrachteten, aber von der Erfüllung nichts wissen wollten, als sie kam. Auch heute steht das Christentum in der Gefahr über dem Kultus, den es mit den geistigen Reliquien Jesu treibt, von ihm selbst nichts zu verspüren, wie er heute wieder erscheint.

Die erbauliche Auslegung, wie sie üblich ist, betrachtet das ganze Evangelium als Erfüllung und sonnt sich darin. Gewiß war auch die Persönlichkeit Jesu als solche und das neue Leben, das von ihm ausging, Erfüllung. Das große Geschehen, was die Propheten ahnten, brach an. Aber für die Menschheit als Ganzes war er eine Verheißung und blieb Verheißung bis heute: die Verheißung, daß Jesu Art die Art der Menschen werde, daß die Wahrheit des Menschen, die in ihm leibhaftig erschien, und das neue höhere Leben, das aus ihr quillt, in der Menschheit Gestalt gewinne und aus dem verhängnisvollen Wirrsal der Menschenmasse ein Neuland Gottes einheitlicher, harmonischer Verfassuug schaffe. Auf dieses Ziel hin ist die Erscheinung Jesu eine durch alle Zeiten leuchtende Verheißung.

Aber anders als die Propheten. Die Propheten sprachen Verheißungen aus, Jesus aber war Verheißung. Die Prophetie war Ahnung, Jesus war Wirklichkeit. Die Propheten sahen in unend-

*) Die eingehenden Nachweise dieser Ausführungen finden sich in meinen Aufsätzen über „Das Ziel" im 6. Bande der „Blätter": 1. Der Kampf um die Weltanschauung. 2. Die Einheit des Ziels. 3. Der Fluch der Einseitigkeit. 4. Die Undeutlichkeit des Ziels. 5. Die Tragweite des Ziels. 6. Der Rückgang auf den Menschen. 7. Die neue Zeit. 8. Das Unternehmen Jesu. 9. Der Abweg. 10. Woran uns liegt. 11. Jesus und die Suchenden von heute. 12. Ist das Ziel erreichbar?

licher Ferne das Morgenrot eines neuen Tages der Menschheit heraufziehen, in Jesus brach der neue Tag an. In ihm erlebte die Menschheit das neue Wesen, die Wahrheit menschlichen Seins, die Kraft und Klarheit ursprünglichen Lebens in fleckenloser Herrlichkeit, die Offenbarung der Lebensmacht des Alls im persönlichen Leben und ihre schöpferische Auswirkung. Dieses Erlebnis kann der Menschheit nicht mehr entrissen werden, sondern es bleibt als Ereignis eine Verheißung der Zeit, wo es allgemeine Wirklichkeit wird, eine Verheißung, die Bürgschaft zugleich ist, weil sie den Beweis der Wirklichkeit und die Gewißheit der Erfüllung in sich birgt. Denn Jesus ist durch seine Erscheinung und sein Leben der Erfahrungsbeweis für die Wahrheit, welche die Bestimmung der Menschheit erfüllt.

Als die Verkörperung der Erfüllung ist Jesus aber auch für alle Zeiten der Eckstein geworden, auf den der Neubau der Menschheit gegründet werden muß. Und wenn man sich heute anschickt, den Bau zu versuchen, werden alle Steine versinken, die nicht auf ihm ruhen. Denn sie fallen in das Bodenlose der Theorie und Phantasie und versinken im Moraste verkehrten und unzulänglichen Wesens. Er allein ist der Grund der Wahrheit und der Erfahrung. Was also an den Stimmen der Zukunft, die wir heute vernehmen, lebensfähig ist, das ist Jesus. Was nicht im tiefsten Grunde Jesus ist, das ist Schlacke und ohne Lebenswert. Viele sehen heute vor Schlacken nicht die Lebensglut, die darunter wogt. Aber sie wird so lange glühen, bis auch der widerspenstigste Rohstoff eingeschmolzen oder ausgestoßen ist, und der klare Silberblick der Wahrheit alle Welt erleuchtet.

So meine ich es, wenn ich sage: die Szene von Nazareth ist das Ereignis des Tages. Nur ist sie es im fortgeschrittenen Sinne: die Verheißung, die Jesus war, beginnt sich jetzt zu erfüllen. Deswegen klingt allen, die aufmerken können, heute unausgesetzt das Wort Jesu in den Ohren: diese Schrift ist jetzt erfüllt. Es ist wie eine Melodie, die man nicht wieder los wird, und in den Eindrücken der inneren Zustände der Menschheit von heute findet sie

die stärkste Resonnanz. Man staunt über das ungeheure Anschwellen der innern Unruhe in der Menschheit, über die tiefe Klarheit der wachsenden Wahrheit, die aufleuchtet und die gespenstischen Nebel des Zeitgeistes zerreißt, über die Regungen und Spannungen eines neuen Lebens, das wie Feuer von Herz zu Herzen zündet.

Die Zeit ist erfüllt. Die Menschwerdung, die in Jesus begründet wurde, will nach jahrhundertelangen verborgenen Wehen in religiösen Gebilden durchbrechen und zur persönlichen Erscheinung in vielen kommen, um die Menschheit zu durchdringen und ihre Schöpfung zu vollenden.

Inwiefern aber die Zeit erfüllt ist, sehen wir daran deutlich, wie das neue Wesen kommt. Nicht durch eine magische Katastrophe, sondern durch organisches Werden. Darauf werden wir im Folgenden hingewiesen.

> „Und alle zollten ihm Beifall und waren über die lieblichen Worte erstaunt, die aus seinem Munde kamen und sagten: Ist das nicht der Sohn Josefs?"

Das war also der große Eindruck der Verkündigung: es wurde alles erbaulich sentimental verstanden. Man war gerührt von den wunderschönen Worten und schwelgte in entzückten Gefühlen. Unwillkürlich denkt man: also auch damals schon, Jesus ging es auch so. Allgemeiner Beifall. „Er hat doch wundervoll gesprochen", „das ist doch mal was anderes!" Und dann wendet sich das Interesse gleich den persönlichen Verhältnissen des Redners zu, und man packt aus, was man von ihm weiß oder zu wissen meint. Statt der Erschütterung unter dem Anbruch der neuen Zeit, in der man alles, aber auch alles andere vergessen müßte, Rührung, Beifall, Bewunderung, Klatsch — eine grandiose Verständnislosigkeit!

Aber in dem Ausruf: Ist das nicht der Sohn Josefs! lag wohl noch mehr. Man erkannte ihn an und nahm ihn für sich in Anspruch. Der gehört zu uns, das ist unser Mann. Und das gewann sofort eine sehr aktuelle egoistische Bedeutung. Man hatte auf einmal ein sehr lebhaftes Interesse an ihm, denn man

hatte ja schon so viel von seinen Krankenheilungen an anderen Orten gehört. Darum beherrschte die Hörer die gespannte Stimmung: nun mal los; uns kann es recht sein, wenn die Zeit erfüllt ist; wir sind dabei; jetzt zeige, was du kannst.

Ich lege das nicht hinein, denn es geht aus dem Folgenden hervor. Jesu verstand sie sofort.

Und er sagte zu ihnen: „Allerdings werdet ihr mir das Sprichwort entgegenhalten: Arzt heil dich selber! Was, wie wir hören, in Kapernaum geschehen ist, das tue auch hier in deiner Heimat!

Er durchschaut sie in ihrer ganzen kleinlichen Erbärmlichkeit. Gegenüber dem großen Geschehen, was er verkündigte, saßen sie da, die gierige Erwartung und zudringliche Sehnsucht in den Augen, daß sie nur ja gleich davon profitieren möchten. Nur geheilt werden, in angenehme Verhältnisse kommen, das Neue möglichst gründlich für sich ausschlachten! Jesus wehrt sie zunächst ironisch ab, aber dann ergehen seine Worte über sie, wie ein Gericht Schlag auf Schlag.

„Er aber sprach: wahrlich ich sage euch, kein Prophet ist in seiner Heimat willkommen. Aber im Ernst sage ich euch: viele Witwen gab es in Israel in den Tagen Elias, als der Himmel drei Jahre und sechs Monate verschlossen war, und eine große Hungersnot über das ganze Land kam, und zu keiner von ihnen wurde Elias gesandt, sondern nur nach Sarepta in Sidon zu einer Heidin. Und viele Aussätzige gab es in Israel zur Zeit des Propheten Elisa, und niemand von ihnen wurde gereinigt als allein Naemann, der Heide.

Da wurden alle in der Synagoge voll Zorn, als sie das hörten, und standen auf und stießen ihn hinaus und führten ihn an den Rand des Berges, darauf die Stadt liegt, um ihn hinab zu stürzen. Er aber ging mitten durch sie hin seiner Wege."

Ein Prophet findet am wenigsten Aufnahme in seiner Vaterstadt, weil man da über dem persönlichen Interesse nicht zum sach-

lichen kommt. Das gilt aber allgemein: überall, wo sich das Interesse an der Persönlichkeit des Redners vordrängt, geht der Eindruck und die Wirkung der Sache verloren. Damit beweist man seine Verständnislosigkeit, seine Unempfänglichkeit. Jesus konstatiert also zunächst einfach den Tatbestand, der sich in dem Wesen seiner Zuhörer ausdrückte, um dann ihre gemeine Gier gründlich abzufertigen.

Ihr möchtet wohl da nur so bequem davon profitieren? Glaubt doch nicht, daß da jeder kommen könnte und schlankweg daran teilnehmen. Da seid ihr im Irrtum. Denkt doch daran, wie es damals war, zu wem die Propheten geschickt wurden: nicht zur großen Masse, sondern zu ganz Einzelnen, nicht zur aufgeblasenen Frömmigkeit, sondern zu Heiden. Draußen bezeugte sich Gott, nicht im Judentum. Das klingt allerdings nicht sehr erbaulich, und Jesus erreichte ja auch, daß ihnen ihre gerührten Gefühle und das innige Interesse an seiner Person gründlich verging.

Und heute? Auch heute sind es Worte zur rechten Zeit, so peinlich sie der erbaulichen Betrachtung sein mögen. Gewöhnlich geht man mit einem verlegenen Schweigen darüber hinweg und predigt statt dessen: ihr braucht nur zu glauben, dann habt ihr alles. Als ob die damals nicht alle geglaubt hätten, als sie Jesus mit ihren eigennützigen Wünschen umringten! Aber wir haben heute keine eigennützigen Wünsche, wird man entgegnen, wenn wir uns an Jesus wenden. So, was denn sonst? Ihr wollt selig werden, wünscht, daß euch Gott nicht eure Sünden nachträgt, daß er euch vor Schaden behütet, daß er euch alles glücklich hinaus gehen läßt und euch von allen Unannehmlichkeiten befreit. Worum bittet ihr ihn denn, wenn ihr betet? Wenn ihr auf Wunder und Krankenheilungen verzichtet, so tut ihr es doch nur, weil es das heute nicht gibt. Macht doch nicht aus der Not eine Tugend. Euer Glaube ruft: ich, ich, ich und haben, haben, haben. Und das Reich Gottes, das ist euch ganz egal.

Die Szene ist also heute genau dieselbe wie damals, und Jesus fertigt auch heute geradeso die selbstsüchtigen Glaubensdrängler ab,

wie in Nazareth. Das Reich Gottes ist nicht für jedermann. Für das neue Werden, das jetzt kommt, sind die wenigsten zu gebrauchen. Viele sind berufen, aber wenige sind die Auserwählten. Das große Geschehen, das heute viele Menschen in den Grundtiefen ihres Wesens erschüttern macht, ist keine allgemeine süße Beseligung, die sich auf jeden ergösse, den es nach etwas Behagen seines erbärmlichen Geschmacks gelüstet, sondern ein elementarer Naturvorgang im persönlichen Leben der Menschen, der sich mit naturgesetzlicher Strenge vollzieht und durchaus nicht von den Ordnungen und Vorbedingungen abgehen kann, die er in sich trägt und voraussetzt.

Niemand nimmt an dem neuen Werden teil, der nicht dazu geeignet ist. Meint doch nicht, daß das etwas für die große Masse sei. Das ist nur etwas für ganz besondere Leute, nur für solche, die in ihrer inneren Verfassung dafür zugänglich, empfänglich und fruchtbar sind. Das Christentum mag demokratisch sein, das Reich Gottes ist aristokratisch. Hier herrscht die strengste Auswahl der geeigneten Elemente. Jede Willkür ist ausgeschlossen, und die unerläßlichen Vorbedingungen lassen sich nicht erweichen, weder durch Eifer, noch durch Tränen, noch durch Gebete. Wer nicht innerlich dafür disponiert ist, kann nicht davon ergriffen werden, und die habgierigen Ich-Gläubigen sind es zweifellos nicht.

Schließlich wird ja die ganze Menschheit davon erfaßt werden, denn das Reich Gottes geht auf das Ganze und auf die Einheit. Aber nicht, ohne daß es wachsend und wirkend erst die Vorbedingungen in den Einzelnen dafür schafft. Es geht nicht so, wie wenn eine Wüste durch eine Flut gewässert und dem Leben gewonnen wird, sondern wie wenn ein Chaos toten Geschiebes allmählig vom Leben durchdrungen wird, indem die schöpferische Bewegung ein Teilchen nach dem andern in lebendige Zellen verwandelt. Um aber eine lebendige Zelle zu werden, muß man empfänglich und elastisch genug sein, daß die Schwingungen des Lebens, wenn sie auf uns eindringen, in uns übergehen und uns beleben können. Das sind wir alle zunächst nicht, sondern nur im

besten Falle darauf angelegt („nicht fern vom Reiche Gottes"). Deshalb setzte Jesus immer zu seiner Verkündigung hinzu: ihr müßt innerlich ganz anders werden.

Die Werdefähigen mögen heute auch vielfach mehr draußen sitzen, als im Christentum. Wenigstens spüren die meisten, die mit dem vergangenen Jesus Kultus treiben, über ihrem religiösen Getriebe nichts vom gegenwärtigen, so sehr sie an seine Gegenwart glauben. Aber sein gegenwärtiges Walten verkennen sie, weil es nicht lehrgerecht ist, sondern anders aussieht, als sie es sich religiös vorstellen. Wer in seinem Glauben an Christus Befriedigung findet, der ist nicht in ursprünglicher Spannung auf das Reich Gottes, das auf Erden kommen will, sondern verurteilt solche Sehnsucht als Schwärmerei und würde im Namen der Religion dagegen auftreten, wenn es trotzdem käme. Wer sich der Erlösung durch Christus getröstet, wird sich verständnislos ablehnend verhalten, wenn es einmal so weit kommt, daß er wirklich erlöst werden kann. Nur die Menschen des Suchens und der Sehnsucht sind dafür empfänglich.

Es bleibt also dabei: nur wer zum Himmelreich geschickt ist, wird von ihm ergriffen. Das Naturgesetz kann nicht gebrochen werden. Wenn uns das klar wird, werden wir aber keine Wutanfälle wie die Nazarener kriegen. Nur die patentierten Christen und eingebildeten Pächter des Heils werden darüber außer sich geraten und den Jesus von heute im Namen des Jesus von damals zu steinigen suchen. Sondern wir werden suchen, wie wir dazu gelangen.

Wir sollen nicht fragen: gehören wir dazu? und uns ängstigen, sondern: wie kommen wir dazu? und danach streben. Wir brauchen uns nur dem neuen Werden aufzuschließen, dann schließen wir uns ihm an. Denn wer einen Eindruck von der gewaltigen Neuordnung der Dinge bekommt, die bevorsteht, wem die Augen dafür aufgehen, worum es sich handelt, der wird von der Empfindung seiner Erbärmlichkeit und Armseligkeit überwältigt werden. Alles, was bisher seiner Seele Ruhe und Reichtum ausmachte, wird zu-

sammenbrechen. Dann gilt ihm aber auch sofort der Glückwunsch Jesu: Heil euch, die ihr arm seid im Geiste. Aus dieser inneren Verfassung aber, die schon ein Werk der Wahrheit ist, entspringt dann eins nach dem andern, wenn wir nur weiter suchen und spüren.

Die Menschwerdung, die sich heute ankündigt, wird also nicht als eine eruptive Katastrophe kommen, sondern als eine Entwicklung, nicht durch eine Umwälzung und Neueinrichtung äußerer Verhältnisse, sondern durch ein Ganz-anders-werden und eine wahre Verfassung im persönlichen Leben, nicht durch die Ausbreitung einer neuen Weltanschauung, eines neuen Glaubens, sondern durch das Keimen, Wachsen und Überhandnehmen des ursprünglichen Wesens in werdefähigen Menschen.

Der Unterschied zwischen heute und damals ist nur der, daß dort alles auf dem einen Mann Jesus ruhte, und er als die Urzelle des lebendigen Wesens wahrer Menschlichkeit ganz allein stand, daß er gekommen war, ein Feuer auf Erden anzuzünden, es aber zunächst bloß in ihm brannte. Heute dagegen regt sich das neue Werden aller Orten von einander unabhängig in den verschiedenartigsten Menschen, in den mannigfaltigsten Formen und Gestalten, in den seltsamsten Einkleidungen von Anschauungen und Bestrebungen: so verschiedenartig, daß die wenigsten der inneren Einheit inne werden; und erst wenn es sich aus seinen vergänglichen Unzulänglichkeiten entpuppt hat und zu reiner Erscheinung kommt, wird es unter sich Fühlung gewinnen. Aber wer feinfühlig ist, merkt es jetzt schon überall, und Reisende erzählen uns von hier und dort, daß es sich da auch rege. In Rußland spürt man es, in Amerika, vielleicht auch in Japan und Indien, wer weiß es! Es fällt uns dabei das Wort Jesu ein: „wenn euch jemand sagen wird, hier ist Christus oder da ist er, so glaubt es nicht. Denn wie der Blitz vom Osten bis zum Westen leuchtet, also wird die Wiederkunft des Menschensohnes sein."

Deshalb brauchen wir uns nicht um die Ausbreitung zu sorgen. Leben verbreitet sich von selbst. Es wird aber nur dann in die

Weiten und Breiten gehen, wenn es in die Tiefe geht. Nur wenn es in den Grundtiefen eines Menschen Wurzel schlägt, wird es sich entfalten. Entfaltet es sich aber, so wirkt es sich von selbst aus. Das wollen wir uns merken, wenn wir heute die Stimme Jesu vernehmen und die frohe Botschaft von der Erfüllung hören.

In der Nacht.

Nachklänge eines Gesprächs.*

„Mußte es denn sein?“

Ja offenbar, sonst wäre das Schreckliche gewiß nicht geschehen. Was an und für sich möglich gewesen wäre, kommt hier nicht in Betracht. Für Dich war es jedenfalls unumgänglich. Du darfst nicht darüber grübeln, ob der Entrissene uns erhalten geblieben wäre, wenn man dies und das anders gemacht hätte. Alle diese Wenngedanken sind vom Übel. Wenn man ihnen nachhängt, kann man verrückt darüber werden. Deshalb muß man sie unterdrücken. Was hilft es uns Möglichkeiten auszudenken, die in der Vergangenheit liegen! Damit läßt sich nichts ändern. Wir müssen mit der Wirklichkeit rechnen, die vorliegt, und uns darein finden.

„So meine ich es ja gar nicht. Wäre er gestorben, wenn ich anders gewesen wäre? Du sagst doch: nichts geschieht von ungefähr, alles soll erzieherische Bedeutung für uns haben. Wenn ich nun so gewesen wäre, daß ich diese Erfahrung gar nicht gebraucht hätte!“

Aber wohin verirrst Du Dich! Du kannst Dich doch unmöglich dafür verantwortlich machen, daß es sein mußte! Selbst wenn

* Diese Unterhaltung setzt zu ihrem Verständnis die Bekanntschaft mit dem Aufsatze: „Vom Leben und Sterben“ im 7. Bande der Blätter S. 81 — 110 voraus.

ich auf Deine merkwürdige Wendung des richtigen Satzes eingehe, daß uns alles zu unserm Besten dienen soll: konntest Du denn anders sein, als Du bist? Wir haben es vielleicht in der Hand, wie wir sein wollen, aber nicht wie wir sind. Denn wir sind nur, was wir werden. Dazu können wir aber nur eins tun: ehrlich streben. Oder meinst Du, daß Du Dir durch irgend ein Unternehmen hättest ein in seinen erzieherischen Wirkungen gleichartiges Erlebnis schaffen können, wie sie jetzt der furchtbare Verlust, den Du erlitten hast, in sich birgt? Nein, es mußte so sein. Und nicht Du bist der Anlaß, weder als Ursache noch als Zweck, sondern die Notwendigkeit solcher Ereignisse ergibt sich aus einer höchst komplizierten, für menschliche Augen unübersehbar versponnenen Konstellation von Voraussetzungen, die von allen Seiten zusammentreffen. Aber darin zeigt sich die Überlegenheit des göttlichen Sinnes, der hinter allem waltet, daß es immer heilsam für uns werden kann. Doch der kann sich nur dann offenbaren, wenn wir die rechte Stellung dazu einnehmen.

„Aber wie sollen wir denn jemals der Macht des Todes Widerstand leisten können, wenn wir nicht fragen, woran es lag, daß wir so ohnmächtig waren?"

Nur durch Leben können wir den Tod überwinden. Es kommt nicht auf ein bestimmtes Verhalten an, daß wir in solchen Fällen einschlagen, nicht auf eine bestimmte Gesinnung, in der wir uns befinden müßten, um schützend die Hände über das erliegende Leben breiten zu können, so daß solch eine wirksame Haltung wie eine verborgene Naturkraft zu suchen wäre: sondern es gehört eine Überlegenheit und Vollmacht höheren Lebens dazu. So lange wir die nicht haben, stehen wir dem Tode ohnmächtig gegenüber. Wenn wir also von unserer Ohnmacht erschüttert werden, sollen wir nicht darüber grübeln, wie wir hätten sein und uns benehmen müssen, sondern uns nach dem Leben strecken, nach dem wir uns sehnen. Wenn uns unsere Ahnung nicht trügt, daß den Menschen eigentlich eine Übermacht über den Tod, wenn auch vielleicht keine unbeschränkte, zukäme, so kann sich jedenfalls unsere Sehnsucht

nur durch einen Aufschwung persönlichen Lebens zu seiner wahren Höhe erfüllen.

„Ach, daß ich ihn nicht festhalten konnte! Haben denn Jesu Zusagen keine Geltung mehr?

Das steht nicht in unserer Hand, sondern in Gottes Willen. Gewiß kommt einem der Gedanke, wenn man innerlich um das Leben des geliebtesten Menschen ringt: wenn du Glauben hättest! Aber wir haben nur in dem Maße Glauben, als sich Gott uns empfinden läßt, und wir ihn in Reinheit des Herzens ursprünglich empfinden können. Aber selbst wenn unsre persönliche Fühlung mit ihm ganz lebendig und ungetrübt wäre, wer weiß, ob es dann anders käme. Denn unser sehnsüchtiges Verlangen würde dann jedenfalls durch den Wunsch überflutet werden: dein Wille geschehe, und wir ließen uns wie vertrauende Kinder von der Hand des Vaters still und geduldig auch durch die Nacht führen, wenn es sein Weg wäre. Ich glaube auch nicht recht, daß Menschen die in wirklicher persönlicher Fühlung mit Gott stehen, ihr Vorrecht bitten zu dürfen für sich ausnutzen werden. Vielleicht wird man auch den Jüngern wie dem Meister höhnisch zurufen: „Arzt hilf dir selber!", weil sie wie er nur andern helfen wollen, für sich aber das Leiden, das ihnen droht, auf sich nehmen und freiwillig tragen.

— —

Sei doch nicht so traurig! Sieh, Du hast ihn ja gar nicht verloren. Es ist ja nur eine Trennung, die vorüber geht. Ich habe in dem Gelöbnis bei der Trauung nie die Beschränkung begreifen können: „bis daß der Tod euch scheidet". Als ob der Tod zwei Menschen scheiden könnte, die eins sind! Vielleicht kann sie das Leben auseinander reißen, wenn sie es sich gefallen lassen. Aber der Tod nicht. Der Tod zerreißt nur den gemeinschaftlichen Verkehr zwischen beiden, der auf sinnliche Vermittlung angewiesen ist, weil er den Sterbenden der körperlichen Sphäre entzieht, aber niemals die innerliche Einheit.

„Aber wenn das auch der Fall ist, man hat doch nichts mehr davon."

Das ist noch die Frage. Sie sind doch nicht tot, die uns entrissen werden. Das ist nur ihr Körper. Sie sind entschlafen, aus der Welt der Sinnlichkeit abgeschieden. Aber „in Gott leben sie alle". Die Meinung, die ich voriges Jahr aussprach, daß sie bis zu einem künftigen Erwachen schlafen, ist mir unterdessen immer fraglicher geworden. Vielleicht sind sie uns viel lebendiger gegenwärtig, als wir denken. Vielleicht hat die Vorstellung von den Schutzengeln einen sehr realen Hintergrund.

„Dann hätte ja der Spiritismus recht".

Nein, im Gegenteil. Der Tod führt den Menschen aus dem Reiche der Körperlichkeit und schneidet seinem geistigen Leben die Möglichkeit sinnlicher Vermittlung ab, durch die sich unser ganzes gemeinschaftliches Leben vollzieht. Darüber sind wir uns klar, nicht wahr? Dann siehst Du aber auch ein, daß der Spiritismus eine furchtbare Verirrung ist, weil er die der sinnlichen Sphäre entrückten Geister zu körperlichen Kundgebungen veranlassen will, sei es durch Klopfen, mediales Reden und Schreiben oder direkte Materialisation. Die Frage, ob ihm das gelingt oder nicht — Du weißt, ich bestreite es nach meiner Kenntnis der Sachlage — lassen wir beiseite; jedenfalls ist sein Absehen auf etwas Widernatürliches gerichtet, und damit verurteilt er sich selbst.

Nein, meine Gedanken geraten immer wieder auf eine ganz andere Spur. Nicht wahr, das Einzige, was wir über die Veränderung, die sich durch den Tod mit den Menschen vollzieht, sicher sagen können, ist das: er geht in eine andere Seinsweise über, die Möglichkeit körperlicher Vermittlung und sinnlichen Ausdrucks ist ihm versagt. Nun sind wir ja aber schon im Leben nicht ganz absolut auf sinnlich vermittelten Verkehr beschränkt. Wir beide und viele Menschen sonst wissen etwas von geistiger Fernwirkung, wo jede sinnliche Vermittlung ausgeschlossen ist. Wir werden uns manchmal wahrscheinlich auf Grund einer verborgenen inneren Fühlung eins des andern mit merkwürdiger Klarheit bewußt, daß einer des andern Lage, Nöte, Wünsche u. s. f. lebendig empfindet. Und dem Herüber unmittelbarer persönlicher Lebensbe-

wegung, die sich jenseits von Raum und Zeit vollzieht, antwortet ein Hinüber persönlicher Anteilnahme und Hilfe ebenso unmittelbar und ohne sinnliche Fassung.

Wenn wir nun mit einem Menschen in solch innerem Kontakt stehen, so kann offenbar der Tod daran nichts ändern, falls er den Sterbenden nur der körperlichen Seinsweise entzieht, im übrigen aber weiter leben läßt. Denn die geistige Fernwirkung bedarf nicht der Sinne. Wenn es also irgend welche Fühlung über die Kluft, die der Tod zwischen uns befestigt, hinüber und herüber gibt, so wird sie wohl von der Art dieser persönlichen Telegraphie ohne Draht sein.

„Aber darf man dann dieser Spur folgen?"

Um das Dürfen wird es sich weniger handeln als um das Können. Ich möchte ihr nicht absichtlich nachgehen, ich wüßte auch gar nicht wie. Wenn wir aber ohne daran zu denken, etwas spüren, so wollen wir aufmerken. Im übrigen gilt es abwarten und beobachten, ganz nüchtern und wunschlos, dann erleben wir vielleicht etwas. Sieh, das ist genau so wie bei der geistigen Fernwirkung zwischen uns. Sie tritt immer unwillkürlich in Tätigkeit, nicht gewollt und beabsichtigt, wir können uns nicht herüber und hinüber telegraphieren, wie es uns gefällt. Aber auf einmal ist es da und leuchtet auf. Wenn wir das absichtlich üben wollten, würden wir eine Beute von Zufällen und Täuschungen. So auch hier. Wenn wir die lebendige Gegenwart des Entrissenen einmal deutlich spüren, so wollen wir uns freuen, daß er uns nahe ist, ohne ihn berühren und ihm näher treten zu wollen, als es uns die vorläufige Trennung erlaubt.

Der Spiritismus will die abgeschiedenen Geister zu Kundgebungen nötigen, und den Umgang mit ihnen absichtlich pflegen. Davor möge uns Gott behüten. Aber ebenso davor, die vielleicht mögliche Fernfühlung mit den Heimgegangenen als einen Faktor in unser Leben einzuführen. Denn er ist für uns unberechenbar. Aber wenn ich plötzlich in besonderen Lebenslagen des geliebten Menschen ganz lebendig inne werde, so darf ich mich doch wohl freuen, daß er nicht fern von mir ist, nicht wahr?

„Aber vielleicht ist es doch eine Täuschung?"

Vielleicht — vielleicht auch nicht.

— —

„Woher kommt es nur: ich habe von Herzen Ja zu dem Willen des himmlischen Vaters gesagt, und trotzdem will es gar nicht gehen? Ich stehe immer noch ganz unter dem Verhängnis meines Verlustes und komme nicht heraus. Allem andern gegenüber bin ich ganz leblos."

Du bist eben noch zu sehr von dem furchtbaren Schlage befangen. Dein ganzes inneres Leben ist davon benommen und wie gelähmt.

„Das müßte aber doch sofort verschwinden, wenn wir uns willig unter Gottes Hand stellen."

Gewiß, aber aktiv müssen wir es tun. Solange Du verweilst und zurückschaust, bleibst Du unter dem Banne des Zusammenbruchs Deines Glücks und Lebens, wohl gottergeben und gefaßt, aber unfähig zum Leben. Erst wenn Du Dich entschlossen vorwärts wendest und Schritte tust, wird sich der Bann lösen. Deshalb mußt Du jetzt mit allen Kräften wieder anfangen zu leben.

„Aber ich kann doch nicht mit allem brechen, was mich bisher erfüllte, wofür ich lebte, worin ich lebte, und ihm den Rücken kehren."

Das sollst Du auch nicht. Du sollst nur das Vergängliche fahren lassen, was zertrümmert ist, und das Persönliche festhalten, was Dir niemand rauben kann. Das ist aber nichts Totes, was man konserviert, womit man Reliquienkultus treibt, sondern etwas Lebendiges, das Du in Dich aufgenommen hast. Das muß nun aufgehen und Frucht bringen, wenn es am Leben bleiben will. Aber wie kann es das, wenn Du es nicht leben läßt! — Deshalb mußt Du gerade leben, schöpferisch leben, wenn Du ihn Dir lebendig erhalten willst, den Du scheinbar verlorst. Erleidest Du nur, was Du erlebtest, nährst Du Dich mit Erinnerungen, statt von jedem frischen Eindruck des Augenblicks, so unterliegst Du dem Schicksal, statt es zu bezwingen. Dann tötet Dich derselbe

Todesstreich, der ihn traf, in seiner Fortwirkung noch trotz aller Gottergebenheit; nur mit dem Unterschiede: er kam bloß um sein äußeres Leben, aber Du kämst dann um Dein inneres Leben.

„Wenn es nur nicht so entsetzlich schwer wäre, ich kann ja gar nicht allein leben."

Wenn Du nur magst, dann wirst Du auch können. Und Du willst ja. Blicke nur auf, und laß Deine verweinten Augen klar werden. Du wirst sogar Lust dazu bekommen, wenn Du Dich erst einmal umschaust. Sieh, für Dich beginnt jetzt ein neuer Erdenlauf. Dein ganzes Dasein, wie es bisher war, ist doch mit ihm, der Dein Leben war, zu Ende gegangen, nicht wahr? Dir ist es doch jetzt, als ob Du in eine ganz andere Welt hereingeboren wärst, als wärst Du jählings von der Venus auf den Mars versetzt. Sie ist Dir fremd. Alles sieht anders aus, wie früher, und Du fühlst Dich darin ganz hilflos und bist unbeholfen wie ein kleines Kind. Du kannst Dich gar nicht zurecht finden und weißt nicht, was Du anfangen sollst. Ist es nicht so? Nun wohl, Du mußt deshalb nun auch erst einmal anfangen, auf dem neuen Planeten, auf dem Du ausgesetzt worden bist, leben zu lernen. Wie ein neugeborenes Kind hast Du noch keine Erfahrung in dieser Welt, und die Fähigkeiten, die Du für dieses Leben hast, schlummern noch in Dir. Du kennst sie noch nicht, aber warte nur, sie kommen schon heraus. Wie denn? Nun einfach durch leben, wie bei den Kindern. In diese wunderliche Situation lebe Dich nur recht hinein wie ein neugieriges Kind, das zum ersten Mal in fremdem Hause ist. Dann wird es Dich reizen, Dich darin zurecht zu finden, und mit dem Reize kommt die Lust.

„Aber im Vergleich . . ."

Ja vergleichen darfst Du freilich nicht, denn Du kannst es ja gar nicht. Du hast ja gar keine Ahnung, was in der verschleierten neuen Welt und in der verborgenen Zukunft Deiner wartet. Aus dem Kind, das sich plötzlich im fremden Lande ausgesetzt sieht und zunächst, von seiner unheimlichen Lage bedrückt, bitterlich weint, wächst ein anderer Mensch, als Du bisher warst, mit einem andern

Leben, als Du bisher kanntest. Du wirst auch eine andere Art Glück und Befriedigung finden, weil Deine Bestimmung hier eine andere ist. Erst wenn Du die einmal so gründlich erfüllt und genossen haben wirst, wie die vorige, als Du das letzte Mal auf der Welt warst, wirst Du vergleichen können, wenn es Dir dann noch zumute ist, Vergleiche zu ziehen.

Nun sieh, ist das nicht interessant? Ein Erdendasein hast Du hinter Dir und hast es tief und reich genossen, gerade als hättest Du eine Ahnung gehabt, daß Du die Zeit ausnutzen müßtest. Nun beginnt ein anderes, und ein ganz neues, unheimliches, großes, lebenswertes Abenteuer wartet Deiner. Darum Glück auf! Du bist nicht der Mensch, der sich in der Vergangenheit begraben ließe und sich um seine Zukunft brächte. Du bist nicht so kurzsichtig und geblendet, um nicht die Morgenröte zu bemerken, die am Horizonte aufleuchtet. Nein, Du gehst durch die Nacht dem aufgehenden Tage entgegen.

Ein ernstes Wort über Schloß Mainberg.

Schloß Mainberg wird dies Jahr versuchsweise bereits am 9. Juni (Freitag vor Pfingsten) eröffnet werden, um praktisch zu erproben, ob ein Bedürfnis dafür vorliegt, wie vielfach behauptet wurde. Geschlossen wird es frühestens Ende September. In dem neuen Prospekt ist nur wenig geändert worden. Vor allem ist das Mindestmaß des Aufenthalts ausnahmslos auf eine Woche festgesetzt worden. Das hat sich als unumgänglich erwiesen. Einmal im Interesse des Ganzen: der häufige Wechsel der Gäste, der die Folge kurzer Besuche ist, bringt eine zu große Unruhe in das gemeinschaftliche Leben auf dem Schloß; dann im Interesse der Einzelnen: nach unsern Beobachtungen dauert es immer 3—4 Tage, bis jemand Fühlung mit dem Leben auf dem Schlosse gewonnen

hat, er kann also nichts davon haben, wenn er kaum warm geworden schon wieder abreist; endlich in meinem Interesse: die flüchtigen Besucher kommen meist nur meinetwegen, nehmen mich übermäßig in Anspruch und entziehen mich dadurch den andern. Es ist aber allen dringend zu raten, daß sie es nicht bei 8 Tagen bewenden lassen. Die meisten, die nur 8 bis 14 Tage auf dem Schlosse waren, merkten am Ende ihres Aufenthalts, daß sie nun erst eigentlich Nutzen davon haben würden, und nahmen sich, wenn es ihnen unmöglich war die Abreise noch hinauszuschieben, fest vor, das nächste Mal auf länger zu kommen.

Nicht geändert hat sich die Preisskala für Zimmer und Pension. Damit ist aber nicht gesagt, daß sie unverrückbar wäre wie in einem Hotel. Sie stellt nur die Norm dar, die ungefähr festgehalten werden muß, wenn das Unternehmen finanziell bestehen soll. Aber die Leser der Blätter können sich denken, daß es für mich keinen widerwärtigeren Gedanken gibt, als den, daß für den Aufenthalt auf Schloß Mainberg nicht das innere Suchen, sondern das äußere Haben maßgebend und entscheidend sei. Das würde den Lebensnerv der Freistatt persönlichen Lebens von vornherein töten und mir das ganze Unternehmen unerträglich machen. Ich will keine Geschäfte machen. Ich will nicht nehmen, sondern geben.

Deshalb ist die Preisskala nur eine Orientierung über die Existenzbedingungen von Schloß Mainberg. Und wenn ich bitte mir mitzuteilen, zu welchem Preise ich die Zimmer reservieren darf, so ist das eine Einladung zur Selbsteinschätzung und Selbstbesteuerung zu Gunsten des Unternehmens. Mein Wunsch ist von Anfang an gewesen, jeden aufzunehmen, der es wirklich bedarf, ganz gleichgültig wieviel er zahlen kann. Das ist bisher auch schon vielfach geschehen. Aber es ist nur in dem Maße möglich, als alle bis an die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit gehen. Ich kann versichern, daß von meiner Seite darin das Menschenmögliche geschehen ist.

Andererseits möchte ich aber keinen zu ermäßigtem Preise aufnehmen, der nicht wirklich Opfer bringt, um sich den Aufenthalt zu ermöglichen, wie man es von jedem Suchenden erwarten

darf. Denn sonst würde Schloß Mainberg ein Wohltätigkeitsunternehmen, und das wäre ebenso verhängnisvoll, wie wenn es ein Geschäft würde. Aber von mir allein hängt es nicht ab, ob wir den schmalen Grat der Überlegenheit über den pekuniären Verhältnissen zwischen den Abgründen entwürdigender Gewinnsucht und peinlicher Wohltätigkeit verfolgen und sicher wandeln können. Nur wenn alle, die Schloß Mainberg besuchen, in der rechten Gesinnung stehen, werden wir den einen vermeiden, ohne dem andern zu verfallen. Darum wollen wir alle sorgen, daß auf Schloß Mainberg keinesfalls weder in dieser noch in jener Richtung der Mammon herrsche.

Wenn das bisher noch nicht ausgesprochen wurde, so lag es daran, daß ich ratlos bin, wie wir uns der Zudringlichkeit solcher erwehren sollen, die versuchen werden sich daraufhin eine billige Sommerfrische zu verschaffen. Denn die würden das gemeinschaftliche Leben aufs empfindlichste stören, weil sie wie Fremdstoffe wirken müßten. Dieser Gefahr gegenüber weiß ich allerdings auch jetzt noch keine Schutzmaßregeln, die man ergreifen könnte. Aber lieber diese Not ertragen, als weiterhin das ganze Unternehmen unter dem Schein eines Geschäfts stehen und leiden zu lassen. Habe ich doch oft genug hören müssen: das ist nur etwas für reiche Leute, obgleich jede körperliche Kur in irgend einem Sanatorium ganz andere Kosten machen würde.

Man wird mich vielleicht damit beruhigen wollen, daß von Lesern der Blätter nicht zu befürchten sei, daß sie ohne wirkliche innere Bedürftigkeit die Möglichkeit, schließlich zu jedem Preis hier Aufnahme zu finden, ausbeuten würden. Aber das Abonnement der Blätter gibt noch keine Gewähr für die reine Gesinnung der Abonnenten. Sonst würde es sich doch z. B. nicht Jahr für Jahr wiederholen, daß von einer kleinen Zahl von Lesern, die abonniert haben, auf keine Weise der Betrag dafür zu erlangen ist, weder durch Mahnungen, noch durch Nachnahme: wir müssen sie einfach streichen.

Der Grundsatz, daß nicht die Zahlungsfähigkeit für die Aufnahme auf dem Schloß entscheidend sein soll, setzt nun aber ja

nicht bloß die Reinheit der Gesinnung voraus, sondern auch eine Unabhängigkeit und Unbefangenheit vom Mammon bei armen und reichen Gästen, und es ist sehr fraglich, ob die in dem Maße vorhanden ist, daß sich das Schloß darauf gründen kann. Nun wir werden ja sehen. Es ist ein Experiment. Gelingt es nicht, dann ist damit erwiesen, daß die Idee und der Versuch der Freistatt persönlichen Lebens überhaupt verfrüht war.

An eine Katholikin.

Wenn Sie ehrlich anerkennen, daß Sie durch die Bekanntschaft mit den „Grünen Blättern" nach Jahren der Schwermut und Lebensmüdigkeit wieder den Willen zum Leben und die Freude am Leben, trotzdem es Ihnen eigentlich äußerlich nicht wohler geht, gewonnen haben, so begreife ich, daß Sie sich gegenüber den Lehren und Dogmen Ihrer Religion in einiger Verlegenheit befinden. Denn wenn Sie sich auch an der Schönheit und geheimnisvollen Harmonie Ihrer fundamentalen Glaubenslehren früher sehr erbaut haben, und Ihr Nachdenken davon außerordentlich beschäftigt wurde, so hatten sie doch offenbar nach Ihrem Geständnis keinen eigentlichen und wirklichen Lebenswert für Sie, und Sie fragen mit Recht, ob das alles Täuschung sei, was Sie z. B. über die Dreipersönlichkeit Gottes, die Gottheit Christi, die Eucharistie usw. sich gläubig vergegenwärtigt und dabei empfunden haben. Aber diese Frage kann ich Ihnen nicht beantworten, denn das weiß ich selbst nicht. Es wäre frivol zu sagen, das seien alles Traditionen von Irrtümern, so lange man es nicht beweisen kann.

Die Schwierigkeit, in der Sie sich befinden, existiert nicht nur für Sie und nicht bloß für Katholiken, sondern im letzten Grunde für uns alle, die wir in einer dogmatisch gefügten Religion aufgewachsen sind und nun etwas von einem Leben spüren, was

nicht aus Dogmen quillt. Meines Erachtens gibt es in dieser Lage nur ein Verhalten, das der Wahrheit entspricht: man soll einfach das, was vorläufig wenigstens keinen Lebenswert für einen hat, beiseite lassen und die Lebensspur ohne links und rechts zu blicken weiter verfolgen, die man entdeckt hat. Es ist gar nicht notwendig über das, wovon man nichts hat, zu urteilen oder gar zu verurteilen. Aber es ist zweifellos, daß man nur dadurch Verständnis und Klarheit über etwas gewinnt, wenn man durch Leben Fühlung mit ihm bekommt. Das läßt sich aber nicht herstellen, das muß man erwarten können.

Sie können doch aber mit Sicherheit darauf rechnen, daß Sie in der Richtung, in der Sie sich jetzt bewegen, in zunehmendem Maße lebendige Fühlung mit Gott gewinnen, die Persönlichkeit Jesu erleben werden und auch davon etwas merken, in welcher Weise er gegenwärtig wirksame Kraft und lebendige Wirklichkeit ist. Damit machen Sie dann Erfahrungen in der Richtung, in der diese Dogmen Auskunft geben wollen. Und nur auf diesem Wege des Lebens werden Sie dahinter kommen können, was an ihnen ist.

Was Sie aber nicht erfahren, das brauchen Sie nicht zu wissen oder gar zu glauben. Das Beispiel für diese Direktive, die ich Ihnen gebe, finden Sie ja in meinem Aufsatz „Wer war Jesus?“ in den „Quellen des Lebens“. Hier sehen Sie ganz deutlich, wie ich auf Grund meiner Erfahrung von Jesus zu dem Eindruck von ihm gelangt bin, dem die dogmatischen Bestimmungen, wie ich glaube, im letzten Grunde auch nur Ausdruck geben wollen, so fremdartig mir ihre Vorstellungsform immer sein und bleiben wird. Möglicherweise wird das überhaupt unser Ergebnis sein, daß wir mit den Ausdrucksformen der Dogmen nichts mehr anfangen können, aber überall auf die Wahrheiten stoßen werden, die Sie ausdrücken wollen, ohne es zu können. Steht das aber in Aussicht, so werden wir uns auch hier hüten, das Kind mit dem Bade auszuschütten.



Die Frage nach Gott.

Die Frage nach Gott ist noch nicht gelöst, weder im positiven noch im negativen Sinn. Der Atheismus erledigt sie nicht, weil er uns keine positive Antwort auf die Fragen gibt, die in dem Problem Gott zusammen fließen, und weil alle seine Einwendungen niemals die Wirklichkeit treffen, die dieses Wort ganz unzulänglich andeuten will, sondern nur einen Begriff Gottes, der an sich unhaltbar ist, weil Gott uns immer unbegreiflich sein muß.*)

Aber auch im positiven Sinne ist die Frage noch nicht erledigt. Denn dann müßte der Glaube an Gott eine viel größere Lebensmacht sein und eine stärkere Durchschlagskraft besitzen, als es der Fall ist. Dann müßte man viel mehr von dem Walten Gottes durch empfängliche Menschen spüren und Gott sich selbst viel mehr dadurch offenbart haben. Damit ist es aber nicht weit her. Denn wenn die Gläubigen ihr Leben lang nicht aus Unsicherheit und Zweifeln heraus kommen, und die Ungläubigen noch nicht einmal den Unterschied zwischen einem Begriff Gottes und dem

---

*) Vgl. hierzu den Aufsatz: Atheismus in meinem Buche: Von den Quellen des Lebens S. 69—106. Verlag von C. H. Beck in München.

lebendigen Gott gemerkt haben, so läßt sich doch kaum sagen, daß die Frage nach Gott gelöst sei.

Aber ich glaube, daß sie in ein neues Stadium getreten ist, nämlich in das Stadium der praktischen Lösungsversuche.

Wir sehen heute ein, daß es wenig Wert hat über die Frage nach Gott zu grübeln, die Gründe, die dafür und die dagegen sprechen, sich an einander messen zu lassen, nach Zeugnissen für Gott in der Natur und Geschichte zu suchen und die Idee Gottes philosophisch darzustellen. Sondern es kommt alles darauf an, daß wir versuchen Gottes habhaft zu werden.

Nur wenn das gelingt, läßt sich die Frage endgültig lösen. So lange sich Gott nicht offenbart und in unzweifelhaften Wirkungen kund gibt, wird es immer unsicher bleiben, wie es eigentlich mit ihm steht. So lange wird er ein Gegenstand des Gefühls, der Stimmungen, der religiösen Phantasien bleiben, die meines Erachtens noch viel weniger Sicherheit bieten als die Schlüsse der Vernunft aus den Tatsachen und Gesetzen der Natur, der Geschichte und des sittlichen Lebens. Denn wie heute der „Glaube", d. h. was man so nennt, auf Grund der religiösen Belehrung und Behandlung, die uns das Christentum bietet, Gott anspricht, was er von ihm zu haben meint, und wie er sich die Gemeinschaft mit ihm denkt, bietet doch an und für sich nur eine gradweis stärkere Gewißheit als der Götterglaube der Griechen, wenn man die ganze Sachlage nüchtern und vorurteilslos betrachtet.

Man wird empört auf Christus und die Bibel hinweisen. Aber bei einiger Ruhe und Gelassenheit kann man doch nicht verkennen, daß damit die Frage von heute nur in eine Frage von damals verwandelt wird. Denn Jesus an und für sich — d. h. solange er uns nicht Vermittler eines unzweifelhaften Erlebens Gottes wird — stellt uns genau so vor dieselbe Frage, wie es unsre Christen von heute tun: war sein Glaube nicht doch vielleicht nur die anschauliche Auslösung einer ungeheueren religiösen Spannung? Können wir uns aber dem Eindruck nicht entziehen, daß damals die Menschen wirklich an Jesus und durch ihn

überwältigend Gott erlebten, daß er damals in auffälliger Weise aus seiner Verborgenheit heraus trat, so werden wir erst recht darauf hingewiesen, daß die Frage nach Gott nur dadurch gelöst werden kann, daß wir ihn erleben.

Darauf weist uns aber auch die sonstige Lage der Dinge. Ich denke nicht bloß daran, daß wir allenthalben der Empirie huldigen und nur der Erfahrung Sicherheit zuerkennen, sondern es wird heute auch kaum einen denkenden Atheisten geben, der nicht gern zugäbe, daß irgend etwas in der Richtung liegt, die wir mit dem Namen Gott andeuten: ein schöpferischer Urgrund alles Seins, eine Lebensmacht des Alls, welche die Welt durchdringt und erhält, muß irgendwie vorhanden sein. Die Frage ist nur, ob wir mit diesem Lebensquell alles Seins eine persönliche Fühlung gewinnen können. Das kann aber dann nur eine Sache der Erfahrung sein und durch Lebensversuche ausgemacht werden.

In naturhafter Beziehung und Lebensfühlung mit ihm stehen die Menschen als Geschöpfe von vornherein offenbar genau so wie jeder Stein, jede Pflanze, jedes Tier. Es ist nur die Frage, ob diese naturhafte Fühlung, die in der anorganischen, organischen, animalischen und seelischen Sphäre verschieden geartet sein dürfte und auf dem menschlichen Niveau eine zunächst unbewußt geistige wird, dort, wo Menschen zu sich selbst kommen und zu persönlichem Leben erwachen, eine persönliche werden und sich als Kraft und Klarheit in ihrem Leben äußern kann.

Darüber läßt sich mit Reflexionen und Phantasien nichts entscheiden. Und auch die Erfahrungen, die Menschen oder Zeitalter früher gemacht haben, können uns wohl antreiben, in dieser Richtung auf Entdeckungen und Versuche auszugehen, aber sie uns nicht ersparen.

Auch Jesus erspart sie uns nicht, sondern setzt sie voraus. „Bittet, so wird euch gegeben. Suchet, so werdet ihr finden. Klopft an, so wird euch aufgetan." Ohne Experimente geht es also auch hier nicht. Wohl zeigt er uns den Weg und die Tür, aber er sagt gleich: „doch wenige sind, die ihn finden". Also

bedarf es, obwohl er der Weg ist, immer noch des Suchens und Probierens, um den Zugang zu dieser verborgenen Wirklichkeit zu finden, die er uns erschloß.

Wer darüber den Kopf schüttelt, der vergegenwärtige sich den Weg, den uns Jesus durch die Seligpreisungen der Bergpredigt in das Reich Gottes, zum Schauen Gottes zeigt, und er wird sofort vor der schweren Frage stehen, wie er denn nun praktisch persönlich diesem Fingerzeige folgen soll. Das kann ihm aber niemand sagen: das muß er suchen und entdecken.

Erst wenn wir praktisch Gottes in unserm Leben habhaft werden, können wir über sein Verhältnis zu uns und sein Walten im Leben Klarheit gewinnen, eine Klarheit, die kein Erzeugnis unsrer Phantasie, sondern der Reflex der Wirklichkeit in unserm Bewußtsein ist. Erst dann können wir Jesus verstehen und zur Sicherheit darüber kommen, was er eigentlich meint und sagen will. So lange uns die gleichartige Erfahrung fehlt, können wir nur darüber sinnen und phantasieren, aber die ganze Lebensphäre, die er uns offenbart, bleibt uns fremd, bis wir eine tatsächliche lebendige Fühlung mit Gott finden, die uns aus subjektiven Gedankengespinnsten auf den Boden objektiver Vorgänge, Tatsachen und Gesetze stellt.

Gelingt es uns aber einen persönlichen Kontakt zwischen uns und der verborgenen Lebensmacht des Alls herzustellen, dann erschließen wir diese Urquelle aller Kräfte und diese Einheit aller Gesetze für alle Probleme unsrer Zeit und unsers Lebens, für alle Mißstände und Werdenöte, unter denen wir leiden. Gelingt es uns die schöpferische Urkraft des Alls für die Menschheit persönlich mobil zu machen und durch menschliche Organe zur Entfaltung zu bringen, so ist nicht nur die Wahrheit menschlichen Wesens, sondern auch das Ziel der Menschheit zu erreichen.

Also: suchen wir Gottes habhaft zu werden! Es handelt sich hier um die wichtigste und wertvollste Entdeckung, die es für die Menschen gibt.

Wie ich es sehe.

Das Leben der Menschen hat denselben unendlichen Wert wie ihr Wesen. Man verkennt das noch viel häufiger, als man den göttlichen Kern in Menschen, die „nichts besonderes" sind, mißachtet. Das einfache, unscheinbare Leben hält man für unbedeutend, oft gerade die am meisten, die es zu führen haben. Sie finden es wertlos, kleinlich, menschenunwürdig und gehen mürrisch und verdrossen durch das Dasein. Vielleicht erheben sie sich hier und da zum Bewußtsein, nützliche Glieder im Haushalte der Menschheit zu sein. Aber wenn man ihnen ihren Adel vorhält und sie zu dem Abenteuer ihres Lebens aufruft, so weisen sie verschämt auf ihre ärmlichen Verhältnisse und geringfügige Arbeit, und empfinden es als einen Hohn auf ihre gedrückte Lebenslage, wenn man ihnen von ihrer hohen Bestimmung spricht. Oder sie nehmen es glückselig auf und hegen den Glauben daran wie ein Kleinod, an dem sich ihre Seele ergötzt und von dem Ekel über ihre erbärmliche Alltäglichkeit erholt. Aber sie kommen sich wie verstoßene Königskinder vor, die in Lumpen und Elend darben müssen. Sie wissen ihre hohe Herkunft und ihren eigentlichen Beruf in keine Beziehung mit ihrem wirklichen Leben zu bringen, als höchstens durch den Trost: „Nach einer Prüfung kurzer Tage erwartet uns die Ewigkeit."

Wie häufig lautet der Wiederhall auf meine Worte: „herrlich, aber was ist das für eine Mutter, die sich in den kleinlichen Pflichten des Haushalts erschöpft, was ist das für einen armseligen Schreiber, der sich mühsam sein Brod verdient, was für einen Fabrikarbeiter, der in seiner mechanischen Arbeit ganz stumpfsinnig wird! Was Sie bieten, das ist Kaviar fürs Volk, das ist nichts für die Masse derer, die jeden Tag der verzweifelten Lebensnot ihre Existenz abringen müssen." Oder: „Helfen Sie mir heraus aus meiner Lebenslage, ich möchte so gern nach der Art der Grünen Blätter leben, aber das ist in meinen unerquicklichen Verhältnissen

ganz unmöglich, erst müßte ich von meinem Mann, von meiner Frau u. s. w. loskommen. Haben Sie nicht in Mainberg für mich eine Stellung?" Oder: „Ich beneide alle, die Ihren Gedanken nachleben können, aber ich gehöre zu den Millionen Ausgestoßener und Enterbter, die von vornherein zu einem menschenunwürdigem Dasein verdammt sind. Das fühlt man gerade am meisten, wenn man Ihre Aufsätze liest."

Die haben alle noch gar nicht verstanden, worauf es eigentlich ankommt. Was ich meine, ist wahrhaftig kein Kaviar fürs Volk, sondern das tägliche Brot für jedermann und zwar das einzige, was wirklichen und vollen Nährwert hat, was uns Kraft gibt und gesund erhält, was uns wachsen und höher kommen läßt.

Jede Lebenslage, in der wir uns befinden, jede Schwierigkeit ebenso wie jeder Glücksfall, ist ein Problem, was wir zu lösen haben. Jeder Anspruch, den das Leben an uns macht, ob es die unscheinbarste Arbeit oder das gewöhnlichste Geschäft oder die landläufigste Verpflichtung sei, ist eine Aufgabe, die wir zu erfüllen haben. Jede Gelegenheit, unsre Menschlichkeit zu offenbaren — und was wäre keine solche Gelegenheit! — ist ein Appell an unsre hohe Bestimmung. Jeder Verdruß, jede Gefahr, jede Not ist eine Frage nach unsrer Menschenwürde. Es gibt schlechterdings nichts, was wir zu tun haben, und was uns im Laufe des Tages zustoßen kann, das sich nicht direkt an unser ewiges Wesen wendet und zu ihm spricht: jetzt offenbare deine Herrlichkeit und Machtvollkommenheit: löse mich! die Aufgabe, die ich dir stelle, ist etwas Einzigartiges, das kommt niemals in deinem Leben wieder, denn immer wird es anders sein, selbst wenn du täglich über das ewige Einerlei seufzest.

Verstehst du erst einmal diese Laute der Alltäglichkeit, die dich zunächst wie ein schwirrendes Geräusch umgeben, wie Siegfried im Walde die Vogelstimmen vernahm, so gewinnt dein Leben auf einmal eine seltsam ergreifende Melodie, die dich nie wieder los läßt, sondern in unendlichen Wandlungen unausgesetzt das eine heroische Leitmotiv wiederholt: löse uns. Wir Ansprüche des Lebens an dich

sind so mannigfaltig wie das Leben, und doch sind wir im Grunde ein und dasselbe. In uns allen schaut dich das Problem deines Wesens an und ruft dir zu: zeige dich als Mensch, löse, erlöse, schaffe, erfülle, verkläre. Tust du das, dann enthüllt sich das Rätsel, dann schreitet die Menschwerdung fort.

Das vernimmt der unscheinbarste Mensch in ganz gleicher Weise wie die „bedeutendste Persönlichkeit", es gilt für die Stiefkinder genau so wie für die Lieblinge des Schicksals. Ob einer im Winkel sitzt und Abfälle sammelt oder auf dem Thron steht und Völker beherrscht, ob er Akten kopiert oder Kunstwerke schafft, ob er einfältig oder hervorragend begabt ist, im Vollbesitz seiner Kraft oder im Leiden steht, ist ganz gleichgültig: in jedem Menschenlos klingt unausgesetzt durch jeden Anspruch, den das Leben erhebt, derselbe Aufruf: löse mich! Vor ihm gibt es nichts Großartiges und Kleinliches, nichts Wichtiges und Unwichtiges. Alles Hochfahrende wird dadurch erniedrigt und alles Niedrige erhöht, denn es wird alles groß, wichtig, merkwürdig, bedeutsam und unendlich wertvoll, wenn wir es mit erleuchteten Augen anschauen und mit geöffneten Ohren vernehmen. Es gibt nichts Äußerliches und Oberflächliches mehr, denn auch von dem geringsten Punkte geht eine grade Linie in die letzte Tiefe des Menschengeheimnisses hinein und verbindet ihn damit.

Hast du diese Stimmen schon gehört? Hast du dein Tagewerk und deine täglichen Erlebnisse schon daraufhin angesehen? Fingen sie an zu klingen und zu dir zu reden? —

Wenn ein Dienstmädchen, ein Knecht oder irgend ein Angestellter, mag er beauftragt sein mit was er will, sich nicht persönlich für seine Arbeit interessiert, selbst an alles dabei denkt und in jedem Moment eigene Initiative entwickelt, sondern bloß Lohn- und Stundenarbeiter ist und sonst nichts danach fragt, so hat er das Leben mit seiner tiefen Bedeutung noch nicht erfaßt. Wer nicht jeden Augenblick erfüllt, indem er seine Ansprüche löst, sondern die unscheinbaren Aufgaben, die uns eine Sekunde fragend anschauen, um zu verschwinden, vorüber gehen läßt, wer Pflichten von heute

auf morgen verschiebt, oder ursprüngliche Impulse in Stimmungen ausschwingen läßt, ohne sie ins Leben umzusetzen, der läßt achtlos die Sandkörner durch die Hand rollen, ohne sie in Gold zu verwandeln.

Das Problem Mensch ist ein vielköpfiges Ungeheuer mit unendlichen Gliedern und Ausläufern. Es gibt keinen Fühler des Lebens, in dem es uns nicht berührte. So wimmelt jedes Menschenleben von Gelegenheiten, die Frage des Menschen zu lösen und seine Herrlichkeit zu offenbaren. Denn es begegnet dir nichts, wo du nicht schöpferisch angreifen kannst und sollst, wo nicht das ursprüngliche Wesen seine Genialität entfalten und Wahrheit des Lebens aufleuchten lassen kann. Jede Berührung mit deiner Frau, jede Unterhaltung mit deinen Kindern, jede Verhandlung mit den Untergebenen, jedes Zusammentreffen mit einem Menschen ist eine Erscheinung desselben tiefen Problems in besonderer, einzigartiger reizvoller Gestalt für dich. Ist deine Ehe unbefriedigend oder unglücklich, deine Kinder schwer zu erziehen, deine Nachbarn unleidlich, deine Dienstleute störrisch, dann müßtest du es um so nachdrücklicher und dringlicher empfinden. Denn je schwerer die Aufgabe ist, um so anziehender und wertvoller ist die Lösung.

Wenn du noch über deine äußerliche Arbeit seufzest, hast du sie noch nicht recht begriffen. Wenn du über dein ödes Leben stöhnst, hast du die unendliche Kette bedeutender Momente noch nicht erfassen und erfüllen gelernt. Wer über irgend etwas verdrießlich ist, wird über seine hohe Bestimmung unwirsch, die ihn darin anspricht. Wer Schwierigkeiten und mißliche Affären, ob es nun die Quälereien eines Feindes oder häusliches Elend, Geschäftskatastrophen oder verwickelte Verhältnisse sind, peinlich empfindet, der ahnt nicht, vor was für Erfindungen und Entdeckungen er steht. Wer die Geduld verliert, wird seines lösenden, erfüllenden und verklärenden Berufs müde. Wer sich langweilt, spürt nicht die ewigen Tiefen jedes Augenblicks. Wer sich unglücklich fühlt, verkennt sein besonderes Glück und wehrt sich dagegen.

Es gibt im Leben nichts Gleichgültiges mehr, wenn wir

überall diese tiefe Bedeutung erschließen und erfüllen können, wenn kein unnützes Wort mehr fällt, wenn in allem der Zug nach dem Ziel der Menschheit lebt. In Scherz und Spiel, Genüssen und Erholung muß ebenso der unendliche Wert des Lebens aufleuchten und Erfüllung finden, wie im Kampf ums Dasein und in der täglichen Pflichterfüllung. Nicht das leichte, heitere Wesen verschwindet, sondern das kleinliche, ärmliche, beschränkte, kümmerliche. Denn alles gewinnt einen großen Zug, alles wird eine Gelegenheit, die überlegene Vollmacht des Menschen zu offenbaren, und jedes Gelingen löst unbeschreibliche Lebensfreude aus, die wie ein erquickender Tau auf das ganze Dasein fällt.

* * *

Das ist es, wozu Jesus die Menschen führen wollte. Er offenbarte ihnen den ewigen Wert ihres Wesens und zeigte ihnen die unerschöpfliche Bedeutung ihres Lebens. Unser Wesen hat von vornherein ewigen Wert, aber unserm Leben müssen wir ihn erst dadurch geben, daß wir Ewiges im Vergänglichen schaffen. Aber das können wir nur, wenn der göttliche Kern unsers Selbst an dem Leben und seinen Ansprüchen lebendig wird, sie in ihrem problematischen Charakter und in ihrer weittragenden Bedeutung erkennt und erfüllt. Deshalb sagte Jesus: „Ihr müßt von Neuem geboren werden". So lange unser eigentliches Wesen wie tot in uns ruht, können wir wohl unsre Pflicht tun, so weit wir dazu imstande sind, aber nicht die Ansprüche des Lebens in ihrer tiefen universalen menschlichen Bedeutung erfüllen. Erst wenn unser eigentliches Wesen sich regt, fangen wir an, den tiefen Sinn unsrer Lagen, Erlebnisse und Pflichten zu spüren, und merken, daß hinter alledem etwas Außerordentliches liegt, was sich offenbaren will. Und wie sollen wir etwas lösen, solange wir nicht selbst erlöst sind? Wie können wir schaffen, solange wir nicht schöpferisch geworden sind? Wie können wir dem toten Getriebe des Daseins Leben geben, solange wir nicht selbst das Leben haben? Nur die Wahrheit des Menschen kann die Wahrheit des Lebens offenbaren.

Es handelt sich doch nicht bloß darum, daß wir uns allenthalben möglichst tadellos aus der Affäre ziehen und alles, was uns zukommt, gewissenhaft erledigen, sondern daß wir in allem das Menschenproblem erfassen und um seine Lösung ringen, indem wir in dem gerade vorliegenden Einzelfall die Wahrheit des Menschen zur Geltung zu bringen suchen und so seine allgemeine Bedeutung entfalten. Nicht bloß den Ansprüchen des Tages gerecht werden, sondern sie erfüllen; nicht bloß unsern Verpflichtungen nachkommen, sondern was darin an Keimen, Wahrheitsmomenten, Lebensanstößen liegt, entwickeln, auslösen, schöpferisch werden lassen; nicht bloß richtig reagieren und treu ausführen, sondern was darin sich offenbaren will, ins Leben treten lassen: darauf kommt es an. Wer nicht den Schaffensdrang der Lebensmacht des Alls, die unausgesetzt nach der Vollendung der Schöpfung ringt, in jedem Anspruch des Lebens spürt und ihren Ruf vernimmt, durch Entbindung und Auslösung der Spannungen und Werdenöte, die uns allenthalben umgeben, schöpferisches Element und Organ zu werden, der hat noch keine Fühlung mit dem eigentlichen Leben gewonnen.

Wo aber dieser Drang durch jede Berührung des Lebens elektrisiert wird, da ist das wahrhaftige Leben. Wo alles, was wir zu tun haben, unter unsern Händen zu einer Offenbarung der Neuordnung aller Dinge wird, die Jesus bringen wollte, wo man in Ehe und Lebensführung, in der sozialen Gemeinschaft und im Beruf alle Verhältnisse, Erlebnisse und Aufgaben in ihrer tiefen Wahrheit und göttlichen Herrlichkeit erstrahlen läßt, da wächst ursprüngliches Wesen, da kommt Reich Gottes.

Dann wird die bitterste Armut die Überlegenheit des Menschen offenbaren, der nicht vom Brot allein lebt, und jede Notdurft des Lebens, für die uns die Mittel fehlen, wird ein ganz neues Verhalten enthüllen, was das augenblickliche Problem vollkommen löst. Der Reichtum wiederum wird eine Genialität weitschauender und tiefblickender Verwaltung des anvertrauten Gutes wecken, die es bis auf den letzten Pfennig in ein lebendiges Kapital zum Besten vieler verwandelt. Und so alles und überall. In allen Vorkommnissen

sind die wundervollsten Lebensgeheimnisse verborgen und warten, daß sie zu Tage gefördert werden. Man wird staunen, was für himmlische Schätze allenthalben unter den unscheinbaren und widerwärtigen Gebilden menschlicher Verhältnisse liegen, wie hinter unserm ganzen Leben und Treiben das Paradies verborgen liegt und darauf wartet, daß wir es erschließen. Jeder steht direkt vor dem Zugang dazu, und wo man mit feinem Gefühl dafür daran rührt, erschließt sich das verlorene und strömt eine Fülle von Herrlichkeit aus. Dann beginnt im unscheinbarsten Winkel, in den geringsten Verhältnissen das unbeschreibliche Schauspiel, daß alles neu wird, daß die Wahrheit schleierlos ins Leben tritt.

Vielleicht haben das wenige bisher erlebt. Aber es ist schon viel, wenn sie den problematischen Charakter und das Drängen nach Lösung in den großen und kleinen Vorgängen des Tages spüren und dadurch ihr ganzes Leben der Zukunft der Menschheit geweiht fühlen. Sie erleben sich damit als Glieder der universalen Einheit. Ihr Leben gewinnt in seiner lösenden und offenbarenden Wirkung allgemeinen Lebenswert und wird eine treibende Kraft für die Wiedergeburt des Ganzen. Sie wissen es, daß das Schicksal der Menschheit in ihrer Hand liegt. Sie fühlen das ewige Auge, die lebendige Fülle der vergangenen Menschenwelt und die seufzende Kreatur in wartender Spannung fragend auf sich gerichtet, ob sie in allem und jedem das Neuland Gottes offenbaren werden, das alles endliche Werden und Leiden zum Ziele führt.

Über persönlichen Verkehr und Freundschaft zwischen Mann und Frau.

Kein Lebensproblem hat die Gesellschaft auf Schloß Mainberg so interessiert, so nachhaltig erregt, zu so leidenschaftlichen Kontroversen geführt und so verschiedenartige, unausgleich-

bare Stellungen offenbart, wie die Frage: Ist eine Freundschaft zwischen Mann und Frau möglich? Die alte und die neue Zeit, Jugend und reifes Alter, sittliche Bedenklichkeiten und freier Zug der Natur stießen hart zusammen und konnten sich gegenseitig nicht verstehen. Die einen antworteten: nur wenn beide verheiratet sind. Die andern hatten dafür bloß ein Achselzucken und mitleidiges Lächeln. Einige bezeugten enthusiastisch den Wert solcher Freundschaft, Stimmen erfahrenen Alters antworteten zustimmend, aber betonten, daß sie noch nie ein derartiges Verhältnis glücklich hätten ausgehen sehen. Manche behaupteten, wahre intime Freundschaft gäbe es überhaupt nur zwischen Mann und Frau, sonst nicht, weder zwischen Mann und Mann noch zwischen Frau und Frau. Und auch die fehlten nicht, die im besten Falle eine Selbsttäuschung über die unreinen Untergründe solcher Beziehungen zugestehen wollten. Einige erkannten der Frage von vornherein keine allgemeine Bedeutung zu, andere behandelten sie mißtrauisch als vorsichtige Hüter der Institution der Ehe, die dritten unbefangen, naiv natürlich, nur wenige vom Gesichtspunkt persönlicher Kultur.

Und nun gar über die Grenzen, wie weit die Freundschaft gehen dürfe, über das Verhältnis der unbeteiligten ehelichen Hälfte dazu u. s. f. gingen die Meinungen völlig auseinander. Die einen sprachen theoretisch, die andern praktisch, die dritten waren persönlich beteiligt, die einen waren durch feste Voraussetzungen, die andern durch bestimmte konkrete Fälle befangen. Es war beide Male, als wir uns darüber unterhielten, ein Strudel von Ansichten und Urteilen, von dem die vorsichtige Erörterung vollständig verschlungen wurde.

Zu keiner Frage bin ich so oft persönlich und schriftlich angeregt worden, sie in den Blättern zu behandeln, wie zu der Frage: Gibt es eine Freundschaft zwischen Mann und Frau? Und keiner gegenüber habe ich mich so davor gescheut, meine Anschauung darüber darzulegen, trotz reicher Erfahrungen auf diesem Gebiete. Die Menschen und Verhältnisse sind so sehr verschieden, daß das Problem eigentlich nur in individueller Gestalt behandelt und kaum

zu einem allgemeinen Ausdruck gebracht werden kann. Und doch ruht auch diese Lebenserscheinung auf ganz bestimmten Tatsachen und Gesetzen der menschlichen Natur, die festgestellt werden können. Aber es ist heute schwer, sie klar zu erkennen und herauszustellen. Denn wir leben in bezug auf das Verhältnis der Geschlechter in einer Zeit des Übergangs und der Umwälzung, der Unklarheit und Befangenheit. Das trübt uns den Blick für die einfachen Naturverhältnisse und verhindert oft, daß sich ihre Gesetze in den verschiedenen konkreten Fällen heilsam bewähren.

Deshalb ist es mir auch nicht möglich, das Problem nach allen Seiten befriedigend klar zu stellen. Auch ich habe die lebhafte Empfindung, daß es hier Untiefen und Dunkelheiten gibt, die man nicht vorher sehen kann, um im praktischen Falle nicht an ihnen zu scheitern, und daß vorläufig eine Freundschaft zwischen Mann und Frau nicht ohne ein gewisses Risiko möglich sein wird. Aber wo kämen wir hin, wenn wir alles im Leben vermeiden wollten, was eine Gefahr in sich schließt! Und die Aufgabe vorsichtiger und freimütiger Erörterung der Lebensprobleme kann nicht darin bestehen, solche Gefahren theoretisch zu beseitigen, sondern auf sie aufmerksam zu machen.

Das kann es also nicht sein, was mich bisher vor der Erörterung dieser Frage zurückschrecken ließ. Sondern es ist die Unsicherheit des Urteils an manchen Punkten über verschiedene Schwierigkeiten, die sich ergeben, sobald das Problem der Freundschaft zwischen Mann und Frau praktisch wird. Ich gestehe offen zu, daß ich da oft selbst nicht wußte, was das Richtige ist, und Erfahrungen gemacht habe, die sowohl für das eine wie für das andere sprechen. Man wird wohl begreifen, daß eine derartige Unsicherheit des Urteils, die natürlich eine Unsicherheit der Beratung in solchen Fällen mit sich führt, einem eine literarische Behandlung der Frage verleiden kann, so sehr man eine private Unterhaltung darüber mit erfahrenen Menschen suchen wird. Aber schließlich haben sich ja gar nicht die Grünen Blätter die Aufgabe gestellt, die Fragen, die sie anschlagen, zu lösen, sondern sie wollen

nur die Leser zur Beschäftigung damit anregen. Deshalb möchte ich trotz aller Schwierigkeiten mich nicht länger der Aufforderung entziehen, meine Ansichten über diese Frage darzulegen.

* * *

Das männliche und das weibliche Element der Menschheit ist in der ganzen Verschiedenheit seiner besonderen Geschlechtsart zur gegenseitigen Ergänzung aufeinander angewiesen. Nicht nur für den speziellen ehelichen Beruf, für die Vollendung von Mann und Frau in dieser wunderbaren Vereinigung des Wesens und Einheit des Lebens, die eine unerschöpfliche Quelle ewiger Jugend und Schönheit ist, und für die Erzeugung und Erziehung einer neuen Generation, wo durch ihr Zusammenwirken die Zukunft der Menschheit geschaffen wird, sondern für das ganze Leben: das ineinander Weben und Wirken des männlichen und weiblichen Wesens ist hier von einer Bedeutung, deren Tragweite gar nicht überschätzt werden kann. Wenn wir es nicht auf Grund der mannigfaltigsten Erfahrungen und Beobachtungen aus den verschiedensten Zeitaltern wüßten, so würde es uns immer und immer wieder die Stimme der Natur sagen, die zwischen den beiden Arten eine geheime gegenseitige Anziehungskraft entfaltet, und allen Vorurteilen und konventionellen Hemmungen zum Trotz uns immer und immer wieder bezeugt, daß wir füreinander geschaffen sind.

Es ist eine unglaubliche Beschränktheit auf das Grobsinnliche und eine verwegene Oberflächlichkeit des Urteils, wenn man diese magnetische Kraft als eine bloße Auswirkung des Geschlechtstriebes ansieht, die sich nur schamvoll verhülle, alles mögliche vorgebe, aber im Grunde immer dasselbe wolle. Diese zynische Betrachtung wird schon dadurch widerlegt, daß gerade die Menschen, die auf Grund ausgeprägter Eigenart geschlechtlich ganz individualistisch geartet sind und ausschließlich für die Eine empfinden, am meisten für das weibliche Wesen als solches und seine unendliche Mannigfaltigkeit der Erscheinung feines Verständnis und vielgewandte Empfänglichkeit haben.

Aber diese brutale Anschauungsweise hält auch sonst nicht Stand. Sie kann gar nicht der allgemeinen gegenseitigen geistigen Befruchtung zwischen Männern und Frauen gerecht werden, die sich im persönlichen Verkehr zwischen beiden unausgesetzt vollzieht und an sich eine vollbefriedigende Erfüllung der wunderbaren Anlage füreinander ist, weil ihre Vertreter dieses Reich geistigen Lebens und seine Naturgesetze gar nicht kennen. Wer in der Frau nur das sinnliche Reizmittel und bloße Geschlechtswesen erblickt und den Menschen darin verkennt, der kann natürlich alle persönlichen Vorgänge zwischen Männern und Frauen nur von dem tierischen Niveau aus verstehen und beurteilen, auf dem er sich befindet.

Damit leugne ich natürlich durchaus nicht, daß zwischen der geschlechtlichen Anlage und Bestimmung des Mannes und der Frau und ihrer verschiedenen Art menschlichen Wesens der innigste Zusammenhang besteht, daß ihre besondere Eigenart darauf ruht und sich daraus ergibt, daß die Stärke des einen die Stärke des andern ausmacht. Aber ich leugne, daß die Bestimmung der besonderen Eigenart darin aufgehe, Reiz für den Geschlechtsverkehr zu sein, daß das wohlige Behagen im geistigen Austausch mit Frauen unbewußte sinnliche Erregung, und die innere Förderung durch die persönlichen Beziehungen mit ihnen eine Wirkung geschlechtlicher Reizbarkeit sei. Das ist ebensowenig der Fall wie die Selbständigkeit des geistigen Lebens und die selbständige Bedeutung seiner schöpferischen Äußerungen auf allen Gebieten durch den engen Zusammenhang zwischen geistiger Produktivität und körperlicher Zeugungskraft angetastet wird.

Es kann das ganze geistige Herüber und Hinüber zwischen Männern und Frauen nur ein Brillantfeuer erregter Sinnlichkeit sein, und das leidenschaftliche Begehren ist ja imstande, die Beweglichkeit und Ausdrucksfähigkeit des Geistes in gewaltiger Weise zu steigern, so daß die Unterhaltung wirklich zu einem außerordentlichen geistigen Genuß werden kann, wenn auch nicht zu einem persönlichen Gewinn — es kann das sein, aber braucht es nicht.

Das menschliche Wesen lebt auf verschiedenen Stufen, es kann wenigstens auf verschiedenen leben: auf der körperlichen, psychischen, geistigen und persönlichen Höhenlage, und es erhebt oder erniedrigt die verschiedenen Seinsweisen, über die es verfügt, auf das Niveau, auf dem sein Selbst sich bewegt. Lebt das auf dem körperlichen Niveau, so werden alle seine geistigen und persönlichen Fähigkeiten auf den tierischen Stand herabgezogen. Lebt es auf der Höhenlage persönlichen Lebens, so wird sein körperliches und geistiges Leben auf das persönliche Niveau erhoben und gewinnt erst hier die volle Erfüllung seiner tiefen Bedeutung, die es beim Menschen bestimmungsgemäß hat. So wird auch die ganze wundervolle Eigenart des weiblichen Wesens, die in jedem Zuge seiner Erscheinung, in jedem Leuchten seines Geistes, in jeder Bewegung seines Lebens zum Ausdruck kommt, von den tierischen Menschen gänzlich ins Brutal-Geschlechtliche herabgezogen, von den psychischen als raffinierter Reiz ihrer Sinnlichkeit eingesogen, von den geistigen zu einem ästhetischen Genuß erhoben, aber von den persönlichen zu einer unerhörten Anregung und Befruchtung ihres persönlichen Lebens aufgenommen und verwertet. Und umgekehrt die männliche Art in derselben Weise von der Frau.

Es kommt auf die Menschen an, was ihnen der Verkehr zwischen Männern und Frauen ist, ob ein tief persönliches gemeinschaftliches Leben oder eine bald feinere bald gröbere Form psychischer Unzucht.

* * *

Ich habe schon in meinem Buch: „Beruf und Stellung der Frau"*) eingehend darauf hingewiesen, daß das persönliche Leben und seine Entwicklung wesentlich auf die Wechselwirkung der zwei Geschlechter angewiesen ist, weil die weibliche Natur der männlichen und umgekehrt in so wunderbarer Weise entgegenkommt, und die eine in ihrer ganzen Art so voller Reize für die andere ist,

*) Verlag von C. H. Beck (Oskar Beck) in München. 2. Auflage. S. 26 ff.

weil gegenseitig füreinander die feinste Empfindung und Reflexfähigkeit vorhanden ist, weil die eine die andere in ihrer Verschiedenheit so anzieht, ergänzt und erfüllt. Wo geistig lebendige Frauen und Männer zusammenkommen und sich als Menschen fühlen, beginnt deshalb sofort ein lebhaftes Herüber- und Hinüberströmen des inneren Lebens, eine Behagen verbreitende Berührung der eigenartigen Persönlichkeiten und ein erquickender geistiger Austausch, der nicht nur befriedigt, sondern auch in außerordentlicher Weise fördert.

Beide Geschlechter sind für ihr geistiges Leben aufeinander angewiesen. Ich komme immer mehr zu der Überzeugung, daß das eine fundamentale Naturordnung ist, die noch viel zu wenig beachtet und noch gar nicht für die Bildung der Einzelnen und die Kultur der Gesamtheit absichtlich ausgenutzt worden ist. Der Mann braucht für das Wachstum und die Vertiefung seiner Weltanschauung und Lebensauffassung, wie sie sich bei intensivem persönlichen Erleben ganz von selbst durch die Niederschläge der Erfahrung zu bilden und zu klären sucht, unumgänglich die Frau und die Frau den Mann. Diese gegenseitige Hilfe am Erwachen zu beherrschendem Lebensbewußtsein ist viel wichtiger als die Lektüre, die bisher fast alles tun sollte. Denn die gegenseitige Aussprache ist mehr wert als die einseitige Aufnahme. Aber die zuträgliche Aufnahme und Reflexfähigkeit, die wir brauchen, nach der wir uns sehnen, besitzt nur ein Geschlecht für das andere. Denn eins ist genau für das andere angelegt und beide geradezu wie aufeinander gepaßt. Geschlechtsgenossen gehen unter sich viel zu wenig aufeinander ein, um sich durch Aussprache die innere Lösung zu gewähren, die man braucht. Sie verstehen sich viel zu wenig und können sich deshalb nur unzulänglich helfen.

Nur die weibliche Natur besitzt die ganze aufgeschlossene Empfänglichkeit und Reinheit des Reflexes, die dazu gehört, wenn ein Mann die ringenden Gedanken, die in ihm drängen, sich wiederspiegeln will, um über sie klar und gewiß zu werden. Und von den geistigen Spannungen, die ihn peinigen, erlöst ihn nur der feine

Spürsinn einer weiblichen Seele, die ihm ahnend entgegenkommt. Der Freund sucht immer im Gedankenaustausch nur sich selbst, und nur so weit er sich im andern findet, geht er darauf ein. Alle nicht kongenialen Geistesstrahlen wirft er zurück. Deshalb nimmt er alles nur zum Teil und durch seine Eigenheit getrübt auf und reflektiert es nur mangelhaft und gebrochen. Freunde regen an durch ihren Widerspruch und ihre Zustimmung, Frauen befriedigen durch ihre Aufnahme als solche und fördern dadurch, daß sie sich den Mann in ihrem Geiste zur Selbstdarstellung gelangen lassen.

Andrerseits braucht die Frau den Mann als Führer in ihrem geistigen Leben. Damit ist nicht gesagt, daß sie nicht selbst ihre Spur suchte. Aber in die neuen Regionen, die sie spürt, findet sie schwer den Zugang, wenn er ihn ihr nicht eröffnet. Sie ist zu unmittelbar angelegt, um ihn sich mittelbar durch Nachdenken und logische Schlüsse durchzubrechen. Das Neue muß ihr lebendig nahe gebracht werden, dann dringt sie mit wunderbarem intuitiven Verständnis hinein. Aber dazu braucht sie ein persönliches Organ, und das ist für sie der Mann auf Grund ihrer eigentümlichen Anlage für ihn. Sie kann sich aber auch nicht ihre inneren Erlebnisse und die Fluten ihrer Empfindungen zu klarem Bewußtsein, alle ihre Ahnungen und Witterungen zu faßlichem, lösendem Ausdruck, alle Elemente ihres Bewußtseins in geordneten einheitlichen Zusammenhang bringen. Dazu braucht sie wieder den Mann, denn ihr ganzes unmittelbares Gefühlsleben bedarf der geistigen Befruchtung durch ihn, um klare, faßliche Gestalt zu gewinnen und für ihre Erkenntnis in deutliche Erscheinung zu treten. Sie bedarf der Orientierung, Leitung und umsichtigen Vermittlung in der Fülle ihrer Empfindungen durch männlichen Geist. Sonst bleibt ihr geistiges Leben ein wirres Durcheinander widersprechender Vorstellungen, die aus der zufälligen Mischung ursprünglicher Eindrücke und angeflogener, aufgelesener Gedanken geboren werden. Frauen untereinander können sich hier wenig helfen. Die Teilnahme an ihrem Erleben, die sie sich bieten, ist beruhigend, erholend, aber nicht schöpferisch, keine wirklich befriedigende Hilfe, die zum Ziele führt.

Also bedarf es für die geistige Entwicklung des gegenseitigen Aufeinanderwirkens von Mann und Frau. Denn der Mann kann sich nur ganz in der Frau und die Frau nur ganz in dem Manne finden.

Aber viel wertvoller noch als diese Förderung des geistigen Lebens ist die unmittelbare Wirkung des weiblichen Wesens auf das männliche und umgekehrt. „Das ewig Weibliche zieht uns hinan." Mag Goethe das allgemein menschlich gefaßt und den Glauben als die Empfänglichkeit für das Göttliche gemeint haben, jedenfalls treibt uns die Gegenwart, der Eindruck und die Gemeinschaft des weiblichen Wesens in ganz eigentümlicher Weise an, es zieht uns aus dem Flachlande in die höheren Regionen, nach denen unsre Sehnsucht geht, aus der Oberflächlichkeit in die Tiefen, aus dem Gehenlassen zum Aufschwung: es lockt unser Bestes und Eigentliches aus uns heraus. Und dieselbe Wirkung hat das männliche Wesen auf das weibliche. Natürlich muß in jedem Fall seine persönliche Erscheinung danach sein. Denn wenn der Eindruck des andern etwas Niederschlagendes, Langweilendes, Ärgerliches, Ekelhaftes an sich hat, dann gibt es bloß einen inneren Chok, der nur durch eine große Überlegenheit tiefen, reifen und lauteren persönlichen Lebens für einen selbst und den Anstößigen zum Besten gewendet werden kann.

Es mag sein, daß die Anregung, die der unmittelbare Eindruck des andern Geschlechts auf uns ausübt, die meisten nur veranlaßt, sich in Position zu werfen, etwas Besonderes vorzustellen, einen starken Eindruck machen zu wollen. In der Tat gedeiht ja in dem oberflächlichen Verkehr, wie ihn unsre heutige Geselligkeit mit sich bringt, die Eitelkeit und Gefallsucht in der üppigsten Weise und führt zu einer Schauspielerei, die für die persönliche Kultur alles andere als förderlich ist. Aber das ist doch nur Widerspiel und Verkehrung der ursprünglichen Wahrheit und Bestimmung, die überall dort eintritt, wo noch nicht die ersten Stufen der Menschwerdung, Aufrichtigkeit und Respekt vor sich selbst, betreten sind, und sie gerade zeugt noch von der tiefen Bedeutung und

Wirkung, die der gegenseitige Eindruck der Geschlechter aufeinander hat.

Wo überhaupt Menschen zusammenkommen, die nach Höherem die Schwingen regen, und lebendige Beziehungen gewinnen, da ist die gegenseitige Anregung von Mann und Frau eine treibende Kraft für die Entwicklung alles keimhaft Verborgenen und die Entfaltung aller ruhenden Anlagen, ein Antrieb zum Vorwärtsstreben und Höherdringen, ein Anreiz zur äußersten Anspannung der Kräfte, zu zäher Überwindung aller Schwierigkeiten, zu heroischer Lebensführung. Da wird das innerste Wesen in lebhafteste Schwingungen versetzt. Man empfindet eine Erhebung, Lösung, Erquickung und Ermutigung von edelster Art und nachhaltigster Wirkung.

Dann sind die gegenseitigen Eindrücke und Einflüsse, die Spiegelungen ineinander und die Reaktionen aufeinander eine gestaltende Macht ersten Ranges für die Bildung der Persönlichkeit. Sie lassen alle verborgenen Schönheiten herauskommen und aufblühen. Der männliche Einfluß kräftigt, sammelt und festigt das weibliche Wesen, und der weibliche mildert die Schroffheiten und Härten, Unbeholfenheiten und Roheiten des männlichen, er gleicht aus, vertieft, verinnerlicht und veredelt es. Ganz unwillkürlich äußert der persönliche Verkehr, wenn er nur von feiner Empfindung füreinander getragen wird, seine plastische Kraft: er führt aus der Maßlosigkeit zum Ebenmaß, aus den willkürlichen Bewegungen zur Besinnung, aus der Haltlosigkeit zur Geschlossenheit, aus innerem Wirrsal zur Harmonie. Die Frau ist doch für den Mann und der Mann für die Frau die erhabenste Erscheinung, die es gibt, und wenn er sie in der reinen Größe empfindet und etwas von ihrer aufblühenden Herrlichkeit spürt, so werden ihm alle inneren Erlebnisse, die er von der Schönheit der Natur oder der Welt der Kunst erfährt, hier nur ins Außerordentliche vertieft und gesteigert. Denn ein lebendiges Wesen seines Gleichen ist es ja, das ihm hier entgegentritt.

Endlich schämt sich der Mann mehr vor der Frau und die

Frau mehr vor dem Mann, als sie es unter sich tun. Darum löst ihr Zusammensein sittliche Bewegungen aus. Denn aus der Scham über sich selbst entspringt der innere Reinigungsprozeß, der uns unsre Schwächen verleidet und das Häßliche verschwinden läßt. Das Verlangen, dem andern wert zu werden, treibt energisch zu rastlosem Streben und nachdrücklicher Arbeit an sich selbst. Die Achtung und das Vertrauen der Freundin sind ein bewahrende Macht ohne gleichen: es geht eine Weihe des Lebens von ihr aus. Wie viele Männer sind nur deshalb durch die Sturm- und Drangjahre der Jugend unangetastet und unverdorben als Sieger hindurchgegangen, weil ein reines Mädchen oder eine edle Frau ihnen zur Seite stand und sie ihre Augen treu und vertrauend in jeder Stunde auf sich ruhen fühlten!

* * *

Es lag mir fern, den ganzen Umfang des anregenden, helfenden und bildenden Einflusses, den die beiden Geschlechter auf einander entfalten, zu umschreiben, sein Wesen zu ergründen und die Wirkungen in ihre Elemente zu zerlegen. Dazu ist er viel zu sehr ein Geheimnis und wird es vielleicht auch im letzten Grunde immer bleiben. Es lag mir nur daran, diese Macht persönlicher Kultur in einigen konkreten Zügen vor Augen zu stellen und um Anerkennung dafür von Seiten derer zu werben, die noch nichts von ihr erlebt haben oder bisher ihre belebenden Schwingungen, die sie spürten, mißtrauisch abwehrten. Sie sollten sich aber doch außerdem noch ihre eigenen Beobachtungen vergegenwärtigen, die sie gewiß selbst hin und her gemacht haben, z. B. daß sich die Knaben fast durchgängig mehr den Müttern, die Mädchen mehr den Vätern anschließen und umgekehrt, daß schon in der ersten Kindheit Jungen Mädchen und Mädchen Jungen zu Gespielen suchen, und daß sie selbst wahrscheinlich schon früh einen rein geistigen, sinnlich ganz unberührten Zug zum andern Geschlecht empfanden. Was verdanken weiter vielfach junge Männer, etwa im Studentenalter, dem Verkehr mit reifen, geistig überlegenen

Frauen! Wie hört man so manches Mal von Männern hoher geistiger Bedeutung aussprechen, wenn man fühlt, daß ihnen etwas fehlt, wahrscheinlich hätten sie nie eine edle Frau näher kennen gelernt!

Dann wolle man aber weiter bedenken, in welch ungünstiger Lage wir uns alle in den letzten Menschenaltern in dieser Beziehung befanden. Durch das ganze Leben herrscht ja bei uns eigentlich die Trennung der Geschlechter. Vertraute Beziehungen zum andern Geschlecht sind Ausnahmeerscheinungen, von denen die meisten noch dazu an den Verdächtigungen der Umgebungen verkümmert oder zu Grunde gegangen sind. Die Schule hat in unfaßlicher Verblendung die Gemeinschaft zwischen Jungen und Mädchen, dieses wundervolle unwillkürliche Erziehungsmittel, wegen utopischer sittlicher Gefahren, für die gerade erst die Trennung den Boden bereitet, verworfen. Und von der Kinderzeit zieht sich die Scheidung der Geschlechter von einander durch das ganze Leben. Ein freier harmloser Verkehr zwischen jungen Mädchen und Männern ist bei uns im allgemeinen kaum möglich. Unsere Geselligkeit, wie wir sie haben, bietet nur die Gelegenheit zu flirtender Berührung, und der gemeinsame Sport bannt den Verkehr an die Oberfläche. Wenn sich aber wirklich einmal die Gelegenheit dazu findet, harmlos beisammen zu sein, dann zerstört der unausstehliche zudringliche und taktlose Gedanke an Heiratsmöglichkeiten, der überall in der Luft liegt, jede Unbefangenheit und den herzlichen Freimut, so daß es zu keiner ungestörten lebendigen Fühlung kommt. Unter den Verheirateten aber stieben die Geschlechter gewöhnlich sofort in zwei Rotten auseinander, wenn sie einmal die Tischordnung untereinander gebracht hat. Was leiden Mädchen, die nicht heiraten, unter dem Mangel an männlichem Verkehr, was höre ich allgemein für Klagen von unverheirateten Männern, daß es ihnen unter unsern gesellschaftlichen Verhältnissen schlechterdings unmöglich sei, Mädchen kennen zu lernen, geschweige mit ihnen harmlos zu verkehren!

Wenn nun trotzdem die Überzeugung von dem ungeheueren

Wert des persönlichen Verkehrs zwischen Männern und Frauen immer mehr auflebt, und die Frage nach der Möglichkeit freundschaftlicher Beziehungen zwischen den beiden Geschlechtern aktuell ist, so ist das doch ein Beweis, daß sich ein dringendes Bedürfnis der Natur unter den ungünstigsten Verhältnissen geltend macht. Und nehmen wir noch dazu, daß diese Fragen gerade in den Kreisen derer lebendig sind, die zu sich selbst gekommen sind und danach ringen, durch persönliches Leben das reine Gebilde ihres Selbst zu schaffen, so wird man wohl ehrlicherweise nicht mehr den Einfluß der Geschlechter aufeinander als belanglos behandeln und auf das Niveau einer kuriosen oder verdächtigen Liebhaberei herabdrücken können, sondern eingestehen müssen, daß hier ein hervorragender Faktor für das persönliche Werden und die innere Kultur der Menschheit vollständig vernachlässigt, wenn nicht gänzlich ausgeschaltet worden ist.

Ich hoffe, daß die Kreise, welche die Kultur unsers Volks tragen, immer mehr die Bedeutung der Wechselwirkung zwischen dem männlichen und weiblichen Wesen würdigen und ihre erzieherische Wirkung zur Geltung bringen werden. Wir sind nicht so reich an treibenden Kräften für persönliche Bildung, daß wir diesen Faktor entbehren könnten. Wir brauchen unbedingt eine gemeinsame Erziehung von Jungen und Mädchen, nicht nur im Hause, sondern erst recht in der Schule, und eine Erziehungskunst, die beide Geschlechter nicht möglichst sondert, sondern vereinigt. Denn das Zusammensitzen und Hören tut es nicht, wie uns Kirche, Theater und Hörsaal zeigen, sondern das Zusammenleben. Darum muß Männern und Frauen jeden Alters Gelegenheit gegeben werden, in freier, harmloser, unbefangener Weise miteinander zu verkehren und die persönliche Beziehung, die sie untereinander gewinnen, zu pflegen. Wie fern uns aber diese Möglichkeit heute noch liegt, ist auch ein Zeichen, wie tief wir noch im barbarischen Zeitalter stecken.

* * *

Nietzsche sagt einmal, eine Freundschaft zwischen Mann und Frau sei nur dann möglich, wenn zwischen beiden eine körperliche Antipathie herrsche. Er meint offenbar, sonst werde ein Liebesverhältnis daraus. Ich behaupte dagegen, daß es keine Freundschaft zwischen Mann und Frau gibt ohne körperliche Sympathie, und daß gerade die physische Antipathie jede Freundschaft ausschließt. Denn jede innere persönliche Annäherung setzt voraus, daß man sich auch äußerlich von dem andern angezogen fühlt. Ist das nicht der Fall, so kann man eine persönliche Beziehung absichtlich herstellen, aber sie wird niemals eine ursprüngliche Fühlung werden und unmittelbare elementare Bewegung des Lebens gewinnen, ausgenommen wenn das Innere des andern, dem wir nahe zu kommen suchten, uns allmählig auch seine fremdartige körperliche Erscheinung verständlich und damit interessant und anziehend macht. Das kommt vor, aber nicht oft. Einfach aus dem Grunde nicht, weil man nur in den seltensten Fällen Menschen näher treten wird, die nicht von vornherein etwas Anziehendes für uns haben.

Nur versteht man diese Naturordnung ganz verkehrt und wird ihr unmöglich gerecht, wenn man damit die ohnedies fadenscheinigen Begriffe schön und häßlich verbindet und auf den Gedanken kommt, die Schönen wären die Anziehenden, die Häßlichen die Abstoßenden, und man müßte sich bei seinem Spiegel erkundigen, ob man einen Freund oder eine Freundin finden könnte. Die „häßlichsten" Menschen können uns geradezu faszinieren und die „schönsten" uns ganz nichtssagend und langweilig berühren. Denn es kommt nicht darauf an, wie der Körper gestaltet ist, sondern was er ausdrückt. Die Menschen, die Freundschaft mit dem andern Geschlecht suchen, weil sie ihrer bedürfen, werden niemals durch den Körper als solchen persönlich angezogen werden, so sehr sie ihn, wenn er danach ist, ästhetisch bewundern mögen, sondern allein durch die Seele, die sich darin offenbart. Unbeseelte Körper sind für uns persönlich tot.

Wir können nicht Geist und Körper trennen. Denn der

Körper ist die sinnliche Erscheinung des Geistes. In Haltung und Bewegung, Formen und Verhältnissen, Zügen und Mienenspiel prägt er sich so direkt aus und äußert sich so unmittelbar, wie es ihm weder durch Worte noch durch Taten möglich ist. Die körperliche Erscheinung eines Menschen ist die ehrlichste und offenherzigste Selbstmitteilung nicht nur über sein Wesen, sondern auch über seine Vergangenheit, die es gibt. Und wer diese Ausdrucksweise versteht, wird sich nie in Menschen täuschen. Ich habe wenigstens bisher noch nie einen sympathischen Menschen gefunden, ohne eine mir sympathische Erscheinung. Und immer war die Erscheinung um so einnehmender, je anziehender das Wesen war. Das gilt übrigens ganz allgemein und ist unabhängig vom Geschlecht.

Deshalb sagt uns auch der körperliche Eindruck sofort, ob eine intime Beziehung, ein inneres gegenseitiges Verstehen zwischen uns möglich sein wird durch die unmittelbare Anziehungskraft, die wir von der ganzen Erscheinung aus spüren. Fühlen wir sie nicht, so wird der Mann die Frau, und die Frau den Mann gar nicht interessieren, geschweige daß sie sich näher zu treten suchten.

Gewinnen wir aber innere Fühlung durch den ganzen Eindruck der Erscheinung, so lebt auch die Freundschaft, die dann entsteht, nicht bloß vom Austausch der Gedanken und der Teilnahme am Erleben, sondern das persönliche Herüber und Hinüber wird immer von der erquickenden Berührung der Seelen durch ihre anziehende körperliche Erscheinung getragen werden. Die geistige Fühlung lebt von der sinnlichen Fühlung, und die sinnliche Fühlung ist nur lebendig, wenn sie beseelt wird durch den Geist. Es gibt also keine Freundschaft der Seelen ohne körperliche Sympathie.

Diese Empfänglichkeit für den sinnlichen Eindruck, der doch im Grunde ein geistiger und nur körperlich vermittelt ist und die Abhängigkeit der inneren Fühlung von ihm hat an und für sich mit dem Geschlechtstrieb gar nichts zu tun. Das erotische Element ist etwas ganz anderes: das ist im letzten Grunde ein zunächst ganz allgemeiner körperlicher Drang selbständiger Herkunft und

Natur. Er ist in seinem Ursprung und in seiner Entfaltung unabhängig von unserm geistigen und persönlichen Leben, so sehr er davon beeinflußt und beherrscht werden kann. Aber er durchdringt es, sobald er sich entfaltet, mit seinen leidenschaftlichen Schwingungen bald leise, bald stärker und beeinflußt es viel intensiver, als wir gewöhnlich ahnen. Er bedarf, um fühlbar zu werden, gar keines besonderen persönlichen Reizes und Gegenstandes, sondern liegt in uns wie eine Trunkenheit des Blutes oder hält uns als dunkle Sehnsucht in Spannung oder reißt uns wie ein Wirbelsturm hin und her, um sich dann bald in eine wundervolle klare Frühlingsstimmung, bald in jauchzenden Lebensübermut, bald in tränenschwere Melancholie, bald in weltschmerzliches Unbefriedigtsein mit uns selbst aufzulösen. Das erotische Empfinden durchdringt also den Menschen wie eine dunkle Stimmung, über der nur bald häufiger, bald seltener eine namenlose Sehnsucht wetterleuchtet und dem Menschen seine Gefühle zu klarem Bewußtsein bringt, bis auf einmal unter einem anziehenden Einfluß aus den geballten Stimmungen der Blitz leidenschaftlichen Begehrens zuckt und einschlägt. Das ist die mächtigste Naturerscheinung persönlichen Lebens, die es gibt.

In meinen Augen sind das alles an sich zunächst ganz reine, gesunde und heilige Naturvorgänge, ein wesentliches Element der göttlichen Herrlichkeit des Menschen, so sehr sie widernatürlich verzerrt diabolisch entarten können. Deshalb kann es mir die Freundschaft zwischen Mann und Frau nicht im geringsten verdächtigen, wenn wirklich das erotische Empfinden in ihrer herzlichen Fühlung unbewußt mitschwingt, was ich fast annehmen möchte, da seine Stimmungen unser ganzes geistiges Leben durchdringen. Im Gegenteil, es wäre das nur ein neuer Beweis dafür, daß es nichts in uns für sich abgesondert gibt, sondern alles miteinander aufs Innigste zusammenhängt. Oder wird etwa die religiöse Empfänglichkeit der Jugend in den Entwicklungsjahren dadurch entwertet oder gar verunreinigt, daß sie, wie allgemein bekannt, sehr stark von der beginnenden erotischen Erregung getragen wird? Ja es

kann vielleicht gar nicht anders sein, als daß alle vertrauten Beziehungen zwischen Mann und Frau erotisch gefärbt sind, wenn anders die verschiedene Eigenart ihres Wesens, die ihnen so etwas ungemein Anziehendes füreinander gibt, durch und durch von der verschiedenen Geschlechtsanlage bedingt ist.

Dadurch wird also die Freundschaft zwischen Mann und Frau nicht entweiht, sondern gewinnt ihre volle, reine Wahrheit, wie sie durch das Wesen des Menschen begründet ist. Unter gesunden Menschen, bei denen nichts verkümmerte, ist eine geschlechtslose Engelfreundschaft unmöglich. Das wäre Unnatur. Aber entweiht wird sie, wenn die nahe Beziehung von der einen oder der andern Seite mißbraucht wird, um mit dem erotischen Empfinden zu spielen, wenn der Verkehr zu einem Kitzel geschlechtlicher Lust entwürdigt wird. Jede Freundschaft zwischen Mann und Frau, in der Koketterie herrscht und sinnliche Reize ausgespielt werden, ist nur Vorwand und Maske für etwas ganz anderes. Die Voraussetzung einer wahren Freundschaft zwischen Mann und Frau ist daher unbedingt die volle Harmlosigkeit und Unbefangenheit in der Berührung durch Wechselwirkung zwischen Mensch und Mensch. Von Flirt, Kurmacherei und der feinen Unzucht so mancher Tanzvergnügungen ist hier nirgends die Rede. Das liegt, wenn wir von Freundschaft zwischen Mann und Frau reden, tief unter uns in der Sphäre des Gemeinen.

Aber es wird schwer zu vermeiden sein, daß den Freunden einmal zum Bewußtsein kommt, wie sehr sie ahnungslos in ihrer intimen Beziehung von erotischen Empfindungen durchdrungen sind. Dann werden sie gewiß unwillkürlich einander gegenüber befangen werden. Aber auch die Befangenheit wird schwinden, sobald sie inne werden, daß diese Schwüle aus den dunkeln Untergründen unsrer Natur ganz ohne Willen und Absicht aufsteigt, von unserm Bewußtsein nur gespürt, aber nicht gepflegt und durch das enorme Übergewicht der persönlichen Interessen, die uns verbinden, niedergehalten wird. Die Erkenntnis der erotischen Klangfärbung in unsrer persönlichen Fühlung macht die Freundschaft nicht unrein,

aber sie zeigt uns, was gut und böse ist, und sichert uns damit vor Verirrungen. Diese auftauchende und verschwindende Befangenheit führt also nur zu einer Klärung der Freundschaft, ohne daß zwischen den beiden darüber die Rede zu sein braucht, und fördert damit ihre Reife und — Vorsicht.

Gefährlich wird erst die Situation, wenn infolge gesteigerter erotischer Elektrizität in einem der beiden unter dem Reiz des persönlichen Eindrucks des andern der Blitz geschlechtlichen Begehrens das ganze Innere entzündet und ihn in leidenschaftlichem Verlangen aufflammen läßt, wenn alle Selbstbeherrschung wie Zunder auflocht, und die Glut dem andern mit elementarer Gewalt entgegen schlägt, so daß vielleicht auch er in Flammen gesetzt wird. Ich schildere absichtlich eine Eruption stärksten Grades. Aber ich bemerke ausdrücklich, daß dieser Ausbruch des Begehrens in allen Graden möglich ist, bis zur gedämpftesten Form, wo die innere Erregung ganz in Schranken gehalten bleibt und dem andern vielleicht nur durch eine fliegende Röte, umflorte Stimme und unsichere Blicke bemerkbar wird. Dann steht die Freundschaft an einem Wendepunkt. Sie steht in der Feuerprobe ihres Gehalts.

Wenn man nun dieser Gefahr mit der Parole entgegentritt: „dann müssen sich die beiden, wenn sie ledig sind, verloben, wenn aber ein Teil oder beide verheiratet sind, so müssen sie sich ein für allemal trennen, jedenfalls ist so etwas das Ende der Freundschaft", so erklärt man damit die Freundschaft zwischen Mann und Frau überhaupt für unmöglich oder gesteht ihr nur das Recht einer persönlichen Beziehung zu, die am Besten zur Ehe führe, und spricht ihr damit die selbständige Bedeutung ab, denn es wird kaum eine Freundschaft zwischen Mann und Frau geben, wo es nicht einmal stärker oder schwächer zu einem solchen Aufruhr des erotischen Empfindens kommt.

Das ist aber nur eine Krisis und nicht das Ende der Freundschaft. Es ist eine Herzaffektion mit Schwindelanfall, der vorüber geht, und es kommt nur alles darauf an, daß sofort die richtige Behandlung eintritt. Dann wird die Freundschaft durch einen

solchen Anfall nicht beeinträchtigt oder unrein, sondern sie wird vertieft, gefestigt, geläutert. Man soll vor allem einen solchen Ausbruch nicht zu tragisch nehmen: er ist ja so natürlich. Es ist weder ein Unglück noch eine Beleidigung für den andern, sondern eine einfache Auslösung innerer Spannung, die man nicht mehr zurückhalten konnte. Der Mangel an Selbstbeherrschung ist gewiß sehr niederschlagend, aber verzeihlich. Deshalb wäre es eine infame Untreue gegen den Freund, wenn man sich dann von ihm abwenden und ihn gerade in diesem kritischen Moment meuchlings verlassen wollte, etwa gar sittlich enttäuscht und entrüstet. Wer zu zimperlich ist, um auf solche Erlebnisse gefaßt zu sein, der suche sich nur weislich einen temperamentlosen und fischblütigen Gesellen und sorge dafür, daß die freundschaftliche Temperatur immer hübsch lau bleibe. Wer aber das Herz auf dem rechten Fleck und einen Kopf unbenommen von Vorurteilen hat, der wird dem strauchelnden Freunde erst recht zur Seite treten, ihn festhalten, daß er nicht stürzt, und ihn führen, bis der Schwindelanfall überwunden wird. Es ist ein leichtes oder schweres Fieber, das vorüber geht. Ist es aber überstanden, dann sind die Anfälle meist für immer überwunden und die Freundschaft dauernd gesichert.

Unsre Beurteilung solcher Ereignisse zwischen Mann und Frau ist leider durch eine gewisse belletristische Philosophie irre geführt und dem Boden gesunden Empfindens entfremdet worden. Sie predigt uns in allen Zungen und unendlichen Variationen „ein Recht der Leidenschaft". Es lautet ungefähr seines poetischen Flitters entkleidet: das geschlechtliche Begehren hat ein inneres Recht auf Befriedigung; wird es rücksichtslos befriedigt, so gerät es in Widerspruch mit Rechtsordnung, Sittengesetz und gesellschaftlicher Konvention und geht äußerlich tragisch aus; entsagt man aber, so geht es innerlich tragisch aus. Und in dem wundervollen Weh dieser kuriosen Tragik wühlt man ohne Ende nach ach nur allzumenschlichen Sensationen. Wenn die Tragik des Menschenloses in nichts anderem bestünde, wahrhaftig, dann wäre es kläglich mit ihr bestellt.

Worauf gründet sich denn eigentlich dieses Recht der Leidenschaft? Etwa darauf, daß der Geschlechtstrieb der stärkste Naturtrieb des Menschen ist? Nun bekanntlich ist der Selbsterhaltungstrieb, der den Kampf ums Dasein trägt, von der gleichen Stärke. Logischerweise müßten also unsre Belletristen auch hier das Recht der Leidenschaft vertreten und das Begehren feiern, das sich in räuberische Taten umsetzt mit Mord und Zuchthaus im Gefolge.

Nein, es gibt kein Recht der Leidenschaft, sondern nur ein Recht der Persönlichkeit, und die Tragik des Menschen besteht darin, daß er die Bestimmung persönlichen Lebens hat, aber vielfach in ihrer Verwirklichung scheitern muß. Natürlich ist es möglich, daß die alles umfassende große Liebe zu einem Weibe und das volle Einswerden mit ihm zu einem Leben, wie es allein die wahre Ehe schafft, von einem Manne als die innerlich notwendige und einzig mögliche Erfüllung seiner Persönlichkeit tief empfunden und klar erkannt wird. Dann tut er recht daran, alles daran zu setzen, um es zu erreichen. Aber das ist doch kein Recht der Leidenschaft, sondern nur das Recht der Persönlichkeit, und was ihn dazu berechtigt, das ist die Vollendung seines Wesens in der Zweieinheit, das tiefe Verlangen einer wahren Ehe, die werden will, das wunderbarste Phänomen, was es auf Erden überhaupt gibt, aber doch nicht ein Durchbruch leidenschaftlichen Begehrens, bei der seine Persönlichkeit den Kopf verliert! Es mag sein, daß die souveränste Tat der Persönlichkeit, die es gibt, daß sich ein Mann und ein Weib auf Grund elementarer Anziehungskraft ihres Wesens und zusammenflammender Liebe für Zeit und Ewigkeit in eins setzen, den Fröschen im Pfuhl wie ein geschlechtlicher Paroxysmus erscheint, und sich so aus ihrer Perspektive das Recht der Persönlichkeit in ein Recht der Leidenschaft verkürzt. Aber was die da unten meinen und erleben, ist jedenfalls ganz etwas andres, als was sich in der Sphäre persönlichen Lebens unter dem Aufleuchten von Erde und Himmel vollzieht, wenn ein Mann sein Weib findet, und eine neue Menschheit geschaffen wird.

Damit hat der Schwindelanfall des Geschlechtstriebes, von

dem die Freundschaft zwischen Mann und Frau unter Umständen heimgesucht wird, gar nichts zu tun. Wenn da eins oder beide vom Rechte der Persönlichkeit deklamieren wollten, weil ihnen etwas Allzumenschliches passierte, und sie sich dann zusammen blindlings in den Abgrund der Leidenschaft stürzen oder heroisches Entsagen posieren würden, dann würde die Sache tragikomisch und nach der Ernüchterung katzenjämmerlich. Diese Verkennung der Sachlage wird aber wohl auch nie in einer Freundschaft, die sich auf der Höhe persönlichen Lebens bewegt, vorkommen, denn hier ist man zu sehr von der Überzeugung durchdrungen, daß jedes Hingerissenwerden von einer Leidenschaft eine Niederlage der Persönlichkeit ist, um nicht sofort ihrem Anfall den äußersten Widerstand entgegenzusetzen.

Die Unbefangenheit gegenüber dem mitschwingenden erotischen Empfinden darf aber nicht in Leichtfertigkeit ausarten, und die Erkenntnis, daß es natürlich ist, uns nicht zu der Ansicht verleiten, daß seine Sensationen ein ebenso harmloser wie reizvoller Genuß seien, dem man sich ohne Bedenken hingeben könne. Sobald sich das erotische Element vordrängt, wird die Freundschaft getrübt, ihr Wert verschwindet, und ihr Segen verkehrt sich in Verhängnis. Man wähnt dann möglicherweise noch lange geistigen Austausch zu pflegen, aber was in Wirklichkeit entzückt, ist vor allem die sinnliche Berührung. Man sinkt, ohne es sich zuzugestehen, auf ein gemeines Niveau, denn die Wechselwirkung der Persönlichkeiten wird zum Kitzel der Sinnlichkeit und der gemeinschaftliche Verkehr zu gemeinschaftlicher psychischer Unzucht.

Will sich deshalb das erotische Empfinden in der freundschaftlichen Beziehung vordrängen, so muß der äußerste Widerstand geleistet werden, weil man dann immer in Gefahr ist, hinab zu gleiten. Bleibt ein Teil davon unberührt, so ist das gewiß für den andern, der davon angegangen ist, ein gewisser Halt. Aber es wird trotzdem dadurch nicht verhütet, daß er sinkt und in immer größere Gefühlsverwirrung gerät, wenn er nicht selbst der feinen und doch so starken Narkose widersteht. Am besten bewahrt davor

der sachliche Ernst und der objektive Zug in der Freundschaft. Man beschäftige sich mit den beiderseitigen Schicksalen und Lebensproblemen, mit gemeinsamen Interessen und gemeinsamer Arbeit. Denn die bloße Freude aneinander und das Aufgehen in der erquickenden persönlichen Berührung artet unter solchen Umständen nur zu leicht in Liebelei aus, und das liegt unterhalb der reinen Sphäre der Freundschaft.

Damit ist meines Erachtens auch schon dafür der Gesichtspunkt gegeben, „wie weit man gehen darf." Das muß jeder in jedem Falle selbst wissen. Ich kann absolut nicht einsehen, warum ich nicht einer Freundin gegenüber meinen Empfindungen körperlichen Ausdruck geben soll, wenn es mich dazu drängt, weil sie ein weibliches Wesen ist, warum ich ihr nicht die Hand drücken, den Arm um sie legen oder sie tröstend streicheln soll. Es gibt Lagen, wo Worte versagen und das die einzig mögliche Art des Ausdrucks ist, die sich aus der persönlichen Vertraulichkeit ganz von selbst ergibt. Aber das darf nur geschehen, so lange unser Bewußtsein frei ist von allen erregenden Schwingungen der Sinnlichkeit. Sobald dabei das erotische Empfinden lebendig wird und anschwillt, gibt es nur die eine Losung, sich zurück zu halten, wenn wir rein bleiben wollen. Und eine solche Zurückhaltung wird von der andern Seite immer dankbar empfunden werden. Da genügt ein Blick zur Aufklärung, und der erweckt in dem andern nur das wundervolle Gefühl, daß er sich auf uns absolut verlassen kann.

Einer Pflege von Zärtlichkeiten vollends stehe ich mit dem größten Mißtrauen gegenüber. Schließlich mag es ja möglich sein, daß das in voller Lauterkeit, unberührt von sinnlichen Erregungen geschehen kann. Wenn es in den ersten Christengemeinden einen heiligen Kuß der Brüderlichkeit gab, den man als Zeichen der Liebe pflegte, warum soll das in einer reinen Freundschaft heute ausgeschlossen sein, wenn es ein unwillkürlicher Ausdruck tiefer Empfindung ist, den man nicht zurückhalten könnte, ohne die mittelbare Bewegung des Herzens zu stören? Aber es ist besser die Unmittelbarkeit wird gestört als die Reinheit, und die Vertraulichkeit

bleibt beschränkt, als daß unter ihrer Schrankenlosigkeit die erotischen Wellen die Freundschaft umbranden und untergraben.

* * *

Für die Freundschaft zwischen Mann und Frau ist nichts so zuträglich, als sich klar darüber zu werden, was eine wahre Ehe ist*). Hat man eingesehen, daß das ganz etwas anderes und himmelweit davon verschieden ist, so wird man nicht nur alle Anfälle der Sinnlichkeit menschenwürdig bestehen, sondern auch nicht mehr unter der Unsicherheit leiden, die unausgesprochen so viele Freundschaften beunruhigt, ob nicht daraus eine Ehe entstehen werde, könnte, möchte, oder, wenn die beiden verheiratet sind, ob nicht der Freund der sei, für den man eigentlich bestimmt war. Unter solchen Anwandlungen leidet die Ehe sowohl wie die Freundschaft.

Die Ehe ist die einzigartig vertraute und vollständige Vereinigung des Wesens und Einheit des Lebens, zu der sich zwei Menschen auf Grund einer ganz elementaren gegenseitigen Anziehungskraft zusammenschließen. Sie setzen in Glut ursprünglicher Liebe ihr Dasein in eins, und in, mit und aus dieser Lebensgemeinschaft wächst, vertieft und entfaltet sich ihre Einheit und Liebe von Tag zu Tag immer mehr und mehr. Das Wachstum der Herrlichkeit der Liebe ist der Beweis für die Wahrheit der Ehe. Das ist doch wesentlich etwas anderes als Freundschaft, die vertraute persönliche Fühlung zweier Menschen. Die Ehe ist eine Einheit von Körper und Sinnen, von geistigem und persönlichem Leben. Die Freundschaft ist ein geistiges Herüber und Hinüber zweier Menschen, von denen jeder allein auf sich steht und für sich lebt. Man steigere den persönlichen Verkehr der Freunde bis zur stärksten Intensität: daraus wird niemals eine Vereinigung des Wesens und Einheit des Lebens.

Es ist nicht einmal so, daß die Freundschaft leicht zur Ehe

*) Vgl. hierzu mein Buch: Beruf und Stellung der Frau 2. Aufl. S. 13—68.

fortschreiten könnte. Wer das meint, kennt meines Erachtens weder das echte Wesen der Freundschaft noch der Ehe. Ich glaube nicht, daß zwei Menschen, die intim befreundet sind, zur Ehe füreinander passen. Und Menschen, die den großen Drang zur völligen Einheit fühlen, werden sich schwerlich befreunden können, falls sie nicht zusammenkommen könnten, einfach weil sie kein Auseinandersein bei persönlicher Berührung ertragen würden. Zur Ehe gehören eben ganz andere Voraussetzungen als zur Freundschaft, und die Voraussetzungen der Freundschaft schließen die Ehe, die Voraussetzungen der Ehe aber die Freundschaft aus.

Die elementare Anziehungskraft, die notwendig zur Ehe führt, ist der ganz individuelle Geschlechtstrieb zwischen zwei Menschen, der die beiden zu einander treibt. Dieser Sturm und Drang des Blutes, der als solcher meist gar nicht zum Bewußtsein kommt, ist natürlich nicht nur etwas Körperliches, sondern flammt durch alle Sphären des menschlichen Wesens: er erfüllt die zwei mit einer unendlichen entzückenden Befriedigung vom Sehen, Hören, Fühlen des Geliebten, gewährt jedem ein unerhörtes geistiges Sicherkennen und Wohlfühlen im andern und läßt beide sich als die zwei für einander bestimmten und geschaffenen Hälften einer Einheit erleben, die nicht mehr ohne einander sein können und leben wollen. Wo dieser elementare Kontakt eintritt, wenn sich zwei Menschen berühren, der sofort die Wehen einer neuen Menschheit, die werden will, auslöst, kann es doch niemals eine Freundschaft geben! Hier heißt es: entweder Ehe oder weltenweit auseinander. Ein Nebeneinander ist ausgeschlossen, wo alles auf Einheit drängt.

Wo sich andrerseits zwei Menschen, die sich kennen lernen, in voller Seelenruhe außerordentlich angenehm von einander berührt fühlen, ein inneres Verwandtsein und Verstehen spüren und gleich zu einem anziehenden persönlichen Verkehr kommen, den sie behaglich genießen, fehlt doch vollständig die Voraussetzung zur Ehe, denn es fehlt der ursprüngliche Geschlechtsdrang und die magnetische Aufeinanderbewegung zur Einheit. Das kann auch nicht etwa mit der Zeit noch dazu kommen, weil es auf ganz bestimmten Dispo-

sitionen des Wesens beruht, die entweder von vornherein vorhanden sind oder fehlen, aber nicht noch mit der Zeit werden können. Sind sie aber vorhanden, so wird sie die erste Berührung sofort lebendig werden und sich äußern lassen.

Meines Erachtens liegt also die Sache so: wenn zwei Menschen verschiedenen Geschlechts sich näher treten, entscheidet es sich sofort, ob es auf Freundschaft oder Ehe hinaus geht, auf Grund ihres ganz eigenartigen Wesens und eigentümlichen Wirkens aufeinander, und es steht in keines Hand und Willen, das zu bestimmen. Aber die beiden Richtungen, die in Frage kommen, sind ganz verschieden. Denn der eheliche Monismus ist etwas anderes als der freundschaftliche Dualismus. Wenn also junge Männer und Mädchen in freundschaftliche Beziehung geraten, so können sie sich beruhigen: es ist da keine Gefahr vorhanden, geheiratet zu werden. Daran wird auch nichts geändert, wenn die Freundschaft ihre sinnliche Krisis erlebt. Die ist ja auch gewöhnlich nur einseitig, wenn der andere Teil nicht aus persönlicher Schwäche mitgerissen wird. Ich möchte wenigstens nicht dazu raten, daß sich Menschen, die eine freundschaftliche Vergangenheit haben, heiraten, weil sie einmal den Kopf verloren und ihr Blut ihnen einen Streich spielte. Sie sollen das vorübergehen lassen und gute Freunde bleiben. Denn eine wahre Freundschaft ist unendlich mehr wert als eine unwahre Ehe.

Wenn dir aber einer entgegentritt, von dem du sofort erschauernd merkst, daß er auf das Ganze geht, dann laß dich nur darauf ein, wenn du keine Freundschaft, sondern ihn selbst willst. Da kann gar keine Freundschaft entstehen, da sind beide von vornherein viel zu sehr befangen und in innerer Spannung, da herrscht Katastrophenstimmung in der Luft, und wie ein Druck liegt es auf der Brust, da handelt es sich bei allen Unterhaltungen im letzten Grunde um ganz andere Dinge, als die darin zur Sprache kommen, da weiß der Mensch weder aus noch ein, bis, lange vielleicht ehe es ausgesprochen wird, das klare Ja von Auge zu Auge leuchtet und die innere Spannung in namenlose Selig-

keit auslöst, die wahrhaftig etwas anderes ist als freundschaftliches Behagen.

Ich habe hier absichtlich die innere Fühlung, die zur Ehe und die zur Freundschaft führt, einander scharf gegenüber gestellt, damit der Unterschied zwischen dem einen und dem andern möglichst klar zu Tage trete. Aber ich gebe ohne weiteres zu, daß uns beides im Leben, wie wir es kennen, nicht so gegensätzlich geschieden erscheint, wie ich es darstellte. Wir treffen hier eine Fülle von Zwischenstufen und Übergangserscheinungen. Da gibt es genug freundschaftliche Beziehungen, die zur Ehe führen, und genug Ehen, die nach einem kurzen Sinnensturm glücklich bleiben, weil sie Freundschaften geworden sind. Außerdem sind die Menschen verschieden veranlagt. Bei vielen Frauen tritt das geschlechtliche Empfinden so zurück, daß es kaum das Bewußtsein berührt. Kein Wunder wenn sie dann Freundschaft und Liebe nur als gradweis verschieden ansehen. Und endlich haben wir viel zu sehr die Unmittelbarkeit verloren, so daß nur selten zwischen zwei Menschen die elementare Anziehungskraft der Naturen, die sofort zu gänzlicher Vereinigung drängt, so rein, ursprünglich und ungehemmt zu Tage treten kann, wie ich es schilderte.

Wenn in den freundschaftlichen Beziehungen das erotische Empfinden unbewußt mitschwingt, und die rechte Ehe alles, was die Freundschaft bieten kann, in überschwänglicher Weise erfüllt, dann liegt ja schon darin die Möglichkeit begründet, daß unter Menschen gewisser Anlage die Freundschaft leicht in Liebe übergehen kann, wenn unter dem persönlichen Verkehr die Sehnsucht nach Liebe erwacht, in voller Klarheit des Bewußtseins immer mehr erstarkt, in gegenseitigen Kontakt tritt und schließlich zu dem gegenseitigen Sicherkennen führt, daß man völlig zusammen gehört. Das ist dann natürlich kein Schwindelanfall, sondern der freundschaftliche Verkehr hat hier zwei Menschen so nahe gebracht, wie es bei ihnen nötig war, damit sie in Liebe zueinander erglühen konnten, und hat die Funken, die herüber und hinüber flogen, sich entzünden und zur starken in einander schlagenden Flamme entfalten

lassen. Ich gebe gern zu, daß für viele Menschen ein solches Erlebnis das Natürliche ist, während der elementare Naturvorgang, wie er nach meiner Schilderung zur Ehe führt, ihnen ganz fremdartig vorkommen mag.

Aber so allmählig sich der Übergang zwischen Freundschaft und Liebe unter Umständen vollziehen kann, die Ehe ist dann immer etwas wesentlich anderes, als die Freundschaft, wenn sie wahr, tief und lebendig ist.

* * *

Aus der Erkenntnis des verschiedenen Wesens der Ehe und Freundschaft klärt sich nun von selbst ihr Verhältnis zueinander. Weder schließt die Ehe eine Freundschaft des Gatten mit einem andern aus, noch die Freundschaft zwischen zwei Menschen die eheliche Einheit mit einem andern. Daß so viele Freundschaften infolge der Verheiratung eines Beteiligten aufhören, liegt nicht daran, daß sich nicht beides miteinander verträgt, sondern daran, daß infolgedessen die Lebensbahnen meist auseinander gehen, daß man durch die Ehe zu sehr in Anspruch genommen wird, um noch Freundschaft pflegen zu können, oder daß die persönliche Entwicklung, welche die Ehe mit sich bringt, die Freunde innerlich entfremdet. Aber das braucht nicht der Fall zu sein, und den Freundschaften, die an der Verheiratung eines der beiden scheiterten, stehen so viele entgegen, die erst in der Ehezeit entstanden und beweisen, wie gut sich eine glückliche Ehe mit intimen freundschaftlichen Beziehungen verträgt.

Eine Freundschaft zwischen verheirateten Männern und Frauen ist also an und für sich möglich. Ebensowenig wie die zwei, die eins geworden sind, auf das gemeinschaftliche Leben mit andern verzichten, ebensowenig nimmt ihnen ihre Zweieinheit die Möglichkeit, mit andern intim persönlich zu verkehren und in innigster Fühlung zu stehen. Es werden gewiß nicht alle Verheirateten das Bedürfnis danach haben. Nur die wenigsten werden Freundschaft suchen. Aber wenn ihnen das Leben einen Freund zuführt, wird

ihre Ehe sie nicht abhalten, dieses Glück zu genießen. Denn die Ehe schließt nach keiner Seite den Menschen ab und zu, sondern sie schließt ihn für alle Herrlichkeiten des Lebens unendlich auf und macht ihn durch die Entfaltung und Blüte, die er in ihr findet, aufs tiefste für alle Lebenswerte empfänglich, am meisten aber zweifellos für die Lebensfülle im Menschen.

Je mehr der Mann der Frau und die Frau dem Mann das völlig bietet, was ein Geschlecht dem andern für das geistige und persönliche Leben leisten kann und soll, um so weniger wichtig und nötig wird für sie Freundschaft sein. Aber was Freunde bieten können, ist viel zu wertvoll, um seinen Wert dadurch zu verlieren, daß wir schon reich daran sind. Doch geht daraus hervor, daß die Freundschaft für glücklich Verheiratete nicht die Bedeutung haben wird wie für Unverheiratete.

Man meint vielfach, daß das vertraute Verhältnis eines Gatten mit einem andern Menschen die Empfindungen des Gemahls stören müßten, daß daraus eine Quelle der Eifersucht entstehen werde, die für die eheliche Gemeinschaft ein Verhängnis ist. Aber ich glaube nur, daß ein Gatte niemals vertragen kann, daß jemand seinem andern Ich näher steht, als er selbst. Denn so lange die Ehe in voller Wahrheit besteht, sind die beiden eine menschliche Einheit von solcher persönlichen Innigkeit und Geschlossenheit miteinander, daß dem gegenüber auch die nächsten Menschen, ob Mutter oder Freund sternenweit entfernt sind. Aber ist diese persönliche Einheit lebendiger Bestand, dann kann gar kein Mißbehagen über sonstige Vertrautheiten des andern Ichs aufkommen. Eifersucht ist immer ein Zeichen gestörter oder nicht erreichter Einheit. Je tiefer aber die Ehe begründet ist, je mehr die zwei Wesen mit einander verwachsen sind, um so elastischer wird jedes für sich in seinen Beziehungen zu andern Menschen sein, um so weniger kann dieser Verkehr den andern Teil unbehaglich berühren.

Allerdings wird es kaum möglich sein, daß in einer rechten Ehe ein Teil ganz für sich eine Freundschaft pflegt. Ich wüßte

wirklich nicht, wie das geschehen könnte, wenn die zwei wirklich eins sind. Dann wird und muß der andere doch immer unwillkürlich daran teilnehmen. Gewiß, der eine wird immer die Freundschaft aktiv pflegen, aber der andere wird sie durch ihn immer mit erleben, und dadurch wird sich ganz von selbst eine sekundäre Freundschaft zwischen Mann und Freund oder Frau und Freundin ergeben. Und ebenso hat doch der draußen Stehende nicht eine innere Fühlung zu dem verheirateten Freunde als Abstraktum, sondern als dem konkreten, mit einem andern zu einer Einheit verschmolzenen Menschen. Wenn er ihn nun als solchen erlebt, so gewinnt er dadurch ohne weiteres persönliche Beziehungen zu dem Gemahl seines Freundes.

Wie weit der nur indirekt beteiligte Gatte in die vertrauten Beziehungen zwischen den Freunden eingeweiht werden wird, ist eine Sache des Taktes. Aber es scheint mir selbstverständlich zu sein, daß ich ein mir von einer Freundin anvertrautes Geheimnis nicht ohne ihren Willen meiner Frau mitteilen darf, weil es mir nicht allein gehört, und ich deshalb kein Verfügungsrecht darüber besitze. Weitere Regeln lassen sich hier gar nicht aufstellen. Hier muß die lebendige feine Empfindung für das Gehörige in jedem einzelnen Fall wie ein sicherer Instinkt leiten.

Bisher habe ich überall eine durchaus echte Ehe zwischen hochstehenden Menschen, die ihre Bestimmung herrlich erfüllt, vorausgesetzt, wo eins dem andern alles das bietet, was männliches und weibliches Wesen von einander haben kann, und zwar im höchsten Grade, wie es eben nur die Ehe durch ihre unausgesetzte, freie und schrankenlose Gemeinschaft vermag. Da ist die Freundschaft mit andern eine beglückende Bereicherung, aber kein unumgängliches Bedürfnis. Nun gibt es aber doch genug wahre und glückliche Ehen zwischen wertvollen Menschen, wo das, was sie einander sind, doch nicht ausreicht, um ihnen alles zu bieten, was sie für ihre Entwicklung brauchen. Hier wird die Freundschaft mit einem andern oft zu einem Lebensbedürfnis, das nicht unterdrückt werden kann und darf, und gewährt eine Ergänzung in dem, was

die Ehe versagt, die nicht zum wenigsten auch der Ehe selbst zu gute kommt.

Nehmen wir z. B. den Fall, daß sich zwei Menschen gefunden haben, die ganz für einander bestimmt und geschaffen sind und sich so lieben, wie es ihnen überhaupt möglich ist. Aber der Mann ist ein naiver Egoist, der für andere Art kein Empfinden, keinen Respekt und nichts übrig hat, und infolgedessen trotz größter Zuneigung auch nicht für seine Frau in ihrer besonderen Art. Er kann sie weder verstehen noch auf sie eingehen noch ihre Eigenart erfüllen. So leidenschaftlich nun die Frau auch ihren Mann liebt, so unglücklich ist sie doch, weil sie sich unverstanden fühlt und persönlich verhungert, weil sie in ihrer Eigenart in der Ehe nicht zu ihrem Rechte kommt und sich schlechterdings in ihrer Lage nicht zu helfen weiß. Denn all ihr Ringen um Verständnis ist vergeblich gewesen. Der Mann fühlt das, ohne es ändern zu können, und ist deshalb froh, als seine Frau einen Freund findet, der in der verständnisvollsten Weise auf sie einzugehen und ihr damit zu helfen versteht. Die Ehe wird dadurch nicht gestört, sondern im Gegenteil: statt zu verkümmern erstarkt die Frau und gewinnt die Fähigkeit in sich befriedigt ihrem Mann besser zur Seite zu stehen und mehr zu geben, als es vorher möglich war. Niemals gab es wegen dieser Freundschaft eine Differenz zwischen den Eheleuten. Wie aber nun, wenn der Mann eifersüchtig geworden wäre! Ich glaube nicht, daß sich die Frau um des Mannes willen selbst aufgegeben hätte, trotz ihrer beispiellosen Liebe, sondern es wäre zur Katastrophe gekommen.

Eine andere Ehe würde man ebenso wenig eine unglückliche nennen, denn die beiden Menschen lieben sich wirklich, verstehen sich ausgezeichnet und bewundern sich gegenseitig. Ihr ganzes Zusammenleben ist von zartester Rücksicht aufeinander getragen, so daß keine der beiden Persönlichkeiten im Geringsten beeinträchtigt oder gehemmt wird. Aber der Mann ist so vollständig äußerlich und innerlich von seinem Beruf in Anspruch genommen, daß er für die tiefen Interessen und Fragen seiner Frau wohl Auge und

Wohlgefallen hat, aber schlechterdings nicht imstande ist, darin auf sie einzugehen, ihr zu folgen, geschweige ihr die Anregung und Führung zu bieten, deren sie bedarf. Deshalb empfand es die Frau als ein besonderes Glück, als sie einen Freund fand, der ihr diese Hilfe am Werden bieten konnte. Und der Mann respektierte die Bedürfnisse seiner Frau, so peinlich es ihm war, daß ein andrer Mann seiner Frau nahe trat.

Oder: zwei verschiedene Menschen, die sich prachtvoll ergänzen, sind verheiratet; zweifellos eine Ehe von den glücklichsten Voraussetzungen, vielleicht gerade weil ihre Weltanschauungen auseinander gehen. Infolgedessen trifft aber der Mann, wenn er sich ausspricht, nur zu oft auf Widerspruch, Kritik und Ablehnung, wenn auch nie auf Unverständnis oder Respektlosigkeit. Das würde nun an und für sich und in den meisten Fällen nichts ausmachen, aber er braucht gerade zur Entfaltung seiner Gedanken und zur Lösung der Probleme, die ihn beschäftigen, unbedingt einen Menschen, in dem er sich ganz ungestört reflektieren kann. Deshalb empfindet er es als eine Erlösung, eine Freundin zu finden, die für seine innere Entwicklung ganz reine Empfänglichkeit ist, und seine Frau war glücklich über diese Freundschaft.

Hier ist überall die Freundschaft für die Verheirateten und die Ehe selbst eine außerordentliche Wohltat, weil sie erfüllt, was die beiden Gatten entbehren und sich nicht gegenseitig gewähren können. Denn der Mangel, unter dem hier der eine oder andere Teil leidet, ist in der Unvollkommenheit des menschlichen Wesens und unsrer Verhältnisse begründet. Glücklich also die Eheleute, die für persönliche Notstände, wo das eigene Können versagt, aufrichtige und treue Freunde als Nothelfer finden!

Unter diesen Umständen sage ich: Jeder Verheiratete hat das Recht, das, was er persönlich in der Ehe nicht findet, in einer Freundschaft zu suchen, denn damit allein können die Mängel in der Ehe ausgeglichen werden. Die Ehe ist nicht dazu da, daß irgend etwas in ihr verkümmern soll, sondern es soll alles im Menschen darin erblühen und zur höchsten Reife gelangen. Und

das Glück der Ehe darf nicht mit Opfern an sich selbst erkauft werden; denn was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme Schaden an sich selbst! Da nun auch in den besten Ehen die wertvollsten Menschen selten in vollkommener Weise aufeinander gepaßt sind, so wäre es zu wünschen, daß reine Freundschaften zwischen Männern und Frauen immer mehr eine Macht unter lebendigen Menschen würden, und man sich auf diese glückliche Weise für die Mängel der persönlichen Gemeinschaft in der Ehe schadlos halten könnte.

Das gilt natürlich noch vielmehr in den unbefriedigten und unwahren, verfahrenen, unglücklichen Ehen. Hier ist eine Freundschaft oft das einzige Mittel, das sie erträglich macht, die einzige Rettung, die es für den Menschen gibt, damit er nicht in der Ehe und an der Ehe zu Grunde geht. Das liegt so auf der Hand, daß es eigentlich keiner Ausführungen mehr bedarf.

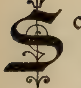
Nur wenige, die in eine verunglückte Ehe geraten sind, können sich durch Scheidung dem Verhängnis ihres Lebens entziehen. Namentlich bei unsrer wundervollen Gesetzgebung, wo erst ein Ehebruch oder körperliche Mißhandlungen oder andere Scheußlichkeiten begangen werden müssen, ehe sich zwei Menschen trennen dürfen, die nicht zusammen gehören, wo daher gerade die edleren Elemente wider ihren Willen staatlich zusammen gebunden bleiben, können viele nicht auseinander, für die es das Beste wäre. Und andere wollen ihrer Kinder wegen nicht auseinander, weil sie meinen, daß eine äußerliche und unstimmige Ehe für die Kinder doch noch zuträglicher sei, als die Geschiedenheit der Eltern. Dann ist es ja möglich, daß die beiden verheirateten Menschen eine ganz erträgliche Art des Lebens zusammen finden, eine gute Kameradschaft, eine durch die Kinder getragene Verwandtschaft, eine ökonomische Verbindung gleicher Interessen, jedesmal mit der eigentümlichen Vertrautheit, die ein solches Verhältnis mit sich bringt. Aber die wenigsten werden davon innerlich befriedigt werden, geschweige innerlich erfüllt. Das gemeinschaftliche Leben im Persönlichen fehlt. Aber die Freundschaft kann es ihnen bringen und ersetzen.

Natürlich wird hier das Verhältnis der Freundschaft zur Ehe ein ganz anderes sein, als bei der wahren Ehe, denn hier ist sie ja keine eigentliche, volle Ehe. Es ist eine Lebensgenossenschaft, eine Art Verwandtschaft, in die man geraten ist, und da gilt natürlich, daß Freundschaft vor Verwandtschaft geht, daß eine innere Gemeinschaft eine äußere überwiegt. Hier kann niemand verlangen, daß der Mann der Frau näher steht, als der Freund, daß der Mann im Zusammensein mit seiner Frau eine größere Befriedigung findet, als mit seiner Freundin. Er erholt sich ja bei seiner Freundin von seiner Frau, und die Frau kann nur dem Mann die zuverlässige und hilfreiche Genossin sein, wenn sie gestützt und belebt wird vom Freunde.

Zweifellos wird eine Freundschaft auf dem Hintergrunde solcher tragischen Verhältnisse einen ganz eigentümlichen Charakter gewinnen, ihren eigenen inneren Gesetzen folgen und auch ihre besondere Gefahren haben. Darüber läßt sich nichts allgemeines sagen, weil jeder Fall durch die ganz besonderen Verhältnisse andere Gestalt und Entwicklung gewinnen wird. Wer darin steht, wird darüber Bescheid wissen und erfahren haben, in welch seltsame innere Lagen ein Mensch unter solchen Verhältnissen kommen kann.

Hier wird die Freundschaft mit einem andern als dem Gatten oft die einzige Lebensquelle, die es für einen Menschen, seinen Beruf und seine Familie gibt, und enthüllt alle ihre Wunder in solcher Kraft und Fülle, daß man staunen muß, welche Herrlichkeit im gemeinschaftlichen Leben der Menschen beschlossen liegt.

Vom Gebet.



So lange ich mich nun schon mit den Fragen des inneren Lebens beschäftige, hat mich doch immer eine starke Scheu davon abgehalten, über das Gebet zu sprechen, es als Faktor

des persönlichen Lebens vor Augen zu stellen, geschweige Menschen, die vorwärts kommen wollen, zu ermahnen, Gott zu bitten und davon den Fortschritt zu erwarten. Wenn mich einmal die Aufforderungen dazu drängten, habe ich es immer nur mit innerem Widerstreben getan. Und das ist kein Wunder. Es gehört schon an sich eine ziemliche Überwindung dazu, sich über solche Intimitäten, die nur bei der größten Zurückhaltung gedeihen, anders als im vertrauten Kreise auszusprechen. Und es ist nicht leicht der Gefahr zu entgehen, die wertvollsten Perlen preiszugeben. Kommt dann aber noch dazu, daß mit den empfindlichsten inneren Vorgängen und Erlebnissen seit Jahrhunderten ein verwüstender Mißbrauch getrieben worden ist, so kann man sich vollends nicht dem Eindruck entziehen, daß vorläufig das Beste ist darüber zu schweigen.

Das Gebet ist untrennbar von der Frage nach Gott. So lange die Menschheit ihn spürt und sich nach ihm sehnt, hat sie zu ihm gerufen. Wie die Brandung des Meeres braust in unendlichen Modulationen der Sehnsuchtsschrei nach Gott durch die Jahrtausende. Er ist in allen seinen stammelnden, oft so unzulänglichen Ausdrücken von ergreifender Wucht und Wahrheit, denn es ist die aufrichtige Sehnsucht, die sich darin ausspricht. Als aber in Jesus die Sehnsucht ihre Erfüllung erlebte, und sich die konvulsivischen Zuckungen des menschlichen Herzens in die reinen Kindeslaute löften, die ursprünglich aus der unmittelbaren persönlichen Fühlung mit dem Vater im Himmel quellen, da hätte man denken sollen, die Zeit wäre endgültig vorüber, wo man „betete wie die Heiden".

Aber sie brach wieder herein. Wie zum Trotz gegen Jesus und seine Worte über das Gebet, wie zum Hohn auf die Offenbarung Gottes, die man ihm dankte, wurde das „Beten wie die Heiden" kirchlicher Gebrauch und religiöse Übung. Denken wir an den Gebetsbetrieb in der katholischen Kirche: von da ist es nur noch ein Schritt zur Gebetsmühle der Thibetaner. Aber die Finsternis ist hier noch größer als vor Christus, weil die Sehnsucht nach Gott, den man ja zu haben meint, aus dem Gebet geschwunden

ist. Ist aber immer der Glaube wie das Gebet und das Gebet wie der Glaube, so ist diese Gebetspraxis als solche ein Beweis dafür, daß die anspruchsvollste Kirche der Welt nur Heidentum ist mit christlichen Vorstellungselementen.

Aber diese heidnische Infektion geht bis in die protestantischen Kirchen hinein und findet überall dort den geeigneten Nährboden, in dem sie wuchern kann, wo das Verständnis für Gott den Lebendigen unter der Fülle von Lehren, Geboten und religiösen Übungen eingegangen ist. Hier tritt dann ebenso wie in der katholischen Kirche zu Tage, daß das Beten in seiner Entartung von Aberglauben, Zauberei und gottversucherischem Unfug durchdrungen ist, was von großer Gottesferne zeugt, ohne daß die Frage nach Gott bei dem Wahn der Gemeinschaft mit Gott aufkommen könnte. Das Gebet ist ja vielmehr das beliebte Beruhigungsmittel, mit dem man die Unruhe der Seele, in der wir das Werben des Vaters um seine Kinder empfinden, zur Ruhe bringt. Statt rastlos nach ihm zu fragen und ihn zu suchen, beruhigt man die Seele, die unter den Wehen seines Geistes erzittert, mit Gebet.

Unter diesen Umständen muß man heute mehr vor dem Gebet warnen, als dazu ermutigen. Und suchende Menschen zum Gebet ermahnen, hieße sie dem Gebet und seinen Gefahren preisgeben, das sie unter uns im Schwange gehen sehen. Denn wenn es überall schwer ist, in unsern Beziehungen zu Gott zur Natur und Einfalt zurückzukehren, so ist es auf dem Gebiete des Gebets wohl am schwierigsten. Deshalb möchte man heute fast lieber sagen: hüte dich zu beten, wenn du nicht innerlich mußt. Denn dann ist am ersten zu hoffen, daß es einmal als ein unmittelbarer und lauterer Naturvorgang des neuen Lebens entspringt, wenn wir ganz anders werden. Jedes vorgenommene und gemachte Gebet ist nur zu leicht unwahr, weil es nicht ursprünglich ist.

1. Was Gebet ist.

Was ist Gebet? Es ist eine Lebensäußerung der persönlichen Fühlung mit Gott. Die Lebensmacht des Alls, die alles trägt und

erfüllt, schlägt mit ihren schöpferischen, treibenden und gestaltenden Lebenswellen an die Tore unsers Bewußtseins und kommt uns zu ursprünglicher Empfindung. Wenn wir uns ihr erschließen, werden wir davon in lebhafte Schwingungen versetzt. Bewegungen eines neuen Lebens wachen in uns auf, andersartige neue Empfindungen werden lebendig, ein neuer Geist kommt über uns. Wir fühlen uns in seiner Gewalt und spüren deutlich seine Impulse. Wenn wir das erleben, so redet Gott zu uns, wirkt auf uns und führt uns.

Diese persönliche Fühlung mit Gott ist kein Glaube, den wir auf Worte der Bibel hin annehmen und festhalten, so aufklärend sie für uns sein mögen, sondern ein dauerndes Erlebnis, das seiner Wirklichkeit durch die fortgesetzte Erfahrung seines Einflusses in unserm ganzen Sein und Leben gewiß wird. Wenn wir von Befangenheiten erlöst und von Abhängigkeiten frei werden, von denen wir bis dahin gar keine Ahnung hatten, oder die aller Arbeit an uns selbst spotteten, so wird offenbar, daß wir es nur dem Zufluß höherer Kräfte und Klarheiten zu danken haben, wenn wir davon los kommen.

Hat man nun diese persönliche Fühlung mit Gott gewonnen, so erlebt man immerfort, wie er sich uns gegenüber in Klarheiten und Impulsen äußert, wie er durch alle Ereignisse und Ansprüche des Lebens zu uns redet, wie er uns dadurch erzieht und führt. Spricht aber Gott zu uns, so kann nicht ausbleiben, daß auch wir uns zu ihm wenden. Auf die Wirkung folgt eine Gegenwirkung, auf die Kundgebung eine Gegenkundgebung. Schließt er sich uns auf, so erschließen wir uns auch ihm, und alles, was uns bewegt und in uns aufsteigt, flutet zu ihm zurück. Sein Vertrauen, welches sich in allen Heimsuchungen an uns kund gibt, daß wir uns alles zum Leben dienen lassen, weckt unser Vertrauen zu ihm, daß er sich unserer hilfreich annimmt. Sein inständiges Bitten, das wir vernehmen, ihn in allem zur Geltung kommen zu lassen, ruft uns die Sehnsüchte auf die Lippen, die unsre Reibung mit dem Leben in uns weckt.

Das nenne ich Gebet. Es ist eine ganz ursprüngliche Lebensbewegung, die sich unwillkürlich auf Gott lenkt, wenn wir etwas von ihm vernehmen. Wie wir seiner inne werden, so werden wir uns zu ihm wenden. Seinem unfaßbaren Bewegen, das wir in der Unruhe des Herzens spüren, wird ein unsagbares Überwallen unsers Inneren nach den geheimnisvollen Tiefen antworten, aus denen wir den namenlosen Drang in uns quellen fühlen. Wird er uns vertrauter, daß wir seine Sprache in unserm Leben verstehen, so werden wir ihm auch unbefangen aussprechen, was unser Herz bewegt, und erleben wir immer überwältigender seine väterliche Macht, die in allem waltet, was uns widerfährt, so werden wir zu ihm reden „wie die lieben Kinder zu ihrem lieben Vater." Dann wird uns jedes Wort Jesu von unserm Vater im Himmel heimisch und vertraut sein, und seine Ermunterung, alle unsre Anliegen zu ihm zu bringen, wird uns nur noch zutraulicher machen.

Wenn so unser ganzes inneres Leben zu Gott emporsteigt wie der Wiesenrauch nach den Niederschlägen, dann sind die Gebete im Grunde nur die Lichtwellen der Bewegungen unsers Herzens, die zu ihrem Ursprung zurück fluten, unwillkürlich, unmittelbar ohne Ausdruck und gefügte Folge der Vorstellungen. Die Empfindungen, die das Leben in uns auslöst, suchen die Fühlung mit Gott. Aber sie verlangen auch nach Ausdruck, so wenig er sie zu erschöpfen vermag, und wollen sich nicht bloß in unartikulierten Lauten des Seufzens und Stöhnens, in Rufe der Befreiung und Lebensfreude auslösen, sondern in Worte fassen. Wie alle geistigen Lebensbewegungen in uns ringt auch das Gebet nach faßlichen Vorstellungen und klarem Ausdruck.

Aber das ist nicht das Wesen des Gebets, sondern nur seine Erscheinung. Sein Wesen ist unmittelbare Bewegung des Herzens, der reine Wiederhall, den Gott in uns findet. Aber der sucht die Sprache, die uns Menschen gegeben ist, nicht um von Gott, sondern um von uns verstanden zu werden. Gott versteht unsre Gedanken von ferne. Er vernimmt unsre verborgen sich regenden

Empfindungen, unsre unfaßbaren Beklemmungen und die unbeholfenen Flügelschläge unsrer Sehnsucht mit einer Deutlichkeit, wie wir sie nie gewinnen. Er versteht unser Anliegen, entschränkt von seiner subjektiven Fassung, Trübung und Verkürzung. Er vernimmt, was wir eigentlich wollen. Denn er erfaßt alles nach seiner reinen Wirklichkeit unverschleiert durch endliche Verhüllung.

Seinetwegen brauchten wir keine Worte, aber unsertwegen. Denn wenn das Empordrängen unsers Herzens uns nicht zu deutlichem Bewußtsein kommt, kann es niemals eine persönliche Fühlung mit Gott geben. Und wenn wir uns ihm nicht klar aussprechen, werden wir auch seine Antwort nicht klar vernehmen. Ohne faßliche Klärung der Wechselwirkung zwischen uns und Gott ist es deshalb unmöglich, seine Impulse in persönliches Leben umzusetzen. Das Mittel und Zeugnis der Klarheit ist aber die anschauliche Vorstellung, der deutliche Ausdruck im Wort. Wir reden mit Gott, weil für uns Menschen Worte die Träger unsrer Selbstmitteilung sind, und kommt unsre Fühlung mit Gott auf die Höhe faßlicher Klarheit, so vernehmen wir auch in allem seine „Worte", die er zu uns spricht.

Die Hauptsache ist aber, daß alles in uns wirklich und urwüchsig lebt, was unsre Worte aussprechen, so wenig wie sie es zu erschöpfen vermögen und brauchen. Das Wort soll von der ursprünglichen Empfindung geboren, getragen und überströmt werden. Spricht das Wort aus, was nicht in uns quillt, so wird das Gebet unwahr. Dann machen wir Worte. Nur der Mund spricht, und die persönliche Fühlung mit Gott setzt aus. Dann geben wir etwas vor, und unser Wesen sagt statt Amen Nein dazu. Wir desavouieren unser Gebet, wir treiben Mißbrauch mit dem Namen Gottes, wir freveln an dem Heiligsten, wir heucheln im Innersten. Daß das nicht schlimmer ausgeht, haben wir nur der unendlichen Größe Gottes zu verdanken, der seine Sonne aufgehen läßt über Böse und Gute und regnen läßt über Gerechte und Ungerechte. Aber das Gebet ist nichtig, eine Reihe unnützer Worte, für die wir verantwortlich sind.

Die innere Wahrheit und Ursprünglichkeit des Betens läßt sich sehr leicht prüfen. Ist es wirklich eine impulsive Bewegung des Herzens, so äußert sie sich nicht bloß im Wort, sondern genau so im Leben. Denn beides ist nur eine verschiedene Erscheinung und Auswirkung desselben inneren Vorgangs. Eins kann nicht ohne das andere sein, und keins darf dem andern widersprechen. Das Gebet des Wortes muß im vollen Einklang mit dem Gebet der Tat stehen. Wenn ich nun Ja zum Vater sage: ich will es tun, ich will es auf mich nehmen, aber mein Leben sagt Nein: ich tue es nicht, ich sträube mich gegen die Heimsuchung, oder ich bin unglücklich darüber, so habe ich im Gebet gelogen. Oder wie kann einer Gott danken, wenn er mit seinem Pessimismus und seiner Unzufriedenheit ein wandelndes Mißtrauensvotum gegen Gott ist! Lebensfreude ist das reinste Dankgebet. Wenn ein Kopfhänger oder Finsterling Gott lobt, so ist das in seiner Dissonanz einfach unerträglich. Das Gebet des Lebens ist immer wahrhaftiger als das Gebet des Wortes. Da kommt heraus, was der Mensch wirklich will und meint. Deshalb kann man nicht genug das Gebet der Tat pflegen, wenn man die Unwahrhaftigkeit der Worte vermeiden will. Auch hier ist das Leben die beste Rede. Gott spricht individuell persönlich zu uns nur durch das Leben. Ist es deshalb nicht das Nächstliegende, ihm auch durch das Leben zu antworten? Reden ist Silber, die schweigende Antwort des Lebens ist Gold. Jedenfalls braucht unser Gebet diesen goldenen Hintergrund; er ist das Zeichen seiner Echtheit.

Wenn es uns aber zum Ausdruck im Worte drängt, dann wollen wir uns ganz rückhaltlos und unmittelbar aussprechen. Das Wort Jesu: „Eure Rede sei ja, ja, nein, nein" gilt in erster Linie, wenn wir mit Gott reden. Wir müssen mit ihm wie Kinder mit ihrem Vater sprechen, ganz einfach, kurz, direkt, ohne alle Umschweife, wenn wir wahrhaftig bleiben wollen. Hüten wir uns vor allen Gebetswucherungen, vor Pathos und Schauspielerei, vor Selbstberauschung an unsern Gefühlen und Worten, erst recht aber vor der Unkeuschheit, welche die intimsten Seelenvorgänge andern

preisgibt. Wenn die Quellen des Lebens nicht im Verborgenen bleiben, versiegen sie. Das Gebet wird zur Wasserkunst, die man dann ja allerdings zu eigenem Entzücken und zur Erbauung vieler spielen lassen kann.

Mögen andere tun und treiben, was sie wollen. Wir wollen nicht einmal davon sprechen. Aber wir wenigstens, die wir bei Jesus Leben und Wahrheit suchen und nicht Religion und seelische Wollust, wollen uns an seine ganz klaren und unzweideutigen Weisungen halten und uns vor allen Verirrungen ins „Beten wie die Heiden" ängstlich hüten. Denn sonst wird unwillkürlich das Gebet wieder wie vor Christus ein Gottesdienst, ein Werk, ein Opfer, eine Kultushandlung und religiöse Pflicht und hört auf eine ganz ursprüngliche Lebensäußerung im Geist und in der Wahrheit zu sein, die in unberührter Wahrhaftigkeit Gottes Antlitz sucht.

2. Ob Gott Gebete erhört.

Wie das Wesen so ist die Wirkung des Gebets. Nur was in ihm wirklich vor sich geht, vollbringt es.

Man zweifelt vielfach an der Erhörung der Gebete, und mit Recht. Wenn sie nicht mehr sind als eine Erhebung der Herzen, als eine Art Selbstbesinnung des Menschen, als eine Rede mit dem „Gott in der eigenen Brust", dann geht ihre Wirkung darin auf. Man sammelt sich innerlich und rafft seine Kräfte zusammen, man erhebt sich über die Kleinlichkeiten des Tages und tut einen tiefen Zug in der reinen Gottesluft, der einen für die täglichen Pflichten stärkt. Von den Gebetsübungen nun erst will ich gar nicht reden. Denn „die haben ihren Lohn dahin".

Aber wenn das Gebet eine ganz wahrhaftige und impulsive Äußerung unsers tiefsten Empfindens ist, die sich zu Gott wendet, dann ist es ganz unmöglich, daß sie nicht erhört werde. Man zerstört sich die Unbefangenheit, die allein den wirklichen Verhältnissen gerecht werden kann, wenn man dann gleich daran denkt, daß bei einer wirklichen Gebetserhörung sofort geschehen müsse, was man

bittet, etwas eintreten müsse, was ohne Wunder und zerbrochene Naturgesetze nicht möglich sei. Infolgedessen wird das Auge durch oberflächliche und scheinbare Unvereinbarkeiten geblendet, so daß es einer ungetrübten Auffassung der Dinge nicht fähig ist, denn es ist befangen.

Warum denkt man bei Erhörung des Gebets immer an ein wunderbares Eingreifen in den festgefügten Zusammenhang von Ursache und Wirkung. Als ob das notwendig wäre, wenn unsre Gebete erhört werden sollen! Ist das nicht die Nachwirkung der Vorstellung Gottes als eines deus ex machina und der Welt als eines Puppentheaters himmlischer Mächte? Sehen wir doch lieber einmal die Vorgänge als solche und für sich an, und fragen wir dann nach den Zusammenhängen und Bedingtheiten, in denen sie stehen.

Hört uns Gott, wenn wir zu ihm rufen, und antwortet er uns? so müssen wir fragen, nicht aber: kann er das tun, worum wir ihn bitten. Daß er uns hört, ist zweifellos, wenn wir ihn hören, wenn das Gebet nur der Wiederhall ist, den er — allerdings er selbst, nicht eine Lehre von ihm — in uns findet, wenn im Gebet nur die Bewegung des Herzens, die er in uns erregt, unwillkürlich zu ihm zurück schwingt. Vernehmen wir ihn so, dann vernimmt er uns erst recht und antwortet uns auch. Das ist eine unzweifelhafte Erfahrung des Lebens. Er antwortet uns durch Klarheiten und Kräfte, die nicht aus uns kommen, sondern uns gegeben werden. Sie werden uns durch die lebendige Fühlung mit Gott mitgeteilt, und die Anstöße unsers Gebets sind es, die sie uns erschließen. „Bittet, so wird euch gegeben. Suchet, so werdet ihr finden. Klopft an, so wird euch aufgetan" sagte Jesus. Fragen wir also Gott, bitten wir ihn, nehmen wir ihn in Anspruch, so gibt er sich uns kund mit Rat, Hilfe und Offenbarung.

Das ist ein Naturgesetz der persönlichen Fühlung zwischen den Menschen und der Lebensmacht des Alls. Aber es hat natürlich wie alle Ordnungen im Reiche der Wirklichkeit seine ganz be-

stimmten Voraussetzungen, die unumgänglich sind. Die eine ist, daß die persönliche Fühlung mit Gott objektiv vorhanden ist und nicht bloß als eine religiöse Illusion, als ein „Glaube", als eine Vorstellung in uns lebt. Jesus nennt diese Vorbedingung Glauben. Dazu gehört aber als Grundlage die ursprüngliche Empfindung Gottes. Deshalb bedeutet es, daß das Gebet dem Erlebnis Gottes entspringen muß, wenn es Erhörung finden will. Ob dieses Erlebnis bloß die dunkle Unruhe ist, die einen Menschen zum Suchen treibt, so wenig er zunächst Gott dahinter vermutet, oder ein klarer überwältigender Eindruck seiner Nähe oder eine Heimsuchung seines Erbarmens, ist gleichgültig. Wie das Erlebnis, so wird der Glaube, wie der Glaube so das Gebet und wie das Gebet so die Erhörung sein. Aber niemand wird dann bewußt oder unbewußt zu Gott rufen, ohne ein Echo des Lebens zu vernehmen.

Die andere Vorbedingung hängt damit zusammen. Die persönliche Fühlung mit Gott muß nicht nur wirklich, sondern auch lebendig sein. Sie muß das bewegende Element unsers Lebens sein. So lange wir nicht in allem aus der ursprünglichen Empfindung Gottes leben, so daß sie wie ein schöpferisches Weben alles durchdringt und bestimmt, fehlt uns die Empfänglichkeit für seine Mitteilungen, die Elastizität des Wesens, in der seine Schwingungen vernehmlich werden und sich in klare Laute auslösen können. So lange ist der Kontakt mit der ewigen Quelle unsers Lebens nicht geschlossen, und seine Energie kann sich deshalb nicht ungehemmt in uns und durch uns entfalten. Der Mensch muß in seinem ganzen Sein und Leben auf Gott gestimmt sein, sonst vernimmt er nicht seine Antwort, sonst erkennt er nicht seine Fingerzeige und versteht nicht seine Fügungen. Gott wird ja wohl auch dann das Gebet erhören und es nicht an Erwiderungen fehlen lassen. Aber dem Menschen sind die Augen und Ohren durch sein unstimmiges Wesen und Leben gehalten, so daß er nichts vernimmt, sondern meint der Himmel sei für ihn verschlossen. Und das ist er auch. Nur hat nicht Gott ihm den Himmel verschlossen, sondern er sich selbst.

Und endlich muß das Gebet eine reine Lebensäußerung sein, einfach, direkt und wahrhaftig. Das erkannten wir schon als eigentümlichen Zug seiner Echtheit, das ist auch die Voraussetzung, wenn es wirksam sein soll. Es muß mit urwüchsiger Kraft aus der ursprünglichen Empfindung unmittelbar und ungehemmt durch das Bewußtsein zu Gott empordringen. Wenn es durch Reflexionen, Umständlichkeiten und Abschweifungen beeinträchtigt wird, ist auch die Rückwirkung gestört. Wie der Stoß so der Gegenstoß. Ist er unsicher, zersplittert und fahrig, so wird auch der Rückhall unklar, verschwommen und schwächlich sein.

Sind diese Vorbedingungen vorhanden, so löst der Kontakt mit Gott, den das Gebet herstellt, mit naturgesetzlicher Notwendigkeit Lebensäußerungen Gottes aus, durch die unser Gebet erhört wird.

Aber man wird nun weiter fragen: sind diese Lebensäußerungen Gottes nicht beschränkt und gebunden durch das unzerreißbare Gefüge der Lebensvorgänge, die sich ohne Rücksicht auf die persönliche Beziehung zwischen dem Metaphysischen in uns und dem Metaphysischen im All vollziehen? Aber kann sich denn überhaupt etwas ohne Rücksicht auf das Metaphysische im All vollziehen, hängt nicht alles in seinem Wesen und Geschehen von ihm ab? Das wird kaum jemand bestreiten, der etwas von dem gespürt hat, was hinter allem liegt und in allem waltet. Aber viele, die diesen naturhaften Zusammenhang wohl anerkennen, werden doch bezweifeln, ob es endliche (menschliche) und unendliche (göttliche) persönliche Einflüsse geben kann, die eine bestimmende Wirkung auf diese unwillkürlichen Vorgänge, wie sie den naturgesetzlichen Bedingungen entspringen, zu entfalten vermögen.

Meines Erachtens ist Gott in seinen Willensäußerungen durch das Kausalitätsgefüge der Weltvorgänge ebenso sehr und ebenso wenig beschränkt, wie unser persönliches Leben durch unser Schicksal, d. h. durch das Flechtwerk unsrer Verhältnisse und Erlebnisse gehemmt und beeinflußt wird. Das ist nur auf sie angewiesen, aber durchaus nicht von ihnen abhängig, so wenig, daß jeder

Mensch, der zu sich selbst kommt, als seine Bestimmung empfindet, sein Schicksal selbst zu schmieden und sein Leben selbst zu führen. Ergreife ich aber das Steuer meines Lebensschiffs und wende ich seinen Kurs nach meinem Willen, so wird weder der Zusammenhang des Lebens zerrissen, noch irgend ein Naturgesetz gebrochen, sondern es tritt nur ein neuer ausschlaggebender Faktor auf: das Selbst, das erwacht ist, und entfaltet seinen überlegenen Einfluß. Dann kann vieles anders werden. Das gibt vielleicht einen Umsturz, nicht nur in dem Leben des Erwachten, sondern in seiner ganzen Umgebung: es wird alles anders, als wenn er nicht erwacht wäre. Aber was wird, das geschieht alles in den allgemeingültigen Lebens- und Naturordnungen, die sich überall dort zeigen, wo etwas geschieht, ohne Rücksicht darauf, was geschieht.

Ebenso verhält es sich, wenn die Lebensmacht des Alls auf Grund persönlicher Fühlung durch die Anregung des Gebets für das persönliche Leben eines Menschen mobil gemacht wird. Es macht sich dann ein neuer beherrschender Faktor in ihm geltend. Man gewinnt Kraft und Klarheit und dadurch z. B. eine Selbstständigkeit und eine Unabhängigkeit, eine Unbefangenheit und eine Überlegenheit, wie wir sie niemals ohne diesen Lebenszufluß auch nur ahnen könnten. Aber das alles vollzieht sich unter ganz bestimmten Voraussetzungen, nach ganz festen Ordnungen, wovon wir uns schon oft bei Erörterung der tiefsten Lebensprobleme überzeugt haben. Die Naturgesetze werden also durch die persönliche Fühlung mit Gott nicht gebrochen, sondern vielmehr auf dem innersten Gebiete des Lebens offenbart.

Daß sich durch diese göttliche Beeinflussung des Menschen auch auf dem Gebiete seines äußeren Lebens kraft der Vollmacht seiner Persönlichkeit, die damit gewonnen wird, vieles ändert, liegt auf der Hand. Aber die Frage, die von unendlich vielen Gläubigen und Ungläubigen als die eigentlich brennende, wenn es sich um das Gebet handelt, empfunden wird, ist nicht, ob das Gebet Gott zu solch indirekter Beteiligung an unserm Leben durch das persönliche Leben der Menschen veranlassen kann, sondern zu einem

direkten Eingreifen, das der Mensch erlebt, ohne aktiv persönlich beteiligt zu sein. Es handelt sich hier nicht um die Frage, ob das der Zweck des Gebets ist, sondern darum, ob Gott unter Umständen durch ein Gebet veranlaßt werden kann, die jeweiligen Konstellationen anders zu lösen und das Gewebe der Beziehungen und Vorgänge anders zu knüpfen, als es sonst geschehen wäre, oder ob ihm durch den naturgesetzlichen Zusammenhang der Vorgänge die Hände gebunden sind. Ich habe in dem Aufsatz „Drei Versuchungen" ausgeführt, daß wir ihn nicht dazu dürfen veranlassen wollen: das wäre Gott versuchen, sondern alles, was wir bitten ein- für allemal auf die Voraussetzung zu stellen haben: Dein Wille geschehe. Aber ich bin fest überzeugt, daß gerade, wenn es uns ganz fern liegt, Gott zu einer Extraleistung aufzufordern, oft etwas von ihm gefügt wird, was die Dinge ändert und was ohne unser Bitten nicht eingetreten wäre.

Daß das Gott kann, ist mir zweifellos. Denn er erduldet nicht unpersönlich den Lauf der Dinge, sondern waltet persönlich in der Fülle der Vorgänge. Er hat doch gewiß darin mindestens denselben Spielraum der Betätigung wie der Mensch in seinem Leben, wenn sein Selbst erwacht. Wenn Gott kein bewußtloses Lebensfluidum des Weltalls ist, sondern die alles lebendig durchdringende schöpferische Macht, so wird er sich nicht etwa nur hier und da im Laufe der Welt geltend machen können — das wäre das Eingreifen eines deus ex machina, — sondern er wird vielmehr in jedem Moment die unendliche Fülle der Vorgänge persönlich beherrschen. Die Ansicht, daß die Naturordnung sein Eingreifen unmöglich mache, ruht auf der zurückgebliebenen Anschauung, daß Gott irgend ein zweifelhaftes Wesen außer der Natur sei und als das absolut Schemenhafte dem absolut geschlossenen und festgefügten Zusammenhang der Vorgänge in ihr gegenüber stehe; oder daß er wohl am Anfange die Welt geschaffen und mit vorhersehendem Verstande für ihren Lauf eingerichtet habe, aber nachdem sie einmal in die Entwicklung geraten, drehe sie sich ganz nach eigenen Gesetzen wie ein Kreisel, der einmal aufgezogen ungestört bis zu

Ende schnurrt. Dann dürfte allerdings niemand mehr an der Ohnmacht Gottes zweifeln.

Aber das sind doch ganz ungeheuerliche Vorstellungen. Gott durchdringt ja das All. Es ist die Erscheinung seiner Offenbarung. Die Natur ist die Oberfläche, Gott ist das, was dahinter liegt, das Wesentliche in allem, das Lebendige, Geistige, Maßgebende, Zielstrebige im All. Es geschieht nichts in der Welt, wo er nicht persönlich aktiv dabei wäre. Es fällt kein Haar von unserm Haupte ohne des Vaters Willen. Darum wird jeder Augenblick des Universums aus der durchdringenden Empfindung Gottes, die alles bis dahin Gewordenen inne wird, und aus seiner schöpferischen Reaktion darauf zu neuem Werden geboren. Dieselbe Empfindung Gottes aber, die in jedem Moment die ganze unendlich komplizierte Konstellation der Dinge erlebt, spürt damit zugleich die innere Verfassung und äußere Lage aller Menschen und vernimmt die Bewegung ihrer Herzen, die sich im Gebete ausspricht. Darum ist jedes Gebet ein bestimmender Einschlag in die Fülle der Eindrücke Gottes, die zu dem Ausdruck seines Waltens führen, das wir Geschichte nennen.

Aber was nun aus dieser Empfindung schöpferisch hervorgeht, tritt durchaus in den Werdeordnungen und Naturgesetzen zu Tage, welche die unerschütterliche Verfassung der göttlichen Offenbarung in Natur und Geschichte, im körperlichen und geistigen Wesen ausmachen. Willkürlichkeiten gibt es da nicht. Der Zusammenhang wird nirgends zerrissen. Alles ist gegenseitig bedingt. Die göttliche Einwirkung beruht durchaus auf dem Eindrucke, den er empfängt. Wie Sturmeswehen und Meereswogen greift beides ineinander. Wir können uns das natürlich nicht anschaulich vorstellen, weil es jenseits der Grenzen endlicher Sehkraft liegt. Aber wir haben innerhalb der Endlichkeit Analogien, die uns allerdings auch im letzten Grunde Geheimnisse bleiben: einmal das persönliche Leben in der ihm möglichen Überlegenheit über das Schicksal und dann der direkte, unmittelbar eingreifende Einfluß des Geistes auf den Körper durch Konzentration des Willens. Auch hier

werden nirgends Naturgesetze durchbrochen, sondern es ist genau so wie überall in der Wirklichkeit: wohin man kommt, überall entdeckt man dieselben festen Ordnungen in ihrem lautlosen Walten. Was der Menschen Augen verblendet und ihnen ein Geschehen unmöglich scheinen läßt, das durch unser Beten veranlaßt wird, das ist der Schein der Oberfläche, der ihnen verbirgt, was dahinter liegt. Sie sehen da einen scheinbar maschinenmäßigen Mechanismus und bemerken nicht, daß dahinter ein organischer Säftedrang und Blutumlauf persönlichen Lebens waltet, mit dem jeder Mensch Fühlung gewinnt, der zu sich selbst kommt und damit die Lebensschwingungen Gottes spürt.

Wie töricht nehmen sich doch alle diese Versuche mit unzulänglichen Mitteln aus, sich Gottes Wesen und Walten vorzustellen! Ebenso töricht wie die Frage, ob Gott Gebete erhören kann und ihren Anregungen durch sein Wirken und Fügen Folge zu geben vermag. Aber auch, wenn uns das nicht bloß aus Motiven des Glaubens, sondern auch nach dem uns möglichen vernünftigen Ermessen keine Frage mehr ist, dann gilt erst recht, daß wir alles in Gottes Willen stellen sollen, daß wir ihn nicht zu besonderen Kundgebungen herausfordern und daraufhin leben dürfen. Ich bitte ausdrücklich darum, nachzulesen, was ich über Gottversuchen ausgeführt habe (S. 14—21). Ich mag es nicht wiederholen, aber es ist eine notwendige Ergänzung meiner gegenwärtigen Darlegungen. Stellen wir aber alles in Gottes Willen, dann dürfen wir auch sicher sein, daß sich alles zu unserm Besten wendet, was uns im Gebet beschäftigt. Ob unwillkürlich oder durch die göttliche Beeinflussung unsers Selbst dafür oder durch sein Fügen von Umständen und Begebenheiten, das ist ja gleich. Wir werden jedenfalls gedeihen durch unser Gebet.

Damit stehen wir vor der Frage:

3. Wie uns Gott erhört.

Gott erhört uns über Bitten und Verstehen, nicht nur dem Maß, sondern auch der Art nach. Es ist eine Wohltat für uns,

daß er uns nicht einfach gibt, worum wir ihn bitten, sondern daß er uns erhört. Denn das wäre schrecklich, wenn sich die Wünsche unsrer Befangenheit, Beschränktheit und Kurzsichtigkeit, unsrer Oberflächlichkeit, unsers Eigensinns und unsrer Torheit sofort in Geschehen umsetzten: wir gingen dann unfehlbar in unsrer Zauberwelt zu Grunde.

Heil uns, daß uns der Vater im Himmel göttlich erhört! Alles, was uns bewegt, läutert sich in seinen Augen von der unreinen Begierde, die unser Innerstes trübt, von der egoistischen Beschränktheit, die unsern gemeinschaftlichen Zusammenhang verkennt, von der Blendung des Augenblicks, der uns die bleibenden Werte verschließt, von der Unbedachtheit, die willkürlich verfährt, am Einzelnen haftet und das Nächstliegende übersieht, kurz von dem vielen Allzumenschlichen, das uns zu keiner reinen, tiefen, wesentlichen und umfassenden Auffassung der Lage, unter der wir leiden, kommen läßt. Im Auge Gottes verschwindet das alles vor dem Wahrheitsmoment und Lebenssehnen, das in unserm Gebet aufleuchtet. Wenn er es empfindet, tauchen die Regungen unsers Herzens in dem Herzen des Vaters unter und werden hier von seiner unendlichen Klarheit aufgenommen und von der ganzen Herrlichkeit seiner überschwänglichen Liebe überströmt. So erhört uns Gott. Und was dann in ihm schöpferisch ausgelöst wird, das strömt auf uns zurück, durch alle Schleier endlicher Befangenheit immer noch ein Strahl göttlicher Energie und Klarheit, und setzt sich von ihm aus um in hülfreiches Walten, daß wir sofort erleben, wenn wir es auch nicht gleich spüren, sondern vielleicht erst spät erkennen.

Gott antwortet und handelt auf unser Gebet, wie es ihm gemäß ist. Wir wenden uns nicht umsonst an die oberste Instanz und an das persönliche Wesen des Weltalls. Wer kann sich da wundern, wenn uns aus seiner unendlichen Überlegenheit Antwort wird auf das Geflatter unsrer Gedanken, das jeder Augenblick in uns Winzigkeiten aufjagt. Statt uns zu wundern, sollten wir uns glücklich preisen, daß uns diese unschätzbare Gnade zu teil wird.

Wir wären ja verraten und verkauft, wenn nicht diese unendliche väterliche Macht hinter allen unsern Erlebnissen waltete, uns zum Leben befähigte und uns im Leben führte: wenn wir selbst übersehen, entscheiden und wählen müßten.

Unsrer Weisheit letzter Schluß ist doch, daß wir erst dann die Überlegenheit im Leben gewinnen und es heilsam zu führen vermögen, wenn es uns gelingt, in allem und jedem den göttlichen Tiefsinn zu spüren, der nach persönlicher Offenbarung durch uns verlangt und drängt. Also wird auch all unser Bitten immer nur ein Anklopfen sein, daß sich Gott vernehmen lasse und uns den Weg weise. Wenn wir glücklich hinter die Lebensweisheit gekommen sind, was werden soll, uns nicht mehr auszudenken und zu konstruieren, sondern zu warten, was wird, so werden wir doch erst recht nicht im Gebete der Torheit verfallen, die damit überwunden ist.

Deshalb können wir Gott um nichts bitten, ohne es ihm gleichzeitig ganz anheim zu stellen: seiner höheren Einsicht, seinem umfassenden Überblick, seinen hohen Absichten. Je heißer unser Interesse an etwas ist, um so leidenschaftlicher muß unser Wunsch sein, daß bei der Erhörung nicht wir, sondern er ganz allein zur Geltung komme. Denn dann ist er es, der uns den Lebensweg bereitet, und wir dürfen getrost sein: wir werden gut dabei fahren.

Zweifellos sind wir dann oft aufs Äußerste darüber betreten, wie er uns erhört. Das kann nicht anders sein. Es wird gar oft gegen unser Meinen und Wünschen ausfallen. Dann glauben die Leute, Gott habe sie nicht erhört und finden sich im Bewußtsein ihrer Unwürdigkeit demütig darein. Was sind das für verkehrte Auffassungen! Wenn etwas anders ausschlägt, als wir wünschen, und anders geht, als wir vor hatten, so ist das eher ein Beweis, daß uns Gott erhört hat, als wenn sich unsre Beschränktheit verwirklicht hätte. Dabei ist er doch entschieden zur Geltung gekommen und nicht unser Begehren.

Freilich bliebe das eine verwegene Paradoxie, wenn wir dann nicht immer positiv erlebten, daß diese Antwort Gottes eine wirklich

erlösende und erfüllende Erhörung war, so wenig sie es im Augenblick erschien. Aber das erfahren wir ja immer. Dem rückwärts schauenden Blick des Auges, das von Gott erleuchtet ist, offenbart sich immer die göttliche Herrlichkeit seiner Erhörung in der Fülle seiner Gnade und in ihrer unermeßlichen Tragweite für unser Leben. Wer das nicht nachher erfährt, dem fehlt entweder noch der genügende Abstand oder der helle Blick dafür.

Wie erhört uns Gott? Von sich aus, aber nicht nur aus seinem Einblick, sondern auch aus den treibenden Motiven seines Waltens, aus dem energischen Streben nach seinem Ziel.

Wir bitten zentrifugal, Gott erhört uns zentripetal. Wir sind auf das Einzelne, Äußerliche, Kleinliche, Vergängliche gerichtet. Aber er richtet uns auf das Große, Ganze, Wesentliche, Ewige. Durch die Art, wie er unser Bitten erfüllt, lenkt er uns darauf und öffnet unsern Blick dafür, so daß wir seinem Zuge mit der Bewegung unsers Herzens folgen. Wir verlieren uns nur zu leicht mit unsern Wünschen in einem zersplitternden Vielerei oder kaprizieren uns auf etwas, was gar keinen Lebenswert hat. Gott vernimmt uns aber aus der Einheit alles Seins und der Quelle alles Lebens, die er ist. Aus ihr vernehmen wir deshalb auch das Echo. Die Gegenbewegung Gottes, die unser Gebet auslöst, offenbart uns vielleicht die Wertlosigkeit unsrer Liebhaberei, um die wir bangten, oder zerschlägt sie, damit das Lebenswerte hervortreten kann: das ist seine Erfüllung unsrer Bitte.

Wir bitten egoistisch. Gott sieht uns nur als Glieder der Gemeinschaft und behandelt uns als solche. Er wehrt die Zudringlichkeit unsrer eigennützigen Beschränktheit ab und treibt uns durch seine Reaktion der gliedlichen Empfindung und dem gemeinschaftlichen Leben zu, auf das für uns alles ankommt. Gewiß werden dann die wenigsten eine solche Erfüllung ihrer Bitte verstehen, aber das tut nichts. Er kann gar nicht anders, als von sich aus erhören. Wenn er sich zu uns neigt, so neigt sich die Wahrheit zu uns. Auf den Erguß unsers unwahren Wesens entfalten sich von ihm aus die Tendenzen des Eigentlichen, wie es sein sollte, und treiben

uns dazu. Ob er dafür bei uns Verständnis und Gegenliebe findet, macht nichts aus. Denn die innere Notwendigkeit seines Wesens äußert sich rücksichtslos wie — die Naturgesetze.

Wir bitten um Erleichterung von der Last des Lebens. Gott hilft sie uns tragen. Wir flehen: behüte uns vor dem Unglück, vor dem Verlust, nur das nicht. Gott hört uns und zeigt uns die erzieherische Bedeutung von dem, was er uns nicht erspart. Wir klagen über peinliche Ansprüche des Lebens: er offenbart uns die unendliche Bedeutung ihrer Lösung. Wir sträuben uns gegen unangenehme Aufgaben, er läßt sie für uns Reiz gewinnen. Wir seufzen, daß die Anforderungen über unsre Kräfte gehen: er gibt uns Kraft und Gelingen.

Wir wollen immer mit unserm Gebet unwillkürlich herunter. Es ist der Zug unsrer Schwere, unsrer Trägheit: er zwingt uns durch sein Erhören immer hinauf und läßt uns höher kommen. Wir möchten gern wegschaffen, loswerden, aber Gottes Streben, das in seiner Erhörung zum Ausdruck kommt, geht immer auf Erfüllen und Vollenden, auf die Offenbarung der verborgenen Herrlichkeit.

Gott antwortet uns immer so, daß der Zug zum Vater spürbar wird, daß wir zu ihm gedrängt werden. Wenn sich in unsern Sehnsüchten so oft ausspricht, wie wir uns verlaufen, so ist sein Antworten immer ein Suchen des Verlorenen. Allen ungesunden Regungen antwortet eine heilende Behandlung des Kranken. Verfangen wir uns mit unsern Wünschen im Vergänglichen, dann löst er uns so oder so heraus. Alles, was wir von Gott vernehmen, sucht uns zurecht zu setzen, in die Richtung des Lebens Jesu zu bringen, die Lust an Gottes Willen zu wecken und auf das Ziel der Menschheit hinzuwenden. Gott geht auf uns ein in allem, aber er verleugnet sich nirgends, sondern spricht immer sich selbst aus und erfüllt unser Sehnen nach den inneren Gesetzen und Absichten seines Waltens.

Wenn so viel darüber geklagt wird, daß Gott nicht die Gebete erhöre, so liegt das nur daran, daß man ihn nicht versteht.

Wer sich immer oberflächlich darein schickt, wenn sein Wunsch scheinbar nicht in Erfüllung geht: es war nicht sein Wille, und weiter läuft, statt zu fragen, was will er dir damit auf deine Bitte sagen, was ist denn nun sein Wille, der wird freilich niemals dazu kommen, Gott zu verstehen, und wenn er es einmal meint, wird er ihn mißverstehen. Solange wir ihn aber nicht verstehen, gibt es für uns keine fruchtbare Erhörung. Die göttliche Rückwirkung erfolgt ja immer Aber so lange wir nicht vernehmen, was Gott damit will, hat sie keinen Lebenswert. Erst wenn uns das aufgeht, spüren wir überall, wie er uns antwortet, und können dann von unsrer Fühlung mit ihm das Leben haben, was wir davon haben sollen.

4. Was wir bitten sollen.

Wir sollen bitten, was uns innerlich bewegt. Das ist nicht anders möglich, wenn das Gebet eine unmittelbare Äußerung unsers innersten Empfindens sein soll. Und darauf kommt alles an. Durch jeden Zwiespalt zwischen den bewegenden Interessen unsers Herzens und unsrer Aussprache Gott gegenüber zieht die Heuchelei ein. Wie groß muß dann dort das Verhängnis sein, wo sich das Beten auf einem viel höheren Niveau oder gar in einer gegensätzlichen Richtung bewegt, als das persönliche Leben der Menschen!

Darum muß unsre Frage lauten: was sollten wir eigentlich vor Gott bringen? Und die Antwort kann nur sein: was uns eigentlich im Innersten bewegen sollte. Das können wir aufrichtig aber nur erbitten, wenn es uns auch tatsächlich und praktisch, nicht bloß theoretisch und pflichtgemäß am Herzen liegt. Deshalb gewinnt unser Gebet nur dadurch den rechten Gehalt, daß unser Wesen und Leben Wahrheit wird: dann werden unsere Sehnsüchte mit den göttlichen Intentionen harmonisch zusammen klingen.

Die meisten Menschen bitten um die Notdurft ihres Lebens. Sie klagen über die Schwierigkeiten und Bedrängnisse, sie liegen Gott an um ihr Glück. Das ist ein Zeichen, daß ihre Fühlung mit Gott noch nicht lebendig ist. Sonst würden sie darüber gewiß sein, daß unser Vater weiß, was wir bedürfen, und uns gibt, was

wir brauchen. Sie würden in ihrer Notlage Gott nur ihres Vertrauens versichern. Wer sich noch sorgt, wird sich natürlich auch im Gebete sorgen: denn es wird unwillkürlich ein Ausdruck seiner Sorge werden. Aber wer seine Sorge ein für allemal auf Gott geworfen hat, der wird ihm ruhig und zuversichtlich alles anheim stellen. Die Frage ist nicht, ob wir Gott auch um Kleines bitten dürfen — warum nicht? — aber unser Interesse sollte sein, groß denken zu lernen, daß uns das Kleinliche nicht mehr kümmert. Wie kann man aber in Fühlung mit Gott stehen, ohne etwas von dem Zuge seiner Größe in sich zu spüren! Weil der Schwerpunkt unsrer Persönlichkeit nicht im Kleinlichen, Äußerlichen und Unwesentlichen liegen soll, deshalb sollten wir gar nicht dazu kommen, Gott darum zu bitten. Weil alles das gar nicht unser Innerstes bewegen sollte, deshalb sollte es sich gar nicht vor Gott drängen können.

Das Heil unsrer Seele, die Erlösung unsers Selbst und die Entfaltung unsers ursprünglichen Wesens: das sollte der Herzschlag unsers Lebens und damit das Leitmotiv unsers Gebets sein. Der innere Druck unter unsrer Unreinheit, Widernatur, Verkommenheit, die immer neue Erschütterung über unsre Stumpfheit für das eigentliche Leben, über unsern Hang zum Gottwidrigen, über unsre Trägheit im Höherdringen, über unsre Erbärmlichkeit, Leichtfertigkeit, Oberflächlichkeit und sentimentale Weichheit, das Leiden unter unsern Befangenheiten, Unsicherheiten und Willkürlichkeiten sollte sich im Schluchzen unsrer Seele lösen, wenn wir Gottes Angesicht suchen. Die tiefe Sehnsucht nach ursprünglichem Wesen und persönlichem Leben, nach Kraft und Wahrheit, nach Quellen der Liebe und Vollmacht der Hilfe, nach der Neuordnung der Dinge und der Offenbarung der Herrlichkeit Gottes sollte unsre Bitten erfüllen.

Unsere Gebete müßten über unser Ich hinaus getrieben werden, nicht nur zur Fürbitte für andere, sondern vor allen Dingen in die großen Interessen Gottes hinein, die er uns immer wieder durch alle seine Heimsuchungen und Lebenswinke fühlen läßt. Unser Flehen zu ihm müßte bezeugen, daß wir wirklich am ersten nach dem

Reiche Gottes trachten und nach seiner Verfassung in uns. Aber das kann es natürlich nur, wenn dieses Verlangen tatsächlich das beherrschende Interesse unsers Lebens ist.

Es wird so viel „im Namen Jesu" gebetet, und man meint, damit wie mit einer Zauberformel Gott bewegen zu können, daß er uns erhöre. Aber im Namen Jesu beten heißt sich auf ihn berufen. Wie können wir uns aber auf ihn berufen, wenn wir „beten wie die Heiden", oder wenn wir ganz anders gesinnt sind als er, wenn wir nicht tun, was er uns sagt, wenn unser ganzes Leben ihm widerspricht, wenn nicht unser Innerstes erfüllt ist von der großen Sache Gottes und allein für die Offenbarung seiner Herrlichkeit glüht? Wie können wir im Namen Jesu beten, wenn wir ihn durch unser Gebet verleugnen, von unserm Leben ganz zu schweigen? Das mögen die beantworten, die es fertig bringen. Ich meine, wir können vorläufig nur im Namen Jesu um Erbarmen über unsre Verlogenheit, Halbheit und Verkommenheit flehen und von Herzen bitten, Gott möge uns helfen, daß wir ganz anders werden, daß uns die Wahrheit frei mache und in uns Gestalt gewinne. Aber so lange daneben für uns irgend etwas anderes noch wesentliches Interesse hat, können wir auch das nicht einmal, denn dann wäre es nicht wahr.



Das Vergängliche und das Bleibende im Christentum.

Ueber das Vergängliche und das Bleibende im Christentum zu reden, ist an und für sich schon in vieler Augen eine Ketzerei, weil sie nichts darin als vergänglich anerkennen, sondern alles für bleibend erachten. Und es ist so schwer, mit ihnen darüber zu verhandeln, weil sie es für eine religiöse Pflicht, wenn nicht gar für eine Vorbedingung des Heils halten, alles kirchlich Überlieferte als unantastbar anzusehen. Es erscheint ihnen wie eine Sünde, etwas in Frage zu stellen, und das ist es vielleicht auch für sie, weil sie außerstande sind, die Frage zu beantworten. Deshalb ist es richtiger, sie gar nicht erst aufzuwerfen. Die unfreie Treue im Kleinlichen und Unwesentlichen zeugt immer von einer Unfähigkeit eigenen und selbständigen Urteils über das Wesentliche. Aus Angst, um etwas Wesentliches zu kommen, nehmen sie alles in Bausch und Bogen an, und halten auch das Unwesentliche für wesentlich, bleibend, verbindlich. Im Katholizismus ist diese Haltung zum Heilsprinzip erhoben, im Protestantismus ist sie in dem Maße, als er sich innerlich dem Katholizismus

nähert, Praxis geworden. Aber sie hat hier kein inneres Recht. Denn das Prinzip des Protestantismus gegenüber der Ueberlieferung ist Fragestellung und Kritik.

Das Recht, im Christentum zwischen Bleibendem und Vergänglichem zu scheiden, ergibt sich aus seinem gottmenschlichen Charakter. Alles Menschliche ist bis zu einem gewissen Grade wandelbar, und was wandelbar ist, das ist vergänglich. Deshalb hat die Frage nach dem Vergänglichen und Bleibenden in der Geschichte des Christentums auch nie ganz geruht, wenn sie auch oft mehr auf Scheidung des Wertvollen und Wertlosen, des Wesentlichen und des Unwesentlichen hinausging. Im Grunde handelt es sich aber immer um dasselbe. Unsre Zeit faßt alles geschichtlich auf, deshalb behandelt sie auch die Frage nach dem Wesentlichen im Christentum historisch.

Um die rechte Stellung zu der Frage nach dem geschichtlichen Werden und geschichtlich Gewordenen im Christentum zu gewinnen, müssen wir uns aber vergegenwärtigen, daß seine Entwicklung von zwei entgegengesetzten Strömungen vorwärts getrieben wird, die sich in seiner Auffassung und Verwertung gegenüber stehen und bekämpfen. Ihre Spannung und Auseinandersetzung war viel mehr die treibende Kraft des Werdens im Christentum, als die Entfaltung des göttlichen Samens im persönlichen Leben und das fortschreitende Kommen des Reiches Gottes unter den Menschen. Die beiden großen Richtungen, die immer wieder in den verschiedensten Gestalten auftauchen, seien der Einfachheit wegen als rechte und linke oder orthodoxe und liberale oder konservative und fortschrittliche bezeichnet. Jede war immer einseitig und wurde deshalb der Wahrheit nur einseitig gerecht. Etwas einseitig auffassen heißt aber es verkehrt auffassen.

Die eine Richtung betonte das Bleibende, die andere das Wandelbare im Christentum, die eine das Göttliche, die andere das Menschliche, die eine das Objektive, die andere das Subjektive. Die eine suchte zu konservieren, die andere fortzubilden. Die eine fühlte sich im Gegensatz zur kulturellen Entwicklung und

hütete die Offenbarung mißtrauisch vor ihr, die andere schritt mit der Zeit fort und suchte sich von da aus das Evangelium immer aufs Neue zu vermitteln. Beide haben Recht. Aber durch ihre Einseitigkeit und Beschränktheit taten sie beide dem Unternehmen Jesu Unrecht.

Die konservative Richtung wehrte sich gegen die innewohnende Entwicklungstendenz des Reiches Gottes, die wir so energisch von Jesus zu Paulus vorwärts drängen sehen. Aus Angst, Wesentliches durch die Wandlungen zu verlieren, und aus Unfähigkeit, Wesentliches und Unwesentliches zu unterscheiden, hielt man, sobald der unruhige Fluß persönlichen Werdens in der neuen Religion zur Ruhe gekommen war, die religiöse Erscheinung der empor gekommenen geistigen Macht fest und konservierte die Gestalt, die sie in Lehren, Sitten, Gesetzen und Einrichtungen gefunden hatte. Der Fortschritt, den man zuließ, bestand nur im Ausbau des Gewordenen. Die Überzeugung, daß durch Ausprägung der lebendigen Formen des unaufhörlich neu gestaltenden Lebens zu unwandelbaren festen Formen die Offenbarung am besten gehütet und überliefert werden könne, führte zu einer fortschreitenden Erstarrung der neuen Schöpfung, die Jesus als einen lebendigen Organismus persönlichen Lebens gebracht hatte. Gewiß zunächst nur an der Oberfläche. Aber sobald die Oberfläche erstarrt, verkümmert und erstickt schließlich das Leben, denn die Erstarrung schreitet nach innen fort: die neue Schöpfung wird frommes Gebahren, Rechtgläubigkeit, Kultus von Überlieferungen. Je mehr die Schale erstarrt, um so hohler wird der Kern. Das ist die Art und das Schicksal des kirchlichen Konservativismus zu allen Zeiten, vor und nach der Reformation gewesen.

Auf der andern Seite suchte man „die Religion fortzuentwickeln", zeitgemäß zu gestalten, der jeweiligen Weltanschauung anzupassen. Da das aber kein unwillkürlicher Vorgang im geistigen Leben war, der unmittelbar im Laufe der Zeit die Ausdrücke des Bewußtseins und die Formen des Lebens frei, aber innerlich notwendig wandelte, sondern theologische Arbeit, die umzubilden,

zu übertragen und zu sichten suchte, so erlag man der Gefahr, Wesentliches im Christentum, das man fremd empfand, als veraltet aufzugeben und das augenblickliche Verständnis zum Maßstabe der Wirklichkeit des Vergangenen zu machen. So entstand die berüchtigte rationalistische Strömung, die über den gewaltigen Heilstatsachen mit der beschränkten Vernunft eines Bildungsphilisters, der nie etwas dergleichen erlebt hat, zu Gerichte saß. Ihre Methode, um das eigentlich Aufgegebene doch noch zu retten, war zu allen Zeiten immer dieselbe, es zu „vergeistigen", „im übertragenen Sinne zu verstehen". Vergeistigen hieß aber immer nur das Wesentliche verflüchtigen, das eigentlich Lebendige verdampfen lassen. Wenn man da z. B. das Göttliche im ursprünglichen Christentum für eine bloße mythologische Anschauungsform erklärte, so läßt sich daraus erkennen, daß man auch vor dem äußersten Wagnis nicht zurückschreckte, das Christentum von seiner Wurzel zu trennen. Dann behält man allerdings nur unwesentliche Elemente, die man willkürlich gestalten kann.

Beide Richtungen sind außerstande, der Frage nach dem Vergänglichen und dem Bleibenden im Christentum gerecht zu werden, weil sie dem ursprünglichen Christentum nicht gerecht werden. Sie gehen ihm weder auf den Grund, um hier das Wesen des Christentums festzustellen, das wir mit Sicherheit doch nur an seiner Quelle erfassen können, wo es noch echt und ursprünglich, unverdorben, unvermengt und unverdünnt zutage tritt. Noch lassen sie es zu Worte kommen, indem sie daraus, was damals war, die Folgerung ziehen, was es überall sein muß, wo es in Wahrheit und Leben überhaupt vorhanden und echt geblieben ist. Denn wir müssen die Antwort in der objektiven geschichtlichen Erscheinung suchen, wenn wir sicher gehen wollen. Sobald wir sie selbst geben wollen, stehen wir auf dem Boden subjektiver Willkür.

Deshalb müssen wir zu allererst die Frage nach dem Wesen des Christentums aufwerfen und sie historisch beantworten, ehe wir über Bleibendes und Vergängliches im Christentum etwas sagen

können. Und darum ist und bleibt es gegen frühere Zeiten ein Fortschritt, daß diese Frage in unsrer Zeit im geschichtlichen Sinn aufgeworfen worden ist.

1. Das Wesen des Christentums.

Was ist das Wesen des Christentums? Ist es eine Religion, ein Kultus oder eine Weltanschauung oder eine Moral?

Und wenn es eine Religion ist, worin besteht dann das Wesentliche dieser Religion gegenüber den andern? Der Monotheismus ist es nicht, der Erlösungsgedanke auch nicht. Was ist also das Wesentliche der christlichen Religion? Etwa bloß ihre Vollkommenheit gegenüber den andern, weil sie das menschliche Wesen richtig erfaßt und ihm am meisten gerecht wird? Oder ist das Wesentliche dieser Religion die Heilsbedeutung des Opfertodes Christi? Oder die Idee des Gottesreiches? Oder ist es der Gedanke der Gnade, der Gerechtigkeit aus Glauben? —

Gesetzt aber sein Wesen wäre ein Kultus, was ist dann das Wesentliche in diesem Kultus? Die Pflege der erhabenen Idee Gottes ist es nicht, denn die betreibt das Judentum, der Islam ebenso. Ist es dann vielleicht die göttliche Verehrung Christi? Oder ist es das täglich vom Priester wiederholte Meßopfer? —

Wenn aber das Christentum im Grunde eine Weltanschauung ist, was ist dann das Wesentliche in ihr? Ist es der Dualismus zwischen Gott und Welt, Licht und Finsternis, Geist und Fleisch, Offenbarung und Natur? Oder ist das Wesentliche die Grundanschauung von einem persönlichen Gott? Oder der Gedanke eines Weltheilandes und seiner Erlöserrolle in der Menschheit? —

Und endlich, wenn das Christentum seinem Wesen nach Moral wäre, ist dann das Wesentliche in ihm die negative Stellung zum Leben, die Askese? Oder die allgemeine Menschenliebe, der Altruismus? Oder eine Sittlichkeit aus Furcht vor dem Jenseits? —

Ich werfe diese Fragen auf, damit man einen konkreten Eindruck von der Frage nach dem Wesen des Christentums bekommt und einsieht, daß sie nicht durch Überlegung und eine Einordnung

in das Fachwerk geläufiger Begriffe beantwortet werden kann, sondern nur durch die Untersuchung der geschichtlichen Erscheinung seines Ursprungs. Ungeblendet durch die üblichen Kategorien müssen wir dem Unternehmen Jesu in seiner ganzen Eigenart und Einzigartigkeit gerecht werden, um zu erkennen, was sein eigentümliches Wesen war.

Was wollte Jesus? Er hat sich selbst darüber klar ausgesprochen: „ich muß das Reich Gottes ausrufen, dazu bin ich gesandt." „Ich bin gekommen die Sünder zur Sinnesänderung aufzurufen". „Des Menschen Sohn ist gekommen, zu dienen und sein Leben zur Erlösung für viele zu geben". „Des Menschen Sohn ist gekommen, zu suchen und zu retten, was verloren ist". Oder in der Johanneischen Fassung: „ich bin gekommen, daß sie das Leben und volles Genügen haben sollen.

Das hatte nun zweifellos für Jesus nicht die Bedeutung von Ideen, Lehren, Kultushandlungen, deren Anerkennung und Übung er erlangen wollte, sondern von Ereignissen: „das Reich Gottes kommt", von Vorgängen: „ihr müßt von neuem geboren werden", von einem persönlichen Unternehmen: „ich bin gekommen ein Feuer anzuzünden; und was wollte ich lieber es brennete schon, aber ich muß mich zuvor taufen lassen mit einer Taufe, und wie bin ich so bang, bis daß es vollendet sei". Es war auch nicht die Vertröstung auf ein goldenes Zeitalter, dessen Erwartung verbreitet werden sollte. Das Reich Gottes ist ebenso ein zukünftiges in der Vollendung wie ein gegenwärtiges im Anbruch: „wenn ich die Dämonen durch den Finger Gottes austreibe, so ist das Reich Gottes gekommen".

Niemand kann die Evangelien lesen, ohne den Eindruck zu gewinnen, daß es Jesu weder auf Ideen, noch Lehren, weder auf Formen, noch Einrichtungen, geschweige auf Kultus ankam. Es ging ihm um eine neue Zeit und neue Zustände, um eine Verfassung alles Menschlichen von Gott aus, um eine Neuordnung aller Dinge von innen heraus. Herbeiführen wollte er sie durch die Tat und Wirkung seiner Persönlichkeit, durch den Einsatz

seines Lebens. Zuteil werden sollte das Neue der Empfänglichkeit der Sehnsucht und des Glaubens durch die enge Pforte innerer Umwandlung, durch ein Sterben und Werden des inwendigen Menschen. Die Erlösung war kein Glaube, sondern eine Erfahrung, die man machte: das persönliche Erlebnis der Befreiung des Selbst aus Bann und Verderben, und eine Entbindung des eigentlichen Wesens zu neuem Leben aus unerhörten Kräften.

Das sah er kommen und werden und in seiner Entfaltung bevorstehen. Feste Vorstellungen darüber hatte er nicht: über das Kommen des Reiches Gottes finden wir sowohl für die Entwicklungstheorie wie für die Katastrophentheorie Worte genug bei ihm, aber er lebte in der lebendigen Spannung nach diesem Ziel, und in seinem Leben und Wirken trat das neue Geschehen ins Leben.

Das Wesen des Christentums ist also eine neue Schöpfung, die Wiedergeburt des ursprünglichen Wesens und die göttliche Verfassung alles Menschlichen, eine neue Art Leben, die praktische Lösung des Problems Mensch. Es ist nichts spezifisch Religiöses, sondern etwas allgemein Menschliches: die Menschwerdung, die Verwirklichung dessen, worauf es von Anfang an mit der Entstehung der Menschen abgesehen war.

Wo das im Werden ist, wo Gott rein, durchgängig und wahrhaftig zur Geltung kommt, wo seine Verfassung des Menschen, der Menschengemeinschaft und die Neuordnung aller Dinge tatsächlich Gestalt gewinnt, wo der Wille Gottes der bewegende Nerv im Leben der Menschen wird, da wird das Vorhaben Jesu geschichtliches und persönliches Ereignis, da ist das eigentliche und echte Wesen Christi vorhanden, da steigt das Neuland Gottes empor aus den chaotischen Fluten, da werden Menschen ursprünglichen Wesens, da ist eine ganze neue Art Leben. Wo das aber nicht objektiver Bestand und persönliche Wirklichkeit ist, sondern wo nur eine darauf bezügliche Anschauung herrscht und eine christliche Lebensrichtung gepflegt wird, da mag in verschiedenen Graden der Reinheit Christentum sein, aber da ist nicht Reich Gottes, da ist christliche Religion, aber nicht eine neue Schöpfung.

Das Wesen der geschichtlichen Erscheinung Jesu ist also, daß durch ihn die persönliche Fühlung zwischen empfänglichen Menschen und der verborgenen Lebensmacht des Alls hergestellt wurde, und dadurch die schöpferische Bewegung der Menschwerdung in den Einzelnen und in der Gesamtheit in Gang kam, welche das Persönliche im Menschen erlöst, lebendig in Gott verfaßt, zu voller Entfaltung und reiner Bildung des ursprünglichen Wesens führt und wahrhaftiges Leben hervorquellen läßt, welche die Mannigfaltigkeit der Menschen neuen Werdens zu einem Zellengewebe lebendiger Persönlichkeiten organisch vereinigt. In diesem weltgeschichtlichen Vorgang, der seines gleichen nur in dem naturgeschichtlichen Vorgang der Entstehung und Entwicklung der Lebewelt hat, beruht die unvergleichliche Eigentümlichkeit und die geschichtliche Einzigartigkeit der Lebensbewegung Jesu.

Es ist eine Umwälzung auf dem ganzen Gebiete des menschlichen Wesens und Lebens von Grund aus, die von der Erlösung und Wiedergeburt der entarteten, gebundenen, verkommenen und verfinsterten Personen zu reinen Gestalten ursprünglichen Wesens ausgeht und in alle Gebiete, Verhältnisse und Beziehungen menschlichen Seins fortschreitet, um alles neu zu ordnen, nach der wirklichen Bestimmung umzuwandeln und so das ungeheure Verhängnis des Übels, das auf der Menschheit lastet, in Heil und Herrlichkeit umzukehren.

Das Wesen dessen, was Jesus wollte und brachte, sind also der *Art nach* durchaus objektive Ereignisse: Erlebnisse und Vorgänge im persönlichen und allgemeinen Leben der Menschen, die sich genau so vollziehen, wie irgendwelche Naturvorgänge unter bestimmten Voraussetzungen, auf Grund bestimmter Ursachen, nach bestimmten Gesetzen, dem *Gehalt nach* aber die Umwandlung des persönlichen und allgemeinen menschlichen Chaos in einen lebendigen Organismus der Menschheit, der eine schöpferische Offenbarung des verborgenen Gottes in endlicher Herrlichkeit ist.

2. Das Bleibende im Christentum.

Ohne Zweifel ist das, was wesentlich ist, bleibend und zwar seiner Art wie seinem Gehalt nach, d. h. wo Reich Gottes wirklich ist, da müssen die Elemente seines Wesens, die es ausmachen, vorhanden sein.

Bleibend ist also Gott, der lebendige und verborgene, der sich in dem neuen Wesen und Geschehen offenbart. Nicht irgend einen Begriff Gottes meine ich, sondern die unsagbare lebendige Wirklichkeit, die wir mit dem Namen Gottes andeuten: die Lebensmacht des Alls, deren schwingendes Leben in jedem dafür empfänglichen Menschen zur schöpferischen Energie eines neuen Daseins wird und wie der überall wiederherstellende Drang der Natur nach Erlösung und Vollendung der Menschheit ringt.

Bleibend ist der Mensch, wie er vorläufig vorhanden ist, in seiner Entartung, Gebanntheit und Gottesferne, in seinen Sünden und in seinem Sterben, in seiner Erlösungsbedürftigkeit und Erlösungssehnsucht. Daran ändert kein Kulturfortschritt etwas. Dieses Verhängnis besteht und waltet, ob es die Menschen empfinden oder nicht, ob sie es leugnen oder übertreiben: es ist ganz unabhängig von unserm Bewußtsein davon. Chaos bleibt Chaos, und wenn es sich tausend Mal als Kulturblüte gebärdet.

Bleibend ist Jesus als der einzige Grund, der jemals zu dem lebendigen Bau der Menschheit gelegt worden ist, als der Eckstein, auf den jeder gefügt werden muß, der daran teilhaben will. Er hat die Grundlage zu dem großen Schöpfungsvorgang in der Menschheit durch seine Person und sein Werk gelegt, und die bleibt in Wirksamkeit wie ein Energiefonds von Heil und Leben, gleichgültig ob Menschen damit in Fühlung treten, gleichgültig wie sie sich die metaphysische Logik dieser Ereignisse und Errungenschaften denkend zurecht legen. Jesus Christus ist für alle Zeiten die menschlich gefaßte Quelle des Göttlichen, auf die wir angewiesen sind, wenn wir aus den unendlichen Tiefen schöpfen wollen. Er ist der Weg, denn er ist der Zugang zum Vater, und der Wegweiser,

denn er hat uns den einzigen Weg gewiesen, den es gibt, wie wir neue Menschen werden können. Er ist die Wahrheit des Menschen. Er ist die Verkörperung der neuen Art Leben. Er ist der Herr des Reiches, das werden will, denn er ist die Urzelle, an die alle angegliedert werden, und der beherrschende Geist des Lebensorganismus, welcher aus ihm erwächst. Das ist er als geschichtliche Erscheinung und als dauerndes persönliches Erlebnis, ganz unabhängig von allen Anschauungen und Werturteilen, die seine lebendige Wirklichkeit verhüllen.

Bleibend ist der Vorgang, der eintritt, wenn der Mensch durch Christus in wirkliche Fühlung mit Gott tritt. Das ist zu allen Zeiten dasselbe Geschehen, wenn das Vorhaben Jesu ein objektives persönliches Ereignis wird: das Erwachen der ursprünglichen Empfindung Gottes, des Glaubens, die lebendige Fühlung mit Christus, die innere Umwandlung, die Uwertung aller Werte, die Neuverfassung der Persönlichkeit auf Grund ursprünglichen Wesens und einer neuen Art Leben, die neue Unmittelbarkeit des Empfindens und Wollens, d. i. der neue Geist, und die Auswirkung des neuen Seins in allen Verhältnissen. Ob der Mensch auf der Kulturstufe eines Wilden oder eines guten Europäers im 20. Jahrhundert steht, ist für den Vorgang als solchen ganz ohne Belang, so verschiedenartig auch seine Erscheinung sein wird. Das Wesen dessen, was vor sich geht, ist hier wie dort genau dasselbe.

Denn bleibend sind die Gesetze des neuen Werdens. Vor allem die Vorbedingungen. Jahrhunderte lang hat man sie verkannt und davon geredet, man brauche nur zu glauben, als ob jeder glauben könnte; aber sie blieben deshalb doch immer in Kraft. Immer werden nur die aufrichtig suchenden Menschen den Zugang finden, und nur den einfachen und ganz entschlossenen wird es gelingen, durch die enge Pforte hindurchzugehen. Aber auch dieser schwer zu findende Zugang, die Wiedergeburt, wird immer unumgänglich dasselbe sein, und niemand wird vom Reiche Gottes eine Ahnung bekommen, der nicht hindurchging. Und dann das Werden selbst: es wird zu allen Zeiten, wo es über-

haupt wirklich eintritt, etwas Ursprüngliches sein, das sich selbst entfaltet und triebartig auswirkt, aber andrerseits nie zur Entfaltung kommt, wenn der Mensch nicht alles daran setzt, ihm die nötigen Daseinsbedingungen zu schaffen, die Hindernisse zu beseitigen und sich für das Gedeihen zuträglich zu verhalten. Niemals wird man mit heißem Bemühen machen können, was von selbst werden muß. Stets wird das neue Wesen, wo es echt ist, etwas Unmittelbares und Elementares sein, was aus dem Verborgenen quillt, was für den Menschen ein Erlebnis ist, das er nur auf Grund seiner Erfahrung begreift. Immer wird die Erkenntnis der Gnade folgen, wenn sie Wissen vom Leben ist und nicht eine Theorie von Einbildungen. Ebenso ist es eine unerschütterliche Naturordnung, daß das Neue nur in dem Maße wächst, als es sich auswirkt, als es sich ins Leben umsetzt und im ganzen Umkreis alles neu gestaltet. Nicht anders steht es mit dem Weiterdringen des Lebensprozesses und seinen Gesetzen, z. B. daß sich Leben nur an Leben entzündet. Ich habe nicht die Absicht, die Gesetze des neuen Werdens aufzuführen, sondern nur festzustellen, daß keins derselben, ebensowenig wie irgend ein Naturgesetz, gebrochen werden kann, daß keins in irgend einer Zeit und unter irgendwelchen Verhältnissen seine Geltung verliert.

Dasselbe gilt von den Gesetzen des Lebens. Niemand wird die neue Art Leben haben, ohne daß sich seine Gesetze unwillkürlich offenbaren. Wer es hat, wird allenthalben eine positive Stellung zu allem einnehmen, was ihm begegnet: er wird nicht auflösen, sondern erfüllen. Bei ihm wird immer der Schwerpunkt in seinem Selbst ruhen, und der Kurs seiner Lebensführung wird immer das Reich Gottes, das Ziel der Menschheit sein. Ein solcher wird unmöglich Gott und dem Mammon dienen können und niemals Schaden an einer Enttäuschung oder einem Verlust nehmen. Er wird immer an die Menschen glauben und den Instinkt der Wiedervergeltung nicht kennen. Er wird die Ordnung des Nächsten leben, unwillkürlich den einzigen Weg zu menschlicher Größe einschlagen, den andern zu dienen. Auch hier liegt es nicht an der

Erkenntnis der Gesetze, denn die neue Art Leben offenbart von selbst die in ihr treibenden Gesetze, und auch hier ändern die Zeiten und Entwicklungsstufen nichts, sondern wo Reich Gottes wird, treten die Gesetze seines Lebens in Kraft.

Das ist das Bleibende im Christentum, alles andere ist wandelbar. Das sind die objektiven Grundlagen seines Bestandes, denn es sind die konstituierenden Elemente seines Wesens. Wo sie in lebendiger Wirklichkeit persönliches Erlebnis und schaffendes Werden in den Menschen geworden sind, da ist wahrhaftig Reich Gottes.

3. Das Vergängliche im Christentum.

Diese objektiven Wirklichkeiten: Ereignisse, Vorgänge und Erlebnisse reflektieren sich nun, wenn sie über den Menschen kommen und ihn zu einer ganz neuen Existenz führen, in seinem Bewußtsein. Er bringt sich seine Erfahrungen und Empfindungen mit den Mitteln seiner Vorstellungswelt zur Anschauung. Er macht sich Gedanken über das, was er erlebte, und kommt durch die geistige Beschäftigung mit den Grundlagen seiner außerordentlichen Erfahrungen zu einer eigentümlichen Auffassung von Gott und Mensch, von Christi Person und Werk, von der Wiedergeburt und der Art des neuen Lebens. Das sind aber alles durchaus subjektive Reflexe und Begriffsbilder der objektiven Vorgänge im persönlichen Leben.

Diese unwillkürlich aufleuchtenden und absichtlich gebildeten Anschauungen unsers Bewußtseins sind natürlich durchaus von unserm Bewußtsein abhängig. Sie sind durch seine Vorstellungselemente und durch die Güte seiner Sehkraft bedingt und bestimmt. Deshalb müssen sie, wo sie ursprünglich aufleuchten und sich selbständig bilden, je nach den Menschen verschieden sein. Denn auf dem Grunde eines allgemeinen Zeit- und Volksbewußtseins lebt in jedem Menschen nach Maßgabe der inneren Selbständigkeit ein besonderer Vorstellungsinhalt und eine eigentümliche Anschauungsweise.

Verschiedene Menschen werden also die gleichen Tatsachen und Ereignisse, Vorgänge und Erlebnisse verschieden anschauen, beurteilen und sich verständlich machen. Aber auch die Verschiedenheit der Volksindividualität und Kulturstufe wird die gleichen geschichtlichen und persönlichen Wirklichkeiten verschieden ansehen und verstehen, die Juden anders als die Griechen, die Deutschen anders als die Syrer. Gott, der lebendige, und Jesus, der Menschensohn, wird sich in der Weltanschauung des zwanzigsten Jahrhunderts anders als in der des zweiten Jahrhunderts spiegeln. Sind aber die Vorstellungen des neuen Geschehens individuell, volkstümlich und geistesgeschichtlich verschieden und müssen sie es sein, so sind sie nicht wesentlich und bleibend, sondern unwesentlich, wandelbar, vergänglich.

Sie werden es auch nicht dadurch, daß ein gemeinsamer Vorstellungsinhalt in eine feste Vorstellungsform gebracht wird. Dadurch, daß eine herrschende Anschauung und Auffassung Lehre wird, hört sie nicht auf subjektiv zu sein, individuell, volkstümlich und kulturgeschichtlich bedingt zu sein. Sie bleibt deshalb an sich auch wandelbar und vergänglich, so sehr man sie festhalten, verehren, verbreiten und verbindlich machen mag. Die allgemeingültige lehrhafte Fassung macht nur den persönlichen Ausdruck zu einem unpersönlichen Lehrbegriff, und die lebendige Form, die sich nur dadurch schöpferisch bildet und wahrhaftiger Lebensausdruck bleibt, daß sie sich wandelt, zu einer toten Form, die das Leben hemmt und erdrückt. Aber wesentlich, bleibend und objektiv wird keine Anschauung durch eine derartige Erstarrung. So sind die christlichen Lehren und Dogmen Versteinerungen einstmaliger lebendiger Vorstellungsformen. Durch ihre Erstarrung wurden sie aber nicht objektiv, sondern tot. Darum stellt man die Dinge auf den Kopf, wenn man die Dogmen für die objektive Grundlage des Christentums und die elementaren Heilsvorgänge im persönlichem Leben für das Subjektive und Sekundäre erklärt.

In Wahrheit ist es umgekehrt: die lebendige Wirklichkeit Gottes ist das Bleibende im Christentum. Auch unser Eindruck

von ihm, von seinem Verhältnis zu uns, den wir gewinnen, indem wir ihn erleben, wird bleibend sein, da er die ursprüngliche Empfindung des wirklichen Verhältnisses zweier bleibenden Größen ist: Gott und Mensch. Aber der Begriff von Gott, den wir uns auf Grund dieses Erlebnisses machen, unsre Vorstellung von ihm ist vergänglich, denn sie ist von unsrer Weltanschauung bedingt. Früher dachte man sich Gott supranatural, über der Welt tronend, heute universal, als den alles Durchdringer, Beleber und Bestimmer.

Das gilt aber allgemein. Bleibend ist das Bekenntnis: „Jesus Christus gestern und heute und derselbe in Ewigkeit", als einfacher Ausdruck unsers Erlebnisses: „ist jemand in Christus, so ist er eine neue Schöpfung". Aber wie wir uns diesen Vorgang vorstellen und uns die Abhängigkeit unsers Werdens von der Persönlichkeit Jesu verständlich machen, das ist subjektiv: individuell, volkstümlich und geistesgeschichtlich verschieden und daher vergänglich. Bleibend ist das Bewußtsein der neuen Menschen: „Gott war in Christus, die Welt mit sich selbst versöhnend", aber ihre Christologie ist vergänglich. Bleibend ist der Eindruck von der Heilsbedeutung des Todes Christi, aber der lehrhafte Ausdruck dieses göttlichen Geheimnisses ist mannigfaltig verschieden und vergeht wie der Menschen Gedanken. Das Erlebnis der Wiedergeburt ist, wo sie persönliches Ereignis wird, immer derselbe Vorgang wenn auch in individuell verschiedener Erscheinung. Aber von unsrer heutigen Psychologie wird er anders aufgefaßt werden, als von den Vorstellungen eines Paulus.

Wer die Dinge so nimmt, wie sie sind, wird deshalb auch ohne weiteres begreifen, warum die Vorstellungsformen Jesu bleibender sind als die des Paulus: weil sich Jesus anschaulich ausdrückte, Paulus aber begrifflich. Was beide ausdrückten, ist in gleicher Weise bleibend, aber die Ausdrucksmittel sind bei Jesus dauerhafter, weil er sie dem Leben entnahm: er redete in Bildern, die allen Zeiten und Zonen geläufig sind: Vater und Sohn, Samenkorn und Pflanze u. s. f. Bei Paulus dagegen sind

sie vergänglich, denn er entnahm seine Begriffe zum guten Teil der jüdischen Theologie seiner Zeit.

Wo der Fanatismus nicht den Blick trübt, leuchten diese Dinge auch ohne weiteres ein. Nur die Beschränktheit kann das nicht einsehen, weil sie es nicht zugeben will. Ich hörte in jungen Jahren einmal von dem hervorragendsten Dogmatiker der Orthodoxie den Ausspruch: „wenn wir uns zu diesem und jenem Dogma bekennen, so bekennen wir uns nur zu dem, was unsere Väter damit ausdrücken wollten", also zu dem Vorstellungsinhalt, der bleibend ist, aber nicht zur Vorstellungsform. Denn würden wir uns zu Vorstellungsformen bekennen, so wäre das eine heidnische Verehrung kirchlicher Reliquien.

Die Erlebnisse der grundlegenden Tatsachen und Ereignisse des Heils und die erlösenden und schöpferischen Vorgänge im persönlichen Leben trafen aber nicht bloß auf eine bestimmte Vorstellungswelt, in der sie eine eigentümliche anschauliche oder begriffliche Fassung gewannen, sondern ebenso auf eine herrschende Lebensart. In ihr prägte sich das neue Leben aus und gestaltete sie um. Aber es gewann in ihr nur Gestalt und Gepräge, indem es auf ihre Formen einging.

Da war zunächst das religiöse Leben, das im Schwange ging. Das wandelte unter der Verkündigung des Evangeliums seinen Inhalt, aber es bewahrte in vieler Beziehung die Art seiner Betätigung und die Formen seiner Pflege. Dann war das sittliche Leben. Das wurde wiedergeboren, aber es gewann nicht überzeitliches Gepräge, sondern behielt seinen zeitgeschichtlichen Charakter. Dann war das gesellschaftliche Leben. Das wurde geheiligt, aber es blieb in der Art seiner Kulturstufe bestehen. Und endlich traf die Umwälzung des inneren und äußeren Lebens auf bestimmte politische und volkswirtschaftliche Verhältnisse, auf die es Einfluß gewann, aber ohne sie zu entwurzeln: es verjüngte und veredelte sie nur. Paulus wurde den Juden ein Jude und den Griechen ein Grieche. So gewann das Christentum nach allen Seiten und Beziehungen jüdisches, griechisches, römisches Gepräge.

Es liegt auf der Hand, daß diese christlichen Lebensformen ebenso veränderlich sind wie die christlichen Begriffe und Lehren, denn die Ausdrucksweisen und Gewänder, in die sich hier die bleibenden Vorgänge und Erscheinungen des neuen Lebens kleiden, sind ebenso volkstümlich und kulturgeschichtlich verschieden, wie dort die Welt der Vorstellungen, in der sie Ausdruck finden. Sind sie aber verschieden, so sind sie auch wandelbar und vergänglich. Handelt es sich nur um ein zeitgeschichtliches Gepräge des neuen Lebens, so gehört es nicht zu seinem Wesen.

Es liegt bei den Lebensformen genau so wie bei den Anschauungsformen. Es scheint hier nur einfacher und einleuchtender, weil hier nicht der Streit den Sinn verwirrt und die Sachlage verdunkelt hat. Man hat sich von der geschichtlichen Forschung, ohne darüber aufgeregt zu werden, belehren lassen, daß sich das Christentum immer den Kulturverhältnissen anpaßte und in ihren Lebensarten ausprägte, und daß sich diese christlichen Lebensformen meist ohne große Schwierigkeiten mit den Zeiten und Zonen wandelten.

Wir wissen heute genauer als früher, daß, „als der Glaube kam", er zunächst in jüdischer Religiosität seine Fassung und in ihren Formen und Weisen seine Pflege fand. Auf griechischem Boden gewann er andern Ausdruck und andre Arten der Erbauung, wie sie die dort übliche Beschäftigung mit philosophischen Fragen und die Mysterienkulte mit sich brachten, und in Alexandrien wurde er bald in egyptischer Gestalt bodenständig. Aber unter diesen verschiedenen Formen fand auch schon das Wort Verständnis: „es kommt die Zeit, wo die wahrhaftigen Anbeter den Vater im Geist und in der Wahrheit anbeten", die Emanzipation des Lebens mit Gott von gottesdienstlicher Stätte, Pflege und Form.

Ebenso trat die neue Sittlichkeit zunächst in der Rüstung jüdischer Gesetzlichkeit auf. Aber schon Paulus fiel es gar nicht ein, seine jungen heidenchristlichen Gemeinden damit zu belasten. Er trat vielmehr für die freie Entfaltung der „Gesetze des Lebens Jesu, die in uns walten" (Röm. 8, 2), in individueller Gestalt und

wachstümlicher Bildung ein. Aber seine suveräne Stellung zu sittlichen Fassungen und Formen konnte es nicht aufhalten, daß später die christlicher Frömmigkeit und Sittlichkeit die negative Stellung zum Leben einnahm und die dualistisch bestimmte Art gewann, die im zweiten und dritten Jahrhundert allgemeine Zeitrichtung war. Um so weniger wird es doch aber uns in den Sinn kommen, die jüdischen Schalen der neuen Sittlichkeit, etwa die Gebote, die der Apostelkonvent den heidenchristlichen Gemeinden auferlegte, für wesentlich und bleibend oder die Stellung der Kinder zu den Eltern, der Frau zum Mann, der Sklaven zu den Herren, die wir in der Bibel bezeugt finden, für verbindlich zu halten! Das waren zeitgeschichtliche Gebilde, die von der neuen Sittlichkeit durchdrungen, gereinigt und vervollkommnet wurden, aber nicht absolute und bleibende Geltung beanspruchen dürfen. Die Art der neuen Sittlichkeit als Sittlichkeit ursprünglichen Wesens, kraft dessen sie eine Sittlichkeit positiver Erfüllung, ursprünglicher Empfindung, unerschütterlicher Strenge, unmittelbarer Äußerung, innerer Überlegenheit und überströmenden Lebens ist, und die innewohnenden Naturgesetze seines Verhaltens sind überall dieselben, aber die konkrete Erscheinung im Leben ist immer verschieden, wandelbar und vergänglich.

Ebenso bekannt ist es, daß sich die christlichen Gemeinden auf griechischem Boden im Unterschiede von den palästinensischen in der Art und in den Formen des damals in den griechischen Ländern blühenden Vereinswesens zusammenschlossen und zusammen lebten. Aber wer hält diese Ordnungen für bleibend, obwohl sie besser als irgend eine Lehre vom neuen Testament bezeugt sind! Wo leben heute in irgend einer christlichen Kirche oder Sekte die Gläubigen auch nur annähernd so zusammen, wie es damals der Fall war, ja denken auch nur daran, es zu erstreben, so sehr sie sich immer auf die Schrift berufen uud alles danach richten wollen!

Zum Schluß noch ein Beispiel von dem volkswirtschaftlichen Gebiete. In der Bibel ist es verboten, Geld gegen Zinsen auszuleihen. Das war damals in der Ordnung, denn unter den damaligen

wirtschaftlichen Verhältnissen war Zinsnehmen gleichbedeutend mit Wucher. Als sich aber die geldwirtschaftlichen Verhältnisse in der Weise änderten, daß ein Darlehn ohne Zinsen in Wirklichkeit nichts anderes bedeutete, als dem Darlehn noch ein Geschenk hinzufügen, war das Verbot nicht mehr zu halten, weil es unter diesen Verhältnissen einen andern Sinn als den ursprünglichen gewonnen hätte. Deshalb hat die Kirche auch schon im Mittelalter sich entschließen müssen, den Christen das Zinsnehmen offiziell frei zu geben.

Also auch die Lebensformen sind nach allen Richtungen ebenso wandelbar und vergänglich wie die Vorstellungsformen. Dasselbe gilt endlich auch noch von den Einrichtungen und Gebräuchen. Die schöpferische Bewegung auf dem ganzen Gebiete des menschlichen Wesens, die von Jesus ausging, ist die Entstehung und Entfaltung des ursprünglichen Wesens im inneren und äußeren Gedinge der Menschen, ein freies, einheitlich verfaßtes persönliches Leben organischer Bildung und ein ineinander greifendes Gemeinschaftsleben innerer Harmonie und gegenseitiger Ergänzung. Dieses neue Wesen und Leben schuf sich nun sehr bald, um sein Gedeihen zu sichern und seine Ausbreitung zu unterstützen, äußere Ordnungen und Einrichtungen, Gebräuche und Ausdrucksformen. Der urwüchsige Strom des Lebens wurde reguliert durch Verfassungen, Symbole, Gottesdienste und Ceremonien. Über dem Naturgewächs des Reiches Gottes erhob sich das Treibhaus der Kirche. Das sollte die innere Umwälzung im Menschen und die Neuschöpfung der Menschheit fördern, gegen Entartung sichern und vor Schaden bewahren.

Diese Ordnungen und Einrichtungen sind aber weder unmittelbare Lebensäußerungen noch unwillkürliche Ausprägungen des Reiches Gottes, sondern ausgesuchte Mittel zum Zweck der Förderung, wohlüberlegte Einrichtungen zur Bewahrung des göttlichen Sauerteigs in der Menschheit. Infolgedessen kann hier am allerwenigsten von bleibenden Bestandteilen des Christentums die Rede sein. Alles, was zur kirchlichen Organisation als solcher und

zum Kirchenbetrieb als solchem gehört — ich meine also nicht das neue Leben, worauf sich beides erstrecken will — ist wandelbar. Denn es ist nicht nur zeitgeschichtlich bedingt und auf die jeweiligen kulturellen Verhältnisse zugeschnitten, sondern es muß auch der immer verschiedenen Lage des Reiches Gottes, dem es ja dienen will, immer aufs Neue angepaßt werden. Das beweist die Geschichte des Christentums, denn es gibt eine Geschichte des Kirchenrechts, des Gottesdienstes, der Liturgie u. s. f. Ist es aber wandelbar, so ist es vergänglich. Das steht fest, so sehr man auch die kirchlichen Einrichtungen pietätvoll konservieren und jeden Versuch sie anzutasten, verketzern mag.

4. Der Nutzen und Schaden des Vergänglichen im Christentum.

Der nachdenkliche Leser wird aus diesen Darlegungen schon unwillkürlich einen Eindruck von dem Verhältnis zwischen dem Bleibenden und dem Vergänglichen gewonnen haben. Damit daß die Formen der Vorstellungen, des religiösen, sittlichen und gemeinschaftlichen Lebens und der kirchlichen Verfassung und Tätigkeit nicht zum Wesen des Christentums im eigentlichen und ursprünglichen Sinn gehören, sondern nur seine Ausdrücke, Ausprägungen und Förderungsmittel sind, werden sie nicht für wertlos erklärt, denn sie sind durchgängig notwendig und unumgänglich. Sie sind Äußerungen, Erscheinungen und Betätigungen des neuen Werdens im geistigen, sozialen und allgemeinen Leben der Menschen. Aber da dieses Leben durchaus geschichtlich bedingt ist, sind sie es auch und darum wandelbar und vergänglich.

Es ist unmöglich, daß ein Mensch etwas persönlich erlebt, ohne daß es ihm zum Bewußtsein kommt, ohne daß er sich Rechenschaft darüber gibt und es sich von seinen bisherigen Erfahrungen und Anschauungen aus aneignet. Deshalb müssen wir das neue Leben in uns und die allgegenwärtigen wie geschichtlich vergangenen Grundlagen, auf denen es ruht, geistig erfassen und uns zu klarer Vorstellung bringen. Das große Geschehen muß Form und Gestalt

in unserm Bewußtsein gewinnen, wenn es wirklich persönliches Ereignis in uns werden soll.

Und ebenso kann sich nur eine persönliche Gemeinschaft des Erlebens bilden, wenn das Neue, was uns gemeinsam ist, in gemeinsamen Anschauungen und Begriffen ausgedrückt wird, mit Hilfe deren wir unsre Erfahrungen austauschen können. Ohne gleiche und allgemein übliche Ausdrücke ist eine Verständigung mindestens sehr erschwert, wenn nicht unmöglich. Deshalb kommt eine Menschengemeinschaft gleichen Erlebens ganz von selbst zu einer gemeinsamen Lehre.

Also die Anschauungsformen und Lehrbegriffe sind unentbehrlich, denn das neue Leben braucht seine geistige Fassung, um uns faßlich und unter uns mitteilbar zu werden. Aber es müssen lebendige Formen von wandelbarer Gestalt und individuell mannigfaltigem Ausdruck sein. Das sind sie aber nur, wenn sie unausgesetzt durch das persönliche Erleben immer aufs Neue gebildet und geboren werden, wenn sie der immer veränderliche und doch in seinem Gehalt gleichbleibende Ausdruck der verborgenen Lebensbewegung sind, wenn sie nichts sind als die unmittelbare Erscheinung des lebendigen Wesens in unserm Bewußtsein.

Sobald die Formen fest werden und erstarren, sobald sie eine selbständige Bedeutung gegenüber dem persönlichen Leben gewinnen, wandelt sich ihr Segen zum Fluch. Alles Lebendige bildet sich seine Formen selbst und was gleicher Art ist, gewinnt seine gleichartigen Formen von selbst. Nur dem toten Stoff prägt man feste Formen auf. Darum tötet der Buchstabe, denn der lebendige Geist schafft seine Vorstellungsformen immer aufs Neue ursprünglich aus dem Leben.

So hängt also der Lebenswert der Lehren gerade von ihrer Wandlungsfähigkeit und Veränderlichkeit, von ihrer Beweglichkeit und Mannigfaltigkeit des Ausdrucks ab. Aber es muß natürlich eine Umbildung sein, die unwillkürlich aus den immer neuen Reflexen desselben gleichen, aber nach Tiefe und Weite verschiedenen Erlebens in dem fortschreitenden Bewußtsein der einzelnen und der

Gesamtheit hervorgeht und nicht etwa durch theoretische Behandlung und philosophische Durchknetung hervorgebracht wird.

Wenn die christlichen Lehren nicht immer aus dem Zeitbewußtsein und persönlichen Erleben neu geboren werden, sind sie weder für die Gesamtheit noch den einzelnen ein ursprüngliches Bewußtsein von etwas Erlebten wie unser übriger Vorstellungsinhalt, den uns das Leben gab und bildete, sondern eine angeeignete Kenntnis wie etwa die Weltanschauung eines Philosophen, in die wir uns hinein denken. Infolgedessen entbehren sie die unmittelbare Gewißheit, die jeder Ertrag eigener Erfahrung in sich birgt, und der lebendigen Wirkung und persönlichen Bedeutung, die jedes „Erlebnis" in sich trägt.

Die Lehren sind dann etwas, was wir annehmen müssen, und das ist ohne Unredlichkeit gegen sich selbst, ohne Beschmutzung seines intellektuellen Gewissens nicht möglich, weil sie nicht etwas Eigenes sind, das in uns wuchs, sondern etwas Fremdes, das wir uns wider das Recht des Geistes aneigneten. Denn wahr ist für uns nur das im strengen Sinne, was wir selbst erlebten. Alles theoretisch Angeeignete ist persönlich unwahr.

Zwischen den überlieferten Anschauungen und dem lebendigen Bewußtsein einer Zeit und einer Persönlichkeit besteht aber nicht nur ein Zwiespalt des Wesens, sondern auch eine Spannung der Vorstellung. Unsre ganze Weltanschauung ist beispielsweise monistisch, die christliche Lehre dualistisch. Aus derartigen Gegensätzen entspringen dann die Widersprüche und Zweifel, die uns nicht nur quälen, sondern vor allem gar keine Unmittelbarkeit des innern Lebens aufkommen lassen. Das religiöse Leben gewinnt etwas Gewaltsames, Gemachtes, Gekünsteltes. Wie soll einer mit einem solchen Zwiespalt und einer solchen Spannung im Bewußtsein naiv werden wie ein Kind! Für alle rücksichtslose Naturen, welche diese innere Schaukelpolitik zwischen Mittelalter und neuer Zeit oder zwischen jüdischer und deutscher Art nicht ertragen können, gibt es dann nur ein furchtbares Entweder — Oder: entweder Rückbildung des gesamten geistigen Lebens in die Weltanschauung, in der

sich die überlieferten Lehren gebildet haben, oder Ablehnung aller dieser unverdaulichen Darstellungen. Da sich aber das Christentum mit den Lehren identifiziert, bedeutet das fast immer die Abwendung von den Wirklichkeiten, zu denen die Lehren den Zugang verwehren, statt ihn zu erschließen. So sind die überlieferten Lehrbegriffe von Gott die hauptsächliche Ursache des Atheismus. Da sie so, wie sie sind, für einen modernen Menschen unannehmbar sind, lehnt man sie nicht nur ab, sondern kehrt auch der ganzen Richtung, in die sie stammelnd weisen, den Rücken. Und so ist auch die kirchliche Christologie für unzähliche ehrlich strebende Menschen das Schreckgespenst, was sie davon abhält, Jesus aufzusuchen und bei ihm das Leben zu finden.

Die festgeprägten Lehren stören aber auch das Erleben. Vor allem töten sie seine Ursprünglichkeit im Keime. Es kann nichts von selbst werden, weil alles nach Vorschrift wird. Es kann einem nichts aufgehen, weil alles schon vorgezeichnet ist. Es kann einem nichts klar werden, weil einem ja alles schon theoretisch klar gemacht ist. Man kann nicht durch Erlebnisse und Offenbarungen überrascht werden, weil man ja längst vorher weiß, was nun kommen muß. Man kann nicht seine eigene Spur suchen, weil man die Kunststraße gehen muß. Man kann nicht zu eigentümlichem Werden kommen, weil die inneren Vorgänge genau vorgeschrieben sind.

Man ist in seinem persönlichen Erleben des göttlichen Geschehens innerlich gebunden und im unmittelbaren Erfassen durch die fortwährende theoretische Beleuchtung von Seiten der christlichen Lehre gestört. So erlebt man einerseits das Neue, was einem nahe tritt, nicht ursprünglich, rein, ganz, einfach, kindlich, und andrerseits wird man durch die lehrhafte Kenntnis verführt, statt es unberührt werden und sich weiter entwickeln zu lassen, es nach der christlichen Lehre zu bilden, auseinanderzufalten und ihm eine endgültige Form zu geben. Zwischen dem persönlichen Erleben und der Lehre davon besteht immer eine Spannung. Denn, was man zunächst keimhaft erlebt, bietet die Lehre in voller Entfaltung. Tritt

diese nun in ihrer festen Prägung autoritativ entgegen, so wird man unwillkürlich veranlaßt, sich hineinzudenken und das Erkannte nachzuempfinden und innerlich nachzumachen, z. B. die Steigerung der Reue und Buße, bis sie lehrgerecht erscheint, dann das Emporschnellen des gläubigen Vertrauens auf Christus und darauf die Selbstvergewisserung, daß die Sünden vergeben sind, mit einer gewissen feierlichen und rührseligen Friedensstimmung im Gefolge.

So bläst man sich religiös auf, bis man die Lehre erfüllt. Mit Hilfe der Phantasie ist das unschwer zu machen. Bei einiger Übung und nervöser Disposition erreicht man alle gewünschten psychischen Zustände und glaubt dann ganz ehrlich, man habe das alles wirklich erlebt. Aber es ist doch alles Einbildung und eine seelische Unzucht, die man mit seiner Empfindung des Göttlichen treibt. Dieser Selbstbetrug und die Selbstverwüstung, die er im Gefolge hat, ist so furchtbar und verhängnisvoll, daß die Art, wie die dogmatische Heilslehre den ahnungslosen Gemütern das Heil Jesu in Unheil und Verderben verkehrt, ein dämonisches Meisterstück sein könnte, wenigstens sieht es dem Vater der Lüge ähnlich.

Gegenüber den außer uns liegenden Tatsachen des Heils ist das Verhängnis des Dogmas als solchen ein anderes, aber nicht weniger bedenklich. Hier schieben sich die Begriffe und Lehren so zwischen uns und die lebendige Wirklichkeit, daß wir gar keine unmittelbare Fühlung zu ihr und keinen direkten Eindruck von ihr gewinnen. Die christliche Lehre hat uns Gott durch einen philosophischen Begriff und den lebendigen Christus durch ein dogmatisches Gespenst verhüllt. Infolgedessen ist das Erlebnis Gottes zu Gunsten einer theoretischen Überzeugung von Gott ausgemerzt, und die Christologie hat die Augen für die lebendige Erscheinung Jesu, wie sie uns aus den Evangelien entgegentritt, geblendet. Das ist eine allgemeine Beobachtung. Gottes praktisch habhaft werden ist für die Verehrer des christlichen Gottesbegriffs genau so unbekannt, wie für die Leugner dieses Begriffs. Und das Dogma von der Gottheit Christi hat hinter der geschichtlichen Erscheinung Jesu eine derartige metaphysische Herrlichkeit aufleuchten lassen, daß man den

Jesus des Evangeliums davor gar nicht sieht, sondern nur seine Umrisse erkennt. Man hat keine Ahnung von dem Menschen Jesus, wie er damals leibte und lebte. Man erhält keinen Eindruck von der sonst unerhörten Wahrheit des Menschen, die er uns in seiner Persönlichkeit offenbarte. Man erlebt nicht dieses Schicksal der Menschheit als den Weg, die Wahrheit und das Leben, geschweige daß einem auf Grund dieses Erlebnisses die Blicke aufgingen für die göttliche Tiefe seiner Persönlichkeit. Sondern die Kirchenlehre ersetzt durch ihre Wirkung das Erlebnis Jesu durch den Kultus Christi, das Bleibende durch das Vergängliche. Und auch hier ist die Wirkung auf Bekenner und Leugner des Dogmas dieselbe. Nicht nur die Abneigung, sich mit dieser erstaunlichen Erscheinung zu beschäftigen, sondern auch die Unfähigkeit aus den Evangelien einen lebendigen Eindruck von ihr zu gewinnen, verdanken wir der Kirchenlehre von Jesus Christus.

Das ist der unsägliche Schaden, den die Erstarrung der Vorstellungen des neuen Lebens nach sich zieht. Ich habe dabei bisher angenommen, daß es sich immer um Versteinerungen lebendiger Reflexe eines wirklichen persönlichen Erlebens des Göttlichen handelt. Welche Steigerung des Verhängnisses nun aber, wenn es sich zum guten Teil um theoretische Gespinste handelt, die man mehr oder weniger willkürlich aus Bibelsprüchen nach zweifelhaften Mustern gewoben hat! —

Genau so ist es mit dem Lebensformen. Wenn die Offenbarung Gottes auf die Menschen und ihre Lebensverhältnisse eingeht, statt sie herauszureißen, wenn das große göttliche Geschehen das Aufleben des ursprünglichen Wesens aus ewigen Quellen im Menschen ist, so durchdringt und erfüllt es die vorhandenen Formen und Ordnungen des Lebens, statt sie etwa zu zerstören und absolut neue Gebilde in den leeren Raum zu setzen. Die Ausprägung und das Ausleben des neuen Wesens in den jeweiligen Gebilden des Lebens ist also notwendig, denn es ist dem Christentum wesentlich.

So erfaßte man den Vater im Himmel, den man erlebte, mit der Religiosität, die einem geläufig war. Wie sehr das von An-

fang an der Fall war, sehen wir daran, wie sich Jesus selbst in ursprünglichsten Ausdrücken seines Inneren an jüdische Gebetsformen anlehnte. Z. B. im Vater Unser oder in der Anrufung: „Ich preise dich, Herr Himmels und der Erden". So war es denn auch ganz in der Ordnung, daß die Jünger zunächst in den Tempel gingen, um den Vater anzubeten, obgleich dort die Mörder ihres Herrn das Opfer zelebrierten.

Ebenso konnte es gar nicht anders geschehen, als daß das neue Leben zunächst im Gewande jüdischer Frömmigkeit und Gerechtigkeit auftrat. Es sind in der Geschichte der Menschen nie neue Formen erfunden worden, sondern sie sind immer aus den alten herausgewachsen. Sie haben sich unter der formenden Kraft des Lebens allmählich herausgebildet. Sie entstanden aber nicht, um als fertig bestehen zu bleiben und für alle Zeiten konserviert zu werden, sondern sie mußten sich weiter unter der Form bildenden Tätigkeit des Lebens wandeln, wenn sie nicht zu unpersönlichen Masken und konventionellem Formwesen erstarren wollten.

Also auch hier gilt das gleiche wie bei den Vorstellungen: das Leben tritt immer in bestimmten Formen und Erscheinungen zutage. Aber es müssen lebendige, bildsame, elastische Formen sein, die ungezwungen individuell eigentümliches Gepräge annehmen und sich volkstümlich und zeitgeschichtlich wandeln und entwickeln. Sie müssen ihren Trägern passen und in ihrer Facon zeitgemäß sein. Feste Formen sind vom Übel, denn sie werden äußerliches Wesen und Gebahren.

Feste Formen engen das ursprüngliche Wesen unvermeidlich in seiner unmittelbaren Äußerung ein und hemmen seine Entfaltung und Auswirkung. Das eigentümlich Persönliche verkümmert darunter. Aber auch das neue Wesen selbst. Denn feste Formen bestimmen und binden seine Äußerungen. Aber die dürfen nicht von außen bestimmt werden, sondern nur von innen, durch die inne wohnenden Gesetze des neuen Lebens. Sind die Lebensformen nicht durchaus der plastischen Kraft und bestimmenden Macht seiner Naturgesetze wie ein leicht beweglicher bildsamer Stoff gefügig, so

lähmen sie das innere Leben und beeinträchtigen das ursprüngliche Wesen. Dann tritt an Stelle des neuen Wesens eine ausgeprägte christliche Lebensart und an Stelle des ursprünglichen Lebens ein konventionelles frommes Gebahren. Deshalb sind die festen Formen der Todfeind alles Ursprünglichen, Unmittelbaren, Impulsiven. Unter ausgeprägter Frömmigkeit kann niemals neues Leben gedeihen, sondern nur christliche Gesetzlichkeit.

Auch die Lebensformen müssen immer wieder aufs Neue geboren werden, und auch das neue Leben darf den gerade nächstliegenden und natürlichen Ausdruck, wie er sich aus der jeweiligen volkstümlichen und zeitgemäßen Erscheinungsweise des persönlichen, sittlichen und gesellschaftlichen Lebens ergibt, nur unwillkürlich, nicht absichtlich gewinnen. Sie dürfen niemals gemacht sein, sondern müssen immer von selbst werden als der unwillkürlich gegebene, innerlich angemessene Ausdruck des Lebens. Sie müssen persönlich, volkstümlich, zeitgeschichtlich wahr sein. Wahr können aber nur lebendige Formen sein, denn sie allein sind ausdrucksfähig.

Entweder das innere Leben beherrscht die Formen und schafft sie unausgesetzt neu, oder die Formen beherrschen das innere Leben und bilden es nach ihrer Gestalt. Formale Bildung ist aber immer äußere Bildung. Darum schaffen die festen christlichen Lebensformen immer ein äußerliches christliches Wesen. Die innere Beteiligung wird dabei nicht bestritten. Aber äußerlich bleibt die Frömmigkeit und Sittlichkeit trotzdem, denn sie stammt von außen: aus dem Vorbild und der Vorschrift der Form. Alles äußerliche Wesen aber ist „der Sauerteig der Schriftgelehrten und Pharisäer, welches ist die Heuchelei.“ Denn im Sinne Jesu ist alles persönlich unwahr, was nicht innerlich geworden, sondern gemacht ist.

Wie aber unter der Herrschaft der festen Lebensformen an Stelle des neuen Lebens eine klägliche Lebensart tritt, die sich als neues Wesen ausgibt, das erkennt man deutlich, wenn man vergleicht, welche menschliche Herrlichkeit uns die Bergpredigt als Frucht des neuen Werdens offenbart, und welche Erbärmlichkeit sich anmaßt, als christliches Leben zu gelten. Diesen wesent-

lichen Unterschied kann man nicht mit dem Hinweis auf die menschliche Unvollkommenheit verwischen, denn dort ist die Sittlichkeit eine Offenbarung des urspünglichen Wesens und hier ein christlich geformtes gewöhnliches Wesen. Dasselbe Verhängnis der festen Formen beobachten wir auf dem Gebiete des Lebens mit Gott, des Gemeinschaftslebens, des sozialen Lebens. Überall töten die festen Lebensformen den Nerv des Lebens. Das eigentliche quellende Leben versiegt, und an seine Stelle tritt ein äußerliches Tun und Treiben.

Schließlich war es auch unvermeidlich, daß sich das neue gemeinschaftliche Leben der Menschen seine Ordnungen und Einrichtungen schuf. Ich glaube zwar nicht, daß Jesus eine Kirche gewollt hat, das scheint mir, so wie ich ihn kenne, ihm gar zu fremdartig zu sein: er wollte vielmehr eine neue Schöpfung, eine neue Menschheit, eine neue Welt. Damit steht aber nicht im Widerspruch, daß sich äußere Ordnungen und Einrichtungen als Fassungen, Handhaben und Regelungen des gemeinschaftlichen Lebens nötig machten. Jesus selbst hatte ja schon einen Apostel zum Kassenverwalter ernannt. Auch neue Menschen können nicht ohne feste äußere Ordnungen und Institutionen leben. Aber daß sich diese Hilfsmittel und Festsetzungen über dem lebendigen persönlichen Organismus der neuen Schöpfung zu einer geschlossenen Organisation mit eigenem, selbständigem Geist und Leben, inne wohnenden Gesetzen und Selbsterhaltungstrieb zusammenschlossen, war zweifellos eine Entartung und ein Verhängnis. Denn das Reich Gottes verträgt keine Treibhauskultur.

Die rechte Stellung des ganzen Kirchenwesens zu dem Reiche Gottes ist das Verhältnis des Gerüstes zu einem Bau. Ein Bau kann nicht ohne Rüstwerk, ohne einstweilige Stützen und Träger errichtet werden. Aber sie existieren nur für den Zweck, dem sie dienen sollen. Sobald sie ihre Aufgabe erfüllt haben, verschwinden sie wieder. Sie sind an sich nichtig und wertlos, denn sie sind alles nur für den Bau und von ihm aus. Deshalb wäre es unsinnig, sie besonders wichtig zu nehmen. Ob die Genossen gleichen Erlebens vormittags oder abends, Sonntags oder Wochentags zu-

sammen kommen, ob sie in dieser oder jener Weise, in dieser oder jener Folge ihre gemeinschaftliche Unterhaltung und den Austausch ihrer Erfahrungen vornehmen und zum Ausdruck bringen, ist ziemlich gleichgültig: es bedarf nur überhaupt einer äußeren Ordnung, damit man weiß, woran man ist, und nicht jedes Mal mit den Fragen des Wie und Wo Zeit und Kraft verliert. Geht die Ordnung und Einrichtung nicht weiter, dann besteht keine Gefahr, daß das Gerüst zu viel Bedeutung gewinnt, zu viel Platz einnimmt, zu viel Pflege erfordert und den Bau selbst hindert und brach liegen läßt.

Aber bei diesen einfachen Anordnungen und Einrichtungen, die je nach Bedürfnis entstanden und verschwanden, blieb es nicht, sondern die christlichen Gemeinden organisierten sich durch und durch, innerlich und äußerlich. Für jede Handlung wurden feste Formen geschaffen, und wofür es keine Formen gab, das war nicht kirchlich. Nehmen wir nun auch einmal an, daß sich der Bau des Reiches Gottes nicht lebendig durch ein Gemeinschaftsgefüge neuer Menschen auf dem Grunde Jesu Christi erbauen konnte, und daß die innere organische Verfassung des Leibes Christi durch den heiligen Geist nicht ausreichte, so ist doch klar, daß alle diese Stützpfeiler und Verankerungen, diese Hilfsmittel und Maßregeln, diese Verfassungen und Einrichtungen, diese Gebräuche und Zeremonien keine wesentliche Bedeutung gewinnen durften. Wenn die Kirche nicht zum Mausoleum des Reiches Gottes werden soll, darf sie an sich und in ihren Elementen kein eigenes und selbständiges Existenzrecht haben, sondern nur als Mittel zum Zweck gelten. Dann muß alles dauernd auf diesen Lebenswert für das Reich Gottes geprüft und nach seinem Lebenszweck weiter gebildet werden. Dann muß unerträglich Empfundenes verschwinden, und was sich dem neuen Geschehen fremdartig und schädlich, überflüssig und hemmend erweist, muß fallen.

Alles, was zur kirchlichen Organisation und zum kirchlichen Betrieb gehört, muß wirklich dem Werden von Menschen ursprünglichen Wesens und der Neuverfassung alles Menschlichen dienen:

sonst ist es nicht existenzberechtigt, sondern vom Übel. Es genügt nicht, daß es ihm dienen **will**. Wenn wir aber die kirchlichen Verfassungen, Einrichtungen, Handlungen, Formen und Gebräuche daraufhin ansehen, dann wird sich das Meiste als unhaltbar erweisen. Denn so sehr vieles sittlich erziehend und religiös erbaulich wirken mag, dem neuen Werden dient es nicht. Es beruhigt, statt die innere Unruhe des Suchens anzuregen. Es führt nicht zum Erlebnis Gottes, sondern stumpft dafür ab. Es verschüttet die Keime neuen Wesens durch Gefühle, Lehren und gute Vorsätze. Um nur eins zu nennen, müßte der Katechismusunterricht für Unmündige unbedingt fallen, denn Lebenswert kann der nur für solche haben, die erlebten, was er lehrt.

Ferner ist doch wohl eine unerläßliche Vorbedingung, daß alle Elemente des kirchlichen Wesens aus dem Geiste Christi heraus eingerichtet und der neuen Art Leben angemessen sind. Sonst würde man ja das neue Wesen mit dem Treiben des alten Wesens, das neue Leben mit verkehrten Mitteln pflegen, das Organische anorganisch traktieren! Wie fremdartig ist aber das meiste in der Kirche dem Wesen Christi! Das Kirchenrecht, die Kirchenpolitik, das geistliche Amt, die Gottesdienste und Kultushandlungen, die Liturgie und die formulierten Gebete, das öffentliche Beten und die Proselytenmacherei, die Entartung der Sakramente zu äußeren Zeremonien ohne inneres Bedürfnis und Beteiligung! Und das alles konserviert und treibt man mit einer Sorgfalt und einem Eifer, als ob man damit das Neuland Gottes schaffen könnte. Schon Jesus sah dieses Treiben ihm gänzlich fremdartiger Dinge voraus, denn er sagte: „Es werden viele zu mir an jenem Tage sagen: Herr, Herr, haben wir nicht in deinem Namen gepredigt, haben wir nicht in deinem Namen Teufel ausgetrieben, haben wir nicht in deinem Namen große Taten getan? Und dann werde ich ihnen rund heraussagen: ihr seid mir fremd, hebt euch weg, die ihr Willkürliches triebt."

Und endlich muß sich die kirchliche Tätigkeit auf äußere Ordnung und Regelung des gemeinschaftlichen Lebens und auf die Über-

wachung und Pflege des neuen Werdens beschränken, aber nicht schöpferisch wirken und Heilsfaktor sein wollen. Denn das Reich Gottes ist ein göttliches Naturgewächs auf dem Boden des menschlichen Wesens, die Kirche aber ein künstliches Produkt und menschliches Unternehmen. Das Reich Gottes ist eine neue Menschheit, die Kirche ist eine Anstalt zu Schutz und Hilfe dieses großen Geschehens. Soll das aber echt, wahrhaftig und lebensfähig sein, so muß es durch die Fühlung der empfänglichen Menschen mit der Lebensmacht des Alls rein aus Gott geboren werden und kraft eigener Gesetze und Energie von selbst werden, wachsen und sich entfalten. Will die Kirche diese objektiven Vorgänge im persönlichen Leben hervorbringen, so kann sie nur an Stelle der Wiedergeburt und ihrer neuen Schöpfung sittlich religiöse Machwerke zustande bringen und an Stelle des Reiches Gottes eine sittlich religiöse Kultur der Menschheit setzen.*)

Die Kirche kann keine beharrenden Menschen in suchende verwandeln, niemandem das Auge für Gott öffnen, niemanden die enge Pforte finden lassen, so sehr sie die Menschen sittlich anregen, von Gott zeugen, und so richtig sie die enge Pforte beschreiben mag. Nur die unmittelbaren Lebensäußerungen der Suchenden sind das Licht der Welt. Nur Gott kann sich uns vernehmlich machen. Nur dem eigenen Suchen gelingt es, die enge Pforte für sich zu entdecken, und der Same, der in empfängliche Herzen fällt, ist der lebendige Ruf Gottes an die Seele, aber nicht das kirchliche „Wort Gottes". Natürlich kann ich ihn in einer Predigt vernehmen, aber dann ist der kirchliche Charakter der Verkündigung ganz ohne Belang. Natürlich kann für mich der Eindruck der Persönlichkeit eines Pfarrers das erste Erlebnis des großen göttlichen Geschehens sein, aber dann ist es der neue Mensch und nicht der Pfarrer, der es mir vermittelt.

Die kirchliche Ausbildung, Prüfung und Anstellung gibt keine Befähigung zum apostolischen Zeugnis. Und die kirchliche Ver-

---

*) Vgl. Drei Versuchungen S. 21 ff.

kündigung hat durch ihren Charakter als „geordnetes Amt“ keine Lebenskraft. Alle Apostel, Propheten und Lehrer, die Träger des schöpferischen Wortes, erweckt sich Gott selbst durch unmittelbare Berufung. Die Kirchendiener sind Männer der äußeren Ordnung und Verwaltung. So war es in der apostolischen Zeit, und so wird es wohl dem Wesen des Reiches Gottes entsprechen. Das zusammen Sitzen und sich Erbauen in der Kirche ist keine Gemeinschaft neuen Lebens, sondern nur der persönliche Lebensaustausch unter neuen Menschen. Der kirchliche Unterricht führt nicht in das neue Werden ein, sondern nur das persönliche Erlebnis Gottes. Die Kirche kann nicht weihen und segnen, denn weihen kann nur das ursprüngliche Wesen, die Wahrheit, und segnen kann Gott allein. Die kirchliche Amtshandlung ist es nicht, die eine Taufe oder eine Eheschließung oder ein Begräbnis christlich macht. Denn alles, was aus dem Wesen Christi entstehen und davon durchdrungen sein soll, muß aus dem wiedergeborenen ursprünglichen Wesen des Menschen geboren und gebildet werden. Die kirchlichen Ordnungen und Einrichtungen müßten sich, wenn es recht stehen soll, zu dem persönlichen Leben aus Gott und seiner schöpferischen Entfaltung verhalten, wie etwa die Haushaltung, Hausordnung und die häuslichen Lebensformen zu dem freien, in feste Formen unfaßbaren persönlichen Gemeinschaftsleben einer Ehe und Familie.

In kirchlichen Kreisen herrscht über diese Dinge eine Verdunklung des Blicks und eine Verwirrung des Urteils, die es ganz unmöglich macht, im kirchlichen Wesen den elementaren Vorbedingungen eines wirklichen Dienstes am Reiche Gottes gerecht zu werden. Reich Gottes ist hier identisch mit Christentum, und Christentum deckt sich so ziemlich mit Kirche. Das göttliche Geschehen und das ursprüngliche, wachsende und sich ausbreitende neue Leben ist dem Auge vor der gewaltigen Heilsanstalt mit ihrem ungeheuren Apparat von Organisationen und Betrieben, religiösen Funktionen und Formen ganz entschwunden. Die Wahrheit des Menschen als Lebenserscheinung, die Erlösung als persönliches Erlebnis und innere Umwandlung, die göttliche Neuver-

fassung des persönlichen und allgemeinen Lebens, die Entstehung eines wirklichen ineinander greifenden gemeinschaftlichen Lebens, wo einer des andern Last trägt, wird kaum noch als Problem empfunden und als Ziel erstrebt. An seine Stelle ist Glaube, Frömmigkeit und Sittlichkeit im kirchlichen Sinn, kirchliche Erbauung und Liebestätigkeit getreten. Deshalb ist es kein Wunder, daß man die Forderungen, die sich aus dem Wesen des Unternehmens Jesu für ein Kirchenwesen, das ihm angemessen wäre und dienen wollte, ergeben, gar nicht versteht, und wenn man sie theoretisch versteht, nicht imstande ist, die Folgen praktisch zu ziehen. Man denke z. B. daran, wie erfolglos Sohms Nachweis, daß das Kirchenrecht mit dem Wesen des Christentums im Widerspruch steht, geblieben ist, obgleich er allgemein überzeugte.

Die Kirche ist eine gewaltige feste und geschlossene ihrem Wesen nach weltliche Organisation mit ungeheurer Rüstung und Waffenwerk, festem Gefüge und Reglement geworden, die einher tritt auf der eigenen Spur und mit den ihr eigentümlichen Mitteln und Kräften herzustellen sucht, was nur ursprünglich aus Gott geboren werden kann. Damit ist das Christentum der Versuchung, die Jesus so entschieden abwies, unterlegen. Fast kein Mensch merkt das. Aber die Naturgesetze bleiben bestehen und wirken sich aus. Darum trat genau in dem Maße, als die Kirche die schöpferische Lebensbewegung Jesu zu einem religiösen Machwerk verweltlichte, ganz von selbst an Stelle der Menschwerdung die christliche Religion, an Stelle der Herrschaft des Bleibenden die Herrschaft des Vergänglichen, an Stelle der verborgenen göttlichen Herrlichkeit eines ursprünglichen Wesens und schöpferischen Werdens im innern und äußern Leben der Menschen die öffentliche weltliche Herrlichkeit der religiösen Lebensmacht des Christentums.

Wenn das um der Wahrheit und der Sache Jesu willen schweren Herzens ausgesprochen werden muß, weil es nun einmal so ist, so wird damit durchaus nicht der ungeheure Lebenswert der Kirche verkannt, den sie trotz ihrer Entfremdung von dem eigentlichen Vorhaben Jesu und dem Wesen und Leben, das er offen-

barte, für die Menschheit hat. Sie ist eine Macht der Erziehung, Tröstung und Nothilfe ersten Ranges und ohne gleichen für das Chaos der Menschheit. Und was für gewaltige Kräfte an persönlicher Hingabe und rettender Arbeit für diese Aufgabe in ihr tätig sind, welche Frömmigkeit, ehrlicher Eifer, redliche Treue, aufopfernde Liebe und sittliche Gewalt in ihr wie eine steigende Flut die Menschheit überströmt, ist gar nicht auszusagen. Doch das alles kommt nur einer Linderung und Nothilfe gegenüber dem verzweifelten Jammer der Menschheit, aber nicht ihrer Wiedergeburt zugute, und der geringste Lebensvorgang im Reiche Gottes ist mehr wert, als dieses gewaltige religiöse Treiben. Es ist wie bei der Heilsarmee. Man kann von ihrer beispiellosen sozialen und sittlich rettenden Tätigkeit in Zungen reden und muß doch dabei bleiben, daß ihr religiöses Wesen ungefähr das Widerspiel des neuen Lebens Jesu ist.

Damit wird ferner nicht bestritten, daß sich in vielen Gliedern der Kirche neues Leben regt und ursprüngliches Wesen keimt. Aber das geschieht dann trotz der Kirche als solcher und nicht durch die Kirche, weil die fremdartige Behandlungsweise des Evangeliums ihm doch nicht ganz seine Lebenskraft rauben kann. Etwa wie in den Schulen trotz der Mißhandlung der Klassiker durch den Unterricht doch in den Schülern die lebendige Empfindung für dichterische Schönheit und geniale Schöpfungen aufwachen kann. Aber wo sich das neue Leben in Kirchenleuten regt, wird es durch den kirchlichen Betrieb verwahrlost, weil man es nicht seinem Wesen entsprechend zu pflegen versteht, sondern es unangemessen behandelt.

Damit wird endlich nicht gesagt, daß man die Kirche abschaffen soll. Wer das meint, der lese in der Bergpredigt das Kapitel „Die Richtschnur der Suchenden"*). Die heißt: nicht auflösen, sondern erfüllen. Die Kirche ist für die Menschheit, wie sie jetzt ist, gar nicht zu entbehren. Deshalb wird kein Mensch, der bei Sinnen ist, sie antasten mögen. Aber die, denen an dem Kommen des

*) Die Bergpredigt, verdeutscht und vergegenwärtigt S. 104—121.

Reiches Gottes in Wahrheit, Ursprünglichkeit und neuem Leben liegt, sollen sich nicht über die negative Bedeutung des Kirchenwesens für die göttliche Schöpfung der Menschheit hinweg täuschen, sondern sollen in dieser Klarheit für sich die verborgene enge Pforte und die schwer zu entdeckende Spur zu finden suchen, auf der sie zu dem wahrhaftigen Leben, das Jesus bringt, kommen, und dann alles daran setzen, daß sich das neue Werden in ihnen und in ihrem Gedinge entfaltet. Sie sollen in der Kirche bleiben, wenn sie es innerlich können, um die Kirche zu erfüllen. Denn auch das Kirchenwesen wird auf die Dauer nicht das werdende Reich Gottes niederhalten können, sondern wird umkehren und ganz anders werden, um der neuen Menschheit zu dienen, welche die Nothilfe der Kirche im Elend der Welt durch die Erlösung davon erfüllt.

5. Unsre Stellung zu dem Vergänglichen.

Es ist gar kein Zweifel: wir können die vergänglichen Elemente im Christentum gar nicht entbehren. Wir brauchen sie als Fassungen der Grundlagen und Vorgänge des Heils, als Lebensformen des ursprünglichen Wesens, als Ordnungen, Einrichtungen und Pflegemittel der Gemeinschaft neuen Lebens. Nur müssen es natürlich wirklich lebendige und gewordene Vorstellungen der objektiven Tatsachen, nicht bloß theoretische Begriffsentwicklungen, wirklich lebendige und unmittelbare Offenbarungen des neuen Lebens, nicht bloß konventionelle sittliche Verhaltungsweisen, und wirkliche Lebenselemente der neuen Gemeinschaft und nicht bloß christlich geprägte Kultushandlungen sein. Also Erscheinungen des neuen Geschehens und nicht allzumenschliche religiöse Unzulänglichkeiten. Aber auch wenn die Formen echt und lebendig sind, werden wir uns in unserm Bewußtsein, Leben und Werden nicht auf das Vergängliche gründen, sondern allein auf das Bleibende. Das allein ist Grund und Vorgang des Lebens, alles andere ist Fassung.

Wenn wir uns auf das Vergängliche gründen, geraten wir in die Vergänglichkeit, Oberflächlichkeit, Äußerlichkeit, in das Formenwesen. Wer auf das Fleisch säet, der wird vom Fleisch das Ver-

derben ernten. Wer sich in das Vergängliche verflechtet, der wird darin gefangen bleiben. Wer sich auf das Balkenwerk zeitlicher Begriffe und Stützen gründet, der wird mit ihm zusammen brechen. Wer aber auf den Geist säet, der wird vom Geist das Leben ernten. Die göttlichen Lebensvorgänge in uns, die unser eigentliches Wesen und Leben schaffen und unser persönliches Dasein in Gott verfassen: die sind die bleibende, unerschütterliche Grundlage unsers neuen Seins. Wer die Regungen, Klarheiten und Kräfte, die Jesus in uns entbindet, ins Leben treten läßt, der schlägt Wurzel in dem unwandelbaren Grunde der Ewigkeit. Denn was in so einem wird und waltet, das sind göttliche Wirkungen, das ist die schöpferische Energie der Lebensmacht des Alls, welche treibt und gestaltet.

Wer sich dagegen auf Lehren gründet, der schlägt in Theorien Wurzel und baut auf den Flugsand wandelbarer Vorstellungen. Da braucht nur ein kräftiger Windstoß zu kommen, dann stürzt das Haus zusammen. Wer sich auf eine bestimmte Frömmigkeit und Sittlichkeit gründet, der scheitert mit seinen vergeblichen Versuchen anders zu werden oder vertrocknet in hohler Selbstgerechtigkeit. Wer sich aber darauf verläßt, daß er alles kirchliche Leben und Treiben mitmacht, und glaubt, mit dem Besuch der Gottesdienste und der regelmäßigen Erbauung sei es getan, der wandelt den breiten Weg und findet nicht die enge Pforte der Neuschöpfung, der läßt sich religiös galvanisieren, aber wird nicht von Gott geboren. Nur wer in Christus ist, d. h. mit seinem ganzen Wesen in dieser objektiven Wirklichkeit wurzelt, nur der ist eine neue Schöpfung. Denn in ihm wird ursprüngliches Sein und neues Leben ganz von selbst kraft objektiver göttlicher Vorgänge im Innern des Menschen.

Wer diese persönliche Fühlung mit den objektiven Grundlagen nnd Vorgängen des Heils nicht gewinnt, der hängt sich natürlich mit Vorliebe an das Vergängliche. Weil man das Bleibende nicht erreicht, macht man aus der Not eine Tugend und behauptet, was Jesus wolle, gewinne man mit der Annahme der christlichen

Vorstellungswelt, mit der Übung christlicher Lebensart und mit der Beteiligung am kirchlichen Leben. Damit schlüpft man aber nur in ein christliches Kostüm, sei es ein modernes oder ein altmodisches, aber bleibt als Mensch im Grunde und Wesen derselbe wie zuvor. Man wird natürlich sagen, das eine schließe das andere nicht aus, und gewiß wird und kann auch ein neuer Mensch ein christliches Gewand tragen, aber daß man sich auf das Bleibende gründet und davon lebt, schließt allerdings aus, daß man sich auch auf das Vergängliche gründet und davon lebt. Denn man kann nicht den Schwerpunkt und die Quelle seines Lebens im Bleibenden und Vergänglichen haben, ebensowenig wie man Gott und dem Mammon dienen kann.

Auch das ist nicht der Fall, daß wir das Vergängliche auf uns nehmen müßten, um zu dem Bleibenden zu gelangen. Man meint ja vielfach, die christlichen Lehren anerkennen und im Glauben bewegen, das christliche Sittengesetz befolgen und sich am christlichen Kultus beteiligen sei der Weg zum Leben. Aber das ist eine Täuschung. Bei dieser Beschäftigung kann wohl der göttliche Funke in uns fallen, aber das Lebenweckende ist dann weder der Glaube ans Bekenntnis, noch die sittliche Arbeit an sich selbst, noch die Kultushandlungen, sondern die göttliche Belebung. Alle vergänglichen Elemente können nur das alte Wesen beeinflussen, sittlich erziehen und gestalten, aber nicht das neue schaffen. Deshalb geht man auf dieser breiten Straße religiös-sittlicher Zucht zugrunde im Sinne des eigentlichen Lebens.

Aber das neue Wesen, meint man, könne doch nicht geschaffen werden, wenn man gar keine Vorstellung davon habe. Warum denn nicht? Gerade diese Meinung ist verkehrt. Das Leben ist immer das erste, das Bewußtsein, die Vorstellung das zweite. Das erste Naturgesetz des geistigen Lebens ist: wir verstehen alles nur auf Grund von Erfahrung. Aber, wendet man ein: „wie sollen sie glauben, ohne zu hören?“ Nun gewiß ist es unmöglich, zur ursprünglichen Empfindung Gottes zu gelangen, ohne etwas von ihm zu vernehmen. Aber dieses Vernehmen ist ein Erleben, nicht ein

erfolgreicher Unterricht in den christlichen Lehren. Ein solches Erleben Gottes bringt allerdings neben dem Eindruck der Persönlichkeit Jesu, dem Innewerden der in unserm Leben waltenden väterlichen Macht und so manchem andern zweifellos in erster Linie auch die Verkündigung des Evangeliums hervor. So war es im Anfang, so ist es heute. Aber die Verkündigung war doch z. B. bei Paulus nicht Mitteilung einer christlichen Lehre, sondern die göttliche Proklamation der großen Heilsereignisse und eine Aufforderung, sich im Glauben dem göttlichen Geschehen anzuschließen. Das Evangelium enthielt doch keine Begriffe, Erklärungen, Begründungen, sondern die nackten Tatsachen, und keinen Unterricht über das neue Leben, sondern die einfache Zusage und Verweisung auf die Erfahrung. Daß diese einfache, jede lehrhafte Behandlung ausschließende Verkündigung von Tatsachen, die lediglich den Kontakt zwischen dem göttlichen Geschehen und der gläubigen Empfänglichkeit herstellte, als ein Erlebnis Gottes des Lebendigen einschlug, das war ja gerade für Paulus der Beweis des Geistes und der Kraft.*)

Deshalb ist eine Vorbedingung der Erlösung auch nicht ein lehrhaftes Bekenntnis von Jesus Christus und ist es nie gewesen. Wenn man immer sagt, der Glaube an Jesus als Gottes Sohn im Sinne des Dogmas sei die Voraussetzung davon, so weiß man nicht, was man sagt. Es ist überhaupt gar kein erkenntnismäßiger Glaube an Christus nötig, weil der ganz unmöglich ist. Wir wachsen nur in dem Maße in der Erkenntnis Christi, als wir in der Gnade Christi wachsen. Also die Gnade, das Erlebnis muß vorausgehen. Denn jede Erkenntnis, die nicht aus dem Boden der Erfahrung wächst, ist theoretischer Dunst. Der Glaube an Jesus, der uns in die wirksame Fühlung des Lebens mit ihm bringt und für die göttliche Befruchtung empfänglich macht, ist die Bewegung unsers innersten Menschen, mit der wir uns ihm

*) Vgl. den geschichtlichen Nachweis dieser Sachlage in meinem Buche: Das persönliche Christentum der paulinischen Gemeinden, 1. (einziger bisher erschienener) Bd.: Die Entstehung. Leipzig 1898. Verlag von J. C. Hinrichs.

auf Grund der tiefen Empfindung, daß er uns helfen kann, anvertrauen. Aber eine Vorstellung darüber, was er ist und für uns vollbracht hat, oder gar über den göttlichen Hintergrund seiner Person und die metaphysische Logik seines Werks, ist nicht nur überflüssig, sondern direkt hinderlich, weil sie die Unbefangenheit und Ursprünglichkeit des Erlebens stört. Wir können über Jesus denken, was wir wollen. Am besten ist es, wenn wir gar nichts von ihm denken, sondern warten, wie er sich uns offenbart. Damit wird nicht dem Subjektivismus Tor und Tür geöffnet, sondern dem unmittelbaren Erlebnis und der persönlichen Offenbarung des objektiven Christus wird Tor und Tür geöffnet. Und es soll keinem Menschen mehr gelingen, sie uns mit dem Schlüssel der Erkenntnis wieder zu verschließen.

Christus ist, der er ist. Auch das verstiegenste Bekenntnis kann seiner Wirklichkeit kein Atom zulegen, und auch der rücksichtsloseste Leugner kann seiner Größe kein Atom rauben. Und er wirkt, als der er ist, gleichgültig ob wir ihn in den Himmel heben oder auf der Erde festhalten. Das Objektive ist das Entscheidende, nicht die subjektiven Begriffe von ihm. Deswegen wirkt Christus auf uns, wie es ihm gemäß ist, ohne Rücksicht darauf was wir von ihm halten, wenn wir uns nur empfänglich zu ihm stellen. Es kommt also nicht darauf an, daß wir Herr zu ihm in irgend welchem dogmatischen Sinne sagen, sondern daß wir uns unter den Einfluß seiner Persönlichkeit stellen. Das ist aber das Bleibende an ihm. Das Dogma von ihm ist vergänglich.

Wenn ein Arzt einen Kranken elektrisieren will, so hält er ihm keine Vorlesungen über das Wesen der Elektrizität, geschweige daß er von ihm die zutreffende Anschauung darüber als Vorbedingung der Wirkung verlangte, sondern er läßt ihn einfach den leitenden Draht anfassen. So brauchen wir auch nur einfach Jesus zu ergreifen, dann werden wir ihn erleben, und alles andere ergibt sich dann ganz von selbst und klärt uns durch das Erleben über die Dinge auf, die wir erleben.

Was hier aber von Jesus gesagt ist, gilt allgemein. Es be-

darf gar keiner theoretischen Einsicht, um des neuen Lebens teilhaftig zu werden. Es kommt nur darauf an, daß wir innerlich für das Reich Gottes geschickt sind. Jesus selbst hat nie ein lehrhaftes Zugeständnis verlangt, wohl aber gesagt: selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen. Also sorgen wir für die innere Unmittelbarkeit des kindlichens Wesens und stellen wir den Kontakt mit dem großen Geschehen durch unsre Wendung zu Christus her, dann ergibt sich alles ganz von selbst.

Ich habe früher jahrelang versucht, die Meinungen der Christenheit über Jesus, die sich als das Ergebnis Jahrhunderte langen gläubigen Nachdenkens über seine Person und sein Werk aufgehäuft haben, den suchenden Menschen zu erklären und nahe zu bringen. Aber ich bin schon längst davon abgekommen. Denn es ist überflüssig, hält nur die Menschen auf und hemmt ihr eigenes Erleben. Je stärker in mir das Verlangen wurde, des neuen Lebens teilhaftig zu werden und andere daran teilnehmen zu lassen, um so entschiedener wurde ich dazu geführt zu sagen: laßt diesen ganzen theoretischen Kram und ergreift einfach aus euerm Suchen heraus den „Weg, die Wahrheit und das Leben", um von ihm belebt und neu geschaffen zu werden.

Mit all den vergänglichen Elementen des Christentums hat man den Menschen, die Leben wollen, eine ungeheure Last aufgelegt, ohne ihnen damit das Leben zu bringen, und wer seufzt heute nicht unter dieser Last! Die am meisten, die sie mit heißem Bemühen und Aufopferung ihres Verstandes, mit religiöser Inbrunst und abergläubischer Angst tragen. Der Zweifel, der wie eine Epidemie die Christenheit durchdringt und sich auch durch die heiligste Entschlossenheit nicht niederringen läßt: ist er nicht ein bewußtes oder unbewußtes Seufzen und Keuchen unter der Last der Menschlichkeiten, die man auf sich geladen hat? Hinge das Heil davon ab, so wäre es begreiflich, daß man sich und andern solche unmenschliche Pflichten auflädt. Aber wenn uns nicht der Väter Erbe, sondern nur die eigne Wiedergeburt zum Leben führt, werden diese Forderungen zum Verbrechen. Darum weg mit dieser ungeheuren Last der Vergangenheit,

die wir nicht mehr ertragen können. Der ganze Reichtum menschlichen Nachdenkens über göttliche Dinge hilft uns nichts, wenn wir das göttliche Sein nicht haben.

Und folgen wir nicht damit den Fußtapfen Jesu? „Er sah das Volk an, und es jammerte ihn, denn sie waren geschunden und abgetrieben" von den menschlichen Fassungen der göttlichen Offenbarung; da sprach er: „kommt her zu mir, die ihr keucht und belastet seid: ich will euch erquicken. Nehmt auf euch mein Joch und lernt von mir, denn ich bin sanftmütig und leutselig. So werdet ihr Ruhe finden für eure Seele. Denn mein Joch ist wohltuend und meine Last ist leicht." Seine Last aber heißt: folge mir nach. Darum wollen wir einfach werden und unwissend wie die Kinder und ihm folgen zu den ewigen Quellen des Lebens.

Sind wir aber innerlich von den vergänglichen Elementen frei geworden, wirklich und ganz frei, daß wir uns nicht als Abtrünnige fühlen, sondern durch unser Beruhen im Bleibenden über dem Wandelbaren stehen, so werden wir weit davon entfernt sein, das Vergängliche im Christentum zu verachten, sondern wir werden ihm gerecht werden, was ja erst von der Stellung im Wesentlichen aus möglich ist.

Die grundlegenden Ereignisse und Vorgänge des neuen Geschehens, die wir erlebten, sind dann der Prüfstein für die Wahrheit und den Lebenswert der an sich vergänglichen Überlieferung. Wir werden von da aus in ihr zweifellos auch fremdartige Eindringlinge, viel heidnisches und barbarisches Unwesen, viele philosophische und theologische Verdunklung der ewigen Wahrheit, viel Verkehrtheiten und Mißverständnisse, viel äußerliches Wesen, künstliche Machenschaften und verwerfliche Mittel finden, aber auch viele Reflexe, Auswirkungen und Ausprägungen des neuen Wesens in früheren Zeiten. Durch sie gewinnen wir aber Fühlung mit dem Werden des Reiches Gottes in der Vergangenheit und damit Anregung, Aufklärung und Hilfe am eigenen Werden.

Aber das ist nur möglich kraft der klaren Stellung zu all

diesen Lebensüberresten früherer Zeiten, daß sie nichts Wesentliches sind, sondern im besten Falle von dem Wesentlichen zeugen, daß sie nicht verbindlich für uns sind und über uns herrschen dürfen, sondern uns nur den Lebensertrag der Vergangenheit darbieten, aus dem wir uns selbst die zuträglichen Nährwerte für unseren Bedarf heraussuchen müssen, daß all diese Formen der Anschauung, des Lebens, des Kultus nicht die enge Pforte bilden, die zum Leben führt, noch durch sie hindurchführen, noch Vorbedingungen enthalten, die wir auf uns nehmen müßten.

So ist z. B. die asketische Stellung zum Leben, die wir in der christlichen Sittlichkeit herrschen sehen, falsch und ein Mißverständnis Jesu: er wollte keinen grundsätzlichen Verzicht auf Güter und Genüsse, sondern eine zeitweilige und verhältnismäßige Enthaltsamkeit als Selbstzucht und Trainierung zu Gunsten des neuen Werdens. Aber trotzdem wird die übliche asketische Haltung zur Welt, wie sie z. B. der Pietismus besonders betont, ein Schutz für das ungestörte Keimen des ursprüngliche Wesens sein, wenn man sie nicht für etwas Wesentliches, für einen Gottesdienst, für ein Verhalten, welches das neue Wesen hervorbringt, oder gar für das neue Leben selbst ansieht.

So werden auch viele Menschen in manchen christlichen Predigten Aufklärung und Anregung für die Lösung ihres Lebensproblems finden — wo hört man denn heute sonst etwas darüber, doch nicht etwa in den Hochschulkursen oder in den Vereinsvorträgen! —, aber sie müssen selbst die enge Pforte für sich finden und hindurchgehen und unabhängig ihre eigene Lebensspur suchen. Denn sobald sie die verlieren, wird für sie die kirchliche Erbauung der breite Weg, der zum Verderben führt.

Sobald wir aber in Abhängigkeit von den vergänglichen Elementen des Christentums geraten, verlieren wir das Wesentliche. Dann ist es sofort mit dem neuen Wesen aus. Dann treiben wir Reliquiendienst, leben religiös „wie die Heiden“, geraten in die feine Heuchelei des äußerlichen Wesens, erziehen uns religiös-sittlich, vielleicht mit bestem Erfolg, aber werden niemals neue

Menschen, sondern gehen an uns selbst zu Grunde. Eins schließt das andere aus. Jesus hat uns durch das schöpferische Werden des ursprünglichen Wesens, das er uns begründet und erschlossen hat, von dem vergänglichen Zeug erlöst, dem die Menschheit vor ihm gedient hat und das Christentum größten Teils bis zum heutigen Tage dient. Darum wollen wir uns nicht wieder davon gefangen nehmen lassen und der Erlösung Christi damit verlustig gehen. Wir haben die Wahl: entweder das Leben Christi und Leben oder die erbliche Belastung des Christentums und Zusammenbruch.

Viele werden diesen Aufsatz als einen Angriff auf die Kirche auffassen. Aber ich greife die Kirche damit ebensowenig an, wie jemand, der unsre Ingenieure darauf hinweist, daß die Eisenbahnen und Fabriken nur ungefähr ein Zehntel der Kohle ausnutzen, mit diesem Vorhalt die Eisenbahnen und den Maschinenbetrieb als solchen angreifen will, sondern nur anregen möchte, nicht zu ruhen, bis man zur vollständigen Ausnutzung der in der Kohle verborgenen Kraft gekommen ist.

So ungeheuer viel Gutes die Kirche durch ihre erzieherische Wirksamkeit und nothelfende Liebestätigkeit unausgesetzt mitteilt, so erschließt sie nach meinen Beobachtungen und Erfahrungen doch das unerhörte Heil, was wir von Jesus haben, können: die wirkliche Erlösung, die Wiedergeburt des ursprünglichen Wesens und das wahrhaftige Leben den suchenden Menschen nicht, sondern bringt uns um die eigentliche Frucht des Lebens und Sterbens unsers Herrn, um das Reich Gottes. Sie möchte der Menschheit natürlich die ganze göttliche Herrlichkeit des neuen Wesens aufschließen, aber da sie nicht weiß, wie sie das machen soll, gibt sie lieber ein minderwertiges Surrogat für das wahrhaftige Gut aus, statt mit allen Kräften danach zu suchen, den Zugang zu dem neuen Sein und Leben, das wir von Jesus haben sollen, zu finden. So haben wir statt des Neulandes Gottes ein Christentum gewonnen, das dem Wesen nach Judentum mit christlichen Vorstellungselementen, aber nicht neue Menschheit ist, und statt der Herrschaft,

Entfaltung und Offenbarung des lebendigen Gottes im persönlichen und allgemeinen Leben der Menschen die Herrschaft der vergänglichen religiösen Elemente von zwei Jahrtausenden Kirchengeschichte eingetauscht. Und die Menschheit wird diese „unerträglichen Lasten", die ihnen die Schriftgelehrten und Pharisäer aufladen, weiter keuchend tragen, bis einmal die lebendigen Glieder der christlichen Kirche die göttliche Unruhe erfaßt, sie in ihrer erbärmlichen Armut erschauern läßt und mit Sturmesgewalt treibt, das neue Wesen Jesu zu suchen. Dann kann die Kirche ein wertvolles Gerüst für den Bau des Reiches Gottes werden. Eher aber nicht.

Oratio pro domo.

— Am 12. August 1905. —

Den ehemaligen und den zukünftigen Gästen Schloß Mainbergs gewidmet.

Als Studenten machten wir einmal einen Ausflug durch Thüringen. Der Glanzpunkt unsers Programms war die Partie durch das Schwarzatal. Da hatten wir nun das Unglück von dem richtigen Wege abzukommen und waren drauf und dran, um das Tal herumzugehen. Ich merkte es nach meiner Karte und machte darauf aufmerksam, aber die andern glaubten es nicht und zogen weiter, während ich und ein Freund den Höhenzug, der schon zwischen uns und dem Tale lag, ohne Weg und Steg überstiegen und an der Schwarza entlang gingen. In Schwarzburg trafen wir die andern wieder: sie waren hinten herum gegangen, wir hindurch.

Das ist gegenwärtig ungefähr die Lage auf Schloß Mainberg. Ich habe Sie heute hier zusammen gebeten, um Ihnen zu sagen, daß viele von Ihnen drauf und dran sind, hier nicht das zu finden, worum es sich eigentlich handelt sondern daran vorüber zu gehen, ja überhaupt gar nichts von dem zu bemerken, was hier eigent-

lich vor sich geht. Ich muß wie damals sagen: hört, nach meinen Beobachtungen sind wir auf dem besten Wege, darum herum zu kommen.

Ich sehe das an zweierlei: einmal an einer verkehrten Haltung, die Sie überhaupt zum „Schloß und der Sache"*) einnehmen, und dann an einer unzutreffenden Auffassung, die Sie davon haben. Beides hängt innerlich miteinander zusammen.

Wenn ein Kind zur Welt kommt, so ist das für die Eltern und für die Familie ein wunderbares Erlebnis. Aber bald stellt sich ein Element ein, was immer mehr zu einer Last und Gefahr wird. Das sind die Tanten. Die Tanten sehen sich das Kind an, drehen und wenden es nach allen Seiten, heben seine Vorzüge und seine Mängel hervor, machen sich Gedanken darüber, wie es sich entwickeln wird, geben allerlei gute Ratschläge, wie es gepflegt werden müßte und — gehen davon. Je mehr sie es gut meinen, um so schwerer sind sie zu ertragen, denn um so schwerer sind sie loszukriegen. Und doch, die guten Tanten, was wissen die denn eigentlich von dem Kind? Weder haben sie es zur Welt gebracht, noch versorgen sie es, noch pflegen sie es. Sie sehen es für Augenblicke und Stunden, kommen hier und da hereingeschneit und urteilen nach dem augenblicklichen, oberflächlichen Eindruck. Sie ahnen nichts von der bisherigen Entwicklung und Behandlung des Kindes, aber kommen gleich mit ihren guten Ratschlägen und Sorgen, mit Warnungen und Prophezeiungen. Die einen wollen es so, die andern anders haben, und das Kind ginge sicher zugrunde, wenn man die Tanten schalten und walten ließe.

Nun sehen Sie, hier in Mainberg sind leider auch viel mehr Tanten, als mir lieb ist. Schloß Mainberg hat, seit es begründet wurde, immer unter den Tanten gelitten. Das ist aber nichts Neues für mich. Ich habe schon zwei Mal in meinem Leben das Tantenwesen gründlich erlebt. Als ich meine Vorträge anfing,

---

*) Ein im Eifer um Mainberg von einem Gast gelegentlich gemünzter Ausdruck, der, wenn auch wegen seines Pathos mit einem humoristischen Beigeschmack, sehr geläufig wurde.

sammelte sich sofort ein Schwarm von Gönnern und Freunden „der Sache“. Sie waren viel zahlreicher als die, welche wirklich etwas von mir hören und haben wollten. Diese Gönner nahmen mich nach jedem Vortrage vor und sagten: „es war alles ganz schön und gut, aber das hätten Sie anders machen müssen, das war nicht klar, und das war zu kurz. Man muß entschiedener auftreten. Sie kommen den Leuten zu weit entgegen. Nur keine Konzessionen! Ihre Posaune gibt keinen klaren Ton. Das war zu viel Philosophie, sagten die einen, es war zu viel Theologie, die andern, es war zu viel Naturwissenschaft, die dritten. Sie müssen dem Ganzen eine praktische Spitze geben. Sie lassen ja die Leute laufen, organisieren Sie doch“. Kurz ein Wirrwar verschiedenster und widersprechendster Ausstellungen, Ratschläge, Vorwürfe und Warnungen. Unter diesen Tanten habe ich unsäglich gelitten, weil ich sie immer sehr ernst genommen habe. Aber ich habe mich nicht irre machen lassen, sondern bin meinen Weg weiter gegangen, und das Ergebnis war, daß die Tanten schließlich verschwanden. „Mit den Menschen ist nichts anzufangen“. Jetzt bin ich in der wundervollen Lage ganz allein ohne Tanten in der Welt zu stehen. Man läßt mich in Ruhe. Ich kann reden, was ich will, d. h. was ich muß, und werde durch derartige Querstimmen nicht mehr gestört und geärgert.

Da kam ein neues Kind zur Welt. Das waren die Grünen Blätter. Sofort war wieder ein Schwarm von Tanten da. Die Abonnenten der ersten Jahrgänge waren zum guten Teil Tanten. Sie waren entzückt über die neue Erscheinung, solch ein außerordentliches Unternehmen müsse man unterstützen. Aber sie erhoben auch gleich den Anspruch, weil sie Freunde der Blätter seien, dreinzureden. Da kamen denn die Briefe: „es tut uns leid, Ihnen das sagen zu müssen, aber die Blätter erfüllen nicht unsre Hoffnungen, wir sind enttäuscht. Wir hatten erwartet, Sie würden . . .“ nun kamen ihre Wünsche, „aber was Sie bringen, erregt unsre ernstlichen Bedenken“. Das ging so weiter, bis schließlich alle Tanten abbestellten. Da war ich sie auch hier los.

Nun habe ich sie wieder auf Schloß Mainberg. Nachgerade glaube ich, daß das eine Naturordnung ist, die sich nicht vermeiden läßt. Das klingt scherzhaft, aber es hat eine furchtbar ernste Seite. Ich glaube nicht, daß das, was hier eigentlich vor sich geht, von dem die meisten von Ihnen keine Ahnung haben, an den Tanten zugrunde gehen wird. Aber davon bin ich überzeugt, daß Sie sich durch diese gönnerhafte Stellung zu dem Schloß darum bringen, daß Sie infolge des Wesens, was sich in Ihren Bedenken und Ausstellungen, in Ihrem Nörgeln und Besserwissenwollen, in Ihren Ratschlägen und Kassandrarufen, in Ihrem Hereinwirken und Beeinflussenwollen ausdrückt, von dem ganzen Leben hier nicht das haben werden, was Sie haben könnten.

Warum fühlen Sie sich als Gönner, als Freunde der Sache? Wie kommen Sie dazu? Ich habe nichts dagegen, wenn Schloß Mainberg viele treue Freunde hat, aber wenn die Freundschaft nicht aus dem tiefen Verständnis dessen entspringt, worum es sich hier handelt, wenn sie nicht aus dem Erlebnis dessen herauswächst, was hier werden soll, dann ist sie nur hinderlich. Das Unausstehliche der Gönner ist, daß sie sich über die Sache stellen, daß sie durch ihre ganze Haltung sagen: für mich ist das eigentlich nicht, ich habe das schon. Das ist für die andern, die noch nicht so weit sind. Aber ich habe das größte Interesse daran, nicht für mich, sondern für andere. Deshalb will ich mich gern daran beteiligen, die Sache durch meinen Aufenthalt hier (früher hieß es: Abonnement der Blätter, Besuch der Vorträge) unterstützen, mit helfen und darauf achten, daß sie ihren richtigen Weg geht.

Diese Gönnerschaft können wir nicht brauchen. Denn sie beruht immer auf Verständnislosigkeit. Das war schon bei den Vorträgen und Grünen Blättern so und ist auch hier der Fall. Im weiteren Verlauf unsrer heutigen Erörterung werden Sie das noch einsehen. Hier möchte ich nur sagen, daß Sie nur dann etwas von Ihrem Aufenthalt auf dem Schloß für sich selbst mit wegnehmen werden, wenn Sie sich so wenig wie möglich um „das Schloß und die Sache" bekümmern und möglichst ausschließlich nur

um sich selbst, d. h. wenn Sie von der Frage durchdrungen und bewegt werden, was kann ich hier für mich davon haben, und wenn die innere Beschäftigung mit dem, was Ihnen hier aufgeht, Sie so erfüllt, daß Sie überhaupt keine Zeit mehr haben, sich um das Schloß zu bekümmern. Dann werden Sie sowohl wie das Schloß am besten dabei gedeihen.

Aber diese verkehrte Haltung hängt mit einer falschen Auffassung dessen zusammen, worum es hier eigentlich geht. Was stellen Sie sich denn eigentlich vor? Was soll denn Schloß Mainberg sein? Etwa ein Ort, „wo man neben körperlicher Erholung und Verkehr mit angenehmen Menschen geistige Anregung haben kann“, also eine Sommerfrische für den ganzen Menschen ohnegleichen? Wahrhaftig, das ist das hohe, neue Ideal, was viele Menschen von Mainberg haben. Gut, schön. Aber erlauben Sie, damit will ich nichts zu tun haben, in gar keiner Weise.

Das kann ich nicht. Geistige Anregung Ihnen geben und dazu Menschen hierher einladen, nein, das bringe ich nicht fertig. Denn ich stehe so gewaltig unter dem Eindruck, daß in unsrer heutigen Zeit viel zu viel geistig angeregt wird, daß die Menschen unter der Überfülle der Anregung schwer leiden, daß die Anregung in unsrer Zeit zu einer geistigen Aufregung geworden ist, unter der nichts von wahrhaftigem Leben entstehen kann, weil niemand mehr innerlich zur Ruhe kommt vor Anregungen. Alles geht in dem hitzigen Klima dieser geistigen Aufregung zu Grunde. Neulich habe ich jemand gesagt: für Mainberg können Sie gar nicht dumm genug sein, weil er klagte, er wäre zu dumm für Mainberg. Das war von dieser Stellung zur geistigen Anregung aus zu verstehen.

Und noch eins. Glauben Sie wirklich, daß ich das Innerste und Heiligste, was ich habe, daß ich Ihnen mein Herzblut hergebe zu geistiger Anregung? Ich danke dafür. Dann müßte ich mich selbst verachten. Das wäre eine Prostitution ohnegleichen. Und glauben Sie wirklich, daß ich es fertig brächte, hier mit meiner Persönlichkeit, meiner Zeit und meinen Kräften dem Luxus einer

derartigen geistigen Sommerfrische zu dienen bei dem ungeheuren Elend in der Welt, bei der furchtbaren Not, wie sie heute herrscht? Da haben wir keine Zeit zum Luxus. Da ist Luxus Verbrechen.

Nun werden Sie wohl begreifen, daß wir durch einen tiefen Graben getrennt sind, wenn Sie von Ihrer Auffassung Mainbergs aus und Ihren Ansprüchen, die Sie daraufhin erheben, an dem Leben, wie Sie es hier sehen, herumkritisieren und es nach Ihrem Ideal gestalten wollen. Infolgedessen machen Sie mir damit keinen Eindruck. Ich merke gleich aus welchem Verständnis heraus die freundschaftlichen Wünsche und Bedenken kommen, ich spüre es von weitem. Sobald ich sehe, daß Sie nichts andres haben wollen als eine wohlfrisierte Sommerfrische mit geistiger Anregung und Erbauung, zucke ich mit den Achseln oder mache einen schlechten Witz oder werde wütend. Jedenfalls weise ich ein Ansinnen aus dieser Richtung rund ab.

Ich bin für jeden Einwand, für jedes Bedenken, für jede Ausstellung zugänglich und dankbar — das können viele bezeugen — aber ich setze voraus, daß man versucht hat, zu verstehen, was einem mißfiel, oder anders ausgedrückt, daß man nach dem Wahrheitselement dabei gefragt hat, was vielleicht verkehrt herauskam. Zweitens, daß man Fühlung mit dem ganzen Vorhaben hier gewonnen hat und sich darüber unterrichtete, welche Bedeutung der anstößigen Erscheinung in ihr zukommt, ob sie für die Entwicklung wesentlich ist oder nur zufällig auftauchte, um wieder zu verschwinden, ob ihr Lebenswert zugerechnet wird oder ob sie mit Geduld getragen wird. Die meisten urteilen nämlich, ohne eine Ahnung von dem Werden und der Bedeutung dessen zu haben, was ihnen auffällt, ob es etwas Zufälliges, Äußerliches, Vorübergehendes oder etwas Notwendiges, Wesentliches, Zukunftskräftiges ist, ob es etwas ist, worunter wir leiden, oder etwas, was wir pflegen, oder etwas, was uns gleichgültig ist. Und außerdem setze ich noch voraus, daß sich die Gäste Mainbergs der ganzen Art des Lebens, das sie hier finden, nicht gönnerhaft und sich überhebend

gegenüber verhalten, sondern fragend, nicht vorschnell urteilend, sondern forschend und suchend.

Die innere Fühlung mit dem inneren Leben hier, von der aus alles verstanden werden muß, erlangt man aber nicht dadurch, daß man sich lange Zeit auf dem Schlosse aufhält. Es kann jemand den ganzen Sommer hier sein und doch gar keinen inneren Kontakt finden. Einfach deshalb nicht, weil er hier nichts suchte, weil er für sich nichts weiter nötig hielt, weil er glaubte, er hätte alles schon. Es gibt doch genug angeregte Menschen, die sich mit den Grünen Blättern ganz gut unterhalten und sie vielleicht sogar zu ihren erlesenen geistigen Genüssen zählen, aber sie haben gar kein Verlangen nach neuem Leben. Infolgedessen sind sie für die Anstöße und Winke dazu nicht empfänglich und verstehen erst recht nicht die Erscheinungen des neuen Werdens. So sind schon viele hier gewesen. Es fiel ihnen auch manches hier auf. Aber statt daß ihnen daran das Verständnis für das aufging, worum es hier geht, zuckten sie die Achseln darüber, oder ärgerten sich und fühlten sich abgestoßen. Man kann es ihnen dann auch nicht sagen und erklären, ebensowenig wie man andern erzählen kann, wie es eigentlich hier in Mainberg ist. Man muß das selbst erleben und durch das Erleben verstehen.

Wir haben das voriges Jahr gehabt, es ist alles schon da gewesen. Ich machte auch hier und da darauf aufmerksam, aber ohne Erfolg. Ja ich hatte sogar die Naivität, zu hoffen, wenn ich in den Grünen Blättern darüber etwas sagte, würde es helfen. Sie haben dort wohl alle gelesen, wenn jemand etwas ihm Fremdartiges und Anstößiges ohne weiteres verurteile, brächte er sich um ein neues Erlebnis. Man solle deshalb vielmehr gegenüber dem Ungewohnten sein Urteil zurückhalten und abwarten, ob einem daran nicht etwas Neues aufginge. So allein könnten wir reich werden am Erleben. Schöben wir alles weg, dann brächten wir uns darum und blieben arm mit unsern paar Erlebnissen, die wir gemacht haben. Wir wehrten uns dagegen, reich zu werden am Leben. Aber was hat das geholfen, daß das gesagt wurde! Das versteht ja doch niemand.

Ich mache hier oft die eigentümliche Beobachtung, daß die Menschen am eifrigsten behaupten, mich zu verstehen, bei denen es am wenigsten zutrifft. Voriges Jahr war ein Herr hier, der nie ein Wort von mir gelesen oder gehört hatte, aber schon am Tage nach seiner Ankunft zu mir sagte: Wissen Sie, die Leute hier verstehen Sie ja alle nicht, ich weiß, was Sie wollen. Und dann stellte es sich bei unsern Gesprächen heraus, daß er unter persönlichem Leben die freie, vorübergehende Ehe verstand. Und das ist nicht der einzige Fall. Nach meinen Beobachtungen bleiben die Menschen, die am tiefsten hier eingedrungen sind, mit ihrem Urteil im Hintergrund. Man hört eigentlich nie etwas von ihnen, sie haben etwas Verborgenes an sich. Sie gehen nur heraus, wenn sie provoziert werden. So bin ich jetzt fast dazu gekommen, zu sagen: wenn jemand ostentativ behauptet, er verstehe mich, so versteht er mich sicher nicht.

Was heißt denn überhaupt verstehen? Wenn jemand alles theoretisch verstanden und sich geistig angeeignet hat, so versteht er mich damit noch nicht wirklich, noch nicht lebendig. Sondern nur der versteht mich, der dasselbe erlebt hat. Ich sage nur das, was ich erlebt habe. So kann mich auch nur der verstehen, der es auch erlebt. Es kommt also überhaupt nicht darauf an, daß Sie mich „verstehen", sondern daß Sie in derselben Richtung Erlebnisse machen. Die Voraussetzung dazu ist, daß Sie wirklich suchen. Wenn Sie das nicht tun, so werden Sie gar nichts finden. Ich muß Ihnen aber offen gestehen, daß ich hier so manche Gäste sehe, in deren Augen nicht dieses Suchen glüht. Es sind bessere Bildungsphilister, sie glauben alles zu haben und fühlen sich sehr wohl in ihrer Haut. Von da ist es dann nur ein Schritt zur Gönnerstellung gegenüber dem „Schloß und der Sache".

Bitte, fassen Sie das aber nicht falsch auf. Ich verlange gar nicht, daß nur Menschen herkommen, die wirkliches und echtes Verständnis haben. Mir sind Verständnislose sehr angenehm, die können wir sehr gut haben. Ihnen geht nämlich oft viel mehr hier auf, als denen, die herkommen und glauben, alles zu verstehen.

Aber das können wir nicht dulden, daß verständnislose Menschen hier maßgebend werden wollen. Dagegen werden wir uns bis aufs Äußerste wehren.

Worum handelt es sich denn hier überhaupt in Mainberg? Ich habe das schon öfter gesagt, aber ich will es noch einmal versuchen, auszusprechen. Es handelt sich darum, daß hier Menschen die Möglichkeit gegeben werden soll, so weit das überhaupt geschehen kann, das, was sie in den Vorträgen hören und in den Blättern lesen, zu erleben, und, wenn sie es schon erlebt haben, durch das gemeinschaftliche Leben mit Menschen gleicher Art darin gefördert zu werden. Das ist etwas anderes als geistige Anregung. Es handelt sich hier um nichts mehr und nichts weniger, als um den Versuch, durch ein solches Zusammensein und das unwillkürliche Aufeinanderwirken werdender Menschen der Lösung des Problems Mensch näher zu kommen. Nur wenn Mainberg das will und vermag, hat es nach meiner Anschauung eine Existenzberechtigung. Sonst ist es Kraftvergeudung und Geldverschwendung. Dann wollen wir lieber mit unsern Mitteln und Kräften unter die Menschen gehen, die unsern Beistand brauchen und ihnen helfen. Halten Sie sich das immer gegenwärtig. Sobald es sich bei unserm Unternehmen um einen geistigen Luxus handelt, empfinde ich es als Sünde. Aber es handelt sich nach meiner Auffassung um etwas anderes, wofür gar nicht genug geistige, persönliche und finanzielle Mittel aufgewandt werden können. Denn wenn es uns hier gelingt, das Problem des Menschen praktisch im persönlichen Leben irgendwie zu lösen, und das erfüllende Werden in einzelnen Persönlichkeiten zu fördern, so ist damit unsrer Not auf allen Gebieten in dem entscheidenden Punkte geholfen. Die Menschen, die auf dem richtigen Wege nach der Wahrheit des Menschen sind und im neuen Werden stehen, wirken überall, wohin sie treten, lösend und erlösend. Die lösen also dann durch ihr neues Leben ganz unmittelbar die Probleme und Nöte unsrer Zeit, die helfen den Menschen unwillkürlich zum Leben. Sie sehen, das ist eine gewaltige Sache. Von dem Ernste dieser Aufgabe sollten

Sie sich bis in die letzten Fasern ihres Wesens durchdringen lassen, wenn Sie teilhaben wollen an dieser Sache Mainbergs. Darum ist mir jeder willkommen als Freund des Schlosses, der in diesem Problem lebt und nach dieser Lösung ringt.

Bei wem das aber der Fall ist, der ist sich ohne weiteres klar, daß es nicht darauf ankommt, ob es jedem, der herkommt, hier gefällt, sondern daß Menschen hierher kommen, die sich für dieses Abenteuer begeistern können und sich dafür zur Verfügung stellen. Wenn wir einen Berg besteigen, können wir nicht danach fragen, ob sich der und jener daran stößt, daß man bei solcher Kletterei schwitzt, und die Toilette ramponiert wird. Ich sage: wem daß nicht paßt, der bleibe davon. Es ist ja gut, daß auf diese Weise Leute fern gehalten werden, die nicht her gehören. Es gibt Menschen, die zu nichts anderm taugen als zu Talschleichern. Sie sollen weiter schleichen. Wenn sich hier nicht ganz von selbst eine Auslese von Menschen bildet, die imstande sind, alles daran zu setzen, so können wir ruhig unser Vorhaben aufgeben.

Wer aber in dem Sinne, wie ich vorhin sagte, zu uns gehört und am Leben des Schlosses teilnimmt, der begreift auch, daß das große Problem, um das es uns geht, wie wir das Leben gewinnen und ursprüngliches Wesen, wie wir neue Menschen werden und gemeinschaftlich leben lernen, nicht dadurch gelöst wird, daß wir an den Menschen, die herkommen, herumbessern und Mainberg zu einer moralischen Selbstzuchtanstalt ausbilden, daß wir rücksichtslos jede schlimme Erscheinung ausschneiden und jedes Unkraut ausreißen, daß wir das gemeinschaftliche Leben hier in Freiheit dressieren und in nagelneue Formen bringen, kurz daß man an den Menschen und dem Leben herummacht, ändert und richtet. Das gäbe ein klägliches Machwerk und eine verhängnisvolle Selbsttäuschung. Das gäbe eine Treibhauskultur, künstlich, kernfaul, wurzellocker und krank durch und durch. Das gäbe ein Scheinwesen und äußerliches Getue, innerlich hohl und aufgeblasen, eine ganz erbärmliche Heuchelei.

Nein das, woran uns liegt, muß werden und zwar von selbst

werden. Sonst ist es nicht wurzelecht. Was nicht von selbst wird, ist nicht ursprünglich, wahr, lebensfähig und fruchtbar.

Deshalb soll hier nichts geschehen, als suchenden und werdenden Menschen die Gelegenheit geboten werden, zusammen zu sein und mit dem, was sie sind, unmittelbar, d. h. ungesucht, harmlos und naiv untereinander Fühlung zu gewinnen. Diese Hilfe am Werden ohne Worte und Bemühungen durch das bloße Sein ist die Hauptsache. Dann wird Ihnen noch für ihr Suchen und Werden Anregung zum Finden und Weiterkommen geboten und Beistand gewährt, wenn ihn jemand bedarf. Weiter nichts.

Deshalb müssen wir aber auch ferner hier ruhig zusehen und wachsen lassen, was wird. Da kann ich nicht herummeistern, wenn mir etwas nicht paßt, sondern ich muß unerschütterlich an die Menschen und an die Übermacht des Gesunden, Wahren und Guten glauben. Darum wird es hier immer allerlei Häßliches, Verkehrtes und Mißratenes geben. Das läßt sich nicht ändern. Treten wir für die Freiheit des inneren Werdens ein, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn auch Dinge aus den Menschen herauskommen, die nicht schön sind. Aber wir dürfen gewiß sein, daß sie sich nicht halten können, wenn wir auf dem rechten Wege sind. Denn dann können sie die Lebensluft, die hier weht, nicht vertragen. Verwirklicht sich diese Erwartung nicht, so scheitert unser Unternehmen als solches, wie es ist. Aber der Bankerott ließe sich dann auch nicht durch operative Eingriffe aufhalten, denn das bedeutete erst recht das Scheitern dessen, was wir wollen.

Wir, die wir uns verstehen, wir wissen ja, daß wir die Schäden, die wir sehen, gar nicht dadurch bessern können, daß wir daran herumkorrigieren. Es gibt für uns nur einen Weg, zu bewirken, daß es anders wird: dafür zu sorgen, daß wir selbst anders werden, daß wir für uns selbst das Problem des Lebens lösen. Suche du an dir und deiner Persönlichkeit so lebendig und gesund zu werden, daß von selbst das neue Wesen, das in dir ist, auf die andern wirkt und seinen heilenden Einfluß entfaltet. Das ist allein der Weg zur Wahrheit. Glauben Sie mir, mir gefällt

auch vieles hier nicht, ja mir ist zu Zeiten so gewesen, als würde mir der Hals zugeschnürt, und als könnte ich es hier nicht mehr aushalten, geschweige reden. Aber ich kann dann nicht den einzelnen Menschen vornehmen, ihn zurecht rücken und sagen: so darfst du nicht sein, oder im allgemeinen schildern, wie ich mir das Leben hier denke, und sagen: so müßt ihr leben. Denn erstens denke ich es mir gar nicht, sondern bin sehr gespannt, wie es werden wird, und zweitens gäbe ein solches vorschriftsmäßiges Leben eine tragikomische Künstelei und Schauspielerei. Nein, ich stehe allem Ungehörigen gegenüber hilflos da und kann nur zu mir selbst sagen: du mußt eben ganz anders werden. Ein andres Mittel gibt es nicht.

* * *

Aber was ist denn nun dieses Problem: die Wahrheit des Menschen? Wenn Sie das hören, verstehen Sie es noch lange nicht. Da können Sie z. B. immer an eine moralische Aufbesserung denken. Darum will ich Ihnen einfach erzählen, wie ich dazu gekommen bin. Ich habe mich seit Jahren bemüht, selbst vorwärts zu kommen, habe mit dem Bösen in mir gerungen und den Reizen des Schlimmen um mich Widerstand zu leisten gesucht und den Menschen das Verständnis dafür, worauf es ankommt, zu öffnen und vorwärts zu helfen versucht. Aber alle diese Versuche waren erfolglos. Deshalb habe ich immer wieder gesucht und geforscht, woran es wohl liegt. Ich dachte erst, es läge daran, daß uns die rechte Auffassung und die klare Anschauung fehle. Aber daran lag es nicht. Ich habe dann an den Worten und an der Persönlichkeit Jesu herumgefühlt, um auf das Geheimnis zu kommen, aber es war im Wesentlichen alles unfruchtbar. Zweifellos war der Eindruck seiner Persönlichkeit nicht ohne Einfluß, aber er war wie Schwingungen, die sich verflüchtigten. Und seine Worte zeigten den Weg, aber es ging nicht vorwärts darauf, so daß ich mir sagte: es muß am Anfang etwas fehlen. Gewiß haben mir viele Menschen immer gesagt, ich hätte ihnen geholfen. Dann hörte

ich das ruhig an, aber ich habe es ihnen nie geglaubt, denn ich sah nichts davon. Ebenso wie die Krankheit ihre Symptome hat, hat auch die Gesundheit ihre Symptome und wachstümliches Werden erst recht.

So geriet ich immer wieder in die alte Ratlosigkeit und in die tiefen Schrecken des Problems Mensch und wußte nicht aus noch ein. Da kam ich schließlich auf das Anfangswort Jesu: „das Reich Gottes kommt, ändert euern Sinn und glaubt an das Evangelium". Ich sagte mir: hier muß die Lösung drin stecken. So versuchte ich denn, diese Sinnesänderung zu schaffen und mich hineinzutrainieren, zu glauben und alles von der Gnade zu erwarten. Aber es half alles nichts. Der Sinn wurde natürlich anders, aber das Leben sprang nicht heraus. Die Kraft blieb aus und die ursprüngliche Übermacht über alles Widerwärtige, Unwahre und Gemeine. Es war alles vergebens, denn es entstand kein neues Werden. So sah ich mich immer wieder zurückgeworfen auf das rätselhafte Wort: ändert euern Sinn. Ich sehe es noch deutlich, wie ich in Schliersee auf einem Höhenwege immer hin- und hergelaufen bin und mich mit der Frage zermartert habe, was heißt: ändert euern Sinn, und wie kommt man dazu? Schließlich wurde mir klar, daß das nichts andres heißen könnte, als daß wir in unserm Wesen von grundaus anders werden müßten, daß mit diesem Wort nichts andres ausgedrückt sei, als: ihr müßt von neuem geboren werden.

Nun stand ich aber vor der Frage: wie werden wir zu neuen Menschen geboren, wie ist es möglich, daß in uns ursprüngliches Wesen wird, daß die Wahrheit des Menschen und unser eigentliches Wesen in uns zu keimen, sich zu entfalten und zu äußern anfängt mit der ungeheuren Überlegenheit, die die Wahrheit haben muß? Daraufhin suchte ich die Evangelien immer und immer wieder durch: wo sagt Jesus, wie das vor sich gehen soll? Er muß uns doch sagen, wie es geschehen kann. Ja, da sagt man wohl: „aus Wasser und Geist". Aber daß es daraus nicht geschieht, beweisen uns ja unzählige menschliche Erfahrungen.

Ich habe danach die Evangelien jahrelang durchsucht, die Worte, die wie ein Fingerzeig aussahen, von allen Seiten betrachtet, aber ich fand keinen Zugang, bis es mir auf einmal aufging, daß Jesus ja eine lange Rede darüber gehalten hat: die Bergpredigt, daß uns die Bergpredigt den Weg zu diesem neuen Werden zeigt. Da wurde es klar, ich sah deutlich in die Vorbedingungen hinein, erkannte, was wir dazu tun können und nicht tun können, wie es anfängt und fortschreitet. Da ging es mir auf, daß nur der von neuem geboren wird, der in Wahrheit ein Suchender ist, der arm ist im Geiste und durchdrungen von dem Bewußtsein absoluter Bedürftigkeit. Wenn einer meint, er fühle sich arm, aber sucht nicht, der ist nicht davon durchdrungen, denn das setzt den Menschen sofort in Bewegung. Er kann es nicht mehr in dem aushalten, was er hat und kann, er muß vorwärts und suchen.

Es wurde mir klar, daß Jesus in den Seligpreisungen die Menschen kennzeichnet, die für das Himmelreich geschickt sind, indem er sie beglückwünscht. In ihnen wird Reich Gottes. Heil euch, die ihr arm seid im Geist, denn euer ist das Himmelreich. Sobald wir ehrlich Suchende sind, beginnt sich in uns unser eigentliches Wesen zu regen. Ist das aber der Fall, dann dürfen wir nicht die tiefe Unruhe unsers Herzens, in der wir die Lebensschwingungen Gottes in uns vernehmen, durch Gebete zur Ruhe bringen, sondern müssen sie als das heilige Feuer in uns wahren und hüten, denn allein aus dieser Sehnsucht heraus wird alles geboren.

Wenn Sie aber diese tiefe Unruhe des Lebenshungers in sich haben, können Sie in Mainberg nicht Tante spielen. Kennen Sie diese Sehnsucht aber nicht, dann wissen Sie überhaupt nicht, worum es sich hier handelt.

Aber damit, daß ich Ihnen den Weg gezeigt habe, und gesagt: die Bergpredigt ist es, damit haben Sie noch lange nicht den Zugang gefunden. Auch dann noch nicht, wenn Sie die Bergpredigt gelesen und verstanden haben. Sie müssen erst die persönliche Fühlung und Anknüpfung in Ihrem innersten Sein und

eigenem Leben dazu finden. Und „wenige sind es, die diesen Zugang finden". Deshalb müssen wir ihn suchen. Dann erst recht, wenn wir ihn kennen.

Was wir nun hier wollen, ist Ihnen zum Finden zu verhelfen. Aber dann dürfen Sie auch dem eigentlichen Leben von Schloß Mainberg nicht den Charakter eines verborgenen schmalen Wegs nehmen wollen, um ihm den Charakter einer wohlgepflegten, breiten, gepflasterten Straße zu geben, wo alles so zugerichtet ist, daß sich niemand an etwas stößt und aufzuregen braucht, sondern jeder im behaglichen Schlendrian weiter trotten kann, wo niemand suchen muß, um in dem allgemeinen Treiben die Lebensspur zu finden. Wundern Sie sich also nicht, daß Sie vor allem hier erst die Fühlung mit dem innersten bewegenden Nerv suchen müssen. Haben Sie die aber gewonnen, dann werden Sie auch Förderung nach Ihrer Lebensspur finden. Also suchen Sie hier in allem den Lebensnerv, sonst haben Sie nichts davon für sich und Ihren Aufenthalt.

Wissen Sie nun was zum Verständnis Mainbergs gehört? Die tiefe ursprüngliche Unruhe des Verlangens nach wahrhaftigem Leben, der alles wertlos ist, auch das, was wir schon erreicht haben, die durch alles Vorwärtsdringen nur noch glühender wird.

Vielleicht können Sie sich nun denken, wie ich es empfinde, wenn jemand sagt, er verstehe mich, und ich merke in seinem Leben nichts von dieser Bewegung und der Art des ursprünglichen Wesens. Sehr viele von Ihnen hier leben z. B. immer aus dem Nein und nicht aus dem Ja. Sie haben immer etwas auszusetzen, es fällt ihnen immer das Unangenehme an den andern Menschen auf, statt daß sie das gar nicht merkten unter ihrem Suchen und Spüren nach dem ewigen wunderbaren Kern, der in jedem Menschen verborgen ist. Wer aber noch nicht unwillkürlich aus dem Ja lebt, in dem treibt noch nicht ursprüngliches Wesen. Wer absichtlich aus dem Ja lebt, der sagt: ich will nicht mehr diese verkehrte Stellung zu allem einnehmen, der verhält sich also für das Aufkommen des ursprünglichen Wesens zuträglich, aber er bringt es nicht etwa dadurch hervor.

Mainberg will Ihnen nun die Gelegenheit geben, etwas von der neuen Art Leben zu merken. Soll das aber geschehen, dann dürfen Sie das Leben und Treiben hier nicht in die alte Art zurückschrauben wollen und nicht die Maßstäbe der alten Art anlegen. Dann dürfen Sie nicht leichtfertig und oberflächlich aburteilen, an Kleinigkeiten Anstoß nehmen und von Fehlern eine große Sache machen. Dennn damit werden Sie blind für das Wesentliche. Wenn sich in Menschen das verborgene Selbst regt, und sie anfangen, aus sich herauszugehen, so ist es ja ganz schön, wenn sich das alles konventionell tadellos äußert. Aber wenn es nicht wohlfrisiert herauskommen kann, so ist mir lieber, die Frisur leidet, als daß die Menschen nicht mehr aus sich herausgehen.

Noch eins. Glauben Sie nicht etwa, ich wollte hier etwas machen. Ich trage Mainberg in einer großen Sehnsucht, in der Sehnsucht, die ich Ihnen jetzt ausgesprochen habe. Aber ich bin mir vom ersten Tage an bewußt gewesen, daß ich das weder hervorbringen, noch gestalten, noch beeinflussen kann. Ich habe es nicht in der Hand, wie Mainberg wird, ich konnte es nur begründen, aber dann nichts weiter tun, als mich selbst in der Richtung bewegen, auf die es ankommt. Im übrigen muß ich warten, was wird.

Es kann natürlich leicht sein, daß nicht das aus Mainberg wird, woran mir allein liegt. Dann soll es zugrunde gehen. Es kann auch sein, daß hier die verständnislosen Elemente überwuchern, die eine wohlpräparierte geistige Sommerfrische wünschen. Die mögen dann Schloß Mainberg behalten und es so gestalten, wie sie es gern haben möchten. Sie können sich ja dann einen geistvollen Mann kommen lassen, der sie mit schönen Reden ansäuselt. Aber mir erlauben Sie, daß ich auswandere, denn mir liegt an der bloßen äußeren Existenz Mainbergs gar nichts. Mir liegt ausschließlich daran, daß das Problem gelöst wird, wovon ich Ihnen sprach. Und das kann nur dadurch gelöst werden, daß hier in Mainberg in allem und jedem die Wahrheit und das Leben mächtiger wird als die Unwahrheit und das erbärmliche Gebahren,

das unter den Menschen im Schwange geht. Wenn ich also hier Schäden sehe, muß ich es darauf ankommen lassen, was überwiegt. Wenn hier wirklich etwas Lebendiges ist, etwas, was im eigentlichen Sinn Lebenswert hat, wird es das Unkraut überwuchern. Ich habe Geduld und kann warten, bis ich sehe, daß das Leben und die Wahrheit unterdrückt wird.

So müssen Sie auch in Mainberg Geduld haben. Daß hier sehr vieles nicht in Ordnung ist, weiß ich, und ebenso, daß alles in Ordnung kommen müßte, wenn in uns die Neuordnung der Dinge lebte. Davon sind wir aber noch weit entfernt. So lange das aber nicht der Fall ist, müssen wir uns drein finden, daß hier in Mainberg vieles nicht ist und sein wird, wie es sein sollte. Statt uns darüber aufzuregen, sollen wir uns aber immer dahin treiben lassen, daß wir selbst in dem Eigentlichen vorwärts kommen und die Neuordnung in uns gewinnen, die sich dann von selbst heilsam äußert.

Ja, sagen manche Menschen, das ist ganz schön und gut, aber unterdessen können doch viele Menschen hier Schaden nehmen. Natürlich, ich vor allen Dingen. Es ist eine gefährliche Existenz hier in Mainberg, für mich am meisten. Aber ich habe niemandem geheißen, hierher zu kommen. Ich lehne jede Verantwortung dafür ab, daß ein Mensch hier innerlich Schaden nimmt. Da soll jeder selbst zusehen. Ich habe immer wieder gesagt: das ist nur etwas für ehrlich Suchende. Wenn andere herkommen, so habe ich nichts dagegen, aber sie tun es auf ihre eigene Verantwortung und Gefahr.

Es ist ein gewaltiges Ziel, nach dem wir trachten, ein Abenteuer ohne gleichen, auf das wir ausziehen. Ob wir irgend etwas erreichen, wissen wir nicht. Wer aber daran teilnehmen will, soll sich der Gefahr eines derartigen Abenteuers bewußt sein und überlegen, ob er es wagen darf. Wer nichts riskieren will, der bleibe daheim und richte sich sein Dasein so ein, daß es für ihn keine Gefahr hat.

Ich bin am Schluß. Ich habe noch viel auf dem Herzen,

aber es ist genug. Nur eins will ich noch sagen: denken Sie nicht: der ist gemeint und jener. Nein, wir sind alle gemeint. Ich meine mich am meisten damit. Ebenso aber diejenigen, die sich hier nach einer ganz andern Richtung bewegen, als wir. Und dann auch die von Ihnen, die ich als die eigentlichen Mainberger anerkenne, die Fühlung mit dem Lebensnerv gewonnen haben, in denen das heilige Feuer der Unruhe brennt. Wollen wir es uns alle zu Herzen nehmen. Wenn wir es tun, wird Mainberg gedeihen. Es werden wohl viele dann nicht herkommen, die sonst kämen, es werden viele wegbleiben, die an dem und jenem Anstoß nehmen. Darauf kommt es aber gar nicht an, sondern allein, daß die Menschen herkommen, die innerlich hierher gehören und hier etwas für sich holen können. Dann brauchen Sie sich nicht um Schloß Mainberg zu sorgen. Wer sich um ein Kind sorgt, der ist nicht zur Erziehung geschickt. Von Mainberg aber wird das gelten, was neulich ein Gast sagte: „wir werden Mainberg so lange haben, als wir seiner wert sind".

Die Versicherung kann ich Ihnen aber geben, daß es sich hier nicht um unerreichbare Ideale handelt. Was Mainberg bedeuten soll, w i r d hier. Das haben schon eine ganze Anzahl Menschen erlebt. Wir haben es ihnen oft direkt angesehn, und viele haben es ausdrücklich bekannt, daß sie hier anders geworden sind, daß der Aufenthalt auf Mainberg für sie eine Wende in ihrem Leben bedeute, daß sie hier einen Anstoß zu einer Lebensbewegung gewonnen haben, die auch nach ihrer Heimkehr weiter ging und sich in ihren Lebensverhältnissen auswirkte. So lange das geschieht, mag es auch nur von wenigen gelten, so lange ist hier in Mainberg etwas von dem Leben, nach dem uns verlangt. Und das wird Mainberg am Leben erhalten, wenn wir das heilige Feuer hüten, und wird auch mit der Zeit immer mehr die Verständnislosen erfassen und in Schwingungen des Lebens versetzen. Wollen wir das immer im Auge behalten und danach streben: das ist die einzige Möglichkeit, daß Sie von Mainberg wirklich etwas haben und zu seinem Gedeihen beitragen können.

Nachschrift.

Ich drucke diese Rede trotz ihres vertraulichen Charakters in den Blättern ab, weil sie für die vielen ehemaligen und zukünftigen Gäste des Schlosses eine willkommene Aufklärung sein wird, weil sie uns für die kommenden Sommer von allen möglichen sehr überflüssigen kleinlichen Schwierigkeiten und Verdrießlichkeiten befreien und den Neulingen das Einleben erleichtern, sie schneller mit dem eigentlichen Leben Mainbergs in Fühlung bringen wird. Sie wird aber auch abgesehen von diesen Zweck nicht nur meine Erklärung der Bergpredigt, die eben erschienen ist, sondern auch die Grünen Blätter und das, was sie wollen, für viele in das rechte Licht setzen.

Wer aber aus dieser offenen Aussprache den Schluß ziehen sollte, daß der Versuch Schloß Mainbergs am Scheitern sei, der schließt falsch. Schon daß die Rede von allen lebendig verstanden wurde und das Schiff wie mit einem Druck aus einem verhängnisvollen Abtreiben in den rechten Kurs brachte, ist ein Beweis dagegen. Im Gegenteil, der vergangene Sommer hat uns davon überzeugt, daß die Freistatt persönlichen Lebens doch kein verfrühtes Unternehmen ist. Sie hat vielmehr auf dem Wege innerer Festigung und Vertiefung einen großen Schritt vorwärts getan, ja ich habe den Eindruck, daß die ersten beiden Sommer nur Lebensversuche waren, und in diesem Jahr das Schloß eigentlich erst geboren worden ist. Und diesen Eindruck habe ich nicht allein, sondern alle, die hier waren, mit dem Nerv der Sache Fühlung hatten und mit unter den Geburtswehen gelitten haben. Es ist gar keine Frage, daß der Lebensorganismus auf dem Schloß jetzt ein eigenständiges inneres Leben hat, daß sich ein lebendiger Stamm bildet und trotz des Gehens und Kommens der Gäste das Leben von einer gewissen einheitlichen Geschlossenheit ist. Ich bin nicht mehr der Träger, sondern das Schloß lebt in sich selbst. Und vielleicht war der 12. August sein Geburtstag.

Aus Briefen.

1. An einen jung verheirateten Mann.

Sie fragen mich in Ihrem Brief, wie Sie es mit dem Tischgebet halten sollen, Ihre Frau wünsche es sehr, aber Sie fürchten, daß das Heiligste, was wir haben, zu einer gewohnheitsmäßigen Zeremonie werden könnte, und Sie sich nicht immer in der inneren Sammlung befinden möchten, die zu einem Gebet nötig ist.

Ich meine nun, Sie müssen die Frage viel einfacher auffassen. Sie schreiben mir, wie glücklich Sie sich fühlen. Aber wenn Sie so glücklich sind, warum wollen Sie dem dann nicht täglich einige Mal Ausdruck geben durch ein ganz einfaches: „Danket dem Herrn, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich". Das Zusammenkommen bei Tisch ist dazu eine ganz angemessene Gelegenheit. Mir ist es Bedürfnis, das zu tun. Aber es ist keine Regel und Formel. Hier und da wird es einmal vergessen — ohne Gewissensbisse und Selbstvorwürfe — ebensowenig wie ich mir Vorwürfe mache, wenn ich einmal meiner Frau einige Tage nicht ausspreche, wie glücklich sie mich macht.

Und dann kann ich es nur im intimen Kreise tun. Zumal sobald ich weiß, daß meine Gäste das als religiös, zeremoniell usw. empfinden würden, verzichte ich darauf, denn dadurch würde es profaniert. Und ein Gebet ist kein Bekenntnis. Wenn es dazu gemacht wird, wird es Heuchelei.

Wozu aber innere „Sammlung"? Das erinnert an Gottesdienst. Brauchen Sie auch innere Sammlung, wenn Sie ihrer Frau danken? In dieselbe Kategorie gehört „das Heiligste". Möchten Sie dem Vater im Himmel gegenüber etwas einfacher und natürlicher, kindlicher und harmloser empfinden! Oder befürchten Sie das Heiligste zu entweihen, wenn Sie nach Haus kommen und ihrer Frau einen Kuß geben, aber mit ihren Gedanken vielleicht noch im Geschäft sind? Dasselbe gilt vom Gebet. Wie bei allem, was wir tun, sollen wir auch hier mit unserer ganzen Persönlichkeit dabei sein. Aber wenn wir noch nicht bis

zu dieser Verve und Elastizität des persönlichen Lebens gekommen sind, wird es uns kaum verargt werden. Denn niemand ist über sein Können hinaus verpflichtet.

2. An ein junges Mädchen.

Wie kann ich Ihnen helfen! Ich glaube, das kann kein Mensch: das müssen Sie selbst besorgen. Ich finde, daß Sie Gott für seine Fügung sehr dankbar sein müssen, weil er Sie wie wenig Menschen durch die Verhältnisse zwingt, sich selbst zu helfen. Denn Sie sind ganz auf sich angewiesen, und das ist für einen Menschen, der wirklich etwas werden will, eine außerordentlich günstige Situation, wenn er sie dazu ausnutzt.

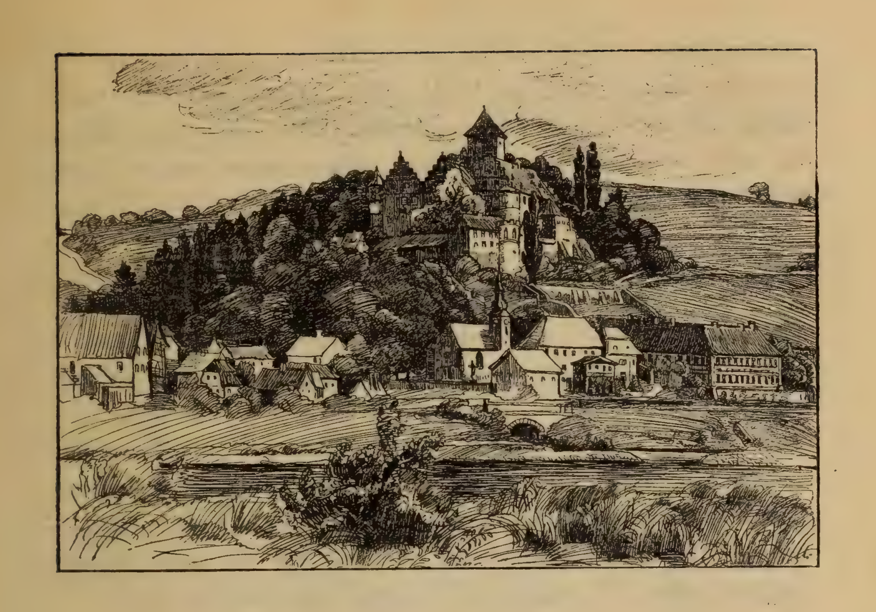
Sie müssen mit aller Kraft und Rücksichtslosigkeit den Kampf um ihr eigenes Dasein führen. Wenn Sie ihre ganze Jugend hindurch daheim niedergehalten, unterdrückt und mißverstanden worden sind, so ist es höchste Zeit, daß Sie sich auf das Recht eigener Existenz besinnen und es Ihnen Gewissenssache wird, sich auf alle Fälle selbst zu behaupten, Spielraum für die eigene Entwicklung zu schaffen und die eigene Lebensspur zu gehen.

Der Aufenthalt, in dem Sie sich jetzt von den Qualen in dem Hause, das ihr Heim sein sollte, erholen, ist, wie Sie selbst empfinden, nur eine halbe Sache. Nicht deshalb, weil Sie dort kein Verständnis finden. Es ist nicht notwendig, daß man Verständnis findet, wenn man nur in Ruhe gelassen wird. Sondern deshalb weil Sie doch auch dort in Ihrer Entfaltung gehemmt werden und keinen befriedigenden Lebenszweck haben. Deshalb ist es jedenfalls sehr erfreulich, daß Sie wieder auf das Seminar zurück wollen, um Ihre Ausbildung als Lehrerin zu vollenden.

Vor allen Dingen aber ist es notwendig, daß Sie sich innerlich ganz von daheim unabhängig machen und auf eigene Füße stellen. Glauben Sie doch nicht, daß darin Überhebung, Pietätlosigkeit oder Verurteilung der Angehörigen läge. Die Forderung an uns, uns selbst zu behaupten oder, anders ausgedrückt, für das Heil unsrer Seele zu sorgen, ist so streng, ernst und feierlich, daß wir weder an Konventionen, Rücksichten noch an selbstgefällige

Vergleiche denken können. Die Stimmung ist vielmehr die: was gehen dich die andern an. Es sind andre Menschen mit andrer Lebensführung und andrer Bestimmung, ihr Wert ist uns ganz unbekannt, sie haben andre Aufgaben und es ist für uns ganz unberechenbar, wie trotz des gegenteiligen Scheins der innere Wert bei ihnen darunter wachsen kann. Wir müssen froh sein, wenn wir einigermaßen über uns klar werden und dahinter kommen, was wir zu tun haben. Da vergeht uns über andre zu urteilen. Aber andrerseits können wir uns auch nicht von den Urteilen der andern abhängig machen, wenn es gilt, die Forderung unsrer Bestimmung zu erfüllen.

Deshalb fassen Sie Mut, fürchten Sie sich nicht und sorgen Sie sich nicht, sondern gehen Sie gerade und klug Ihren Weg. Reden Sie nicht davon, sondern tun Sie, was Sie tun müssen, und hüllen Sie das, was in Ihnen nach Entfaltung ringt, in die schützende Verborgenheit, in die es gehört.



Mitteilungen und Bedingungen

für den Aufenthalt auf

Schloß Mainberg

1.

Schloß Mainberg liegt 1 1/2 Stunde vom Centralbahnhof Schweinfurt, 1 Stunde von Station Schweinfurt-Stadt und 25 Minuten von Station Schonungen entfernt (die beiden letzteren sind die 1. und 2. Station von Schweinfurt-Central nach Bamberg zu), Schnellzüge halten sämtlich in Schweinfurt-Central, einige auch in Schweinfurt-Stadt. Für Gäste, die in Schweinfurt aussteigen, ist ein Wagen zu empfehlen, der von der Schloßverwaltung besorgt wird. Von Schonungen kann nur das Gepäck besorgt werden.

2.

Die Gastzimmer und Gesellschaftsräume liegen fast sämtlich im alten Hauptgebäude des Schlosses über eine und über zwei

Stiegen, der Speisesaal und die Wirtschaftsräume im Bastiongebäude, das den äußeren Hof umschließt. Die Zimmer sind nach Lage, Größe und Ausstattung sehr verschieden. Die höchste Zahl Gäste, die ohne außerordentliche Umstände aufgenommen werden kann, beträgt 46.

3.

Das Haus ist für Gäste **in diesem Jahre** vom 1. Juli vorläufig bis Ende September, wenn es wünschenswert werden sollte, bis zur Zeit der Weinlese (gegen Ende Oktober), in den folgenden Jahren vom 1. Mai bis Ende Oktober geöffnet. In dieser Zeit werden Dr. Chotzky und Dr. Müller in der Regel anwesend sein, einer von ihnen stets. Wenn sich das Bedürfnis geltend machen sollte, könnte ein Teil des Hauses auch noch zu anderer Zeit Gästen, die einmal ganz still für sich leben wollen, geöffnet werden. Vorläufig ist das aber noch nicht der Fall.

4.

Der Pensionspreis beträgt für Wohnung, Kost, Bedienung, Beleuchtung und was sonst geboten wird, 6—10 Mark für eine Person und einen Tag je nach Lage und Güte der Zimmer. Der Tag der Ankunft wird immer voll, der Tag der Abreise nicht gerechnet. Alle Trinkgelder sind ausgeschlossen und streng verbeten. Die besonderen Gänge und Leistungen des Hausdieners werden ebenso wie die Beträge für Privatwäsche, für besondere Lampenbenutzung, Bäder und Heizung des Zimmers ausdrücklich notiert. Es wird gebeten, die Rechnungen wöchentlich zu begleichen.

5.

Die Beköstigung besteht aus Frühstück zwischen 7 und 9 Uhr, Mittagessen um 1 Uhr, Vesper um $^1/_2$4 (Kaffee oder Obst) und Abendbrot um 7 Uhr. Getränke sind ebenso wie Speisen außer der Zeit extra zu zahlen. Ein Trinkzwang besteht nicht. Auf den Zimmern kann nur in besonderen Fällen serviert werden, in der Regel nur zur bestimmten Zeit im Speisesaal.

6.

Zur Aufnahme ist vorherige Anmeldung und Zusage erforderlich. Für die Anmeldung bitten wir

1. um tunlichst genaue Angabe der Dauer des Aufenthalts (Ankunft und Abreise), woraufhin die Zimmer unter sorgfältiger Berücksichtigung aller besonderen Wünsche ausgesucht und für die verabredete Zeit festbelegt werden. Eine Verlängerung des Aufenthaltes kann nur eintreten, wenn Zimmer noch frei sind.
2. um Mitteilung der ungefähren Preislage.

7.

Infolge der gegebenen Raumverhältnisse im Schloß sind ungefähr zwei Drittel der Zimmer für zwei Personen und nur ein Drittel für eine Person. Deshalb ist es uns schwieriger für Einzelgäste Wohnung zu schaffen als für zusammengehörige.

8.

Aufgenommen wird im allgemeinen niemand unter einer Woche. Nur wohlbegründete Ausnahmen sind zulässig, jedoch nicht unter vollen drei Tagen.

9.

Wer ganz Herr seiner Zeit ist, wird gebeten, im Interesse des Ganzen die Zeit bis Anfang Juli oder im Herbst zu bevorzugen, um den Andrang zur Ferienzeit im Juli und August zu entlasten. Wer auf eine ganz bestimmte Zeit angewiesen ist, wird im eigensten Interesse gebeten, sich möglichst zeitig anzumelden. Übersteigen die Anmeldungen die verfügbaren Räume, so entscheidet ohne Ausnahme der Zeitpunkt der Anmeldung.

10.

Obgleich Schloß Mainberg für Erwachsene bestimmt ist, werden wir doch gern auch Kinder in solchen Fällen mit aufnehmen, wenn

Eltern daran liegt, sie mitzunehmen. Doch erwarten wir, daß die Eltern für die Beaufsichtigung der Kinder selbst Sorge tragen. Kinder essen nicht an der gemeinsamen Tafel der Gäste mit, sondern mit der Familie Dr. Chotzky's und unseren Helferinnen um 12 und um 6 Uhr. Alles Weitere über Aufnahme von Familien muß besonderer Vereinbarung vorbehalten werden.

11.

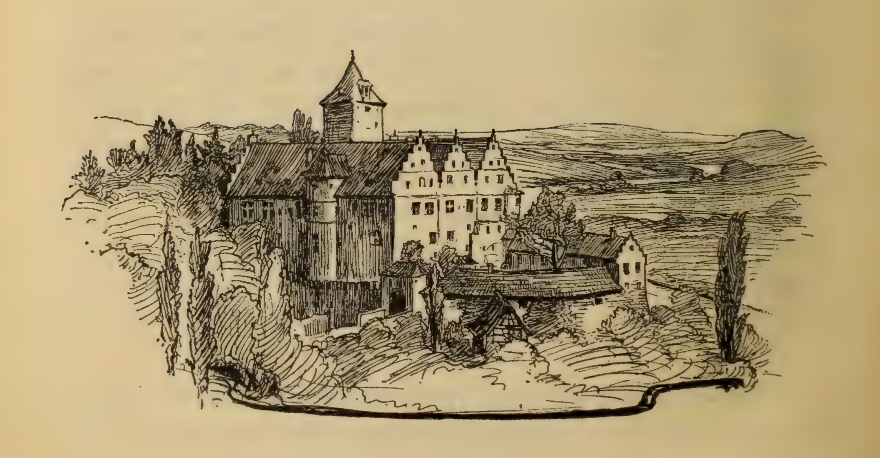
Kurz vor Beginn des Aufenthalts bitten wir um genaue Angabe der Zeit der Ankunft und etwaiger Wünsche wegen der Abholung.

12.

Die Anmeldungen werden unter der Adresse: Schloßverwaltung Mainberg bei Schonungen (Unterfranken) erbeten. Telegrammadresse ist: XP Schloß Mainberg Schonungen.

Schloß Mainberg, am 4. April 1903

Dr. Johannes Müller
Dr. Heinrich Chotzky



Ct gr. Blätter
IV. 1911 Nr. 28.

Schloß Mainberg.

Ein Besuch bei Dr. Johannes Müller

von Fritz Lienhard.

(Deutsche Welt, Wochenschrift der von Dr. Friedrich Lange herausgegebenen Deutschen Zeitung in Berlin, Nr. 42).

Eine sehr bedeutsame Veranstaltung hat mich aus Thüringer Stimmungen in das Gelände des Mains gelockt. Mitten aus der Landschaft heraus will ich über diesen angenehmen Besuch berichten.

In der drei Meter tiefen Fensternische eines Burggemaches, angesichts des schön geschwungenen, schimmernden Stromes und seiner wechselvollen Landschaft, schreibe ich diese Blätter. Mein schwerer Eichentisch steht am offenen Butzenscheibenfenster. Im Sitzen, mit nur leiser Kopfwendung, sehe ich auf einen Hügelhang, der mit Getreide- und Kartoffelfeldern, mit Obstbäumen und Weinbergen überdeckt ist; gewundene Wege klettern die steilen, nicht hohen Hänge hinan, zu Häupten steht ein Laubwald, zu Füßen das Dörfchen Mainberg mit seinen traulichen Giebeln und Gassen. Die Landstraße läuft in ebenso schöngezirkeltem Bogen am Main entlang nach Schweinfurt, dessen Türme durch den duftigen Sommermorgen herübergrüßen. Links vom Main dehnt sich stundenweit eine Wiesenfläche, an die sich Felder und leichte Hügelungen anschließen und in endlos blauer Ferne verlieren. Der Blick dort hinaus ist von unvergleichlichem Reiz. Kurz, diese Ecke der Mainlandschaft, unentdeckt vom Gewimmel der Touristen, ist so voll Abwechslung, so voll Überraschungen, so voll ruhiger, satter Fruchtbarkeit, daß man dies Gelände beim ersten Betreten geradezu als eine Art Entdeckung empfindet.

In einer Nische dieser Landschaft erhebt sich die uralte und nun wieder neue Burg Mainberg. Als ich von Schweinfurt her die Landstraße herauffuhr, hielt ich das ferne Schloß für einen Felsen, so umwaldet und umwachsen hebt sich das graue Gestein aus dem sommer-grünen Gelände. Der stattliche Bau ist dem Tale ganz nahe und doch gesondert vom Tal — wie es vornehm-freundliche Menschen zu halten pflegen; er wächst und entfaltet sich heraus aus den Giebeln des kleinen Dorfes, dessen größtes, gleichfalls uraltes Gebäude, einst den Fürstbischöfen von Würzburg gehörig, nunmehr Besitz von Dr. Johannes Müller ist, der auf etwa hundert Stufen zu dem über ihm liegenden Schloß emporsteigen kann.

Burg Mainberg war ursprünglich Hennebergischer Besitz: mannigfache Wappen und Denkmalsreliefs, besonders im inneren Burghof,

bekunden das heute noch. Sie ist erbaut 1216 und blieb bis 1542 hennebergisch; von 1542 bis 1803 erholten sich hier die Fürstbischöfe von Würzburg; und kurze Zeit darauf, nachdem sie an den bayerischen Staat gekommen war, übernahm der Fabrikant Wilhelm Sattler das Mauerwerk und benutzte die Räume zu seinen industriellen Zwecken. Und nunmehr, nach so mannigfachen Zickzackwegen, ist der neu erstandene Bau eine „Freistatt für persönliches Leben" geworden.

Dr. Müller bemerkt dazu in seinem ersten Rundschreiben: „Ein Freund von mir hat zu diesem Zweck das altersgraue Schloß erworben, das hoch über meinem eigenen Hause aus Wald und Weinbergen ragt, um es uns dafür zu verpachten. Seit Monaten ist schon eine Fülle von Arbeit getan, um es wohnlich herzurichten. Eine hervorragende Künstlerfamilie arbeitet mit lebhaftem Verständnis und großer Begeisterung daran, das Schloß nach innen und außen unserer Idee entsprechend zu gestalten. Es ist ein Lieblingsgedanke von mir, der damit seiner Verwirklichung entgegengeht. Meine Hörer in Berlin erinnern sich vielleicht, daß ich vor drei oder vier Jahren meinen Vortragscyklus mit dem Geständnis eröffnete, ich sei oft schwankend, ob es nicht besser wäre, statt durch Vorträge zu persönlichem Leben anzuregen, in einem kleinen Kreise Lebensversuche zu machen, eine Kolonie zu gründen, wo durch gemeinschaftliches Leben Menschen befähigt würden, wirklich das zu werden, was uns als Ziel vor Augen steht. In diesem Gedanken lag ein Wahrheitskern, der nicht verloren gegangen ist, sondern nun aufgehen will, wenn auch in ganz anderer Weise, als ich es damals wünschte."

Und in welcher Weise? Unterscheidet sich denn die Sommerfrische Mainberg wirklich so besonders von sonstigen Hotels und Pensionen?

Nun, sie unterscheidet sich in der Tat, und zwar ganz bedeutend und ganz besondersartig. Wie die lebendigen Deutungen des Christentums, die wir an Dr. Müller und Dr. Lhotzky schätzen, ein persönliches und menschliches Gepräge tragen, so trägt auch diese Veranstaltung persönlichen, zwanglosen, natürlichen Charakter, und zwar auf der Grundlage des wohltuenden Bewußtseins, daß man sich hier unter gleichgestimmten Seelen bewegt. Nach kürzestem Aufenthalt wird man inne, daß hier alle die unbehaglichen Erscheinungen des Hotel- und Pensionslebens nicht vorhanden sind. Es bildet sich, vorbereitet durch die Vorträge und die „Grünen Blätter", um das erwachte Schloß eine gemeinsame geistige Atmo-

sphäre. Und sie eben gibt dieser Stätte das Gepräge. Was aber dabei nicht übersehen werden möge: ebenso zwanglos, wie draußen im Park Gebüsch und Bäume wachsen, verkehrt man hier untereinander, in einer vertrauensvollen Freundlichkeit. Die Leser der „Deutschen Zeitung" erinnern sich, daß ich in meinen Berichten über Müllers Berliner Vorträge auf den Unterschied zwischen seiner Zuhörerschaft und dem nicht eben angenehmen Publikum der Theaterpremièren aufmerksam machte. Auch hier darf man dasselbe Lobwort aussprechen. Fürchte jedoch keiner, daß er hier in irgendwelches Konventikelwesen gerate! Natürlichkeit und Freiheit der Bewegung verstehen sich hier von selbst. Auch heitere Abwechslungen fehlen nicht; die Volkslieder, die gestern abend im inneren Burghof gesungen wurden, während die wenigen Nichtsänger kneipend im sogen. „Ehren" des Rittertrunkes pflegten, hallen mir heut noch im Ohre; aus irgend einem Burgfenster streckte sich eine Hand und entzündete bengalische Beleuchtung; und sogar aus dem hohen Bergfried, den man auf dunklen Treppen mühsam erklettert, grüßte Licht in die gewitterverhängte Sommernacht. In die alte Burg ist also, in jedem Sinne des vielverkannten Wortes, schönes Leben eingezogen.

Damit hängt der einzigartige Umstand zusammen, daß hier keine eigentliche „Bedienung" ist. Weder Oberkellner noch Kellner noch betreßter Portier oder allezeit andeutungsvoll grüßender Hausknecht lungern hier um Ein- und Ausgang herum. „Helferinnen", junge Damen aus dem Leserkreise der „Grünen Blätter", haben die Besorgung der Gäste übernommen. Sie bewähren sich vortrefflich; sie erledigen sich ihrer Aufgabe mit frischer Rüstigkeit; und es ist selbstverständlich, daß die „bedienten" Herrschaften mit diesen „Dienenden", die ja mit ihnen auf gleicher Gesellschaftsstufe stehen, in taktvoller Freundlichkeit verkehren. Mir ist es auf meinen vielen Reisen jedenfalls noch nicht begegnet, daß ich mich mit dem Fräulein, das mein Zimmer besorgt, über meine „Schildbürger" und ähnliche Dinge unterhalten konnte; auch dürften wenige Kellermeisterinnen adlig sein und über Bayreuth, „Parsifal" und derlei Dinge Bescheid wissen. Von grober Arbeit, wie Waschen, Scheuern usw. sind die Damen natürlich befreit; und rücksichtsvolles Benehmen, wie gesagt, ist hierorts überhaupt eine Selbstverständlichkeit. „Wir erwarten", schreibt Dr. Müller, „taktvolle Zurückhaltung die eine gedeihliche Beziehung aus der ursprünglichen Empfindung für einander werden läßt. Dem anderen gerecht werden, das Gute in ihm suchen und das Schlechte übersehen, an seiner verborgenen Schönheit sich freuen und ihm in dem entgegenkommen, wo er nach

uns fragt, ihm harmlos begegnen und nichts übelnehmen: das wünschte ich von unseren Gästen untereinander geübt zu sehen. Dann werden sie sich alle recht wohl fühlen und etwas von einander haben. Nur, wer so wirklich vornehm ist in Gesinnung und Haltung, der ist auf Schloß Mainberg willkommen."

Ein stark unterstrichenes Wort der Bewunderung verdient die Ausstattung dieses winkel- und nischenreichen Schlosses. In dieser Beziehung steckt die Burg voll entzückender Überraschungen. Jedes Gemach ist auf einen bestimmten Stil abgetönt und hat seinen besonderen Namen; die Bauart, die Ecken und Gewölbe sind mit bewundernswerter Kunst ganz originell ausgenutzt. Aus dem äußeren Burghof und seinen angrenzenden Wohnungen nebst Speisesaal tritt man durch einen dunklen Torweg in den wirksamen, mit Wappen und Reliefs am alten Gemäuer verzierten inneren Hof, um den sich nun die eigentlichen Gemächer und Kemenaten gruppieren. Da sind, im dreigiebeligen Vorderbau, drei „altdeutsche Zimmer", deren Getäfel aus einem Schweinfurter Patrizierhause stammt; da sind die Zimmer des „Tierkreises", denen die Bilder des astronomischen Tierkreises den Namen gegeben; da sind, in einem Zwischenbau, die „Bauernstuben"; nach Süden wiederum, mit der entzückenden Aussicht über die jenseitige Ebene, liegen sonnige, luftige, helle Zimmer, deren Einrichtung an die Zeit Chodowieckis und Goethes erinnert; wiederum ist da ein Schwedenzimmer, ein Apostelzimmer usw. Auch die Unterhaltungsräume, Vorplätze, Hallen sind in edler Einfachheit gehalten, in immer neuen Abwechslungen. Alles wirkt wuchtig und einfach; alles verrät sorgsamstes Nachdenken und Geschmack, der sich von Spielereien der Neuzeit fernhält; die Künstlerfamilie Sattler aus Florenz — Meister und Töchter — hat sich mit innigster Liebe in diese Aufgabe der Wiedererneuerung eines so einzig gelegenen und so eigenartigem Zwecke dienenden Schlosses eingelebt.

Auch die nächste Umgebung hat noch an dieser Abwechslung teil. Während der lindenduftige Park herrlich-wild durcheinanderwächst, sind die Gärten der Terrasse wohlgepflegt, mit seltsamen Blumen und Bäumen gefüllt und von Vasen, Bildsäulen und Springbrunnen belebt, wie in den Zeiten der Eichendorffschen Romantik. Über ihnen, um die Zinnen der Mauer, wächst dichter Efeu; die Schloßlandschaft bietet wunderliche Märchenstimmungen.

Und wie betätigen sich nun eigentlich die Leiter des Ganzen, Dr. Müller und Dr. Lhotzky? Ich habe den Eindruck, daß sie mit Bewußtsein zurücktreten. Sie wünschen mit Recht, die freie Entfaltung nicht zu beeinträchtigen und dem organischen Wachsen nicht

zuvorzukommen. Zweimal wöchentlich, früh zehn Uhr, spricht Dr. Lhotzky in seiner deutungsreichen Weise über irgend einen Bibeltext, den er den Zuhörern menschlich nahe bringt. Und ziemlich regelmäßig nachmittags 4 Uhr veranstaltet Dr. Müller eine „Unterhaltungsstunde", eine Stunde behaglicher und zwangloser Aussprache. Gestern z. B. wurde über das Thema gesprochen: „Ist eine Freundschaft zwischen Mann und Frau möglich?" Die Art, wie er diese tiefe und zart anzufassende Frage gesund und sachlich klarlegte, schwang lebhaft in den Anwesenden nach und klang noch durch manches Gespräch des Abends. Wer Lust hat, beteiligt sich an der Erörterung, macht Einwände, gibt Ergänzungen — kurz, das Prinzip Müllers ist auch hier: zwanglose Entfaltung! Und wer vollends gar nicht teilnehmen will, der hat Raum und Freiheit genug, im stundenweiten „Hain", der ganz nahe ist, oder im Bad Kissingen, das sich bequem erreichen läßt, oder wo er sonst sein mag, seiner eigenen Beschaulichkeit nachzugehen.

Die Erwägung, aus der diese Stätte entstanden ist — das hat man längst aus dem Ton dieser Mitteilungen herausgespürt — hat meinen warmen Beifall. Diese Burg der Erholung könnte, sozusagen ungewollt und unausgesprochen, eine Bildungsanstalt werden, und wäre als solche reifenden jüngeren Menschen beiderlei Geschlechts ebenso zu empfehlen, wie gereiften und beruhigten älteren Persönlichkeiten, falls nur die oben angedeutete Grundlage einigermaßen vorhanden ist. Eine Bildungsanstalt nicht für irgend ein Fach, sondern für Menschen; nicht für irgend eine Wissenschaft, sondern für Weisheit. Es sind hier Kaufmann, Regierungsrat, Offizier, Oberstabsarzt, Lehrerin, junge Mädchen – kurz, allerlei Menschenklassen sind hier vertreten. Aber in ihrem Grundempfinden sind alle eins. Man ist hier in reizender Landschaft unter Menschen — das ist das Eigenartige und wahrhaft wohltuende im Schloß Mainberg.

Schloß Mainberg.

(Die Lehrerin in Schule und Haus, hrsg. v. Frau Loeper Housselle, XX Nr. 3.)

Die lieben Kolleginnen, welche Abonnentinnen der „Blätter zur Pflege persönlichen Lebens" sind, werden vielleicht mit Spannung erwarten, Näheres über Schloß Mainberg zu erfahren, besonders ob der Versuch der Gründung einer Freistatt persönlichen Lebens, die Herr Dr. Johannes Müller dort beabsichtigte, als gelungen zu

betrachten ist. Diese Frage kann vielleicht nur Herr Dr. Müller selbst beantworten; ich will mich begnügen, einiges von dem zu berichten, was während eines sechswöchentlichen Aufenthaltes mein freudiges Interesse erregte, was mir neu und wertvoll erschien. — Wer jemals erfahren hat, wie schwer unsere gesellschaftlichen Sitten es machen, an den „Menschen" heranzukommen, wird erfreut wahrnehmen, wie in Mainberg eine größere Anzahl Gäste verschiedenster Altersstufen und Lebensstellung sich frei und natürlich bewegen und miteinander auf Grund gegenseitigen Respektes ohne überflüssiges Zeremoniell bald in fröhlich harmloser Weise, bald ernst vertraulich verkehren. Manche Äußerung freudigen Erstaunens zeugte davon, daß auch andere die Besonderheit des Verkehrs angenehm empfanden. Es schien, als ob die Gäste es Herrn Dr. Johannes Müller ablernten, sich am Mitmenschen zu freuen; die unangenehmen „Zwischenwände" wurden auffallend schnell und leicht beiseite geschoben. Das Bewußtsein, daß jeder Gast auf Schloß Mainberg ein „suchender Mensch" sei, ließ das Gefühl innerer Gemeinschaft unwillkürlich entstehen und veranlaßte, daß alle von der ersten Stunde des Begegnens an in offenem Entgegenkommen dem Weggenossen die Hand reichten und das Herz nicht ängstlich verschlossen hielten. So lernte man dort in wenigen Tagen mehr wertvolle Menschen kennen, als wohl sonst in langen Jahren. „Hier lernt man doch junge Damen wirklich kennen", äußerte ein junger Mann zu mir. Ich glaube, die jungen Leute empfanden den unbefangenen Verkehr mit dem anderen Geschlechte als besonders anregend und wohltuend; die älteren Gäste hatten reiche Gelegenheit, sich an einer kraftvoll ins Leben strebenden Jugend zu erfreuen und bei ihr, sowie bei einander neue Anregung, frischen Mut, fröhliches Hoffen für die Zukunft zu schöpfen. Ich habe kaum vordem die reine Freude am Mitmenschen im allgemeinen in dem Grade kennen gelernt. Es war beglückend zu erleben, wie die großen Gedanken, die dort angeregt wurden, in den Seelen weiterschwangen und dem Gedankenaustausch ein so hohes Gepräge verliehen, daß dadurch auch die Stunden heiteren Spieles und übermütiger Neckereien beeinflußt zu werden schienen, denn niemals sah ich in Mainberg im Verkehr zwischen Männern und Frauen — auch den jüngsten — etwas, das auch nur im entferntesten den Gedanken an Gefallsucht erweckte.

Da die Grundlagen dieses eigenartigen Lebens nicht von den Gästen, sondern den beiden Hausherren Dr. Müller und Dr. Lhotzky — den Brennpunkten, um die sich das Leben in Mainberg bewegt — geschaffen worden sind, so steht zu erwarten, daß es sich immer

reiner und erfreulicher entwickeln wird. Soeben erhalte ich sogar die Versicherung, daß in diesem Jahr nur Generalprobe war, und daß alles im Jahre 1904 noch viel besser werden müsse. Die Beruhigung mag jeder Gast von vornherein haben: Menschen, die dem Mainberger Geiste fremd gegenüberstehen, fühlen sich bald sehr ungemütlich und verschwinden schnell und spurlos. Ich möchte jedem Besucher raten, ehe er dorthin geht, sich nicht etwa schöngeistig heraus zu staffieren, sondern sich soviel wie möglich selbst zu vergessen und sich recht unbefangen ohne Voreingenommenheit den Eindrücken hinzugeben, die dort auf ihn wirken wollen. Vielleicht werden alsdann viele bei der Heimkehr die angenehme Erfahrung machen, daß das Alltagsgewand ihrer Seele ein überraschend sonntägliches Aussehen angenommen hat; und wir wissen doch alle, was solch ein Festgewand für einen wunderbar verschönenden Glanz über alles, was uns umgibt, ausstrahlt.

Nun höre ich aber im Geiste ungeduldige Fragen auf mich eindringen nach den Hausherren von Mainberg und ihrem Verkehr mit den Gästen. Ich deutete schon an, daß sie in Wahrheit die Seele des Ganzen sind, und ohne jedes „Ach" dürfen wir uns freuen, daß zwei Seelen in Mainberg wohnen. Sehr verschieden nach Art und Wesen und doch keine sich ausschließenden Gegensätze bildend. Im Gegenteil, so verkehren nur Menschen miteinander, die sich einer des andern völlig sicher sind, bei denen ein Mißverstehen ausgeschlossen ist. Und wie glücklich ergänzen sich diese beiden Männer! Es gibt Leute, die sich streiten, wer von ihnen der wertvollere Charakter sei. — Wie töricht von ihnen! sie bringen sich um einen großen Segen. Ich mußte den beiden gegenüber immer an den bekannten Ausspruch Goethes denken, durch den er die über seinen und Schillers Wert Streitenden zum Schweigen brachte.

Wenn meine Gedanken sich den zwei Männern zuwenden, wird alles in mir still, und alle Zugänge der Seele öffnen sich, um so viel und so tief wie möglich aufzunehmen. Ich möchte mich geistig entleeren, um den Eindruck ihres Wesens ganz rein und ungebrochen zu empfangen und unverlierbar zu bewahren. Daheim, fern von Mainberg will ich dann versuchen, mit meinen erworbenen Schätzen mein Leben zu bereichern und seinen Wert zu erhöhen.

Natürlich bilden die Stunden, welche Schloß Mainbergs Bewohner um die Hausherren vereinen, die Höhepunkte des dortigen Lebens. Herr Dr. Lhotzky erzählt zweimal wöchentlich eine biblische Geschichte. Wer's nicht gehört hat, kann sich keinen Begriff davon machen, wer's aber hörte, dem wird's Erlebnis, das er nicht vergessen kann.

An drei Tagen der Woche versammelt Herr Dr. Müller seine Gäste und läßt sie an seinen Gedanken über bedeutsame, jeden „lebenden“ Menschen tief bewegende Fragen teilnehmen. Die Herrn Dr. Müllers Vorträge kennen, wissen, was er damit seinen Gästen bietet, es andern schildern zu wollen, ist vergebliche Mühe. Jeder Anwesende ist am Schlusse freundlich aufgefordert, seine Ansicht oder Erfahrung zu dem Gesagten zu äußern. Noch lange aber finden diese Gespräche den lebhaftesten Widerhall in den Unterhaltungen der Gäste, oder treiben auch die einzelnen in die schattigen Gänge des schönen Parkes zur beschaulichen Überlegung und innerlichen Verarbeitung des Gehörten. Bis dann das herrliche Glücksgefühl, das alle Mainberger zu beseelen scheint, wieder die Oberhand gewinnt und sich in heiteren Scherzen und fröhlichen Laufspielen, an denen sich alt und jung beteiligt, Luft macht. — „Das klingt wie ein schönes Märchen, aber wie eins, das zu hören einen froher und besser macht“, sagte neulich ein liebes, junges Menschenkind zu mir. Dieses Märchen ist aber lebensvolle Wahrheit und spielt sich auf einem Schauplatze ab, der von dem ganzen Zauber mittelalterlicher Romantik durchweht wird. In einer Umgebung voll köstlicher landschaftlicher Reize erhebt sich seit 8—900 Jahren Schloß Mainberg an dem hohen nördlichen Ufer des Mains unweit Schweinfurt.

Mit liebevollem, feinstem künstlerischen Verständnis ist hier ein Heim bereitet, dessen Schöpfung der große Hans Thoma eine künstlerische Tat genannt hat. Auge und Herz werden nicht müde, die wundervolle Harmonie dieser Räume zu genießen. Wie alles in Mainberg einen besonders reizvollen, eigenartigen Charakter trägt, so auch die Bedienung: liebe, junge Damen aus der besten Gesellschaft wirken mit Besen und Wischtuch in wohltuend geräuschloser Weise, ihre junge Kraft freudig in den Dienst dieser großen Sache stellend und an ihrem Teil zum Gelingen derselben beitragend. Und wenn der Abend über die Zinnen und hohen Giebel von Schloß Mainberg herabsinkt, dann scharen sich die guten Hausgeister um Herrn Dr. Lhotzky, und die altersgraueu Mauern hallen wieder von den Tönen unserer lieben ernsten und heiteren Volkslieder. So flutet das Leben in Schloß Mainberg, und wer es versteht, pflückt wohl noch auf Nebenpfaden hie und da eine liebliche Blume, deren Duft ihm vielleicht zur teuersten Erinnerung wird. Keinen aber sah ich scheiden, der nicht „fröhlich seine Straße zog“ und aus vollem Herzen ein helles „Auf Wiedersehen im nächsten Jahre!“ rief.

X.

Druck von Hartmann & Wolf in Leipzig.





